Pro domo.

Reden und Aufsätze

von

Dr. Oskar Jäger,
Direktor des Königl. Friedrich-Wilhelms-Gymnasiums zu Köln.

Berlin.
Verlag von Oswald Seehagen.
1894.

Vorwort.

Das Haus, in dessen Vertretung und Verteidigung die hier gesammelten Reden und Aufsätze entstanden sind, ist das humanistische Gymnasium, dem ich seit 40 Jahren diene. Es hat sich für mich gefügt, daß ich bei den Anfechtungen, welche dieses gute alte vaterländische Haus in diesen letzten Jahrzehnten erfahren hat, auch einige Male zur Waffe habe greifen müssen und da ich dabei den Gegnern, sowie denen, welche stets bereit sind, Kompromisse zu schließen, um wieder auf einige Jahre Ruhe zu haben, zuweilen unbequem geworden bin, so war es, um die Widerlegung zu vereinfachen, das nächstliegende, mich und meinesgleichen als Stockphilologen zu bezeichnen, welche ihre Zeit oder den Zeitgeist oder wie man das Irrlicht sonst bezeichnen mag, nicht verstehen.

Ich möchte das nicht auf mir sitzen lassen, weil es nicht wahr ist. Indes würde dieser persönliche Wunsch, durch Berufung auf Kundgebungen aus meiner langen Praxis an der Spitze eines großen und eigenartigen Gymnasiums den Beweis zu führen, daß ich, einer von den vielen die man als Stockphilologen bezeichnet, das philologische Lehramt und die gymnasiale Erziehung stets in ihrem Zusammenhang mit den Aufgaben unserer Nation in diesem unserem 19. Jahrhundert aufgefaßt habe, mich nicht berechtigt und nicht bestimmt haben, mit einer solchen Sammlung mich vorzudrängen, wenn ich nicht hätte denken dürfen, daß es für manche namentlich jüngere Fachgenossen ein pädagogisches und für Freunde der Schule im weiteren Sinn ein gewisses historisches Interesse hat, bedeutungsvolle Zeitereignisse in ihrem Widerschein und ihren Wirkungen auf das Leben eines großen Gymnasiums sich zu vergegenwärtigen. Demgemäß habe ich den ersten Teil „Schule und Vaterland“ aus Reden

zusammengestellt, die bei wichtigen Anlässen in dem Zeitraum von 1859—1888 gehalten worden sind.

Der zweite Abschnitt enthält einige Aufsätze und Vorträge meist historisch-philologischen Charakters, von denen ich, nachdem ich sie noch einmal durchgearbeitet, annehme, daß sie den einen und andern Gedanken enthalten, der weiterer wissenschaftlicher Erwägung nicht unwert ist. Einige größere Arbeiten geschichtlicher Darstellung, die ich veröffentlicht habe, haben das Glück gehabt, auf weite Kreise zu wirken: ich wünschte mit diesen in Programmen und sonst zerstreut erschienenen Aufsätzen den Beweis zu erbringen, daß gerade die Thätigkeit des Gymnasiallehrers auch den Trieb der Einzelforschung und dadurch den wissenschaftlichen Sinn frisch erhält.

Der dritte Teil, pädagogische Gelegenheitsreden, wird den Titel des Buches am einfachsten rechtfertigen. Diese gelegentlichen Reden und Aufsätze geben Anschauungen wieder, welche zugleich, ich darf wohl sagen, die der ungeheuren Mehrheit der deutschen Gymnasiallehrer sind, wenngleich es einige nicht für opportun halten, sie jetzt auszusprechen oder besonders nachdrücklich zu betonen. Der Ansicht bin ich nicht: es scheint mir vielmehr eine ernste Pflicht derer, welche wie ich in unserem humanistischen Gymnasium und der durch dasselbe erstrebten und vermittelten gründlichen historischen Bildung ein großes nationales Besitztum sehen, zu sein, eben jetzt, wo ihm in dem größten deutschen Staate der Boden in so empfindlicher Weise geschmälert worden ist, zu diesem Glauben mit allem Nachdruck sich zu bekennen.

Köln, Oktober 1893.

O. Jäger.

Inhaltsverzeichnis.

I. Schule und Vaterland.

II. Abhandlungen und Vorträge.

III. Pädagogische Gelegenheitsreden.

Druckfehler.

S. 65, Zeile 16 v. u. ist das Wort „nicht“ zu streichen.

I.

Schule und Vaterland.

1. Zu Schillers Gedächtnis.

(Wetzlar, 10. November 1859.)

a) Im Gymnasium.

Es ist kein gewöhnlicher Moment im Leben unserer Nation, geehrte Festgenossen, den wir in der gegenwärtigen Stunde mit durchleben. Während wir sprechen, verkünden festliche Klänge jeder Art dem gesamten deutschen Volke, daß heute vor 100 Jahren der Nation ein großer Dichter geschenkt ward: und mit einer seltenen Einmütigkeit, mit einer Bewußtheit ohnegleichen sehen wir diesen Erinnerungstag gefeiert von einem Ende des Vaterlandes zum andern, ja von einem Ende der Erde zum andern, wo immer die Sprache gesprochen wird, die kein anderer so zum Herzen redend, so kräftig, so schöpferisch gehandhabt hat, wie der gefeierte Mann dieses Tages. Woher diese Einmütigkeit in unserem gespaltenen Volke? Woher dieses plötzliche Sichbegegnen der Millionen, die dem mütterlichen Boden der deutschen Erde längst Lebewohl gesagt haben, und derer, welche auf diesem Boden durch zahllose Gegensätze des Standes und der Interessen, der Religion, der Partei, der Stammesverschiedenheit getrennt sind? Wohl ist es eine alltägliche Erscheinung, daß die Menge zuläuft, wo es etwas Neues zu sehen und zu hören gibt: mag auch an diesem Feste die Schaulust der Menge sich ihr Teil nehmen, aber geschaffen hat sie es nicht: zu ernst und zu geistig ist sein Charakter, zu allgemein seine Verbreitung, als daß wir es verwechseln dürften mit den herkömmlichen Feiertagen, an denen die Menschen ihre Übersättigung mit dem Gewöhnlichen und Alltäglichen mehr sich selbst zur Freude, als den Gefeierten zu Ehren mit einer gemachten Begeisterung oder rasch vorübergehenden Aufregung zu vertauschen pflegen. Diese Feier hat einen tieferen und ernsteren Grund. Irre ich nicht, so ist sie einem Gefühle entsprungen, das bewußter oder unbewußter alle durchdringt, und von dem wir uns am heutigen Tage wohl klarer als gewöhnlich Rechenschaft geben dürfen, — dem Gefühle, daß die echte Dichtung in einem tiefen Zusammenhange steht mit dem Leben, mit dem Gange unserer sittlichen Erziehung und Vollendung und daß dieser Zusammenhang zwischen Dichtung und Leben, wie er in keiner anderen Dichterpersönlichkeit auf eine so ergreifende und erhebende Weise zu Tage tritt als bei Schiller, so auch nirgends so warm und so tief empfunden wird, als in der Kraft, welche seit drei Menschenaltern aus diesen Dichtungen in das Leben der einzelnen und der Nation im ganzen übergeströmt ist.

Was Goethe von der Bedeutung seines großen Freundes für die deutsche Bühne gesagt hat:

> „er wendete die Blüte höchsten Strebens,
> das Leben selbst an dieses Bild des Lebens"

enthält die volle und ganze Wahrheit. Es ist kein Zufall, daß Schiller, der uns in seinen Dramen den erschütternden Wechsel hohen Fluges und tiefen Falles, den Menschen im Kampf mit den feindseligen Mächten des Lebens, die wir mit dem Ausdruck uralter Vergangenheit Schicksal nennen, mit so ergreifender Gewalt darstellt, mehr als ein andrer die Macht des Tragischen in seinem eigenen Leben erfahren hat. Goethe hat diese Macht des Tragischen nie an sich erfahren: von Natur und Glück begünstigt, floß ihm das Leben im schönen Wechsel der Bilder und Stimmungen dahin, die er in plastischer Wahrheit, in ruhiger Vollendung aus sich herausstellte. Was die Welt an Freuden bietet, was Freundschaft, Liebe, bewundernde Verehrung von Herrschern und Nationen Schönes darreichen kann, strömte ihm, dem Lieblinge der Götter, wie von selber zu: was ihn innerlich bedrängte, davon befreite er sich, indem er es in eine Dichtung, in ein Kunstwerk verwandelte: aber Schillers Leben war von Anfang zu Ende eine hohe Tragödie — in welcher der Held im heroischen Kampfe mit den feindseligen Mächten des Lebens an der Hand seiner Kunst sich innerlich läutert, von Stufe zu Stufe der Vollendung sich nähert, bis ihn in der Blüte des Strebens jenes frühzeitige Todeslos trifft, dessen Bitterkeit noch jetzt nach einem halben Jahrhundert von allen empfunden wird, als wäre es gestern, als wäre es heute gefallen.

Der erste Akt dieser Tragödie von Schillers Leben zeigt uns diesen Riesengeist im Kampfe mit den ehernen Banden, in welchen das Genie von dem despotischen Fürsten gehalten wurde, der Schubart in den Kerker warf und Schiller in seiner Karlsschule den Weg zu nehmen nötigen wollte, den er, der Landesherr, der über den Geist seiner Landeskinder wie über ihr Geld und ihr Blut nach den kümmerlichen Interessen des Despotismus oder den sehr beschränkten Gesichtspunkten, nach denen er wohlzuthun die Absicht hatte, verfügen wollte, ihm vorzuzeichnen für gut fand. So, unter diesem Druck entstanden, sind seine ersten Werke der Notschrei einer gewaltigen Natur nach Freiheit und tragen in dem Überschwung der sich selbst nie genugthuenden Sprache, in der gärenden Tiefe der Gedanken, in ihren Schönheiten, wie in ihren gewaltigen Fehlern den Stempel ihrer Verwandtschaft mit der revolutionären Zeit, der sie entsprungen sind. Eine heroische That, die Flucht aus Stuttgart, setzt jener unerträglichen Knechtschaft ein Ziel: ohne andere Mittel, als die seines Genies, wagt Schiller, nur von seiner Kunst begleitet, auf der eigenen

männlichen Kraft zu stehen: ein Entschluß, dessen Heroismus nur würdigen kann, wer den Boden kennt, auf dem er gereift ist. Und nun beginnt der zweite Akt dieses schmerzenreichen Dichterlebens — der Kampf mit der äußeren Not, wie jener erste ein Kampf gegen die peinigende Gewalt enger und dumpfer Verhältnisse war. Der Mann, dem wir heute Kränze winden, zu dessen Verherrlichung überall die freigebige Begeisterung ihre Schätze öffnet, hatte kaum wo er sein Haupt niederlegen konnte; wir sehen ihn ohne Ruhe und Behagen seine Hütte abbrechen und wieder aufschlagen, von Stadt zu Stadt wandern, von denen keine ihm eine allzulange Rast, keine ihm eine sorgenfreie Existenz zu bieten hat. Freilich blühte ihm eben auf diesem Wege voll Dornen und Steinen das Glück edler Freundschaft, echter Liebe auf, aber Jahre vergingen, bis er endlich zu Jena den Ruheort fand, wo er den häuslichen Herd, nach dessen Frieden er sich sehnte, sich erbauen durfte.

Und eben während dieses Ringens nach einer gesicherten Existenz vollendet sich in ihm die innere Läuterung seines Wesens, und mitten unter drückenden äußeren Verhältnissen gab er sich den ernstesten philosophischen und historischen Studien hin, zu denen wir andern eine ungestörte Ruhe und eine sorgenfreie äußere Existenz für unerläßlich erachten. Die Sorgen um das äußere Leben verbitterten den Mann nicht, in welchem ein klarer Verstand, ein energischer Wille und eine genügsame Natur stets über die bloßen Gemütsaffektionen und Launen den Sieg gewannen. In eben jenen Tagen ist ihm der tiefe Zusammenhang klar geworden zwischen der ästhetischen und der moralischen Erziehung des Menschen, und wie er selbst im Umgang mit der Kunst das Menschliche immer vollkommener in sich gestaltete, so hat er in den Schriften, welche diese Periode der Selbstvertiefung seines Genies bezeichnen, gezeigt, daß das Gute und das Schöne nicht getrennt sich gegenüberstehen, daß die Kunst nicht ein eitles Genießen, nicht bloß ein den Sinnen schmeichelnder Schein, sondern daß sie notwendig der Widerschein des Guten, daß sie ein in ihrem tiefsten Grunde Sittliches ist. Wie ihm die Schaubühne eine moralische Anstalt war, so fühlte er sich und seine Muse den höchsten und heiligsten Zwecken geweiht; in den labyrinthischen Gängen der Geschichte erkannte sein philosophisch geläuterter Geist den geraden Weg unermüdlichen Fortschreitens, der durch diese Labyrinthe die Menschheit immer höheren Zielen zuführt; mit Vorliebe aber wandte auch hier sein Griffel sich den echt tragischen Partieen der Geschichte zu, wo der nach Freiheit und Licht ringende Geist der Völker mit den kleinen Interessen des Despotismus zusammenstößt und die Idee ihre Siege feiert, auch wo der einzelne unterliegen muß.

Jetzt erst nach einem Jahrzehnt ernstester Gedankenarbeit sehen wir Schiller geläuterten und geklärten Geistes seinem eigentlichen

Berufe, der Dichtung, wiedergegeben. Ein häusliches Glück war ihm aufgeblüht; seine äußere Lage enthob ihn seitdem wenigstens der drückendsten Sorgen; er hatte mit Goethe jenen für unsere Litteratur so bedeutungs- und ruhmvollen Freundschaftsbund geschlossen, der unserem Volke die reichsten Früchte getragen hat, und ein unsterbliches Werk nach dem andern entquoll dem schaffenden Geist des Dichters, der die Irrtümer seiner Jugend von sich geworfen hatte und die gereiften und geläuterten Gedanken in immer vollendeterer Form zu Tage förderte. Allein während ein Meisterwerk nach dem andern den Ruhm des Dichters erhöhte und eine neue Welt der Ideen in der Nation erweckte, während die größte deutsche Tragödie, der Wallenstein, sich ans Licht rang und der Tell dem Ringen der Völker nach Freiheit ein unsterbliches und prophetisches Denkmal setzte, während der unermüdliche Geist des Dichters über neuen und neuen Stoffen brütete, welche unserem Volk noch eine Reihe dramatischer Kunstwerke schaffen sollten, um die uns die Völker der Erde beneidet hätten: breiteten sich schon die Schatten des Todes über dieses gewaltig und immer gewaltiger vorwärts und aufwärts dringende Schaffen, und wir sind in das letzte Stadium dieser Lebenstragödie getreten. In der Blüte seines Ruhmes, in der Fülle häuslichen Glückes, auf der höchsten Stufe schaffender Thätigkeit unterlag der schwache Körper den Anstrengungen, welche der mächtig ringende Geist ihm zumutete, und am 9. Mai 1805 schloß sich das große Drama seines Lebens, das so durch sein Ende wie durch seinen Gehalt den erhebenden Eindruck einer Tragödie machte.

Aber wenn der Zusammenhang der echten Dichtung mit der sittlichen Erziehung des Menschen sich so erhebend in dem Leben des großen Dichters, den wir heute feiern, ausspricht, so liegt er doch nicht minder klar ausgesprochen in der Kraft, welche aus diesen Dichtungen ausgeströmt ist auf das nationale Leben in seinen verschiedensten Kreisen, und wohl ziemt es, uns auch davon Rechenschaft abzulegen an dem heutigen Tage. Die Nation hätte kein Recht auf eine Feier wie die heutige, wenn sie nicht mit dem geistigen Kapital gewuchert hätte, das die Vorsehung ihr in diesem Dichter schenkte. Und ich wende mich an die Männer, welche unsere bescheidene Feier hierhergeführt hat und von denen einige die übeln Tage der Fremdherrschaft und die großen Tage der Erhebung des deutschen Volkes mit gesehen haben: mögen sie sich und uns Zeugnis ablegen von der tröstenden Kraft, welche Schillers Dichtungen in den üblen Tagen, wo die Fremdlinge herrschten, ausgeströmt haben, als man in dem großen Schicksalsgedichte vom Sturze Wallensteins den tieferen Sturz des großen Kriegsfürsten prophetisch vorgezeichnet fand, der, wie Wallenstein, „des Lagers Abgott und der Länder Geißel", unsere Nation mit ehernen Ruten schlug; mögen sie Zeugnis ablegen von der be-

geisternden Kraft, mit welcher das große Freiheitsgedicht, der Tell, jenes „Seid einig, einig, einig“ — jenes

„ans Vaterland, ans teure, schließ' dich an,
Das halte fest mit deinem ganzen Herzen,
Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft“ —

jenes

„unser ist durch tausendjährigen Besitz der Boden
Und der fremde Herrenknecht soll kommen und uns Ketten schmieden,
Und Schmach anthun auf unsrer eignen Erde?“

auf die Männer und Jünglinge gewirkt hat, denen in den großen Tagen von 1813 zu siegen oder zu sterben vergönnt war. Uns Jüngeren ist ein anderes Los gefallen; aber der tröstenden und begeisternden Kraft dieser Dichtungen dürfen auch wir uns rühmen. Wir haben sie erfahren in den Kämpfen, die das Leben keinem erspart; wir finden in Schillers Dichtungen die Ideale für unser männliches Wirken in der vollen Kraft der Wahrheit ausgesprochen; und vor allem haben wir ihre Kraft erfahren in dem an schmerzlichen Enttäuschungen, an vergeblichen Versuchen so reichen Kampfe und Ringen der deutschen Nation nach politischer Freiheit und staatlicher Einheit, in dessen Zeiten unser Leben gefallen ist. Schiller hat von dieser Wiederkehr einer Zeit deutscher Größe nur von den Höhen seiner Dichtung herab unbewußt als ein Seher geweissagt; auch wir werden vielleicht sterben, ehe wir auch nur die Grundmauern dieses Baues sich erheben sehen: aber den einen Grundstein, der schon gelegt ist, die nationale Gesinnung, die sich heute vor dem Bilde des Dichters wärmer und inniger als je zuvor ausspricht — diese geloben wir zu bewahren und unverfälscht dem kommenden Geschlechte zu überliefern.

Ich wende mich an die Frauen, welche es nicht verschmäht haben, heute in unserer Mitte zu erscheinen. Mögen sie, denen Schillers Muse mit inniger Verehrung huldigte, heute Zeugnis ablegen von der verschönernden und veredelnden Kraft, welche aus diesen Dichtungen ausgeströmt ist auf das häusliche Leben, auf das gesellige Leben, auf alle jene Gebiete, in denen die Frauen einheimisch und gesetzgebend sind. Wir dürfen es rühmen, daß diese Dichtungen, wenn irgend wem, so besonders den deutschen Frauen zugute gekommen sind. Wenn den Frauen der schöne Beruf ward, das Gewöhnliche durch Anmut zu verschönern, den geselligen Verkehr vor Roheit und plumper Anmaßung zu schützen, und in dem Hause, wo sie herrschen, das Schöne, das dem häuslichen Leben aus den Quellen der Religion, der Kunst, der Sitte zuströmt, in erster Reihe zu pflegen: wen dürften sie wohl mit größerem Rechte den ihrigen nennen, als den Dichter, der wie kein anderer in Dichtung und Leben den Frauen jene männliche und zarte Verehrung zollte, welche der höchste Tribut ist, den der Mann der Frau entgegenbringen kann, und dessen sittliche Feinheit

und Reinheit Goethe mit jenen hohen Worten charakterisierte, welche zu jeder Zeit auch der echten Frauen Lob- und Wahlspruch sein sollen:

> Daß hinter ihm in wesenlosem Scheine
> Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine.

Ich wende mich endlich an euch, meine jungen Freunde, die ihr mit dieser eurer Feier Zeugnis ablegen wollt, daß auch hier das Andenken des Dichters heilig gehalten wird, den man im echtesten Sinn einen Dichter der Jugend zu nennen das Recht hat. Nicht deswegen nennt man ihn so, weil der feurige Schwung seiner Rede die Jugend, die noch nicht vom Lärm des Marktes abgestumpft ist, am leichtesten dahinträgt, sondern deswegen, weil er sich die Richtung nach dem Idealen, welche der Schmuck der Jugend ist, — weil er sich die volle Liebe zum Wahren und den vollen Haß der Lüge ungebrochen ein Mannesleben durch bewahrt hat. Euch ist das Leben noch nicht nahegetreten mit seinen Kämpfen und Niederlagen, seinen geknickten Freuden, seinen getäuschten Hoffnungen: ihr wißt es noch nicht, wie schwer es ist, selbst der lebhaftest erfaßten Überzeugung, selbst dem glühendst verehrten Ideale treu zu bleiben in den Stürmen und in den niedrigen Versuchungen des Lebens: — aber darum hat die Jugend dennoch recht und diese Ideale, Freundschaft, Vaterland, aufopfernde Pflichttreue sind nicht bloß Schein und Name, sondern wirkliche und höchste Güter. Auch euch wird die elende Weisheit des Tages versuchend nahetreten, welcher nur, was sie mit Händen greifen kann, gewiß ist, und nur, was der Augenblick erschafft und genießt, Wert hat. Aber wer sich einmal mit dem wahrhaftigen Sinn der Jugend in diese Dichtung versenkt hat, der ist vor dem Versinken in den Sumpf jener seichten und trüben Weltanschauung gesichert. Denn ist nicht dieser ideale Sinn, der nicht nach dem Hohen, sondern nach dem Höchsten strebt, eben das, was aus den Werken und mehr noch aus dem Leben Schillers am ergreifendsten zu uns spricht?

Werfen wir noch einmal, ehe wir scheiden, einen Blick auf dieses Dichterleben — dieser Mann hat jeden Kampf des Lebens gekämpft, jede Not des Lebens erlitten — despotischen Druck, verächtlichen Neid und gemeine Verleumdung, Sorge um das tägliche Brot, getäuschte Hoffnungen jeder Art, hoffnungslose Krankheit — und dennoch wandelt er, ein echter Dichter, stets auf der Menschheit Höhen, und kein feiges Verleugnen des Wahren, kein zages Unterhandeln mit dem Gemeinen hat diese hohe Stirn jemals entehrt. Es muß also doch etwas sein um das Ideale, nicht bloß in der Dichtung, sondern im Leben: es muß ein Glaube sein, für den sich wagen und leiden läßt. Dieser Glaube an die siegreiche Kraft des Idealen — er ist es, den Schiller als das teuerste Vermächtnis seinem Volke hinterlassen hat, der aus dem Leben und aus den Werken Schillers uns entgegenleuchtet;

möge er uns, möge er der Nation immer in ungeschwächter Kraft erhalten bleiben als das edelste Geschenk, mit dem die Vorsehung an dem Tage, den wir feiern, diesen Dichter und durch ihn die Nation begaben wollte.

---

b) Auf dem Marktplatz.

Indem wir im Begriffe stehen, dem großen Geiste, der heute vor hundert Jahren unserem Volke geschenkt ward, den Tribut unserer Huldigung darzubringen und auch unseren bescheidenen Kranz den tausenden von Kränzen zuzulegen, die die dankbare Nation ihm heute windet, wird es nicht langer Worte bedürfen, um die Stimmung in uns wachzurufen, welche einem solchen Feste gebührt. Denn wer von uns vermöchte sich dem Wehen des Geistes zu verschließen, der heute durch das gesamte deutsche Volk geht, und was sonst in tausend Gegensätzen auseinanderklafft, in einmütiger Liebe und dankbarer Verehrung eines großen, guten, edlen Mannes zusammenbindet? Meine Herren, erinnern wir uns heute an alles das, was Friedrich Schiller uns im häuslichen Kreise, im geselligen Leben, beim stillen Betrachten seiner Schöpfungen gewesen ist: aber erinnern wir uns heute und hier an dieser Stelle vor allen Dingen daran, was Schiller uns als deutschen Männern und als deutschen Bürgern gewesen ist — was er der Entwickelung der nationalen Einheit und der politischen Freiheit in unserem Vaterlande gewesen ist.

Sind nicht diese Dichtungen vor allem ein Besitztum der ganzen Nation, aus welchen ein und derselbe Geist ausströmt in Millionen deutscher Herzen, im Norden und Süden, im Osten wie im Westen unseres Vaterlandes? Und ist dieser Geist nicht der Geist einer echten, maßvollen und männlichen Freiheit, wie sie den deutschen Bürger wie den deutschen König ziert? Ja, meine Herren, jetzt, wo unter den Auspizien eines hochherzigen Regenten Preußen die Fahne dieser maßvollen und männlichen Freiheit den deutschen Stämmen voranträgt — jetzt, wo unter diesen Stämmen von neuem der Drang und das Gefühl der Zusammengehörigkeit und Einheit erwacht ist — jetzt feiert die Muse Schillers mit Recht einen Ehrentag.

Als im Jahre 1813 Preußen mit seiner deutschen Erhebung voranging, da lag Schiller bereits in seinem Grabe. Aber sein Geist, seine Dichtung war unter den Tausenden lebendig, die damals die blutigen Schlachten des Vaterlandes schlugen: möge sein Geist, möge seine Dichtung auch unter uns lebendig sein bei dem unblutigeren, aber nicht ruhmloseren noch müheloseren Ringen des deutschen Volks, das ihm seine Einheit und seinen Gliedern allen den alten Stolz

des deutschen Mannes, die bürgerliche Freiheit, wiederschaffen soll. Lassen Sie uns in diesem Sinne immer ein Lebehoch ausbringen dem großen Toten: möge der männliche und edle Geist dieses Dichters und seiner Werke uns nahe sein in den Kämpfen auch dieser Tage, wie er es in den Tagen unserer Väter war — in diesem Sinne lassen Sie uns dieses Fest begehen, in diesem Sinne rufen Sie mit mir dem Andenken des Dichters, der Freiheit und des Geistes das Lebehoch!

2. Zur Feier des 17. März 1813.

(Moers, 17. März 1863.)

Verehrte Versammelte! Wenn ein griechischer Redner der Zeit Alexanders des Großen beim Rückblick auf die größte Revolution, von der die Geschichte des Altertums meldet, und die in wenigen Jahrzehnten sich vollzogen hatte, den Ausspruch thut, daß er und seine Zeitgenossen in wenigen Jahren viele Menschenleben gelebt hätten: so waren die Zeugen der Ereignisse, deren Gehalt uns der heutige Tag vor die Seele drängt, noch viel mehr zu einem solchen Ausruf berechtigt. Wer im Jahre 1789 in die Reife der Jugend trat, und von dem zwei Jahrzehnte hindurch aufgehobenen Schwerte verschont wurde, der erlebte in dem kurzen Zeitraum von 20 Jahren Ereignisse und Katastrophen, welche sonst ausreichen, der Geschichte von Jahrhunderten Interesse zu verleihen. Er sah im Jahr 1792 den ältesten Thron der Christenheit in den Staub stürzen und die tausendjährige Lebensordnung eines großen Reiches in den blutigen Wellen einer furchtbaren Revolution versinken: er sah aus diesen selben trüben Fluten nach einigen Jahren der Ermattung und unklaren Gärung einen Mann sich erheben, der eben erst aus dem Dunkel aufgetaucht bald alle andern Geschöpfe und Schöpfungen der Zeit überragte und fast ehe er selbst sich dessen versah an den Stufen des geweihten Raumes angelangt war, wo der alte Thron der Bourbonen gestanden hatte. Jene unsichtbare Schranke, welche den gewöhnlichen Sterblichen von diesem geweihten Raum des Königtums zurückhält, hemmte ihn nicht. Nachdem er kraft eigenen Rechts den Thron bestiegen, faßt er die wilden Kräfte des revolutionären Frankreichs, die seine Faust bändigt und sein Geist lenkt, zusammen und wendet sie nach außen: alsbald sieht man den ganzen Weltteil in Schwanken und Zittern; die Schöpfungen der Jahrhunderte fallen, von der Hand des revolutionären Kaisers berührt, in den Staub; im Herzen von Deutschland, von Italien, von Spanien erheben sich neue Throne mit seltsamen Königsnamen — den Söhnen eines Advokaten auf der unbekanntesten Insel Europas oder den Söhnen französischer Krämer und Wirte, in dunkeln Landstädten aufgewachsen —: aber sie alle, die neuen Könige des Schwertes wie die besiegten und verschüchterten Häupter der alten Dynastieen, erscheinen gleichermaßen als die Sklaven jenes Einen dämonischen Willens, den seine Werkzeuge den Unterdrückten als das Eine allgewaltige und unabänderliche Fatum darstellen. Und in der That,

unter das Fatum dieses gewaltigen Willens beugt sich Großes und Kleines: dieselbe Macht, welche den Nachfolgern langer Königsreihen die Hälfte ihres Besitzes mit Einem Federstriche nimmt, verkümmert auch dem Geringsten, dem Arbeiter, dem Tagelöhner die einfachsten Genüsse des Lebens. Die Widerrede verstummt allmählich: Alles schweigt, duldet, folgt dem Siegeswagen des Schrecklichen: noch einige Jahre gehen vorüber, da ist auch die Hoffnung verschwunden, daß es jemals wieder anders werden könne.

So war es noch, als im Jahre 1812 die endlosen Truppenzüge auf den Straßen des ausgesogenen Deutschlands nach Osten sich bewegten und allmählich hinter dem Niemen verschwanden.

Wenige Monate vergehen: hier und da blitzt eine Nachricht auf von einer Schlacht, die da oder dort geschehen, es sind Siege Napoleons, wie immer, wie sich von selbst versteht, bis ihr Lauf durch eine seltsame und schreckliche Kunde unterbrochen wird — es ist die Nachricht vom Brande Moskaus, jenes furchtbare Mene Mene mit Flammenschrift auf die Tafel des Schicksals geschrieben. Darauf wird es wieder still — dumpfe Gerüchte von einem Rückzuge, widersprechende Nachrichten von großen Verlusten, nichts Gewisses — das Jahresende rückt heran, da liest man in den Berliner Zeitungen vom 17. und 19. Dezember eine wunderbare Nachricht: der Kaiser der Franzosen war auf eiliger Reise nach Paris am 14. durch Dresden gekommen. Der Schleier zerreißt und das Ungeheure wird sichtbar; deutlicher und überwältigender mit jedem Tage wird die Kunde von dem Schrecklichen, was hier geschehen — einem Gottesgericht, wie es nie da gewesen, seitdem Menschen denken — jenes furchtbare Heer, Schrecken der Welt, Zeugnis einer Macht ohne Grenzen — es war verschwunden. Nicht durch Feindeshand und nicht durch Menschenarm: die Gewaltigen des Herrn, der Winter, der Hunger, die Krankheit, hatten es vernichtet.

Zwei Jahre später sehen wir ein Schiff an einer Insel des Weltmeers landen. Das ist der letzte Akt der ungeheuren Tragödie, es bringt den Zwingherrn der europäischen Welt nach dem Kerker, welcher sein Grab sein wird. Was zwischen jenem schreckensvollen Winter und dieser einsamen Fahrt liegt, das ist die große Erhebung des gebildeten Europas gegen den barbarischen Versuch einer Weltmonarchie. In diesem Kampfe die Vorkämpfer gewesen zu sein — das bildet das ruhmvollste Blatt unserer nationalen Geschichte, ich meine desjenigen Teils der deutschen Geschichte, welcher die preußische heißt. Auf jenem schicksalsvollen und vielbedeutenden Blatte treten einige Züge hervor, die in besonders deutlicher Schrift das Große verkünden, was damals geschehen: das ist der Aufruf vom 17. März, der Gegenstand der Feier des heutigen Tages.

Sicherlich bedarf es einer Erinnerung an jene großen Ereignisse von dieser Stelle aus nicht. Sie leben in aller Gedächtnis — von dem kühnen Wagnis des preußischen Generals, dessen Händen in schwerer Zeit die Ehre des preußischen Namens wie ein kostbares Kleinod vertraut war — von der glorreichen Erhebung der Provinz, welche dem Staat den Namen gegeben hat, und die damals zuerst, ohne auf Befehl zu warten, nur dem Staatsgewissen folgend, durch die rasche Schöpfung der Landwehr das vaterländische Wahrzeichen erhob — von dem unsterblichen Aufruf des 17. März, der den Anfangspunkt einer neuen Periode deutscher und preußischer Geschichte bildet — hindurch durch jene hunderte von Schlachten und Gefechten, Niederlagen und Siege, Thaten heroischer Aufopferung jeder Art, bis zu dem Augenblicke, wo die siegreichen Scharen Blüchers und Yorks von den Höhen des Montmartre herab das besiegte Paris zu ihren Füßen sahen, während wenige Stunden von dort der enttäuschte Eroberer von einer einsamen Höhe die Wachtfeuer der Hunderttausende erblickte, welche Gottes Gerichte an ihm vollstreckt hatten. Sicherlich, meine werten Zuhörer, wenn uns das, was jene beiden Jahre einschließen, erzählt würde von einem fremden Volke, einer entlegenen Zeit oder wenn es uns ein Dichter vorführte als episches oder dramatisches Gemälde, so würde dieser Geschichte, welche die gewaltigsten Gegensätze aneinanderreiht — den stolzesten Sieg und die tiefste Niederlage, den Riesenkampf des glänzendsten Genies mit dem schlichten Bürgersinn eines königstreuen Volkes — an menschlichem Interesse nichts zu vergleichen sein: was es immer Rührendes und Erhebendes, was es Herzerfreuendes und Herzempörendes giebt, ist in jenen Tagen in tausend einzelnen Zügen und Thaten vergegenwärtigt, und tritt uns auch in der schlichtesten Darstellung ergreifend entgegen. Aber es ist nicht dieses allgemeine menschliche Interesse, welches uns ergreifen soll: es ist kein Bild aus ferner Zeit, an dessen Farben wir uns erfreuen können, es ist keine fremde Sage und kein Dichterwort, — es ist ein Stück aus dem Leben unseres Volkes, es ist unser eigenes nationales Besitztum, vaterländische Ereignisse, die, um die Worte eines großen Patrioten des Altertums zu gebrauchen, „wie mit Menschenstimme zu uns reden", und so, nicht anders als unser eigenes Gewissen, zu uns reden sollen am heutigen Tage.

Was heißt das — ein nationaler Besitz? Es ist ein alter und früh erwachender Hang der Völker — und wo er erwacht, da ist der erste Schritt zu einem höheren Dasein gethan — daß sie, was von Stammesgenossen geschehen ist, als eigenen Ruhm und eigenes Leid empfinden, selbst wenn keine unmittelbaren Bande mehr sie mit deren Helden verbinden. Dieses Nationalgefühl bildet sich unter mancherlei Einflüssen bei verschiedenen Völkern verschieden aus: hier

trägt es einen vorwiegend religiösen, dort einen ausschließlich politischen Charakter, hier erscheint es als herausfordernder Stolz, dort als reizbare Eitelkeit: und je mehr dieses Gefühl nationalen Zusammenhangs verwächst mit allen hohen und würdigen Gütern des Menschen, desto höher erhebt, desto tiefer kräftigt, desto klarer läutert es ein Volk. Uns aber will am heutigen Tage wohl geziemen, daß wir uns prüfen, welcher Art das Nationalgefühl sei, das uns, das dieses Volk beseelt, diesen Staat durchdringt. Ich weiß nicht, ob ich mich täusche — denn ich bin nicht Preuße von Geburt, aber ich wage es an dieser Stelle und vor dieser Jugend, wo nichts gesagt werden soll, was nicht wahr ist, zu sagen: ich bin es dennoch — es ist mit uns nicht so, wie wir es wohl sonst bei Nationen von starkem Selbstgefühl finden, als ob der bloße Name eines Preußen schon Titel genug zu einer Empfindung nationalen Stolzes sei, als ob es an und für sich eine Ehre wäre, den Namen eines Preußen zu tragen. Unser Nationalgefühl ruht auf einem tieferen Grunde. Es beruht im großen und ganzen auf der klaren Erkenntnis oder dem sicheren Gefühl von der Bedeutung dieses Staates in dem, was die sittliche Aufgabe der Jahrhunderte bildet. Unser Nationalgefühl beruht darauf, daß dieser preußische Staat unter Gottes sichtbarem Beistand eine starke und schützende Form zieht um die sittlichen Güter, welche zu schaffen seit den Tagen des Bonifatius und Luther bis auf die Tage Lessings und Goethes und Schillers des deutschen Volkes Ehrenrecht ist — daß er gleichsam das weltliche Schwert zu diesen geistigen Besitztümern ist und ihnen Nachdruck und Macht verleiht unter den Völkern der Erde — daß dieser große und wohlgeordnete Staat, um sein Wesen mit einem Worte auszusprechen, das größte Stück geeinigten Deutschlands, geeinigter deutscher Kraft und deutschen Geistes darstellt, und daß er, dieser selbe preußische Staat, der durch sein gewaltiges Aufstreben unter dem großen Friedrich die abgelebten Formen deutschen Wesens zersprengte, zugleich, von einsichtigen und tapferen Fürsten geleitet, eine neue Macht und Form schuf, unter deren Schutz das große deutsche Vaterland langsam seine Wiedergeburt vollbringt und einer Zukunft entgegengeht, mit der verglichen selbst seine Vergangenheit, reich an mannigfachem Ruhm wie sie ist, doch nur als Vorbereitung erscheint.

Und nun, wenn wir diesen Maßstab anlegen, welches ist die Bedeutung jenes großen Aufrufs „an mein Volk", dessen Gedächtnis wir heute begehen? wodurch ist er so epochemachend in der Geschichte des preußischen Staates und der deutschen Nation? Ein König, der die Leiden seines Volkes geteilt hat, an dem dieselbe Läuterung und Buße sich vollzogen hat wie an seinem Volke im Großen, ruft ein Volk zu den Waffen, das zum Teil diesem Rufe vorauseilend, aber allgemein mit einer alle Kreise durchdringenden Begeisterung

ihm folgend, den übrigen deutschen Stämmen das Zeichen der Erhebung aus jahrhundertelangem Darniederliegen giebt. In den allgemeinen Brand, der das Vaterland entweder läutern oder vernichten wird, wirft jeder fast ausnahmlos das Beste, was er besitzt, der König seine Krone und der preußische Staat seine Existenz, der König, um mit seinem Volk, der preußische Staat, um mit dem gesamten deutschen Volk neu zu erstehen oder für immer unterzugehen. In kurzen, zündenden Worten hat jener Aufruf so zwei Wahrheiten ausgesprochen, auf welchen die Größe dieses Landes forthin beruht. Es ist die unauflösliche Einheit des Königs und des Volkes, es ist die unauflösliche Einheit Preußens und des deutschen Gesamtvaterlandes. „Brandenburger, sagt der Aufruf, Preußen, Schlesier, Pommern, Litauer! bleibet eingedenk der Güter, die unsere Vorfahren blutig erkämpft, Gewissensfreiheit, Ehre, Unabhängigkeit, Handel, Kunstfleiß und Wissenschaft. — Welche Opfer auch von einzelnen gefordert werden mögen, sie wiegen die heiligen Güter nicht auf, für die wir sie hingeben, für die wir streiten und siegen müssen, wenn wir nicht aufhören wollen, Preußen und Deutsche zu sein. — Keinen andern Ausweg giebt es, als einen ehrenvollen Frieden oder einen ruhmvollen Untergang. Auch diesem würdet ihr getrost entgegengehen, weil ehrlos der Preuße und der Deutsche nicht zu leben vermag.“ Dies ist die Sprache eines Königs, der das Wesen seines Staates erkannt hat. Die einzelnen deutschen Stämme ruft er auf, welche unter dem Scepter der Hohenzollern vereinigt sind, er ruft sie auf zur Wahrung deutscher Ehre, und es ist der König, der sein Volk aufruft, nicht eine jener Gewalten, „die der Tag erschafft und stürzt“, nicht eine Diktatur, welche die Glut einer Revolution auf die Oberfläche getrieben hat: es ist der Träger derjenigen Gewalt, welche in und mit dem Volke groß geworden ist, welche in und mit dem Volke gelitten hat, in und mit dem Volke sich befreit. Und dies ist der weltgeschichtliche Sinn jener königlichen Worte: die Einheit des preußischen Königshauses mit dem preußischen Volke, die Einheit des preußischen Staates mit der deutschen Nation — geprüft und geläutert in der traurigen, gerettet in der großen Zeit — sie sind es, welche von jetzt ab die großen bewegenden Momente der deutschen Geschichte bilden.

Aber wenn dies die Bedeutung des 17. März 1813 war, und ich lege nichts hinein, als was mit klaren Worten darin ausgesprochen ist — welches, meine verehrten Zuhörer, ist die Bedeutung des 17. März 1863? Denn dergleichen Gedenktage müssen, wenn sie gerechtfertigt sein sollen, selbst wieder zu Momenten für die sittliche Entwickelung des Volkslebens, die Erziehung des Volks werden. Indem sie uns lebendig vergegenwärtigen, was die früheren Generationen im Dienst des Staates und seiner Sendung gethan haben,

fordern sie die Lebenden auf, der Aufgabe zu gedenken, welche die Zeit, die stets fortschreitende, auch ihnen gestellt hat.

Es ist nicht so, als ob wir ein jeder unter seinem Weinstock und Feigenbaum sitzend in behaglicher Eitelkeit die Großthaten unserer Väter bestaunen dürften, ohne dessen zu gedenken, daß auch uns wie jenen, die Ehre und das Wohl des Staates zu lebendigem Wirken ans Herz gelegt ist. Nachdem die Unabhängigkeit von der Fremde in heißem Kampfe errungen war, hat ein Ringen anderer Art begonnen, in dessen Mitte wir noch stehen. Jener erste grundlegende Sieg ist erfochten worden durch die gemeinsame hingebende Thätigkeit von König und Volk, und durch ein Aufleben des deutschen Nationalgefühls unter dem bahnbrechenden Vorgange Preußens. Möge es nicht von uns gesagt werden, daß durch unsere Schuld unser Vaterland wieder zurücksinke in einen Zustand, wie derjenige war, in welchem der fremde Eroberer es überraschte. Es darf nicht so sein, daß erst in dem Augenblick, wo es schon um Sein und Nichtsein gilt, die Volkskraft aufgerufen und jenes Zauberwort von der Einheit des Königs und des Landes, Preußens und Deutschlands ausgesprochen wird, sondern beständig sollen wir die allgemeine Sache des Vaterlandes als unsere eigene hegen und pflegen. Jene beiden Einheiten zur wirksamen Wahrheit zu machen durch fortdauernde politische Arbeit, ist eine allgemeine preußische Pflicht geworden, und wer sich träge von ihr zurückzieht, der hat kein Recht, das heutige Fest mit zu begehen. Diese Pflicht ist versiegelt als Grundgesetz des preußischen Staates in seiner Verfassung — einer Verfassung, die nicht, wie die oberflächlichen Geister meinen, ein von irgend einem Winde hergewehtes Blatt Papier ist, sondern die vielmehr, indem sie das Zusammenwirken von König und Land zu einer den ganzen Staatsorganismus bedingenden Norm macht, die reife Frucht vom Baume derjenigen Freiheit ist, welche unsere Väter im Jahre 1813 und 14 mit dem besten Blute der Nation errungen haben.

Verehrte Versammelte! in diesen Kampf, in diese Entwickelung hat es Gott gefallen uns hineinzustellen und nicht geringer fürwahr ist die Aufgabe, die uns gestellt ist, als die unserer Väter. Ich habe kein Recht, die Männer an ihre Pflichten zu mahnen, welche in unserer Mitte heute erschienen sind. Darf ich mir auch an sie ein Wort gestatten, so ist es dies: wir feiern das heutige Fest nicht in fröhlicher Zeit und können es, so lieb uns König und Land ist, nicht feiern in fröhlicher Stimmung. Wir feiern es in einer Zeit heftigen und ernsten Kampfes, wo vieles ist, was ein patriotisches Herz beklommen macht. Da lassen Sie es das Recht eines Tages wie der heutige sein, uns zuzurufen, daß was immer da kommen möge, wir doch stets die Fahne des Vaterlandes höher halten sollen, als die Fahne der Partei. Es ist ein ehrloses Be-

ginnen, den Kampf gegen den politischen Gegner zusammen zu stellen mit dem Kampfe gegen die Feinde des Landes. An einem Tage wie der heutige müssen wir es laut aussprechen, daß hoch über dem, was einzelne Parteien trennen kann, die hohen vaterländischen Güter und die hohen vaterländischen Pflichten stehen, für deren Bewahrung wir Gott und denen nach uns rechenschaftspflichtig sind.

So lassen Sie uns denn, weil es nicht anders sein kann, Partei nehmen — nach dem Wort unserer Väter in ernster Zeit, „wie wir es vor Gott und königlicher Majestät zu verantworten gedenken", aber vergessen wir nicht, daß die Fahne der Partei niemals andere Farben zeigen darf als die vaterländischen.

Meine Pflicht und mein Recht aber ist es heute, Euch, meine Schüler, insbesondere zu erinnern, was solch ein Tag Euch bedeutet. Den heutigen Tag hat, wenn irgend wer, die Schule zu feiern ein Recht. Was jenen Kampf von 1813 so hoch erhebt, war eben dies, daß es nicht ein Kampf leidenschaftlicher Exaltation war, sondern der Kampf eines gebildeten Volkes, welches mit klarem Bewußtsein die Gefahren des Kampfes und den Wert der Kampfpreise erkannte. Die Wissenschaft, die Schule hat ihren redlichen Teil an der Befreiung des Vaterlandes genommen. Und wie könnte es anders sein? Was den Menschen innerlich frei macht, das ist das Streben nach Wahrheit, d. h. die Wissenschaft, und den Menschen zu befähigen wahr zu sein — wahr gegen Gott, wahr gegen sich selbst, wahr in seinen Pflichten gegen König und Land — das ist die Aufgabe jeder Schule, in welcher höhere Bildung erstrebt wird. — Meine teuren jungen Freunde! allerdings war es ein schönes Los, einen solchen Kampf mit auszufechten, wie das Jahr 1813 ihn gesehen, aber glaubet ja nicht, daß von Euch das Vaterland etwa weniger Opfermut und eine weniger reine Begeisterung verlange. Ihr lebet in keiner friedlichen Zeit und werdet hinaustreten in eine verworren ringende Welt: unter dem Wechsel von Hoffnung und Enttäuschung, unter dem Lärmen und Zanken der Parteien, unter dem Streite der Meinungen, wo entgegenstehende Überzeugungen von ehrenwerten Männern hüben und drüben verfochten werden — möchtet Ihr stets so sicher und so entschlossenen Mutes dem Ruf der Ehre folgen wie jene Jugend dem Rufe ihres Königs vor 50 Jahren. Ob Ihr des Landes und des Königs Ehre mit den Waffen zu verteidigen haben werdet, das steht in Gottes Hand: aber daß Ihr ihm Euer Leben zu weihen habt auf die eine oder andere Art, daß Ihr ihm verhaftet seid mit allen Euren Kräften — das ruft der heutige Tag, „wie mit Menschenstimme redend", Euch zu. Ihr gehöret einem großen Staate an, einem Staate mit weltgeschichtlichem Beruf, dessen Zukunft darauf beruht, daß das heranwachsende Geschlecht der großen Vergangenheit würdig sei. Dadurch steigt unser Wert, aber mit dem Wert steigen

auch unsere Pflichten. Und so möge Gott uns helfen, daß diese Schule überall, auch in diesem höchsten Sinn eine vaterländische sei, daß sie uns von allen Höhen und Weiten wissenschaftlichen Strebens wieder zurückführe auf den sicheren Boden vaterländischen Wirkens, in welchem allein nach des Dichters Wort die starken Wurzeln unserer Kraft liegen.

So heben wir unsere Herzen zu dem Gott empor, der einst unsere Waffen für eine gute Sache segnete, und bitten ihn, daß er nicht diese Schule allein, sondern alle großen und kleinen Kräfte dieses Landes, seinen König und sein Volk, seine Landesvertretung und sein Heer, seine Beamten, seine Lehrer, seine Jugend eingedenk sein lassen ihres deutschen Berufes, so wie die Helden des Jahres 1813 es waren. Euch aber rufe ich noch insbesondere jenes vaterländische Dichterwort zu, das wir heute gehört haben, und das besser, als ich es vermöchte, der Bedeutung jenes ver Sacrum, jenes „heiligen Lenzes" von 1813 für die vaterländische Jugend Worte giebt:

Ihr habt vernommen, was dem Gott gefällt —
Geht hin, bereitet euch, gehorchet still:
Ihr seid das Saatkorn einer neuen Welt:
Das ist der Weihefrühling, den er will.

3. Inwiefern ist die Liebe zum Vaterland ein kulturschaffendes Moment im Leben der Menschen?

(Moers, 22. März 1865.)

Eine altgewohnte Pflicht, welche zugleich ein kostbares Recht ist, vereinigt uns, meine werten Festfeiernden, aufs neue in diesem Saale. Wo das gesamte Vaterland um den bedeutsamsten und höchsten seiner Einheitspunkte, die Person des Königs, sich schart, da soll die Schule, die Bildungsstätte, in welcher die Jugend des Landes erzogen, das heißt seine Zukunft vorbereitet wird, nicht zurückbleiben. Wie es nun das schöne Vorrecht dieses Raumes ist, für unsere gesamte Bevölkerung ein Sammelpunkt, eine geweihte Friedensstätte zu sein, so ist von jeher das Geburtsfest des Königs der Tag gewesen, an welchem die Schule im reichsten Maße diese ihre Bestimmung hat erfüllen dürfen. Derjenige also, der an einem solchen Tage hier spricht, redet nicht bloß in eigenem Namen und aus persönlichem Gefühl, auch ist seine Aufgabe nicht die allein, die unserer Schule vertraute Jugend zu ermahnen, sich zum Dienst des Königs und des Landes geschickt zu machen, denn mittelbar oder unmittelbar thun wir das alle Tage: — sondern er muß sich zugleich mit dem Geist erfüllen, der die ganze Bevölkerung beseelt und durchdringt, nicht eben bloß mit dem im *Augenblick vorwaltenden Gefühle*, sondern mit dem von den wechselnden Stimmungen unabhängigen, dauernden *Lebensgefühl* dieses Staates und Volkes — damit womöglich auch die Gereiften von dieser Stätte an diesem Tage etwas hinwegtragen, was mehr ist als ein bloßer flüchtiger Festeindruck.

Soll aber die Schule ihrer selbst würdig sein, so darf, wer sie in einem solchen Augenblicke vertritt, sich nicht bloß im Allgemeinsten bewegen — er darf weder zum Schmeichler noch zum leeren Schönredner werden, und darum ist es wohlgethan, wenn bei solchen Gelegenheiten ein würdiger Gegenstand des menschlichen Wissens, der vaterländischen, der alten Geschichte etwa, vorgeführt und so das Gebiet, in dem die Kraft unseres Wirkens liegt, in Beziehung gesetzt wird zu der erhabenen Person des Herrschers, unter dessen Schirm wir der Wissenschaft pflegen.

Dieser Sitte lassen Sie mich denn auch heute folgen, und da es das letzte Mal ist, wo mir vergönnt wird, von dieser Stelle aus zu Ihnen zu reden, so gestatten Sie mir, daß ich die Aufgabe mir

umfassender stelle und Ihrer Aufmerksamkeit die Frage vorlege, die mir einer eingehenderen Betrachtung an einem vaterländischen Festtage nicht unwert scheint:

inwiefern die Vaterlandsliebe ein bildungschaffendes Moment im Leben der Menschheit sei.

Wollten wir, meine verehrten Versammelten, dieser Frage in ihrem vollen Umfange gerecht werden, so müßten wir, einem berühmten Beispiele folgend, das Vaterlandsgefühl in seinen verschiedenen Formen und Wirkungsweisen, wie sie zu verschiedenen Zeiten bei verschiedenen Völkern geschichtlich hervortreten, darlegen, so etwa wie Alexander von Humboldt im zweiten Bande seines Kosmos das Naturgefühl nach seinen verschiedenartigen Bethätigungsweisen bei verschiedenen Nationen geschichtlich beleuchtet hat, und wir könnten sicher sein, auf diesem Wege zu Ergebnissen zu gelangen, welche zusammen einen nicht unwesentlichen Beitrag zur Biologie der Menschheit, zur Wissenschaft vom Leben der Völker darstellen würden, die ein neuerer englischer Historiker [1]) als das eigentliche letzte Ziel geschichtlicher Forschung bezeichnet hat. Heute aber ist uns ein so tiefes Eindringen in diesen Gegenstand nicht verstattet: nur in wenigen großen Zügen dürfen wir vorführen, was uns schon ein oberflächlicher Blick als die nach der Reihe hervortretenden Hauptformen des Vaterlandssinnes und Vaterlandsgefühls erkennen läßt.

Versetzen wir uns also aus der Enge dieses Raumes in die Weiten geschichtlicher Betrachtung, so tritt uns sofort eine bedeutungsvolle Wahrnehmung als erste Antwort auf unsere Frage entgegen. Wo das Vaterlandsgefühl beginnt, da beginnt auch die Kultur: indem der Mensch, wenn auch noch auf niederer Stufe, sich als Glied eines Geschlechtes, eines Stammes erkennt, tritt er aus der Vereinzelung heraus, und indem er gemeinsamen Besitz verteidigt, lernt er bald auch gemeinsame ethische Güter, gemeinsame Freiheiten, und in weiterem Fortschritt, sich selbst in anderen, andere in sich wiederfindend, gemeinsame Ehre pflegen und schützen. Die Stämme, dem nomadischen Umherschweifen zu entsagen genötigt oder durch eine freigebige Natur eingeladen, erwachsen zum Volk: auf gemeinsamem Boden, unter gleichen Naturbedingungen, gleichen Feinden gegenüber erstarken sie und schaffen sich, indem die zweite Generation festhält, was die erste errungen, gemeinsame Gebräuche, welche allmählich zu Gesetzen werden. Indem die Thaten und Leiden hingeschwundener Generationen in der Sage, im Liede festgehalten werden, gewinnen sie eine gemeinsame Geschichte; und eng begrenzt wie der Gesichtskreis der Menschen noch ist, tritt dieses Volksgefühl so mächtig auf, daß

[1]) Thomas Buckle.

den Völkern auf dieser Stufe das eigene Volk ein und alles ist, jedes sich für das erste hält und den anderen gleichsam das Recht zur Existenz bestreitet und verweigert.

So finden wir das Vaterlandsgefühl im Grunde in der ganzen vorchristlichen Zeit; nur daß es sich von den rohesten allmählich zu feineren Formen erhebt. Bei den ältesten orientalischen Völkern sehen wir dasselbe in aller Härte und Ausschließlichkeit: die Perser, die Inder, die ihnen verwandten Stämme nennen sich die ersten, die Arier; die Ägypter, die Babylonier glauben ihr Land zuerst unter allen geschaffen; selbst bei dem Volke, welches das auserwählte der Völker sich zu nennen ein wirkliches Recht hatte, tritt dieses Gefühl nur zu oft in einer übertriebenen und überspannten Gestalt zu Tage, und bis auf den heutigen Tag nennen die Völker, welche auf dieser Stufe stehen geblieben sind, wie die Chinesen, ihr Land das Reich der Mitte, das himmlische Reich. Allerdings tritt bei den edleren Völkern dieser Stufe das Vaterlandsgefühl auch in kulturschaffender Weise auf, wie bei den Israeliten, den Persern, wo es sich aufs engste mit der Religion verbündet; aber im allgemeinen zeigt es sich in hoffärtiger Einseitigkeit als nationaler Stolz: für die eigene nationale Herrlichkeit schaffen sie sich eine Art lebendiger Götzenbilder in der Person ihrer Herrscher, die sie bis zu unsinniger Verzerrung und Verkehrung vergöttern. So kommen sie nicht zur Entfaltung der Einzelfreiheit, der Wurzel aller echt menschlichen und bürgerlichen Tugenden. Und während hier Volks- und Vaterlandsgefühl dem eigenen Volk gegenüber nur in sehr untergeordneter, mehr zufälliger Weise kulturschaffend wirkte, sehen wir es andern Völkern gegenüber geradezu kulturstörend wirken: in der That, die charakteristische Form des Patriotismus auf dieser Stufe ist der Eroberungskrieg: indem diese Nation ihr Volk als das allein berechtigte, alle anderen als geborene Feinde oder Knechte des ihrigen ansehen, sehen wir sie die Herrschaft über diese anderen Völker mit grausamer Gewalt erzwingen, mit gefühllosem und unbarmherzigem Druck ausüben.

Dies, meine verehrten Zuhörer, ist die erste, es ist die barbarische Stufe des Vaterlandsgefühls, des Nationalbewußtseins. In eine höhere und edlere Welt treten wir ein, wenn wir aus dem Orient in den Occident, von Asien nach Europa uns herübersetzen. In den griechischen Städten zuerst tritt das Vaterlandsgefühl in einer reineren und würdigeren Gestalt auf, und hier zuerst sehen wir es auch wahrhaft erziehend und kulturschaffend wirken. Die Hellenen sind kein eroberndes Volk in dem Sinne, wie Perser oder Babylonier oder Assyrer es waren: das Stück Land, das sie auf rauher Wanderfahrt zuerst besetzt oder in schwerem Kampfe sich erstritten, bauen sie mit Liebe an; die Stadt, deren Mauerring sie

schützt, wird ihnen der Mittelpunkt ihres Wollens und Denkens; Gesetze regeln das Zusammenwohnen auf dem engen Raum, welchen ihre steigende Bildung mit Kunstwerken schmückt, die sie dem eigenen Fleiße, nicht rohen Plünderungszügen verdanken.

Allerdings ist auch dieser Patriotismus noch einseitig und ausschließlich genug; in der Regel bringt er es nicht weiter, als für den Krieg der kleinen Gemeinwesen untereinander, den er zu hindern zu schwach ist, gewisse Satzungen festzustellen, welche seinen zerstörendsten Wirkungen vorbeugen. Aber zuweilen vermag er doch die gesamte Volkskraft der vereinzelten Stämme und Städte im Bewußtsein gemeinsamer Güter zu gemeinsamer Abwehr zu vereinigen: und so giebt uns gerade dieses Volk die leuchtendsten Vorbilder edler Vaterlandsliebe in jenem großen Kampf des sechsten Jahrhunderts vor Christo, wo zum Heil für alle Spätergeborenen tapfere Bürger einiger freien Städte den ganzen zerstörenden Andrang des größten Weltreichs, das die Erde bis dahin gesehen, des persischen, aufgehalten und gebrochen haben. Und wie dann im weiteren Verlauf dieser enge städtische Patriotismus, der trotz mancherlei Anstrengungen nirgends auf die Dauer einen größeren Staatenbund organisch gliedern kann, der im Grunde nur eine Vaterstadt, nicht ein Vaterland kannte, an seiner eigenen Einseitigkeit zu Grunde geht und diese kleinen hadernden Städte die Beute eines halbfremden Eroberers werden, da ist ihnen Eins doch geblieben — der Stolz auf ihr Hellenentum gegenüber den Barbaren, — noch immer, es ist wahr, ein sehr beschränkter, ein sehr egoistischer patriotischer Stolz, aber doch immerhin ein patriotischer Stolz auf wirkliche, nicht auf nur eingebildete Güter: ein Stolz, der, wie er sich stützt auf wirklichen Kulturbesitz, so auch weiterhin und noch lange kulturschaffend wirkt. Es war der Stolz auf die überlegene Bildung, die höhere Erkenntnis, die Fähigkeit zu befehlen und zu gehorchen, das Bewußtsein des Besitzes alles dessen, was dieses Volk mit dem edlen Namen der Freiheit, der Eleutheria bezeichnete, von dem Begriff und Wort den Barbaren unbekannt war und in Kraft dessen sie in der That die Fähigkeit bewährten, die alte Welt geistig zu durchdringen und zu beherrschen.

Sie teilten einige Früchte dieser auf Freiheit gegründeten Bildung demjenigen Volke mit, welches bestimmt war, das letzte und größte der alten Weltreiche zu gründen — dem römischen. Die eigentümlichen geschichtlichen Verhältnisse, unter denen das römische Volk heranwuchs, gaben seinem Patriotismus nicht von vornherein, aber sehr bald eine Richtung, welche dieselbe zu sein scheint, die wir bei Völkern einer viel tieferen Stufe gefunden haben, die erobernde. Eine lange Reihe von Siegen dehnte die Herrschaft der kleinen Stadt an der Tiber von Land zu Lande, von Weltteil zu Weltteil

aus; mehr und mehr wurde dieses Herrschergefühl der eigentliche Kern des Vaterlandsgefühls bei dem römischen Bürger und mit nackter Unumwundenheit sprechen es seine Dichter aus: „Andere mögen den Hauch des Lebens in Erz oder Stein zaubern oder das Gewölbe des Himmels mit ihrem Zirkel messen — für den römischen Mann giebt es nur Eine Kunst, die Völker mit Macht zu beherrschen." Diese Verse Virgils sprechen das eigentliche Wort des römischen Patriotismus aus. So einseitig sie auch scheinen, so liegt doch in den Worten:

> Wisse mit herrschendem Wort, o Römer, die Völker zu lenken:
> Das ist römische Kunst: des Friedens Sitte zu pflanzen,
> Überwundne zu schonen und niederzukämpfen die Stolzen —

eine höhere Stufe der Entwickelung dem griechischen wie dem barbarischen Patriotismus gegenüber. Bei den Römern war das Herrschen wirklich eine Kunst, ein geistiges Prinzip: bei ihnen tritt zuerst fremden Völkern gegenüber das Bewußtsein auf, daß Herrschaft nicht bloß Rechte gewährt, sondern auch Pflichten auferlegt. Wie tausendfach einzelne dieses Bewußtsein frevelhaft verletzt haben mögen, — die geschichtliche Thatsache steht nichtsdestoweniger fest, daß im römischen Staat und Volk von Anfang an das Bestreben hervortritt, alle Verhältnisse und so auch ihr Verhältnis zu den unterworfenen Völkern rechtlich zu bestimmen. Im Innern ihres eigenen Staates schuf ihr Vaterlandsgefühl, indem dasselbe sich in großen Momenten siegreich über dem Hader der Stände und Parteien hielt, rechtliche Verhältnisse von unzerbrechlicher Festigkeit und nach außen legte es wenigstens den Grund zu einer rechtlich gesicherten Existenz der ihrem Reich einverleibten Nationen. Man wird in der ganzen Litteratur dieses weltherrschenden Volkes, dieses populus imperator kein Wort finden, welches so kühl und nüchtern jedes Recht des Schwächeren verneint, wie jenes Wort des griechischen Philosophen, — daß der Barbare von Natur ein Sklave des Hellenen sei.

Aber merkwürdig: fast in demselben Augenblicke, wo jenes stolze Wort des römischen Dichters erklang, traten in einer der am wenigsten beachteten Provinzen des römischen Reiches Ereignisse ein, welche alles Menschliche, und so auch das Vaterlandsgefühl auf völlig neue Grundlagen stellten.

Zunächst könnte es scheinen, als begünstige die christliche Religion — denn ihr Eintritt war jenes weltumgestaltende Ereignis — gerade dieses Gefühl, das nur in der Beschränkung gedeihen zu können scheint, am wenigsten. Sie zieht den Menschen vom Irdischen ab, sie macht ihn zum Bürger einer höheren, geistigen Welt und zum Mitglied einer idealen Gemeinschaft, welche über die ganze Erde hinreicht und deren Glieder in den verschiedensten Völkern, Staaten, Himmelsstrichen doch eine Einheit bilden, mit welcher ver-

gleichen auch der gewaltigste Staat nur eine dürftige Größe darstellt, und es scheint, als ob eben der Christ mit dem größten Recht von sich sagen dürfte, was im Munde des hochsinnigsten der vorchristlichen Weisen noch eine paradoxe Behauptung war, — daß er ein Weltbürger sei.

Und in einem Sinne allerdings ist es wahr: der Christ hält nicht das Land und den Staat, dem er angehört, für das erste und allein auserwählte Stück Erde: weit entfernt von dem Wahne der alten Völker hält er nicht seinen Gott für den ausschließlichen Besitz seines Landes und Volkes, sondern trägt im Gegenteil die Lehre und Offenbarung dieses seines Gottes unter Opfer und Gefahr über Land und Meer; — er macht es auch nicht wie jene Völker, welche den Herrscher, in dem sich Macht und Herrlichkeit ihrer Nation konzentriert, zum Gott erheben, und gefällt sich nicht in knechtischen Ehren: wo der Geist des Herrn, da ist Freiheit, und wo christliche Könige sind, da sollen auch freie Völker sein. Aber es ist vollkommen wahr, daß die Entwickelung der christlichen Kirche während der mittleren Zeiten vielmehr dem Nationalitätsgefühle, der Wurzel des Patriotismus, das Gegengewicht hielt, daß sie den besonderen Völkern und Ländern gegenüber die universalistische Tendenz einhielt; in den dunkeln Zeiten der Unterdrückung und des Gewaltrechts war sie es, welche in den besiegten und unterdrückten Völkern ohne Ansehen der Nationalität noch die Würde des Christen und des Menschen anerkannte. Wir dürfen weitergehen und sagen: für viele Tausende von Menschen, welche allenfalls eine Heimat, aber kein Vaterland in dem Sinne, in dem es allein ein Gut ist ein solches zu haben, besaßen, schuf die Kirche in ihrem festgefügten Organismus eine Art Surrogat und Ersatz für ein Vaterland: sie schuf eine besondere Art von Patriotismus, der freilich nicht an einem bestimmten Boden haftete, aber doch an bestimmten gemeinsamen Ideen, Formen, Anschauungen, Traditionen, an alledem hing, woraus auch sonst die Gemütsbestimmtheit, die wir Patriotismus nennen, ihre Nahrung zieht; und wer möchte leugnen, daß diese besondere Art des Patriotismus, dieser kirchliche Patriotismus, wenn wir so sagen dürfen, nicht wie irgend einer kulturschaffend gewirkt habe?

Indes, auch dem eigentlichen Vaterlandsgefühle, dem Stolz auf das besondere Volk und dem energischen Ausdruck dieses Stolzes in der Verehrung, die es seinem Herrscher zollen mag, ist die Lehre Jesu Christi, der sein eigenes Wirken auf sein nächstes Vaterland, „die verlorenen Schafe vom Hause Israel", beschränkte, nicht feindlich, sondern ganz im Gegenteil: wie sie jedes natürlich-menschliche Gefühl veredelt und auf seine wahre Grundlage stellt, so auch dieses: „Fürchtet Gott, ehret den König, habt die Brüder lieb."

Wie das Leben des einzelnen, so haben auch die Völker-

individuen durch das Christentum erst ihre rechte Weihe und Lebensaufgabe gefunden, und so ist denn unser Patriotismus und unsere Liebe zum Könige nur dann die echte, wenn sie auf diesem Grunde ruht. Die Staaten haben ihre sittliche Aufgabe wie die einzelnen: ihre gemeinsame Aufgabe ist in den Worten enthalten, welche neben ihrer notwendigen Ergänzung das Grundgesetz im Reiche Gottes sind, und welche ein Apostel selbst als das „königliche Gesetz“ bezeichnet — „den Nächsten zu lieben wie sich selbst.“ Freilich, wie die einzelnen auch, üben sie es mangelhaft, üben es auf verschiedene Weise, verkehren es zuweilen ins schnödeste Gegenteil; aber im ganzen müssen wir, wenn wir nicht an jedem Fortschreiten der Menschheit vorschnell und unchristlich verzagen wollen, doch dies festhalten, daß auch die Staaten- und Völkerindividuen, je nach der besonderen natürlichen und geschichtlichen Bestimmtheit jedes einzelnen Volkes und Staates, der Verwirklichung jenes Ideals der allgemeinen Gottes- und Menschenliebe zustreben. Durchaus aber muß der Christ sein Wirken einem Vaterlande widmen, denn indem er an seinem Teile jenen Geist der Liebe seinem Staate mitteilt, in diesem Geist der Liebe an dem staatlichen Leben sich beteiligt, vollzieht er in der That nur das „königliche Gesetz“ und vollzieht es in einer viel wirksameren Weise, als durch eine bloß private Thätigkeit. Das Wirken im Staat und für einen bestimmten Staat vollendet aber auch die Erziehung des einzelnen, weil es ihn als dienendes Glied einem Ganzen einverleibt und ihn nötigt, das Leben dieses Ganzen mitzuleben. Freilich hat dieses Leben im ganzen seine besonderen Gefahren: Unterdrückung einer Klasse durch die andere, einer Partei durch die andere; verkehrte Gewohnheiten, Ansichten, Leidenschaften, von Vielen geteilt, setzen sich in verkehrten Gesetzen fest; was der einzelne sich selbst nie gestatten würde, gestattet er ohne Skrupel dem Staatsganzen, dem er angehört, und mißt leicht mit zweierlei Maß, wo er sich nur von persönlichem Egoismus frei weiß.

Es wäre verkehrt, zu behaupten, daß in den Völkern, die sich christliche nennen und es im allgemeinsten Sinne auch sind, der Patriotismus auch schon überall auf jener wahren Grundlage stehe, welche jenes „königliche Gesetz“, von dem der Apostel spricht, ihm zuweist. Wahr ist aber, daß er in den neueren Zeiten, d. h. denen, welche auf die Zertrümmerung der mittelalterlichen Kirche gefolgt sind, seine kulturschaffende Kraft in ganz hervorragendem Maße bewährt hat. Die Reformation, indem sie getrennte Landeskirchen schuf, wo vorher die Eine allgemeine Kirche mit ihren übergreifenden universalistischen Tendenzen gewesen war, erleichterte das Zusammenwirken der religiösen und der patriotischen Motive und die individuelle Ausprägung des gemeinsam Christlichen nach den besonderen Verhältnissen und Lebensbedingungen der einzelnen Nationen. Wir

können hier nicht dieser Bewegung ins einzelne der verschiedenen europäischen Hauptvölker nachgehen: wir werfen an diesem vaterländischen Festtage nur noch einen Blick auf unser weiteres Vaterland, Deutschland, und auf unser engeres, Preußen.

Die kulturschaffende Kraft deutschen Vaterlandsgefühls hat sich in den großen Krisen der neueren Geschichte bewährt: jene tiefe Wunde, welche im 16. Jahrhundert der deutsche Geist der Einheit seines politischen Lebens schlug und schlagen mußte, damit das europäische Leben nicht erstarre, — jene Wunde, aus der in den Kämpfen des 17. Jahrhunderts das Herzblut der Nation in breiten Strömen floß, — wer hat sie geschlossen, so daß jetzt Katholiken und Protestanten auf demselben blutgedüngten Boden friedlich nebeneinander wohnen und wetteifernd der vaterländischen Kultur sich widmen? Die Vaterlandsliebe war es, die in jenen schweren Zeiten nach und nach wieder zur Besinnung kommend, heilend, versöhnend die vom Kampf der Meinungen erhitzten Gemüter allmählich beschwichtigte, und sie wird, in wahrnehmbarem Fortschreiten begriffen, auch das zweite Wunder vollbringen, auch das andere Leid unseres Volkes wenden — die thörichte Eifersucht und den brudermörderischen Haß der einzelnen Stämme. Und daß dies gelingen kann, darüber belehrt uns ein Blick auf unser engeres Vaterland Preußen. Die staatsbildende und kulturschaffende Kraft des Patriotismus tritt uns vielleicht nirgends in der Geschichte so einleuchtend entgegen. In Zeiten, wo Deutschland wenig mehr war als ein Gesamtname für etwas, was keine Gesamtheit mehr war, hat hier die Kraft deutschen Vaterlandsbedürfnisses und Vaterlandsgefühls, auf ein kleines Gebiet sich gleichsam konzentrierend, aus größeren und kleineren Bruchteilen deutscher Stämme einen neuen Kern geschaffen, innerhalb dessen alle diejenigen geistigen und materiellen Kräfte, welche überall die Eigentümlichkeit deutschen Lebens bilden, mit konzentrierter Stärke wirkten, — einen Kern, um den die zerstreuten Glieder des deutschen Volkes sich sammeln können, und — wenn überhaupt ein historisches Ereignis sich voraussagen läßt — sammeln werden.

Man hat oft gesagt, und es hat auch seine Berechtigung, daß der Patriotismus am stärksten sei, wo er unmittelbar ohne Reflexion wie eine Art Naturkraft sich offenbare. Der Kraft des preußischen Vaterlandsgefühls und vor allem seiner kulturschaffenden Kraft hat es keinen Eintrag gethan, daß es ganz im Gegenteil von Anfang an und vorwiegend den Charakter des Bewußten, nicht des Naiven trug, daß es mehr Staatsgefühl als Nationalgefühl war. Wenn dieser Charakter der Bewußtheit den preußischen Patriotismus zuweilen unliebenswürdig erscheinen ließ, so machte es ihn dafür desto wirksamer. Und darum, meine werten Zuhörer, mag vielleicht für

andere ein vaterländischer Festtag ein bloßer Tag nationaler Selbstgenügsamkeit, ein bloßes Schaugericht sein: für eine preußische Versammlung ist ein solcher Tag immer vor allem eine Mahnung an die große Aufgabe, an die Zukunft unseres Staates. Der kleinste und jüngste der europäischen Großstaaten, muß er durch innere Kraft und vor allem durch geistige Kraft ersetzen, was ihm an Sicherheit der Grenzen, an Umfang des Gebiets, an Bevölkerungszahl abgeht.

Mit dieser Mahnung in der That wendet sich ein Tag wie der heutige an uns, meine Festfeiernden. Er mahnt uns vor allem an das Lebensprinzip gerade dieses Staates: daß unser Patriotismus sich bethätigen muß in engem Zusammenschließen von Fürst und Volk. Darauf beruht die Größe dieses Landes, daß Fürst und Volk miteinander gewachsen sind. Da und dort mag in Deutschland die Geschichte des regierenden Hauses etwas ganz anderes sein, als die des regierten Staates: bei uns ist sie es nicht. Was Friedrich der Große gestritten, was Friedrich Wilhelm III. gelitten hat, sie haben es mit ihrem Volk und für ihr Volk gestritten und gelitten; und auch die jüngste epochemachende Schöpfung unseres inneren politischen Lebens, die Verfassung, ist nichts Trennendes, nichts, was das Mißtrauen zwischen Fürst und Volk geschoben hätte, sondern sie soll ein neues Band zwischen Fürst und Volk sein, und so und nicht anders, in diesem positiven Sinne, muß, wer im vaterländischen, im altpreußischen Geiste diese neue Phase unseres politischen Lebens auffassen will, sie betrachten. Augenblickliche Krisen mögen auf einige Monate oder Jahre dieses Gefühl der Zusammengehörigkeit trüben wollen: sie werden vorübergehen: aber jene Wahrheit, daß in diesem Lande Fürst und Volk dieselben Interessen, dieselben Ziele, dieselben Feinde haben, wird bleiben.

Das Zweite aber, was jeder vaterländische Festtag uns mahnend ins Gewissen ruft, ist dies: daß wir alle und täglich mehr uns des deutschen Berufes dieses unseres Staates bewußt werden sollen. Es hat zuweilen scheinen können, als hätten wir ein geteiltes Herz, als mute unseres Landes Eigentümlichkeit uns einen doppelten Patriotismus, einen preußischen und einen deutschen, zu. Aber nein, mächtig hat sich allen Hemmnissen zum Trotz jene Wahrheit Bahn gemacht, welche zuerst im Jahre 1813, eine siegende Sonne, das Gewölk durchbrach, welches die Zukunft der deutschen Nation verdüsterte, — daß preußischer Patriotismus zugleich und in hervorragendem Sinne auch deutscher Patriotismus ist. Deutsche Kraft und deutscher Geist hat diesen Staat gebaut; so eben noch ist edles preußisches Blut in einer deutschen Herzenssache geflossen [1]):

[1]) Der Vortrag ist vom März 1865.

nicht umsonst streckt unser Staat seinen Körper weit von der französischen bis zur russischen Grenze und ist an allen Enden und Ecken durchsetzt mit anderen deutschen Gebieten: er ist der in sich gefestigte Kern, um den die Glieder der gemeinsamen Mutter sich einigen werden. In Preußen selbst wenigstens ist jetzt diese Wahrheit überall siegreich durchgedrungen, daß preußische Bildung und deutsche Bildung, preußische Macht und deutsche Macht, preußische Ehre und deutsche Ehre dasselbe ist; und, meine werten Versammelten, heute, wo ich zum letzten Male zu Ihnen spreche, gestatten Sie mir hier ein Wort, das mir wie ein Herzensbedürfnis ist: ich danke Gott, daß er mich diese Zeit hat erleben lassen, daß ich mit ungebrochenem, ungeteiltem Gefühl meinem deutschen Vaterlande dienen darf, indem ich dem preußischen Staat und seinem Herrscher, meinem Könige, diene.

Was aber immer ein preußischer Festtag mahnen möge, seine Mahnung gilt vor allem unserer Jugend. Wie im großen der Welt- und Völkergeschichte, so im kleinen und einzelnen ist die Vaterlandsliebe ein sittlich bildendes, ein lebenschaffendes Prinzip, und wenn dies überall gilt, so gilt es vor allem der Jugend unseres Staates. Es ist ein jugendlicher Staat und ein fortschreitender Staat; die Bahn, die ihm Gott gesetzt, hat er noch nicht vollendet, und der ungelösten Aufgaben giebt es für ihn noch viele, welche die eine Generation seiner Bürger, wenn sie ins Grab gesunken, der folgenden hinterläßt. An seine Jugend also vor allem wendet sich dieser jugendliche Staat: Vorwärts ist seine Losung, wie es die der Jugend ist, jenes plus ultra, das er mit besserem Recht und in edlerem Sinne als jener machtgierige Kaiser als sein leitendes Wort erkennt. Energisch also strebe seine Jugend allezeit, sich mit diesem lebenschaffenden patriotischen Geiste zu nähren; sie versenke sich in die Geschichte der Zeiten und lerne an den großen Helden des Altertums, was Vaterlandsliebe ist und welche Wunder sie zu schaffen vermochte, noch ehe das Licht christlicher Wahrheit ihr leuchtete; sie erfülle sich mit dem Geist und der Kraft dieser Wahrheit, welche auch dem Leben im Staate das nie wankende Fundament schafft; sie lerne die Geschichte des Vaterlandes, des deutschen und des preußischen, verstehen, um zu erkennen, was Gott Preußens Fürsten und Volk zur Aufgabe gesetzt hat, und sie lasse sich von dem Feuer durchglühen, welches das Bewußtsein erzeugt, Glied am Ganzen eines Staates von hohem weltgeschichtlichen Berufe zu sein.

Und so, meine verehrten Versammelten, mit dem Glauben, mit dem Feuer, und vor allem mit der Hoffnung der Jugend lassen Sie auch uns jetzt den vaterländischen Ruf, das Lebehoch dem Könige erheben: nicht wie eine herkömmliche Zeremonie, nicht wie ein von

der Sitte bloß Befohlenes, wovon das Innere unberührt ist, — denn hier, wo unsere Jugend gebildet werden soll, ist eine Stätte der Freiheit und der Wahrheit, es ist heiliger Grund, auf dem wir stehen — sondern als ein lautes und lauteres Zeugnis, daß wir uns eins wissen mit unserem Könige und daß wir entschlossen sind, jeder an seinem bescheidenen Teile unter der Führung unserer Könige mitzuwirken an der großen geschichtlichen, an der deutschen Aufgabe unseres Staates, und diesen Entschluß treu und unverfälscht, so viel an uns liegt, auf das kommende Geschlecht zu übertragen.

4. Solon.

(Köln, 21. März 1866.)

Es ist ein kostbares Recht der Schule, daß sie an dem vaterländischen Tage, dessen Wiederkehr uns hier vereinigt, aus ihren engen Schranken heraustreten und ihre Schüler und Freunde zu einer öffentlichen Feier einladen darf. Wenn es sonst die Aufgabe der Schule ist, die ihr anvertraute Jugend vom lauten Markt des öffentlichen Lebens abzuziehen, damit sie erst in der Stille der Wissenschaft im leidenschaftslosen Erkennen entlegener Zeiten und Zustände sich vorbereite für die ernsten Pflichten, welche das so lebhaft entwickelte politische Leben dieses Landes dereinst auch ihr auferlegen wird, so ist es dagegen an ihr, an einem solchen Tage zu zeigen, daß sie sich ihres vaterländischen Charakters, ihrer Stellung im Ganzen des Staatsorganismus wohl bewußt ist. Und wenn irgend wer, so kann die Jugend einen Festtag wie den, welchen unsere bescheidene Feier einleiten soll, mit ungetrübter Freude begehen. Denn uns anderen liegt es nahe, daß wir an einem solchen Tage neben der frohen und dankbaren Empfindung auch der vaterländischen Sorgen, der noch unerreichten Ziele, der noch unerfüllten Wünsche gedenken. Die Jugend darf mit ungebrochener Empfindung, deren sie allein fähig ist, in der erhabenen Person des Herrschers den höchsten Einheitspunkt eines mächtigen, unter Gottes Segen blühenden und fortschreitenden Staates anschauen. Dennoch aber würde es einer wissenschaftlichen Bildungsanstalt, die überall von der Oberfläche in die Tiefe, vom unmittelbaren Eindruck ins Wesen der Dinge leiten soll, schlecht anstehen, heut nur in Worten und Empfindungen gedankenlos zu schwelgen. Wir begnügen uns also zu sagen, was wahr ist: daß die Schule mit voller Dankbarkeit erkennt, was sie diesem Staat und seinen Königen schuldet: daß auch ihr an diesem Fest das laute Bekenntnis ziemt, daß diese schönen deutschen Länder, welche die preußische Monarchie umfaßt, eben vorzugsweise und wesentlich zu einem Staate von großem geschichtlichen Beruf zusammengebunden werden durch sein Königshaus und daß sie es eben darum auch als ihre Pflicht und als ihr Ehrenrecht erkennt, die Treue und Hingebung an König und Vaterland in der ihr anvertrauten Jugend auf feste und so Gott will unerschütterliche Grundlagen zu stellen.

Es wird aber, meine verehrten Versammelten, derjenige, welcher die Pflicht und die Ehre hat, am heutigen Tage im Namen des wissenschaftlichen Instituts zu sprechen, das seine besondere Beziehung

zu unserem Königshause schon durch seinen Namen bekundet, von dieser Ehrenpflicht nicht abirren, wenn er die Betrachtungen, die ein solcher Tag zu erwecken geeignet ist, anknüpft an ein Thema wissenschaftlicher Art. Ich will es thun, indem ich von einem Gegenstande spreche aus sehr entlegener Zeit — es ist wahr — der aber für jede Gegenwart eines politisch-strebenden Volkes reich an Belehrung ist — von dem ersten weltgeschichtlichen Versuch, die Kraft eines vorwärtsstrebenden Volkes in die Form einer zugleich freien und doch wieder streng abgemessenen und geregelten Staatsverfassung zu leiten, welche die rege Teilnahme aller Bürger an den Staatsgeschäften zur Voraussetzung hatte, — ich meine die solonische Gesetzgebung, welche neben der Gründung der römischen Republik das größte weltgeschichtliche Ereignis des sechsten Jahrhunderts vor Christo war.

Die historischen Voraussetzungen jener weltgeschichtlichen Gesetzgebungsthat sind leicht darzulegen oder ins Gedächtnis zurückzurufen. Da ist eine kleine Landschaft Griechenlands, etwa $^5/_7$ des heutigen Regierungsbezirks Köln an Bodenfläche gleichkommend, mit einer Bevölkerungszahl von einigen 100000 Seelen: im Innern bergig mit wenigen fruchtbaren Ebenen von kleinem Umfang, sonst dürrer Boden, schlecht bewässert, auf drei Seiten vom Meere umflossen. Es ist eine Anzahl größerer Güter im Lande, deren Besitzer durch Gleichheit der Interessen und der Anschauungen zu einer Aristokratie zusammengeschlossen sind, welche die Landesregierung in Händen hat und im Begriffe steht, die Kleingrundbesitzer, die Bauern, die Masse des Volkes, zu bloßen Tagelöhnern herabzudrücken. Diese, die kleinen Grundbesitzer, dann und wann und bald häufiger geldbedürftig, werden jenen Eupatriden, den „Wohlgeborenen", wie sie sich mit selbstbewußtem Herrenstolze nennen, verschuldet: die Prozente sind hoch, wo Kapitalien selten sind: wenige Mißernten können das Übel zur Unerträglichkeit steigern und wo dieses Übel der Verschuldung einmal begonnen, da wird es nach dem treffenden Bilde eines Römers, wie eine Krankheit um sich greifen: sie erfaßt zuerst das Besitztum des Bauern, seine Ernte, seine paar Schafe oder Ziegen, sein Grundstück, seine Hütte, sein Gerät: dann zwingt sie ihn mit dem barbarischen Gesetze der Not, seine Kinder, sein Weib in die Sklaverei zu verkaufen: zuletzt ergreift sie seinen eigenen Leib und macht ihn selbst zum Schuldknecht des unerbittlichen Gläubigers, der des Schuldners Arbeitskraft für seine Zwecke eigennützig ausbeutet, oder ihn hilflos in die Fremde verkauft. Aber schon hat sich in dem kleinen Lande ein neues Element, dem die Zukunft gehört, breiten Raum geschaffen. Das Land ist vom Meere umspült: an den Küsten erblühen Städte, in den Städten entwickelt sich ein Bürgerstand, dessen Besitz durch Handel, Betriebsamkeit, kluges Sparen wächst, dessen Geistesbildung, jedem

neuen Eindruck offen, wenig durch Vorurteile gehemmt, unaufhaltsam fortschreitet, dessen Energie, von Wohlstand und Bildung getragen, durch den Verkehr mit dem erfrischenden Element, dem er seine Güter verdankt, gestählt, zuerst Sicherheit gegen Willkür und bald Anteil an der Regierung des Staates verlangt. Eben diese aber hält der Grundadel mit der eigensinnigen Härte des Privilegiums fest und ein Kampf beginnt, wie er in der Geschichte auf 100 Schauplätzen sich wiederholt hat — wie er in den übrigen Kantonen Griechenlands auf kleinem und kleinstem Raum tobte — ein Kampf, bei welchem die hadernden Parteien, jede auf ihren besonderen Zweck erpicht, der Zukunft des gemeinsamen Vaterlandes vergessen, ja bei zunehmender Erbitterung diesen Begriff des gemeinsamen Vaterlandes selbst verlieren — ein Kampf, in welchem der augenblickliche Sieg demjenigen gehört, dem die Macht, d. h. die organisierten Regierungsmittel, zu Gebote steht, bis die größere Zahl ihre reicheren Mittel auch ihrerseits zu organisieren und zu verwenden Zeit gefunden und gelernt hat. Scheinbare Konzessionen nähren den Streit und steigern die Ansprüche; barsches Versagen, harte oder listige Unterdrückung teilt den Hintangesetzten die Energie der Rache mit: das Gefühl der Sicherheit verliert sich, eine allgemeine Unruhe bemächtigt sich der Gemüter und die allgemeine Unzufriedenheit ergreift auch den regierenden Stand, der seiner Macht nicht mehr froh werden kann und aus dessen Mitte einzelne Ehrgeizige diese allgemeine Unzufriedenheit benützen, sich eine Ausnahmestellung über die Häupter ihrer Standesgenossen weg zu erringen, um sie rasch wieder an die herrschende Aristokratie, um sie bald dauernd an die Demokratie zu verlieren. Wie kam es, daß aus diesem Chaos ein Staat erwuchs, welcher zuerst der Welt das Beispiel eines wirklichen Verfassungsstaates gab, von dem noch in späten Tagen, wo alles ringsum der Anarchie und Willkür des Parteikampfes verfallen war, gerühmt werden konnte, daß dort zu Athen die Gesetze herrschten und nirgends die Gesetze einen willigeren Gehorsam fänden? der in mancher Beziehung ein Musterstaat genannt werden darf, soweit ein solcher bestehen konnte in einer Welt, welche die Sklaverei zur Voraussetzung aller ihrer politischen Schöpfungen hatte? Andere Staaten sind in solchen Kämpfen zu Grunde gegangen, oder sie haben den Keim des Siechtums in ihre ganze fernere Entwickelung mit herübergenommen: daß hier weder das eine noch das andere geschah, ist in erster Linie unzweifelhaft das Verdienst Solons, der eben darum unter den Wohlthätern seines Volkes nicht allein, sondern unter den Wohlthätern der Menschheit einen der ehrenvollsten Plätze einnimmt.

Wer kennt nicht jene von Herodot so schlicht erzählte Geschichte von Solons Begegnung mit dem Könige von Lydien? wie dieser seinen berühmten Gast durch die schimmernden Säle seiner Königsburg

führte, ihm die Schätze zeigt, in deren Besitz er sich der Glücklichste aller Sterblichen dünkte: wie er in der Erwartung dieses selbstzufriedene Urteil aus so welterfahrenem Munde bestätigt zu hören, den Athener fragt, ob er wohl je einen gekannt, den er den allerglücklichsten nennen möchte: und wie ihn dieser dann die Worte wohl wägen heißt bei dem raschen Fluß und Wechsel aller menschlichen Dinge und ihm sagt, daß er, wenn er je einen wohlgesegneten Mann gekannt habe, ihm nur einen unberühmten dunklen Namen zu nennen wisse und dem überraschten König nun eine einfache Geschichte aus einem athenischen Bürgerhause erzählt von einem Mann mäßigen Besitzes, der in seinem Hause Glück gehabt, Kinder und Enkel habe aufblühen sehen dürfen, seiner Vaterstadt seine Dienste redlich geleistet habe und in hohem Alter, im Kampfe gegen die Feinde seines Landes, im Augenblick des entschiedenen Sieges gefallen, auch von seinen Mitbürgern der Ehre eines öffentlichen Leichenbegängnisses gewürdigt worden sei. Der Mann, der so klar und scharf das echte Glück vom falschen Glanze zu unterscheiden verstand, war selbst von hohem Stande, ein Mann der regierenden Klasse, ein Eupatride, ein Abkömmling des alten Königshauses von Attika. Er hatte lange gelernt und beobachtet, ehe er zum Handeln überging: 40 Jahre alt war er, ehe er in die Politik seiner Vaterstadt eingriff. In einem schwungvollen Gedichte wandte er sich an sein Volk: inmitten des Parteihaders hatte man die Insel Salamis in die Hände derer von Megara fallen lassen und die Regierung hatte Todesstrafe darauf gesetzt, wer von ihrer Wiedereroberung spreche: Solons Elegie verlangte gleichwohl diese Wiedereroberung und mit begeisterten Freiwilligen, die ihm folgten, vollführte er das nationale Unternehmen und gewann die Insel zurück. Es ist allerdings bemerkenswert, daß das erste Unternehmen, bei welchem sich Solons Einfluß zeigte, eine That, wie man sagen kann, auswärtiger Politik war: aber jene Lieblingsmeinung staatsmännischer Oberflächlichkeit, daß in einem verwirrten Staate alles sich löse durch einen glänzenden auswärtigen Erfolg, teilte Solon nicht. Er sah tiefer: er wußte auch das religiöse Gefühl des Volkes in mächtigen Schwung zu setzen. Das Andenken an eine blutige That, bei welcher die Heiligkeit der Altäre außer Acht gelassen worden war, und zwar von seiten der Regierenden selbst, beunruhigte das Gewissen des Volkes. Solons Einfluß setzte es durch, daß ein berühmter Seher und Prophet jener Zeit nach Attika berufen ward, der unter ernsten und eindrucksvollen Gebräuchen das Land entsündigte. In dieser tieferregten und gehobenen Stimmung, in welche diese mächtigen Eindrücke das gesamte Volk versetzten, übertrug ihm der regierende Stand selbst mit der Archontenwürde das Amt, Friedenstifter und Vermittler zu sein. Auch hier bewies er seine richtige Kenntnis der Menschen und der

Dinge. Er schuf nicht ein System neuer Formen und Gesetze: er hielt sich an das nächste und unmittelbarste Bedürfnis: er regelte die Schuldverhältnisse. Die Art und Weise, wie er dies that, steigerte seine Volksbeliebtheit und nun erhob sich für ihn eine Versuchung nicht gewöhnlicher Art, eine Versuchung, der man Männer von hoher Tugend einigemale und nicht überall zum Schaden ihres Volkes hat erliegen sehen: es lag in seiner Hand, das alte Königtum von Attika in seiner Person zu erneuern. Er aber erkannte, daß diese Form für das kleine Land nicht passe, daß sie von der allgemeinen Entwickelung bereits überholt sei, daß ihre Erneuerung wichtige Elemente des Staates mit unversöhnlichem Hasse erfüllen müsse, ohne die vorwärtsdrängenden zu befriedigen. Er sprach das überaus staatsweise Wort, daß die unumschränkte Gewalt, die Tyrannis, zwar ein schöner Platz sein möge, aber nicht Rückzug noch Ausgang habe: er entsagte: ruhig legte er, als sein Amtsjahr um war, das Amt nieder, ohne das Vertrauen derer zu täuschen, die ihn gewählt hatten. Und nun, nachdem er die letzte Probe der Staatsweisheit abgelegt hatte — die Selbstbeherrschung nicht zu verlieren inmitten der schwellenden Flut des Glückes — ward er von den Regierenden abermals an die höchste Stelle und diesmal mit umfassenden gesetzgeberischen Vollmachten gestellt.

Es wird kaum ein zweites Beispiel in der Geschichte geben, wo durch die Weisheit Eines Mannes so glücklich die Vergangenheit mit der Zukunft vermittelt worden wäre, und ungern widerstehe ich der Versuchung, dieser Versammlung ein ausgeführteres Bild von dieser Gesetzgebung zu entwerfen, welche wie jede gute Gesetzgebung nicht eine nach allgemeinen Theorien schematisierte, sondern eine durchaus den wirklichen Verhältnissen anbequemte Verfassung war. Ein neues Prinzip, der Besitz, wurde der Einteilung der Bürgerschaft zu Grunde gelegt und damit die odiose Ausschließlichkeit des Geburtsvorrechtes ohne zu große Unbilligkeit beseitigt; den Reichsten, d. h. so wie die augenblickliche Lage war, nur unter anderem Namen den Großgrundbesitzern die höchsten Würden des Staates, die neun Archontenstellen vorbehalten, aber diesen Ämtern zugleich vorwiegend der Charakter von Ehrenämtern ohne erhebliche Macht zu schaden gegeben, während der höchste und eigentliche Souverän die Volksversammlung bildete, zu der die erwachsenen Vollbürger der drei ersten Vermögensklassen den Zutritt hatten: im Namen dieser Volksversammlung besorgte die laufenden Regierungsgeschäfte ein jährlich sich erneuernder Rat von 400 Männern, der die Verwaltung und die auswärtige Politik leitete, die Gelder anwies, die Beamten kontrollierte, fremde Gesandten empfing, die Gesetzentwürfe für die Volksversammlung vorbereitete. Die große Masse der ganz Besitzlosen, der vierte Stand, mochte sich einstweilen für den versagten Anteil an

den Staatsgeschäften durch Steuerexemtion und Kriegsdienstbefreiung schadlos halten, bis die steigende politische Bildung auch diese Schranke hinwegräumte. Aber wo das Volk in so kühner Weise mündig gesprochen wird, wie dies in jener Verfassung geschieht, da dürfen auch die Mittel nicht vernachlässigt sein, es mündig zu machen. Dieses, das Hauptmittel, suchte und fand Solon in dem nächst der Religion — und was das Altertum betrifft, dürfen wir sagen, unbedingt ernstesten und heiligsten Gebiete des Volkslebens, dem Gerichtswesen. Er schuf ein Volksgeschworenengericht, wodurch, da jährlich 4000 Bürger zu Richtern erlost wurden, allmählich die große Mehrzahl der Bürger sich gewöhnte, öffentliche und private Verhältnisse genau und gerecht und mit dem ganzen Ernst, welcher jeden Rechtsakt umschwebt, zu würdigen und zu beurteilen. Und damit diesen starken demokratischen Motiven das konservative Gegengericht nicht fehle, wurde aus den abtretenden Archonten ein Tribunal gebildet mit dem Berufe, das weite und dehnbare Gebiet der Sitte zu beaufsichtigen und dem höchsten Souverän, der Volksversammlung, gegenüber, wo diese sich übereilt haben mochten, ein suspensives Veto geltend zu machen. Dies war ein längst schon bestehender Senat, der Areopag, den man mit gutem Rechte das Gewissen des athenischen Volkes genannt hat, eine Charakterisierung, welche, sollte man sagen, die natürliche Bezeichnung für den obersten Gerichtshof eines Landes ist.

Dies sind die Grundzüge der solonischen Verfassung, in deren Formen sich das Volk noch unter seiner Autorität einlebte: das war der unverrückbare Rechtsboden, die sichere Grundlage, auf welche jede spätere Generation auf lange Zeit zurückging, und unter dieser Verfassung, deren Grundlagen im wesentlichen 300 Jahre lang unangetastet blieben, hat dieses athenische Volk eine Geschichte ohnegleichen durchlebt. Wo immer man auf diese Geschichte geführt wird, kommt man in Versuchung, sie darzustellen — ihre wechselnden Bilder vorzuführen: wie eine kurze Tyrannenherrschaft nur dazu diente, die Stützen und Strebepfeiler dieser Verfassung, die Liebe zu gesetzlicher Freiheit noch tiefer in den Boden des Volkes einzusenken — wie dann, als die große Prüfungsstunde schlug, in dem ersten gewaltigen Zusammenstoß zwischen Orient und Occident, den Perserkriegen, sich die Kraft dieser solonischen Verfassung aufs glänzendste bewährte und dieses Volk, von einem großen Manne geführt, seinen Staat durch ein Meer von Gefahren hindurchsteuerte und einen Kampf bestand, der eine Wundersage geworden ist für alle Zeiten — wie dann auf dem befreiten Boden in den tieferregten hochbegeisterten Gemütern die Saat eines Kulturlebens aufsproßte, von dessen unermeßlichem Reichtum auf allen Gebieten wir uns daraus eine Vorstellung bilden können, daß seine trümmerhaften Reste für alle Geschlechter der Menschen, die seither auf der Bühne der Geschichte aufgetreten sind, die hohe Schule der mannig-

faltigsten Bildung gewesen sind — wie weiter dann, als in dem leicht entzündlichen Griechenvolk ein furchtbarer Krieg der Stämme und der Prinzipien aufloderte, dieses athenische Volk nach einer selbstverschuldeten Niederlage von beispielloser Furchtbarkeit doch noch ein Jahrzehnt gegen eine vierfache Übermacht einen Kampf fortführte, den nur die völlige physische Erschöpfung zu seinem Nachteil endigte — und wie endlich die Grundsätze jener staatsweisen Verfassung, auch nachdem die Macht des Staates geknickt, die Blüten seiner Kultur welk geworden waren, doch immer dem Volk eine sittliche, heilende, ideale Macht blieben, die auch, als die letzte Stunde seiner Unabhängigkeit geschlagen hatte, nicht vergebens angerufen wurde und die dem Volk wenigstens einen Untergang mit Ehren und ein Gedächtnis unter den Völkern der Erde sicherte, das sich in vielen Nöten und Gefahren, welche seither über die Völker gekommen sind, in den vielen Freiheits- und Unabhängigkeitskämpfen späterer Zeiten seinerseits als eine sittliche Macht bewiesen und bewährt hat.

Aber es ist Zeit, verehrte Versammelte, daß wir von unserer geschichtlichen Betrachtung zurückkehren auf den Boden der Gegenwart, auf den Sinn des vaterländischen Tages, auf den diese unsere Feier vorbereiten soll. Wenn es das besondere Glück dieses Staates ist, daß seine Könige ihn wirklich geführt und großenteils geschaffen haben, so hat auch der Geburtstag des Königs für jeden seiner Bürger den höheren Sinn, daß er sich die Aufgabe dieses Staates, die gleichsam verkörpert in der Person seiner Könige lebt, zu solcher Zeit lebendiger als sonst vergegenwärtige. In der düstersten Epoche unserer deutschen Geschichte, als Religionshader und Bürgerkrieg vollendet hatte, was fürstlicher Eigennutz, trotziger Eigensinn jeder Einzelgewalt längst begonnen — als das Deutsche Reich keine die Nation mehr zusammenhaltende Form, sondern nur noch ein gemeinsamer Name für das war, was ein fremder Staatsmann eine confusio divinitus conservata, eine durch Gottes Gnade wunderbar zusammengehaltene Konfusion nannte, da hat sich zwischen den stürzenden Trümmern, aus den empörten Fluten der Staat erhoben, dem wir angehören. Wie kam es, daß diesem Staate in den dunklen Geschicken, die seit drei Jahrhunderten über unsere Nation hereingebrochen sind, doch niemals die Lebenskraft und der Lebensmut ganz ausgegangen sind? Es kam daher, daß in diesem Staat eine tiefinnere Einheit besteht zwischen dem Volke und seinem Herrscherhause; daß jeder von uns weiß, daß Volk und Herrscherhaus dieselben Interessen, dieselben Ziele, dieselben Lebensbedingungen, dieselbe Zukunft haben. Auf den Bahnen des Sieges unter Friedrich II., in den Trübsalen der Niederlage und der Fremdherrschaft unter Friedrich Wilhelm III. hat das Königshaus die Schicksale des Volkes, seiner Schmach und seiner Ehre geteilt: ja, wir können sagen, daß dieses Gefühl deutlicher und deutlicher

geworden ist im Laufe der Zeiten und daß, was vorher mehr Ahnung und gesunder Instinkt war, diese Einheit, in den letzten Jahrzehnten einen gewichtigen, staatsrechtlichen Ausdruck erhalten hat durch die Schöpfung einer preußischen Verfassung, dem letzten großen Ereignisse der inneren preußisch-deutschen Geschichte — einer Verfassung, deren Sinn, wenn wir uns, wie sich an einem Königsfeste gebührt, von den vorübergehenden Bitterkeiten des Tages zur Höhe nationaler Betrachtung erheben, doch wohl kein anderer ist noch sein darf, als der, daß Volk und Fürst ihre Größe nur in beständigem Zusammengehen, in beständiger gemeinsamer Arbeit finden werden.

Mit diesem Gefühle der Einheit von Fürst und Volk, verehrte Versammelten, lassen Sie uns den morgenden Tag begehen und es als die Lebenswurzel unseres Staates tief einsenken in die Seelen dieser Jugend: und, meine geehrten Versammelten, wenn uns Älteren dann und wann Mut und Hoffnung sich mindern will, hier mögen wir sie wieder finden, wo die Jugend die Feste des Vaterlandes feiert. Sie in ihrem frischen Streben und Ringen, ihrem fröhlichen Hoffen sei uns ein Symbol unseres preußischen Staates selbst, der selbst auch den Charakter der Jugendfrische seither getragen hat und sich immer bewahren möge: indem wir sie, diese Jugend, tränken aus dem gemeinsamen Quell deutschen Geisteslebens, wollen wir sie eingedenk machen ihres besonderen preußischen Berufes: daß dieser Staat wie kein anderer seine Bürger braucht, daß von dem sittlichen Ernst, von der Achtung für das Ideale, von der schwungvollen nationalen Begeisterung seiner Jugend mehr als von allem sonst die Zukunft des großen deutschen Vaterlandes abhängt. Andere mögen genug zu thun glauben, wenn sie mit innigem und, ich zweifle nicht, warmem und edlem Gefühl für des deutschen Landes Heil schwärmen, in idealischem Träumen sich ergehen und deren Erfüllung in rauschenden Festen vorwegnehmen: uns aber sollen unsere vaterländischen Feste, soll auch dieses Königsfest nur ein kurzer Ruhe- und Sammelpunkt sein, der uns gestärkt entlasse zu dem, was unsere eigentliche Aufgabe bleiben muß — die heiße, redliche, unermüdliche Arbeit im Dienst des Königs und des Landes — jene Arbeit, durch welche allein unter Gottes Segen die Staaten gegründet, die Könige erhöht und die Völker frei werden.

5. Wahrer und falscher Patriotismus.

(Köln, 21. März 1871.)

Es ist der alte Boden wieder, hochgeehrte Versammelte, auf welchem wir zu einer altgewohnten Feier zusammentreten: derselbe Saal, dieselben Umgebungen, dieselben Fahnen und Farben. Und doch ist es mir — und es wird uns allen nicht anders ergehen —, als sei alles neu geworden, als begingen wir diese Feier heute zum ersten Male, als hätte sich alles um uns her ins Größere, Gewaltigere verwandelt: — als müßte so auch, wer die Aufgabe übernimmt, der allgemeinen Empfindung in einem solchen Augenblick Ausdruck zu geben, etwas von dem aufregenden, stürmischen Charakter dieser letzten Zeiten in seine Worte legen. Hinwiederum aber ist es, als sei diesmal kein Raum für Worte; denn jedes noch so beredte Wort müßte verstummen von der überwältigenden Beredsamkeit der Thatsachen: was sonst den Inhalt von Jahrhunderten bildet — Fall und Auferstehen großer Reiche, kecke Herausforderung des Schicksals und furchtbare Strafe, entscheidender Zusammenstoß mächtiger Nationen — hier haben sie sich in wenigen Monaten vor unseren Augen vollzogen; jede niedere und jede höchste Leidenschaft der menschlichen Seele hat sich vor uns entfaltet, jede Fiber unseres Herzens ist in mächtige Schwingungen versetzt worden, und wir stehen geteilt, welchem der gleich starken Eindrücke, die in diesen sieben Monaten Weltgeschichte uns bestürmt haben, wir folgen sollen. Sollen wir die Totenklage erheben um die edlen Gefallenen, deren auch unsere Gemeinschaft mehr als Einen betrauert? Sollen wir einstimmen in den alles übertönenden Jubel über die beispiellosen Siege auf ungezählten Schlachtfeldern, die ersten rein deutschen Siege im Laufe einer zweitausendjährigen Geschichte — oder in die stillere, aber vielleicht tiefere Freude über die nicht minder beispiellosen politischen Erfolge dieser jüngsten Vergangenheit? Soll unser Blick haften bleiben an unserem unvergleichlichen Heere und seinen Führern, an dem Heldenbild unseres greisen Fürsten, dem es beschieden war, mit wohlgeführtem Schwert in reiner Hand den gordischen Knoten der Rätselfragen unseres nationalen Lebens zu zerhauen, an deren Lösung noch vor kurzem die Kunst der Staatsmänner und der Witz der Parteien verzweifelte? Oder sollen wir verweilen bei dem schrecklichen Gegenbilde des Gottesgerichts, das über den verblendeten Fürsten eines hochmutberauschten Volkes ergangen ist? Bewunderung und Verachtung, Wehmut und Zorn, Freude und Schmerz, gerechter Stolz und demütiger Dank

gegen Gott, der so sichtbar mit unserem Volk und unserem König war — Vergangenheit und Zukunft unserer eigenen Nation und unserer Feinde — alles stürmt in diesem Augenblicke auf uns ein und wie willenlos treibt unsere Empfindung auf den Wellen dahin, welche noch immer wie das Meer nach schwerem Sturme in unruhiger Bewegung hin und her schwanken.

Aber wir dürfen uns dem berauschenden Eindruck dieser letzten Monate nicht willenlos überlassen. Es wird vielmehr zur Pflicht, an diesem alten vaterländischen Ehrentage uns zu fassen, zu sammeln: sinnenden Gemütes dem nachzudenken, was die Gottheit, deren Offenbarungen in den Geschicken der Menschheit wir verehren, uns in diesen Ereignissen hat sagen wollen. In ernster Wage sind zwei große Nationen gewogen worden und die eine ward zu leicht befunden: von beiden Seiten hat man an die mächtigste Kraft des Volkslebens, den Patriotismus, Berufung eingelegt, dessen Wirksamkeit und inneres Wesen sich uns in tausendfacher Erscheinung kundgegeben hat: und so meine ich, dürfen wir heute wohl aus dem überreichen Stoffe, den die Ereignisse uns entgegentragen, diesen Einen Gegenstand herausgreifen, der uns näher zu liegen scheint und fruchtbarer bedünkt als andere, und, indem wir einen Augenblick betrachtend verweilen bei jener großen bewegenden Kraft im Leben der Nationen, reden vom wahren und vom falschen Patriotismus.

Ein bedeutendes Wort eines alten Philosophen mahnt uns, daß der Staat älter sei als der Einzelmensch: und so ist es denn eine nur natürliche Erscheinung, daß der einzelne bald in Haß und Liebe in dem Ganzen und mit dem Ganzen lebt, in dessen Verband er durch die Geburt eintritt und in welchem sein Leben sich entfaltet. Wir sehen so von den ältesten Zeiten und niedersten Kulturstufen an das Vaterlandsgefühl als eine der großen bewegenden Kräfte des Menschenlebens. Bald zerstörend, bald schaffend, aber immer in rohnatürlicher oder naiv egoistischer Weise sehen wir es im Altertum wirksam: als wilden Eroberungsdrang, als barsche Verneinung aller übrigen Völkerexistenzen in den alten orientalischen Reichen; — als lebenschaffende Vaterlandsliebe, die aber, auf den engsten Raum sich konzentrierend, andere Völker zwar nicht zerstört oder unterjocht, aber als Barbaren verachtet, in der Griechenwelt; — als stolzen Herrschertrieb, als herbe Bethätigung einer wirklichen politischen Überlegenheit bei dem römischen Volke. Die Wurzel ist überall dieselbe: die natürlichen Leidenschaften des einzelnen teilen sich dem Volksganzen mit und treten aus demselben verstärkt in das Individuum zurück: und dies ist allenthalben der Grundcharakter des falschen, des ungeläuterten Patriotismus, der von der natürlichen Selbstsucht und Hoffart des einzelnen ausgeht. Für den wahren und echten Patriotismus ist erst durch das Christentum Raum geworden, welches überall dem Natür-

lichen das Ideale, das Ewige, das Göttliche als sein wahres Ziel und Wesen gegenüberstellt. Nicht als ob nun mit einem Schlage alles neu geworden wäre, als ob es nach dem Eintritt des Christentums keine Eroberungen, keinen zügellosen Ehrgeiz, keine wüsten Leidenschaften mehr gegeben hätte: aber das Christentum hat doch wie überall so hier den rechten Weg gezeigt, indem es dem falschen Patriotismus, der das eigene natürliche Ich mit seinen trüben Leidenschaften, seiner Eitelkeit und Eigensucht zur Grundlage hat, die Forderung gegenüberhält, einzugehen in ein Reich des Geistes und auch das Vaterlandsgefühl zu gründen auf die Idee Gottes und auf die Idee der Menschheit — Dinge, welche der barbarische Patriotismus nicht kennt oder verzerrt. So ist also die Wurzel des falschen Patriotismus die Selbstüberhebung, der Hochmut; die Wurzel des wahren Patriotismus die Selbstbescheidung, die Demut.

In mächtigen, ergreifenden Zügen, in einer Schrift, wie sie kein menschlicher Finger schreibt, hat uns nun die Geschichte der letzten Monate wahren und falschen Patriotismus und seine Wirkungen gegenübergestellt. Das freilich wäre weder würdig noch wahr, wenn wir sagen wollten, daß in dem großen Kampfe bei dem besiegten Volke alles nur falscher, bei dem siegreichen allein alles wahrer Patriotismus gewesen sei; das aber dürfen wir sagen, daß der Sieg und die Niederlage darum so vollständig gewesen sind, weil bei dem siegreichen Volke der echte und wahre, bei dem überwundenen der falsche und unwahre Patriotismus überwog.

Es mag sich hart anhören, aber es ist doch nicht mehr als gerecht und wahr, daß bei den Franzosen das Vaterlandsgefühl wesentlich auf der vorchristlichen, ja auf der barbarischen Stufe stehen geblieben ist. Es ist jedem Franzosen wie ein Glaubenssatz, daß sein Volk das erste aller Völker der Erde sei, neben dem er andere Völker näher kennen zu lernen überhaupt nicht für der Mühe wert achtet, — eben wie die Ägypter und Assyrer und Perser der alten Zeiten thaten oder wie in unseren Tagen die Chinesen thun. Eine solche Anschauung vom eigenen Volk ist nur der Widerschein der individuellen Eitelkeit: und es ist nicht schwer zu zeigen, wie ein solcher in seiner Wurzel falscher Patriotismus alle Grundlagen des politischen Lebens eines Volkes mit Notwendigkeit verfälschen und vergiften muß.

Vor allem wird er das V e r h ä l t n i s e i n e s V o l k e s z u d e n ü b r i g e n V ö l k e r n fälschen: und dies ist in der Geschichte der gallischen Nation von den ältesten Zeiten bis auf die jüngsten Tage herab zu erkennen. Kein Volk war während der ganzen alten Geschichte seinen Nachbarn, ja der ganzen Kulturwelt gefährlicher: kein Land ist sicher vor diesen prahlerischen Gladiatoren, diesen zuchtlosen Plünderern; am Fuße des Kapitols wie im Innern Kleinasiens treffen

wir sie in unablässigem Fechten und Rauben, Wagen und Wandern. Aber wo sind die Spuren dieser Eroberungszüge? Haben sie irgendwo ein großes Reich gegründet, eine dauernde Herrschaft aufgerichtet, eine fruchtbare eigene Kultur entwickelt und mitgeteilt? Nirgends und niemals: diese Eroberer verachteten alle anderen Völker, ohne sie zu kennen; von ihnen zu lernen, mit ihnen sich auseinanderzusetzen fiel ihnen nicht ein; erst als sie völlig besiegt waren, nahmen sie — und nun freilich rascher und vollständiger als irgend ein anderes Volk — die Sprache und die äußeren Formen der Kultur ihrer römischen Überwinder an. Lange Jahrhunderte vergehen, in welchen sich ein neues Volk zu bilden scheint: aber als nun mit Ludwig XIII. das neue Frankreich als ein festgefugter, monarchischer Einheitsstaat fertig ist, da zeigt sich nur wieder das alte Keltentum, versetzt mit den schlimmsten Zügen des Romanismus. Von neuem beginnen in veränderter Gestalt unter Ludwig XIV. die alten gallischen Raubzüge, setzen sich fort unter der Revolution, erreichen ihren Höhepunkt unter Napoleon I., und wo einer der Epigonenkönige, Karl X., Ludwig Philipp, Napoleon III., sich auf seinem Throne unbehaglich fühlt, da sieht sich alsbald ein Nachbarvolk mit einem solchen gallischen Kriege bedroht, deren Geschichte die Leidensgeschichte der Nachbarvölker, Italiens vor allem und Deutschlands, bildet. Dabei aber verharrt nun dieses Volk eben wie die alten Kelten in seiner verhängnisvollen Isolierung: sie gefallen sich in dem halb furchtbaren, halb kindischen Wahn, daß alle Welt von ihnen die Zivilisation empfange, während ihnen selbst eine erste Grundbedingung, die Fähigkeit, von andern zu lernen, abgeht: ihre Gesandten verstehen der Regel nach nichts von der Sprache, geschweige denn von dem geistigen Leben des Volkes, bei dem sie ihren Staat zu vertreten berufen sind, und während die Masse des Volkes in Beziehung auf die Kultur anderer Völker in altkeltischer und wahrhaft barbarischer Unwissenheit verharrt, gefallen sich ihre gebildetsten Männer, in der Wut ohnmächtigen Grimms, von ihren Gegnern als Barbaren zu sprechen, nachdem die Kraft überlegenen Wissens vor allem sie überwunden hat.

Der falsche Patriotismus fälscht und vergiftet aber auch die Beziehungen der einzelnen Bestandteile des eigenen Volkes zu einander — wo die Eitelkeit des Individuums der Ausgangspunkt für die Anschauung und Behandlung vaterländischer Dinge ist, da wird auch ein gesundes Verhältnis der Parteien, der Stände, der Gesellschaftsklassen eine Unmöglichkeit sein. Die Freiheit im politischen Sinne, welche nur ist, wo der einzelne dem allgemeinen gegenüber sich zu bescheiden weiß, wird dort nur eine Phrase sein: nur diejenige Partei, nur diejenige Gesellschaftsklasse wird sich frei fühlen, welche herrscht. Auch im alten Keltenland war von Freiheit viel die Rede: sehen wir näher zu, so finden wir das Volk bis in die einzelnen

Haushaltungen hinein von Feindschaft und Fehde zerwühlt und gewahren zugleich, wie die Masse des Volkes in Leibeigenschaft und Geistesknechtschaft den beiden herrschenden Ständen, dem Adel und den Priestern, fronen muß. Und viel anders ist es in neueren Zeiten auch nicht gewesen, bis endlich im Jahre 1789, in einem Augenblick großer Hoffnungen, die Möglichkeit einer gesetzlichen Freiheit in einem vernünftigen Staatswesen sich zeigte. Wenige Monate reichten hin, diesen Traum in diesem Volke zu zerstören. Was anfangs ein Ringen nach Freiheit geschienen, ward bald zum wilden Wettlauf nach der Herrschaft und auf den greulichen Despotismus jener blutigen Oligarchie von 1793 folgte bald ein Soldatenkaisertum, welches zu dem falschen Freiheitsidol das falsche Ruhmesidol hinzufügte und damit vollends verdarb, was noch von gesundem politischen Leben in diesem Volke war. Auch von 1815 bis 1870 sehen wir dasselbe Schauspiel sich wiederholen: jeder Anlauf, im Namen der Freiheit unternommen, führt zur brutalen Herrschaft einer Partei, und was schlimmer ist, einer Gesellschaftsklasse über die andere: und während die Freiheit alle Gemüter, alle Parteien und Stände in dem, was Grundlage des Staates ist, einig machen und wo möglich einig *finden* sollte, entzündet dort das Scheinbild der Freiheit unter den Parteien und Gesellschaftsklassen einen Haß, mit dem verglichen selbst der Haß gegen den siegreichen Feind verschwindet.

Jener falsche Patriotismus vergiftet endlich ganz folgerichtig und notwendig das *Verhältnis zwischen dem Volk und seiner Regierung* — oder richtiger, er macht eine Regierung von mehr als Tagesdauer zur Unmöglichkeit: und auf diesem Punkt sehen wir in der That die Franzosen in Kraft ihres falschen Patriotismus angekommen. Seitdem das Haupt des unglücklichen Ludwig XVI. gefallen, hat es in Frankreich keinen Herrscher des Landes mehr gegeben, sondern nur Könige und Kaiser einer Partei, Emigrantenkönige, Könige der Bourgeoisie, Kaiser des Heeres und der Plebiszite. Und unter allem, was wir Furchtbares erlebt haben, ist dies vielleicht das Schrecklichste: im Anfang des vorigen Jahres bestätigen 7 Millionen erwachsener und was man so nennt selbständiger Franzosen zum vierten Male den Kaiser Napoleon auf seinem Throne, und ehe das Jahr zu Ende geht, genügt ein tumultuierender Volkshaufe von einigen hundert Köpfen, um diesen Thron zu stürzen, der für den oberflächlichen Blick auf der festesten Grundlage der freien Zustimmung aller zu ruhen schien. Noch ein paar Monate und man kennt die Stätte nicht mehr, wo dieser Thron gestanden: es ist, wie der Dichter sagt:

Solch eine Flucht und Felonie, Herr Fürst,
Ist ohne Beispiel in der Welt Geschichten.

Wohl, meine verehrten Versammelten, dies ist der falsche Patriotismus, der wechselnd seine Götzenbilder aufrichtet und wieder

zertrümmert, wenn sie seine eitlen Hoffnungen nicht erfüllen: sehen wir zu, welches der wahre ist. „Wer unter euch der Größte sein will, der sei euer aller Diener", sagt die Schrift: der echte Patriotismus wird ausgehen müssen von der Selbstbescheidung des einzelnen, von der Anerkennung seiner Ergänzungsbedürftigkeit.

Der falsche Patriotismus, sagten wir, verschiebt und verfälscht das Verhältnis des eigenen Volkes zu den übrigen Völkern: der wahre stellt es richtig. Auf verschiedenen Wegen streben die verschiedenen Völker nach dem, was zu ihrem Frieden dient: und wie es keinem Individuum gegeben ist, die ganze Menschennatur in sich darzustellen und zu erfüllen, so auch keinem einzelnen Volke, sondern die Völker wie die einzelnen sind darauf hingewiesen, sich gegenseitig zu ergänzen, voneinander zu lernen und darum sich gegenseitig zu achten. Man wird dem deutschen Patriotismus nicht vorwerfen können, daß er dieses Gebot verkannt habe; man hat ihm im Gegenteil stets vorgeworfen, daß er das Fremde zu überschätzen, das Eigene zu unterschätzen geneigt sei. Lassen wir uns diesen Vorwurf nicht irren. Jetzt, wo wir — das letzte unter den Völkern Europas, dem dies gelungen — das hohe Ziel nationaler Einheit, dem wir unter unendlichen Hemmnissen mühsam zustrebten, glücklich errungen, jetzt ziemt uns mehr als je das neidlose Anerkennen des Fremden, welches am besten vor Selbstverblendung schützt. Ich weiß nicht, ob es richtig ist, wenn man unserem Volke Bescheidenheit andern Völkern gegenüber nachrühmt, und wenn es wahr wäre, ob die Bescheidenheit die Tugend einer ganzen Nation sein kann und sein soll: das aber ist wahr, daß das ernstliche Bemühen, anderer Völker Sprache, Sitten, Einrichtungen kennen zu lernen, zu prüfen, was gut an ihnen ist sich anzueignen, unserem Volk vor andern eignet und daß dies vor allem uns die große Überlegenheit über einen Feind gab, der auszog Deutschland zu erobern, während in seinem Heere, abgesehen von den verlorenen Kindern deutscher Erde, nicht hundert Menschen waren, welche die deutsche Sprache verstanden. Wir wollen jetzt, wo unsere Nation in ihre volle männliche Reife eingetreten ist, festhalten an diesem Charakterzug unseres Volkes, Auge und Sinn offen zu halten für alles Fremde, festhalten daran, daß ein echter Stolz und so auch ein rechter Nationalstolz, wenn er nicht zum Hochmut werden soll, — jenem Hochmut, der vor dem Falle kommt — die Wahrheitsliebe zur Voraussetzung hat, welche bescheiden macht.

Zum zweiten aber: jener echte Patriotismus, dessen Wurzel die Bescheidenheit ist, wird und muß seine Wirkung äußern in den gegenseitigen Beziehungen der verschiedenen Parteien, Stände und Gesellschaftsklassen eines Staatswesens: und hier, meine verehrten Zuhörer, berühren wir ein Gebiet, auf welchem sicher auch unser deutscher Patriotismus noch sehr viel zu lernen und namentlich zu verlernen

hat. Auf keinem Gebiete ist die Reinhaltung des Patriotismus so schwer, und auf keinem, müssen wir hinzusetzen, hat die enge Verkettung unserer Geschicke mit denen Frankreichs so unheilvoll gewirkt, wie auf diesem. Unter den vielen Prahlereien, in denen unsere Nachbarn sich ergangen haben, hat keine mehr Glauben gefunden als die, daß ihre große Revolution von 1789 die Freiheit allererst über Europa heraufgeführt habe, und sie reden mit unermeßlichem Stolz von den Prinzipien von 1789 als von der Magna charta der Freiheiten Europas. Nicht ganz mit Unrecht: aber was diese Prinzipien von 1789 der Sache der Freiheit genützt, das haben die Menschen von 1793 reichlich wieder verdorben. Die Greuel, welche jene schlechten Gesellen, die Oligarchen des Terrorismus, im Namen der Freiheit begingen und die in wenigen Monaten alles, was im Namen der Monarchie in Frankreich während Jahrhunderten gesündigt worden war, weit überboten, haben zuerst das gequälte Volk von Frankreich selbst dem Despotismus wieder überliefert, und sie haben auf lange Zeit über den ganzen Weltteil eine Art ängstlichen Mißtrauens gegen alles, was im Namen der Freiheit verlangt und unternommen ward, verbreitet. Die Erinnerung an jene Greuel und Maßlosigkeiten hat lange Zeit die Kirchen in ein feindliches Verhältnis zur bürgerlichen Freiheit gedrängt und die Täuschung ermöglicht, als wenn das Christentum, welches mehr als je eine Religion gewesen, eine Religion der Freiheit ist, den Absolutismus begünstige; sie hat — diese Erinnerung an 1793 — von 1815 bis auf unsere Tage herab die Regierenden mit einer bis ins Kindische gehenden Revolutionsfurcht erfüllt und ebenso auf der andern Seite jenen knabenhaften Fürstenhaß hervorgerufen, welcher wie die Revolutionsfurcht eine Kopie schlechter französischer Vorbilder ist: und noch können wir die Einflüsse dieser Epoche und des französischen Wesens in einer ganzen Reihe von Symptomen unseres öffentlichen Lebens gewahren — der weitverbreiteten Neigung z. B., seine Freiheitsliebe in einer mißtrauischen Opposition gegen alles, was von der Regierung kommt, zu bethätigen; dem schamlosen Mißbrauch, der mit dem Namen Volk getrieben wird, und mit dem eine servile Demagogie jeden beliebigen Bruchteil des Volks, den sie zu bethören hoffen kann, zum Souverän stempelt; dem frivolen Versuche einiger nichtsnutzigen Müssiggänger, eine Arbeiterpartei zu erfinden, gleich als wenn die übrige Welt vom Nichtsthun lebte, und anderem. Diesen französischen Einflüssen, so hoffen wir, hat dieses Jahr 1870, welches alle Stände, alle Parteien, Fürsten und Volk, Adel, Bauern, Bürger in Einer Glut echter Vaterlandsliebe vereinigte, für immer die Kraft gebrochen: und unser Streben muß nun darauf gerichtet sein, jene politische Kinderkrankheit des Hasses und des Mißtrauens zwischen den einzelnen Parteien und Gesellschaftsklassen in Kraft eines reiferen

Patriotismus zu überwinden. Die Freiheit eines Volks ist nichts, was uns Eine Partei oder Ein Stand oder Ein Mann geben könnte, auch nichts, was sich in Einem stürmischen Anlauf erobern ließe: sie kann nur das Erzeugnis der gemeinsamen Arbeit und der geistigen Reibung aller Parteien, aller Gesellschaftsklassen sein: sie ist da, wo sich die möglichst vielen innerlich frei gemacht haben von der Macht der Lüge, der Sinnlichkeit, des Vorurteils, der Phrase und wie alle jene Tyrannen heißen, von deren Gewalt uns kein Parteiprogramm und kein Gesetzbuch, sondern nur die Kraft ernsten Willens und eine von allen guten Genien des Lichts erleuchtete Vaterlandsliebe befreit. Über allen Teilen des Volks und allen Kräften, die in ihm sich regen und nach Bethätigung ringen, muß die Idee des Gemeinwohls schweben, und da die Kraft des deutschen Vaterlandsgefühls stark genug war, selbst die religiösen Gegensätze, die stärksten in der Menschenbrust, unter die Idee der gemeinsamen vaterländischen Wohlfahrt zu beugen, so werden wir nicht zu fürchten haben, daß es bei uns werde, wie es bei unseren Nachbarn zu werden beginnt — daß die Gesellschaftsklassen zu Parteien erstarren und diese Parteien auf dem gleichen Boden wie verschiedene Völker sich gegenüberstehen.

Endlich aber — und das sei uns am heutigen Tage vor allem ans Herz gelegt — stellt ein echter Patriotismus das Verhältnis zwischen Volk und Herrscher richtig. La liberté du peuple a besoin d'un roi, hat ein großer französischer Staatsmann gesagt: die Freiheit des Volks bedarf eines Königs; er hätte nicht geirrt, wenn er hinzugesetzt hätte: und die Kraft des Königtums bedarf der Freiheit des Volks. Unsere unglücklichen Nachbarn haben jenes Wort Mirabeaus längst vergessen; freuen wir uns, daß uns das Königtum, dessen die Freiheit des Volks bedarf, nicht verloren gegangen ist in den Stürmen der letzten Jahrhunderte, daß wir in unseren Königen noch die Träger nicht einer politischen Meinung, sondern der Staatsidee ehren; daß unsere preußischen Könige nicht Könige einer Partei, sondern Könige des Landes sind. Es heißt etwas, daß es bei uns etwas giebt, was nicht wie alles übrige dem reißend schnellen Flusse der Meinungen unterworfen ist, die Krone: und es ist mit nichten zufällig, daß eben an diesem Eckstein unseres Staats die kümmerliche List und der Übermut der Feinde zerschellt ist. Das preußische Königtum, dessen Ehrentag wir diesmal in einem ganz besonderen Sinne feiern, ist kein Götzenbild, das irgend eine politische oder religiöse Partei sich aufgerichtet hätte: es ist der Schlußstein einer staatlichen Ordnung, welche auf der gemeinsamen sauren Arbeit von Volk und Herrschern beruht — eine Kraft, getragen vom Volke, weil sie mit ihm gehandelt und gelitten hat und mit ihm selbst gewachsen ist. Die Wurzeln dieses mächtigen Baumes sind tief eingesenkt in den Boden der Jahrhunderte, in den dunkeln Grund der Volksempfindung, der Pietät, die ihrem

Könige zujauchzt und für ihn zu sterben weiß, ohne viel zu forschen und zu fragen: seine Krone aber streckt sich hoch und stolz im hellen Licht: — im Licht eines seiner selbst bewußt gewordenen Volkslebens, das nicht bloß fühlt und nicht bloß empfindet, sondern weiß und erkennt, was es in diesem Königtum besitzt.

Und darum, meine verehrten Versammelten, darum allein war es dieses preußische Königtum, welches dem gesamten deutschen Volk sein altes Königtum zurückgewonnen, sein wahres Kaisertum gefunden hat. Von dem römisch-germanischen Cäsarentum hat diese abschließende Form deutscher Einheit doch nur den Namen: dem Wesen nach ist das neue Kaisertum, das im glorreichen Hause der Hohenzollern sich erhebt, jenes alte deutsche Königtum, welches uns einst in Italien verloren ging, — das Königtum Heinrichs I., nicht das Imperium Karls des Großen oder Ottos des Großen — eine Krone von gediegenem Golde, ohne Flitter und falsche Brillanten, Leitstern und Wahrzeichen der in gesetzlicher Freiheit geeinigten Stämme deutscher Nation.

Dieser neuen Krone auf dem würdigsten Haupte gilt heute unser Zuruf, meine verehrten Versammelten. Wer von uns Älteren vermöchte sich einer tiefen Bewegung zu erwehren, wenn nun nach vielen Menschenaltern zum erstenmale wieder in diesem Saale, an welchem so viele mächtige Erinnerungen haften, das Lebehoch einem Kaiser von Deutschland erschallt? Uns, deren Jugendleben dahin gegangen ist in dem harten Zwiespalt feurig empfundener Ideale und spröder Wirklichkeit, unter den Demütigungen, den Enttäuschungen, den vergeblichen Anläufen, dem Haß, dem Hader, dem Hohn, der Schmach, deren Saat üppig in solcher Epoche der unklaren Gärung aufschießt, — uns hat Gott die Gnade zu teil werden lassen, daß wir, nicht bloß im Traume, nicht bloß vom Berge herab, wie Mose, sondern mit unseren leiblichen Augen die Erfüllung schauen durften — das in einem großen siegreichen Nationalkriege herrlich wiedererstandene Reich deutscher Nation. Ihr, meine jungen Freunde, wachset heran in einer Zeit, wo ihr euch mit ungeteiltem Herzen an dem stolzen Bau erfreuen könnt, der jetzt die deutschen Stämme umschließt; aber denket nicht, daß euch diese Zeit der Erfüllung nur zu einem Schaugerichte vaterländischen Stolzes lade. Zur Arbeit ruft euch das geeinigte Vaterland, wie uns einst das zersplitterte rief: zu einer frischen, fröhlichen — einer fröhlicheren als diejenige war, unter der uns Älteren die Jugend dahinging —, aber darum nicht minder zu ernsthafter Arbeit. Ihr habt das Feuer eines echten Patriotismus in mächtiger Lohe zum Himmel schlagen, in furchtbarem Brande ein Reich der Lüge verzehren, euer eigenes Volk läutern sehen: stillere Tage werden kommen, lange Tage des Friedens, hoffen wir, wo jeder unter seinem Weinstock und Feigenbaum der Früchte seines Fleißes froh werden mag: aber

ein Feuerbrand, entzündet an der Flamme dieses heiligen Kriegs, muß auf jedem Herde, in jedem Hause, jedem Herzen fortbrennen und leuchten. An euch vor allem wird es sein, einen erleuchteten, echten, reinen Patriotismus zu pflegen, jenen wahren, der von der Demut ausgeht, von der bescheidenen Erkenntnis, daß der einzelne seine wahre Kraft erst findet in der Lebensgemeinschaft mit seinem Volk und den Zielen, welche Gott diesem Volke gesteckt hat. Euch ist gegeben, daß ihr an geweihter Bildungsstätte andere Völker und andere Zeiten kennen und würdigen lernt — daß ihr erkennen dürft, was eurem Volk gegeben und was anderen Völkern, anderen Zeiten in reicherem Maße verliehen ward; gegeben zu erfahren, daß es nichts Schöneres giebt für den einzelnen wie für das Volk im ganzen, als mit anderen und von anderen unablässig zu lernen — gegeben, daß ihr im Lichte geschichtlicher Betrachtung die Parteien und ihr Irren und Streben erkennet, die Helden und Märtyrer der wahren Freiheit und die falschen Messiasse, welche unter ihrem Namen aufgetreten sind, und daß ihr so hindurchdringen könnt zu der Wahrheit, von der geschrieben steht, daß sie wirklich, daß sie recht frei mache — vor allem aber euch, und euch in einem ganz besondern Sinn ist vertraut das Kleinod und Heiligtum unseres Volks — jener Eine helle Edelstein der deutschen Krone, von dem einst Walther von der Vogelweide sang — das Königtum, gewurzelt im Herzen des Volks. Denn des Volkes Herz das ist seine Jugend: und im Herzen dieses Herzens, in den Seelen der Jugend vor allem, welche das kostbare Vorrecht hat, voll und ganz und ohne Mißklang zu empfinden, soll dieses deutschen Königtumes Wohnstätte sein.

Aber der Tag, dem unsere Feier gilt, meine verehrten Zuhörer, ist ein solcher, an welchem nicht bloß die Jugend jugendlich empfindet — es ist ein Tag, da wir alle wieder jung werden müssen mit unserem verjüngten Volke. Der schwarze Adler im weißen Felde hat seinen königlichen Flug vollendet, die Nation ihren alten Heerschild in erneutem Glanze wieder aufgerichtet: heute wollen wir alle mit jungen Sinnen zu dem Heldenbild unseres Herrschers aufblicken, der sein Volk zum Siege geführt hat: heute rufen wir alle mit Jünglingskraft dem Sieger im heiligen Kampfe, dem Kaiser der Deutschen, unserem König das Wort des Grußes zu, welches wiederhallt von Pol zu Pol, wo immer vielverbreitet die Geschlechter unseres Volkes unter dem Schatten des schwarz-weiß-roten Banners sich sammeln: das Wort freier Huldigung eines dankbaren Volks: Unser König Wilhelm I., Kaiser von Deutschland — Er lebe hoch!

6. Bei der ersten Feier des Tages von Sedan.

(Im großen Gürzenichsaale zu Köln, 2. September 1874.)

Hochzuverehrende Versammlung! Getragen von dem Gedanken, einer guten vaterländischen Sache an meinem bescheidenen Teile dienen zu dürfen, unternehme ich es, dem Wunsche einiger patriotischen Männer gemäß, zu dieser Versammlung über die Bedeutung des heutigen Tages zu sprechen. Für uns, meine verehrten Zuhörer, ist die Bedeutung dieses Tages die, daß auch unsere Stadt sich anschickt, in die Bewegung einzutreten, welche unserm Volke ein langentbehrtes, lange gesuchtes Gut, einen nationalen Festtag, schaffen soll.

An Fest- und Feiertagen nach dieser Richtung hin allerdings, hat es in den letzten beiden Menschenaltern, welche verflossen sind, seitdem durch den Sturz des ersten Napoleon Deutschland sich selbst zurückgegeben worden, keineswegs gefehlt: und es ist vielleicht dem Zwecke des heutigen Tages entsprechend, wenn wir einen Blick werfen auf einige solcher historisch gewordenen Feste, in denen der Charakter der öffentlichen Zustände unseres Volkes in diesen wechselvollen Zeiten sich spiegelt.

An der Schwelle dieses Zeitraumes, der mit der Leipziger Schlacht beginnt und mit der Schlacht bei Sedan endigt, tritt uns das Wartburgfest vom 18. Oktober 1817 entgegen. Ein Gedenktag zugleich der Leipziger Schlacht und der deutschen Reformation, gefeiert hauptsächlich von Professoren und Studenten deutscher Hochschulen, den ersten Trägern des deutschen Einheitsgedankens; auf der einen Seite getragen von ernster, religiös gehobener Stimmung, auf der anderen Seite verkümmert von tiefer Unzufriedenheit über die bestehenden Zustände, welche den hochgespannten Hoffnungen und kühnen Idealen dessen, was man vorschnell die Freiheitskriege genannt hatte, so wenig entsprachen: in vager Begeisterung, großwortiger unreifer Opposition thut eine gärende, unvergorene Jugend sich gütlich: aber als sie am Abend jenes Tages zu einer harmlosen Demonstration, der Verbrennung eines Haufens reaktionärer Makulatur, sich versteigt, erhebt sich alsbald die hohe Staatspolizei, welche von dem Studentenstreiche alles Schlimmste befürchtet, und so giebt diese Wartburgfeier das Signal zu jener jämmerlichen Reaktion unter österreichischen Auspizien, welche eine Feier der Leipziger Schlacht, die eben hier am Rhein schon im Jahre 1814 so schön angesetzt hatte und uns einen

nationalen Festtag zu schaffen bestimmt war, nicht aufkommen läßt und bald polizeilich verbietet.

Fünfzehn Jahre später: die Juli-Revolution von 1830 hat eine der Hauptschöpfungen des legitimistischen Europas, das restaurierte Königtum in Frankreich, über den Haufen gestoßen: der Stoß erschüttert auch die Nachbarlande mit und weckt in Deutschland das politische Leben in weiteren Kreisen: und am 27. Mai 1832 strömt eine zahllose Menge unter Vorantragung schwarz-rot-goldener Fahnen nach der Burghalde von Hambach bei Neustadt a. d. H., um dort, wie sie sagen, der Deutschen Mai zu feiern. Dies ist kein Studenten- und Professorenfest mehr: es sind Volksmassen, es sind politische Redner und Agitatoren da; aber die fromme, vertrauende, religiös gehobene Stimmung ist verschwunden; neben den deutschen erscheinen polnische und französische Fahnen und man hört da neben manchem guten patriotischen Wort wilde und verworrene Reden, Lebehochrufe auf die vereinigten Freistaaten Deutschlands, auf das konföderierte republikanische Europa, neben kräftigen Flüchen auf Fürsten und Fürstenknechte: und lange Zeit glaubt ein kindischer Radikalismus, daß das letztere vor allem dazu gehöre, wenn eine Demonstration auf den Charakter des Nationalen Anspruch machen wolle.

Aber nicht auf diese Weise baut sich ein nationales Leben auf; in emsiger Arbeit, geräuschlos vergehen zehn weitere Jahre: da stoßen wir wiederum auf einen solchen historischen Festtag. Es ist der 4. September 1842, und die Scene spielt hier in unserm Köln: da steht ein Fürst, der soeben mit großen Hoffnungen begrüßt den preußischen Thron bestiegen hat, Friedrich Wilhelm IV., vor unserem Dome und spricht, indem er der neu beginnenden Arbeit an diesem kostbarsten Vermächtnis deutscher Kunst die Weiherede hält, einen Gedanken aus, den man lange als einen Professorengedanken verlacht, als einen revolutionären verfolgt hatte: „Deutschland baut diese Thore — so mögen sie für Deutschland durch Gottes Gnade die Thore einer neuen großen Zeit werden.“ Die Wogen der Begeisterung gehen hoch, selbst der wortkarge König von Württemberg bringt „Deutschland, unserem gemeinsamen großen Vaterlande“ die Huldigung seines Trinkspruchs dar: auch schien jene große Zeit, von welcher der beredte Fürst gesprochen, nicht zu zögern: wenige Jahre später erbraust das ganze deutsche Land von gewaltigem Sturme: die große Krisis des Jahrhunderts, das Jahr 1848, ist da. Die Vertreter der deutschen Nation, das erste deutsche Parlament zieht in die Paulskirche zu Frankfurt ein, um dort, eine friedliche Versammlung, frei, aus dem Nichts, aus dem Chaos heraus das ungeheure Werk einer alle deutschen Staaten umspannenden Verfassung, das Riesenwerk eines neuen deutschen Reichs zu schaffen. An Festen, an trunkener Begeisterung, an regem Tummeln aller Kräfte bis in die Lebenstiefen

der Nation hinein fehlt es nicht mehr, und eine große That geschieht, indem jene Versammlung — es ist der 28. März 1849 — eben jenen Verkünder einer neuen großen Zeit, Friedrich Wilhelm IV., zum Kaiser von Deutschland wählt. Aber ach — der Fürst, der so beredte Worte für Deutschlands Zukunft hatte, weist die Hand zurück, die ihm die Nation sehnsüchtig entgegenstreckt; nach zwei Jahren voll der heftigsten Zuckungen liegen alle Hoffnungen zertrümmert am Boden; der Staat Friedrichs des Großen, mit der Schmach von Olmütz beladen, beugt sich wie die anderen dem Joche des alten Bundestags, d. h. der habsburgischen Fremdherrschaft, und ein Jahrzehnt der grausamsten Prüfungen beginnt, in welchem für Festtage kein Platz ist.

Eines aber hat sich die Nation gerettet, wie eine geschlagene Truppe ihre Fahne rettet: den Gedanken deutscher Einheit, den Gedanken, daß sie wieder eine Nation im politischen Sinne werden müsse, wenn sie nicht das Schicksal Polens treffen solle. Die üblen Tage gehen vorüber; ein Mann besteigt den Thron Preußens, der entschlossen ist, zunächst Preußens Stellung in Deutschland zu wahren und den Anmaßungen Österreichs ein Ziel zu setzen — dem aber die Vorsehung unendlich viel mehr bestimmt hatte, als dieses würdige, im Vergleich zu dem aber, was in ihrem dunkeln Drange die Gemüter ersehnten, immerhin sehr bescheidene Ziel — Wilhelm I. Wiederum ist die Zeit gekommen, wo die deutsche Welt ein Fest feiern darf, das wie eine helle Morgenröte an ihrem Horizont aufglänzt — es ist der 10. November 1859, der Gedächtnistag Friedrich Schillers. Ein sonnenheller, schöner Tag, dessen wir auch heute noch gerne gedenken! Vor der hehren Gestalt eines im höchsten Sinne populären Dichters, der in schweren Zeiten seinem Volke das Beispiel eines heroischen Idealismus gegeben, dessen Dichtung überall die Energie des handelnden Lebens atmet, wie es durch die großen Gegensätze in Staat, Kirche, Gesellschaft, Völkerverkehr bestimmt wird, fühlt die deutsche Nation sich einen kurzen Spätherbsttag lang als Eines in den höchsten Höhen menschlichen Denkens und Sinnens. Überall sind die Reden voll von diesem Gedanken der Einheit im Reiche der Ideale; aber im Hintergrund der Festfreude stand doch überall die Trauer, daß dieses Volk, ein Kulturvolk in hohem und edlem Sinne, doch keine Nation sei im politischen Sinne, — daß ihren edelsten Bestrebungen der Nachdruck fehle, der nur erwächst, wo eine feste Rechtsordnung, ein gemeinsamer und mächtiger Staat den Boden sichert, welchem jene idealen Güter entsprießen.

Wo aber ihn finden, diesen deutschen Staat? Im Weltenraum suchten die Redner auf diesem wie auf den unzähligen anderen Festen, welche das aufs neue in Fluß kommende politische Lebensgefühl hervorrief, die politische Einheit: die Wenigsten bedachten, daß dieser deutsche Staat, diese politische Einheit schon längst in aller

Wirklichkeit vorhanden war als preußischer Staat. Freilich nicht als ein Idealstaat, sondern als ein sehr wirklicher Staat, und so begannen jetzt erst die schwersten Tage, es begann das eiserne Zeitalter, in welchem dieses Volk von Dichtern und Denkern und Träumern mit furchtbarem Nachdruck daran erinnert werden sollte, daß nicht durch Schwärmen und Schwelgen und große und gute Worte Nationen gegründet werden, — daß niemals eine große Nation auf schlechthin friedlichem Wege, durch freiwilliges Aneinanderschließen ihrer Teile ihre Einheit gefunden hat — daß insbesondere Preußen, auf welches die hoffenden Blicke sich mehr und mehr zu richten begannen, ein Staat von Menschen gebaut war, mit allen Schwächen, Irrtümern, Leidenschaften, welche dem, was Menschen bauen, anhaften. Es ist nicht nötig, werte Zuhörer, daß ich Ihnen diese Zeiten und ihre trübseligen Feste schildere, die in unser aller Gedächtnis mit rauhem Griffel eingegraben sind: wie dieser preußische Staat, eben als die Aufgabe, das neue Deutschland zu schaffen, ernster an ihn herantrat, durch eine heftige, innere Krisis wie im Fieberfrost geschüttelt wurde — wie er seine gewaltige Kraft und tiefinnere Gesundheit bewies, indem er, noch mitten in der Krankheit, von einem energischen Fürsten, einem gewaltigen Staatsmanne gelenkt, sich erhob, Preußens verpfändete Ehre auf Schleswigs Fluren einlöste und dann zu der letzten, der unumgänglichen Entscheidung das Schwert zog, zu der Entscheidung der Frage, ob Deutschland ein ohnmächtiger Staatenbund mit Österreich bleiben, oder ein mächtiger Bundesstaat ohne Österreich werden solle, — und wie diese Entscheidung in einer Weise erfolgte, welche plötzlich, im Innern und nach Außen, eine neue Grundlage schuf, auf welcher der Bau des neuen Deutschlands rasch und verhältnismäßig glücklich von statten ging. Es war eine Entscheidung, diese von 1866, über welche derjenige sich freuen durfte, der das Elend der deutschen Dinge seit 50 Jahren und seine Ursachen kannte und der da wußte, daß es schwereres Unglück im Leben der Völker giebt, als das Blut, das in einem kurzen Bürgerkriege fließt, und daß von Einem solchen Unheil, hoffnungslosem Anstürmen und mattem Erliegen, Deutschland seit Jahrzehnten heimgesucht wurde. Ein Kern war jetzt gegeben, um welchen mit einer gewissen Notwendigkeit die deutschen Stämme zu einem Bundesstaat mit kräftiger Einheit sich sammeln mußten: aber es war eine Freude, wie dort in dem altgriechischen Gedicht sie das Mahnwort in ihre Schranken weist:

Freue dich, Mutter, im Geist, doch fasse dich: jauchze nicht hellauf,
Sündhaft ist's und geziemet sich nicht, ob Erschlagnen zu jauchzen —

und ein nationaler Festtag konnte nicht aus dem Siege erblühen, der, wie rühmlich, wie notwendig immer, doch ein Sieg von Deutschen über Deutsche war.

Lange Jahrhunderte schien unser Volk bei all seinen Einigungs-

bestrebungen vom Unglück wie verfolgt; auch dieses Äußerste des Bürgerkrieges um die deutsche Einheit war ihm nicht erspart: als die Zeit erfüllt war, mußte plötzlich alles seiner rasch werdenden Einheit dienen. Sie wissen, wann und wie dieser Krieg von Brüdern mit Brüdern gesühnt wurde: ein Tag erschien — ein Tag voll heißer Arbeit, und der erste einer Reihe von Tagen heißester Arbeit, und dennoch ein Festtag: — als an jenem 14. Juli 1870, wie die Kunde von dem Unerhörten, das tags zuvor in Ems geschehen, durch die Lande flog, plötzlich, ein geharnischter Riese, die deutsche Nation wie mit Einem Schlage geeinigt dastand und nun ein Kampf begann, in welchem dieses so plötzlich geeinigte Volk in acht Monaten mehr und gewaltigere Siege gewann als in den zehn Jahrhunderten seiner seitherigen Geschichte, und dann auf feindlichem Boden zu Versailles unser König, der Herzog der Deutschen in dem gerechtesten Kriege, den je ein Volk geführt, zum Deutschen Kaiser ausgerufen ward in einem neuen Deutschen Reiche. Und nun, nun erst hatte die Nation — denn sie war es wieder — auch das Recht auf einen nationalen Festtag: sie hat ihn sauer erworben, Gott weiß es, sie hat ihn ehrlich verdient, und sie konnte diesmal wählen zwischen einer stattlichen Reihe von Tagen höchsten Ruhmes.

Welchen dieser Tage sie erwählen solle — darüber hat kein Fürst und keine Partei, sondern die Nation selber entschieden, und ich meines bescheidenen Teiles glaube, sie hat richtig gewählt. Es sind Friedensschlüsse vorgekommen, an tief greifenden Folgen reich, es sind Völker aus tiefem Verfall wieder aufgestanden und andere versunken, Schlachten sind gewonnen und verloren worden auf Erden, wer weiß wie viele; aber was heute vor vier Jahren dort im Umkreis der kleinen französisch-belgischen Grenzfestung geschehen ist, das hat nicht seinesgleichen, seitdem Menschen auf Erden wohnen.

Versetzen wir uns in jene Tage, wo auf engem und immer engerem Raume ein großes Weltgeschick sich vollendete. Der Despot, der achtzehn Jahre lang das große Wort in Europa im Namen der hochmütigsten Nation geführt hatte, das stolzeste Heer dieser Nation nach einem Winkel ihres Landes gedrängt, eingeklemmt zwischen den deutschen Heeren und der belgischen Grenze: von Osten, von Westen, von Süden ziehen die deutschen Männer heran, Batterie auf Batterie, Bataillon auf Bataillon, Geschwader auf Geschwader; am frühen Morgen beginnt der Kampf; von Stunde zu Stunde schließt der Ring sich fester, und noch steht die Septembersonne mit vollem Glanze am Himmel, da liegt das feindliche Heer, ein hoffnungsloses Chaos — aufgelöste Menschenhaufen, ein Durcheinander von Waffen, Pferden, Wagen, Geschützen zusammengedrängt in den Straßen einer kleinen Stadt und ihrer nächsten Umgebung, unter den Mündungen der deutschen Geschütze, die Batterie auf Batterie auf den beherrschenden Höhen

auffahrend sich gegen die Stadt richten, hinter ihnen mehr als sieben Armee-Korps, vollkommen bereit zum letzten Schlag auszuholen. Am folgenden zweiten Tage dann übergab Napoleon III. unserem König seinen stumpfgewordenen Degen und die Kapitulation ward unterzeichnet, welche alle Schmach, die das geteilte Deutschland in langen, ungleichen Kämpfen mit dem geeinigten Frankreich erlitten, mit einem Male tilgte, alle Bitterkeit zwischen den deutschen Stämmen in einem großen Triumphe auslöschte, — denn alle, Preußen, Bayern, Sachsen, Hessen, Württemberger — waren mit dabei gewesen, — und welche den Krieg entschied, indem sie mit der militärischen zugleich in notwendiger Folge die politische Organisation Frankreichs zertrümmerte.

Das ist der Festtag, welchen die Nation gewählt hat, und ich meine, wer sich zurückversetzt in jene unvergeßlichen Tage, der muß fühlen, daß sie gar nicht anders wählen konnte. Wer irgend eine deutsche Stadt, groß oder klein, an jenem Samstag früh, an welchem die unglaubliche, die ungeheure Kunde sich verbreitete, gesehen hat, der muß sich sagen, daß ein solcher Eindruck, so unmittelbar packend, ergreifend, allgemein verständlich, selbst in diesem an gewaltigen Eindrücken überreichen Kriege nicht seinesgleichen gehabt hat. Die Menge hielt sich an die Thatsache, daß der Schelm gefangen war, der den Krieg begonnen; wer gewohnt war, die Dinge in ihrem größeren Zusammenhange mit Vergangenheit und Zukunft zu betrachten, sah, erschüttert von Gottes gerechtem Gerichte und wunderbaren Wegen, wie hier auf dem Schlachtfelde von Sedan das größte Ereignis der neueren Geschichte sich vollzog, — wie die zwei getrennten Ströme, der preußische Staat und die deutsche Nation, ihre stolzen Wellen vereinigten, wie ein Volk, seit Jahrhunderten und Jahrtausenden zwiespältig, das noch vier Jahre früher im Bruderkampf sein eigenes Blut vergossen hatte, sofort nachdem es durch einen feindlichen Überfall gezwungen sich geeinigt, den höchsten militärischen Erfolg und den höchsten politischen Erfolg zugleich errang, von dem die Blätter der Geschichte melden: völlige Zertrümmerung eines Heeres von 140000 Mann und Aufrichtung eines Bundesstaates von 40 Millionen. Denn daß der Tag von Sedan der eigentliche Geburtstag des Deutschen Reiches war, liegt vor Augen.

Diesen Tag, verehrte Versammelte, wollen wir als Festtag hochhalten und ihn als ein teuer wertes Gut den Spätern überliefern. Es war ein Tag des Kampfes, an welchem so viele tapfere Männer ihr Blut vergossen und damit uns die ernste Lehre hinterlassen haben, daß das Leben nicht der Güter höchstes sei, daß, wer einem Vaterlande angehört, bereit sein muß, zu sterben für die hohen sittlichen Güter, welche dieser Name einschließt; es war ein Tag des Friedens, denn der Hader der Stämme und was sonst von Gegensätzen unser

Volk getrennt hielt, er ist verstummt an jenem Tage, und der Grund ward gelegt zu einem Reiche, in welchem, so hoffen wir, alle jene Gegensätze in fruchtbarem Wetteifer des gemeinsamen Vaterlandes Heil fördern werden. Es ist ein Tag für alle Stämme, Stände, Geschlechter, Parteien, Konfessionen, Lebensalter: kein bayrisches, kein schwäbisches oder preußisches oder sächsisches Fest, sondern ein deutsches. Es ist ein Tag der Männer, denn durch heiße Mannesarbeit ist damals das Juwel der versunkenen deutschen Krone wieder ans Licht gehoben worden. Es ist ein Tag der Frauen: denn, wenn die Männer jenen Krieg, der in diesem Schlachttage gipfelte, durchgefochten haben, durchgekämpft, das weiß Gott, haben ihn auch die Frauen — oder ist die Herzensqual der Mutter, der Gattin, der Braut, welche den Geliebten in den Gefahren des Kampfes weiß oder der aus fremdem Lande die Kunde zukommt, daß sie ihn hienieden nicht mehr sehen soll, nicht auch ein Heldentum, schmerzlicher zu tragen als die Mühen des Kampfes und die Entbehrungen des Marsches, bitterer als ein rascher Tod durch Feindeshand? — Es ist ein Fest der Greise und der gereiften Männer, dessen tiefster Gehalt sich eben ihnen am vollsten erschließt, da an jenem Tage erfüllt wurde, wonach sie seit so lange unter den herbsten Enttäuschungen, und wie oft ohne Hoffnung gestrebt, — und doch so einfach, daß sein Sinn auch dem Kinde verständlich ist, und ich fast die Empfindung habe, als thue ich etwas Überflüssiges, indem ich mit vielen Worten seine Bedeutung beschreibe.

Ein Wort aber muß ich den vielen doch noch hinzufügen, und es soll ein friedliches sein, das nicht Scheltwort mit Scheltwort vergelten soll — es ist ein Tag für alle Parteien und alle Konfessionen. Das eben bezeichnen wir mit dem Worte Nationalfest, daß ein solcher Gedächtnistag die Kämpfe, die nicht ausbleiben können, ja, nach Gottes Ordnung nicht ausbleiben dürfen, wenn eine Nation nicht stumpf und ihr Salz nicht dumm werden soll, vergessen läßt und alle Parteien daran erinnert, daß Eines über ihnen steht: das Vaterland. Feierlich sei dagegen protestiert, daß irgend eine Partei diesen Tag für sich konfisziere — und ferne sei jedes Wort, das eine andere Tendenz verfolgte als die, daß wir an einem solchen Tage uns dessen erinnern, daß in der Verteidigung unseres Landes und seines guten Rechts wie damals Konservative und Liberale, Katholiken, Protestanten, Juden, Rechtgläubige und Nichtrechtgläubige, Ultramontane und Cismontane und wie sie heißen mögen — zusammenstehen müssen, ohne daß einer nach dem Katechismus des anderen fragt.

Und weil dieses Fest so ein nationales ist, darum wird und muß es auch ein religiöses sein in einem gottesfürchtigen Volke. Kein katholisches oder evangelisches oder jüdisches, es ist wahr: wir bescheiden uns und müssen uns bescheiden, daß jeder in seiner be-

sonderen Form dem Allmächtigen seinen Dank darbringe — denn unser Volk ist ein denkendes Volk, und in einem denkenden Volke kann es nicht anders sein, als daß sein Denken eben in Beziehung auf den höchsten aller Gegenstände in auseinandergehenden Richtungen sich bewegt; aber alle wollen wir unsere Herzen erheben zu dem Gotte, der den Hoffärtigen widerstand und den Demütigen Gnade gab an jenem großen Tage, — der die Gewaltigen vom Stuhle stößt und die Niedrigen erhebt, — der Scepter und Reiche zerbricht und wiederherstellt, wie es ihm gefällt, — und der an jenem Tage unsere Nation neu erstehen hieß aus tiefem Falle, damit ihre mannigfaltigen Kräfte, ihr selbst und den Völkern der Erde zum Heile, nicht mehr in gegenseitigem Hader sich zerfleischen, sondern in einem großen und freien Staatswesen all das Gute schaffen, für welches der einzelne nur dann freudig und sicher wirken kann, wenn er einem Ganzen angehört, das ihn über sein schwaches und flüchtiges Einzeldasein erhebt — das Gute schaffen, um dessen willen Völker und Staaten nach Gottes Ordnung bestehen.

In diesem Geiste begehen wir den heutigen Tag und reichen uns die Hände. Und wir hoffen, daß aus einem solchen Festtage ein Teil von seinem Friedensgeiste übergehe auch auf die Arbeit und den Kampf der Werktage. Wir weigern uns nicht, unter dem Rufe „Kaiser und Reich“ in jeden Kampf zu gehen, den man uns bietet; heute aber erheben wir diesen Ruf nicht als Kampfgeschrei, sondern als einen Friedensruf, — als einen Ruf der Freude, daß es endlich so weit ist in deutschen Landen, daß wir einen Tag gemeinsamen Ruhmes besitzen, der gefeiert werden kann in Palast und Hütte, in Stadt und Dorf, in Norden und Süden, am Fuße der Alpen und am Strande der See, diesseits und jenseits der Meere, wo immer das schwarz-weiß-rote Banner weht — den Ruf, in den Sie mit mir einstimmen wollen: „Kaiser und Reich — mögen sie blühen, gedeihen und hochleben allezeit!“

7. Zum 15. Oktober 1880.

(Dombaufest. In der Aula des Friedrich-Wilhelms-Gymnasiums zu Köln.)

Es ist uns aufgegeben, Euch durch ein kurzes Wort und eine einfache Feier die Bedeutung des großen Festes, von dem uns nur noch wenige Stunden trennen, vor die Seele zu stellen: wie es denn den Schülern einer den höchsten Bildungszwecken geweihten Anstalt geziemt, nicht bloß neugierig und schaulustig die äußeren Eindrücke in sich aufzunehmen, sondern auch das Große, das sich in diesen Tagen unter uns begiebt, in ernstem Gemüte zu bewegen.

Und doch meine ich, indem ich über die Bedeutung dieser Feier zu Euch spreche, fast etwas Überflüssiges zu thun, so sehr sind in diesen letzten Wochen und Tagen alle Hände und Herzen mit derselben beschäftigt gewesen, und es müßte seltsam zugehen, wenn unter uns einer sich befände, der ganz ohne Ahnung von der tiefen Bedeutung der uns bevorstehenden Tage geblieben wäre. Ich habe uns und Euch vor allem, deren Jugend in diese Zeit fällt, Glück zu wünschen, daß wir gewürdigt sind, diesen Tag zu erleben: Tage der Vollendung des schönsten und großartigsten Kirchenbaues auf deutschem Boden, an welchem sechs Jahrhunderte gebaut haben. Es ist ein Gotteshaus der katholischen Kirche, deren feierliche und sinnvolle Pracht so wohl zu den edlen und großartigen Formen des Gebäudes stimmt, und mit berechtigter Freude möget Ihr, deren große Mehrzahl Köln seine Vaterstadt nennt, daran denken, daß es auf kölnischem Boden steht; aber wie Deutsche aller Konfessionen, alle die in Deutschland und weit über Deutschlands Grenzen hinaus die Gedanken verstehen, welche in diesen Steinen leben, an dem Heiligtum gebaut haben, so müssen wir es auch als ein Besitztum der ganzen Nation preisen, an welchem jeder in der weiten Welt Anteil hat, der die Sprache gottgeweihter Kunst vernimmt, — eine Sprache, die auch dem schlichtesten Gemüte verständlich ist und die von Land zu Land und von Volk zu Volk den Gottesfrieden verkündigt, der über aller Zwietracht der Menschen wohnt.

Es ist der beredte Mund und der sinnige Geist Friedrich Wilhelms IV. gewesen, der bei zwei feierlichen Gelegenheiten, im Jahre 1842 und im Jahre 1848, die Arbeit an unserm Dom und die Bestrebungen zur Einigung unseres deutschen Vaterlandes in Beziehung gesetzt hat. Wenn einst von dem französischen Eroberer, den sein Ehrgeiz an den Fuß der ägyptischen Pyramiden geführt hat, das prahlerische Wort erklungen ist, daß von der Höhe jener Bauwerke

40 Jahrhunderte auf ihn und sein Heer herniederschauen, so dürfen wir mit mehr Recht bescheiden sagen, daß von den jetzt vollendeten Türmen unseres Domes sechs Jahrhunderte vaterländischer Geschichte auf uns niederblicken. In einer stürmischen aber an neuen Lebenskeimen reichen Zeit, in der Mitte des 13. Jahrhunderts, am Ausgang der staufischen Periode, wurde das Werk begonnen; mit dem vaterländischen Leben selbst stockte und verfiel dieses Werk und es erlebte mit dem gesamten linksrheinischen Deutschland die Schmach und die Not der französischen Fremdherrschaft, unter der dieses Land wie lebendig begraben lag. Und wiederum, als nach Abschüttelung dieser Fremdherrschaft unsere Nation, wie aus langem Schlafe erwachend, sich auf sich selbst besann, da wurde auch die Arbeit an diesem Dome wieder aufgenommen, und indem mit der Arbeit die Zuversicht wuchs, seine Vollendung ins Auge gefaßt: ein Werk, das bis dahin sprichwörtlich den Menschen das Undenkbar-Unmögliche bezeichnet hatte. Wie hier unser erlauchtes Herrscherhaus in Kraft seiner großen vaterländischen Mission durch drei aufeinanderfolgende Könige eingegriffen hat, das ist uns, als wir das letzte Mal den Geburtstag unseres Kaisers feierten, in beredter und sachkundiger Weise vor Augen gestellt worden: vollendet aber ist das Werk fast in dem Augenblick, in welchem ein noch viel gewaltigeres Werk, und das noch weit hoffnungsloser sich anließ als der Bau unseres Domes, die Herstellung der nationalen Einheit unseres vielgeteilten Volkes, vollendet worden ist.

Aber freilich, wenn wir sagen dürfen, daß unser nationales Leben gleichzeitig mit dem Dome seine Vollendung gefunden habe, so können wir damit nur meinen, daß es seine abschließende politische Form in einem neuen, auf klarem Recht beruhenden Reiche gefunden habe: vollendet wie unser Dom, d. h. fertig, fehllos, tadellos ist es nicht. Das ist ja die Bedeutung des Schönen unter den Menschen, daß es ihnen sagt: so sollte Euer Leben gestaltet sein, und so verkündet uns auch dieser Bau mit der erhabenen Beredsamkeit des in sich Vollendeten — so sollte auch unser vaterländisches Leben sein, so tiefgegründet, so harmonisch gefügt, so zum Himmel aufstrebend — es sollte auch hier jeder an seiner Stelle dem Einen Ziele rein und selbstlos dienen, damit das Ganze wie dort unser Dom als ein dem Allerhöchsten dargebotenes Weihegeschenk erscheine — durchweht von jenen Gottesgedanken, mit welchen der Christenglaube sich der Welt angekündigt hat: Ehre Gott in der Höhe, Friede auf Erden, den Menschen ein Wohlgefallen.

Weit, ach weit noch ist unser deutsches Leben von diesem Idealbilde entfernt. Und doch, ich hoffe es, wird morgen in Eurem Leben ein Tag kommen, an welchem auf kurze Zeit und engem Raume das Idealbild der Nation, der Ihr angehört, Euren leiblichen Augen

sichtbar erscheinen wird. Nicht der Redende braucht es zu idealisieren; unser Kaiser, den sein ehrwürdiges Alter, seine fast überreiche Lebenserfahrung, seine in Krieg und Frieden in mustergültiger Weise dem Vaterland gewidmete Pflichttreue als das würdige Haupt einer blühenden Familie und eines großen Volkes erscheinen lassen — neben ihm der Sohn in kraftvollem Mannesalter, der, gefällt es Gott, seines Hauses und seines Volkes Zukunft verbürgt, — um ihn die deutschen Fürsten, welche uns Vertreter der schönen und fruchtbringenden Mannigfaltigkeit unseres deutschen Lebens sind — zu seinen Füßen eine fröhliche deutsche Stadt, die Gäste aus allen Ländern beherbergt — um diese Festversammlung in weitern und weitern Kreisen unabsehbar geschart die gesamte Nation, die mit uns sich dieses Ehrentages deutscher und kölnischer Geschichte freut, sie alle versammelt vor dem Wunderbau, der ihre Herzen gewaltsam nach oben zieht — das wird das Bild der nächsten Tage sein.

Ihr erinnert Euch alle der Stelle aus einer edlen vaterländischen Dichtung, in welcher der Tag der Kaiserwahl als eine unverlöschbare Erinnerung geschildert wird, die ein deutscher Mann in tiefer Not als ein wunderthätiges Bild vor sich aufrichtet. Wohlan, ein solches wunderthätiges Bild für alle Prüfungen und Enttäuschungen, welche uns das Leben bringen mag, wird Euch, möge Euch, Gott gebe es, der Anblick des morgenden Tages sein. In der That, wir sind die Glücklichen, denn wir haben mit unsern Augen die Herrlichkeit unseres Volkes gesehen. Vor diesem Anblick scheint freilich jedes einzelne Menschenleben, selbst das höchste und reichste, zu verschwinden: aber der Jugend kommt es zu, denjenigen, der uns an diesem Friedenstage führt, wie er an manchem Schlachttage sein Volk geführt hat, mit schlichtem und fröhlichem Zuruf als einem ersten Festworte zu begrüßen, und darum eröffnen wir das Fest mit einem frischen, fröhlichen Lebehoch auf unsern Kaiser.

8. Ein patriotischer Kaufmann.

(Köln, Geburtstag des Kaisers 1882.)

Verehrte Festversammlung! Wer unserer bescheidenen Feier als regelmäßiger Gast anwohnte, der könnte vielleicht finden, daß sie allzu gleichförmig jedes Jahr sich wiederhole und daß sie also an demselben Übel leide, welches ein oberflächlicher Blick in dem Schulleben überhaupt zu gewahren meint — dem Gewohnheitsmäßigen und Mechanischen. Und gewiß, man findet jedes Jahr Lieder und Deklamationen, deren Fundstätte der Natur des Festes nach keinen allzu großen Umkreis haben kann, und man findet jedes Jahr einen Festredner aus der Mitte unseres Kollegiums, welcher an ein mehr oder minder beziehungsreiches Thema allgemeiner Art den Ausdruck von Wünschen und Empfindungen knüpft, welche im wesentlichen auch jedes Jahr die gleichen sind: und so könnte es denn in der That scheinen, daß dieses vaterländische Fest schließlich auch hier bei uns einen bloß konventionellen Charakter annehmen werde und man froh sein müßte, wenn es nur eben ohne Störung einmal wieder abgelaufen, um nicht zu sagen, abgemacht worden sei.

Indes, meine verehrten Versammelten, mag es auch wahr sein, daß bei einer Feier des kaiserlichen Geburtstages im Kreise der Schule die allgemeine Lage des Staates und die Stimmungen, welche in der Nation vorwalten, nicht besonders sich fühlbar machen: ganz ohne Einfluß sind sie gleichwohl nicht, und wer wie ich schon mehrmals berufen war, von dieser Stelle an diesem Tage zu sprechen, der weiß sehr gut, daß es auch für unsere Feier nicht gleichgültig ist, wie die Dinge im Vaterlande stehen, und daß der Redner in diesem Sinne von der Tagespolitik abhängig ist, er mag wollen oder nicht. Wenn ich von meinen eigenen Erfahrungen in dieser Hinsicht sprechen darf und die verschiedenen Gelegenheiten, die Jahre 1865, 1867, 1871, 1878 vergleiche, — in wie verschiedener Stimmung ist doch in diesen beiden letzten Jahrzehnten dieses Fest begangen worden! Von der peinlichen Schwüle und Beklommenheit bei noch unklaren verworrenen ängstlichen Zuständen bis zum mächtigsten Schwunge patriotischen Siegesstolzes nach glücklichem Krieg und hergestelltem Kaisertum, haben wir in diesen letzten Jahrzehnten die wechselnden Stimmungen durchgeprobt. Wenn ich nun, abermals berufen, das Wort oder das Vorwort des morgenden Festes zu sprechen, nach der allgemeinen Stimmung des gegenwärtigen Zeitpunktes frage, von welcher der Redner doch irgendwie Akt nehmen muß, wenn er nicht

bloße Worte geben soll, so darf ich sie zwar keine geradezu trübe oder pessimistische nennen, — und wenn sie es wäre, würde ich ihr jedes Recht nicht am heutigen Tage bloß, sondern in Kraft des heutigen Tages, der uns das wertvollste unserer Nationalgüter, die verfassungsmäßige deutsche Erbmonarchie in einem höchst populären Herrscherhause, vergegenwärtigt — würde ich ihr dieses Recht überhaupt absprechen müssen; aber ich kann auch nicht leugnen, daß die allgemeine Stimmung im Lande keine schwungvolle, keine gehobene, sondern eine sehr nüchterne, sehr prosaische, sehr gewöhnliche ist.

Gut denn, werte Versammelte, reden wir denn heute auch einmal zur Abwechselung von etwas Gewöhnlichem. Ich möchte Ihnen heute einen Mann vorführen, der in wichtiger Zeit beiher eine Rolle gespielt hat, die man nicht einmal als zweite Heldenrolle bezeichnen kann — einen Mann, den kein Denkmal von Erz empfiehlt, ja, dessen Ruhestätte fürchte ich nicht einmal mehr ein Grabstein bezeichnet und den ich auch Ihrer Aufmerksamkeit zunächst mit keinem andern Moment zu empfehlen weiß als damit, daß er uns gewöhnlichen Leuten ein Beispiel ernster Pflichterfüllung in schweren Tagen giebt. In den landläufigen Darstellungen des siebenjährigen Krieges taucht zuweilen der Name eines Berliner Kaufmanns Gotzkowsky auf, eines patriotischen Kaufmanns, so glaubte er in seiner Selbstbiographie oder Verteidigungsschrift sich selbst nennen zu dürfen, dem, soviel ich weiß, noch keinerlei Denkmal in Wort oder Schrift gesetzt worden ist. Von dem will ich das Wenige, was von ihm aufgezeichnet ist, erzählen. Denn das betrachte ich als das Vorrecht des Festes, das wir morgen begehen, daß es Anlaß giebt, patriotischer Männer der Vergangenheit zu gedenken und ihr Gedächtnis in Beziehung zu setzen zu dem vaterländischen Ehrentage. Es ist bekannt, daß Friedrich der Große bei seinen Kämpfen nichts wissen wollte von irgend welcher freiwilligen Beteiligung bürgerlicher Elemente: der Krieg war sein und seines Heeres Sache, und so gehört es zum Eigentümlichen seines Staates und seiner Zeit, daß der spontane Patriotismus nur einen sehr geringen Spielraum hatte: erst in der schweren Zeit des siebenjährigen Krieges, kann man sagen, hat sich jenes thätige gesamtpreußische Staatsgefühl erhoben, in welchem und an welchem der alte deutsche Bürgersinn und Bürgermut wieder erwachte und von dem uns jener Mann mit dem polnischen Namen wieder das erste etwas in die Augen springende Beispiel giebt.

Johann Ernst Gotzkowsky war, wie der Name zeigte, von Geburt kein Deutscher: er war der Sohn eines durch die Kriege verarmten polnischen Edelmannes, 21. November 1710 zu Konitz geboren. Als er 5 Jahre alt war, verlor er seine beiden Eltern durch die Pest, kam nach Dresden zu Verwandten und im 14. Jahre nach Berlin, wo er die Handlung lernen sollte. Seit 1730 treffen wir ihn in

einem Galanteriewarengeschäft, welches ein älterer Bruder in Berlin führte: das Geschäft lieferte für die Königin und gelegentlich auch für das kronprinzliche Paar, das seit 1734 in Rheinsberg lebte. Hier traf es sich wohl, daß sich der Kronprinz mit dem intelligenten, ihm ungefähr gleichaltrigen jungen Kaufmann, wenn derselbe von der Leipziger Messe zurückreisend über Rheinsberg kam, unterhielt: mit Interesse fragte er nach den Herstellungsorten der Fabrikate und sprach von der Möglichkeit, diesen oder jenen Fabrikzweig des Auslandes auf preußischen Boden zu verpflanzen. Am 31. Mai 1740 starb Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II., 28 Jahre alt, bestieg den Thron. Unter den ersten, die er vor sich beschied, war auch Gotzkowsky, der mittlerweile seinen eigenen Hausstand gegründet und die Tochter eines vermöglichen Hoflieferanten Blume geheiratet hatte: der König sagte ihm, ohne Zweifel früherer Unterhaltungen gedenkend, daß er sich angelegen sein lassen solle, viele nützliche und geschickte Ouvriers und Künstler ins Land zu ziehen, er selbst, der König, werde ihn darin kräftig unterstützen und sein guter Kunde sein. Das geschah, eine Samtfabrik wurde angelegt, die bald 120 Stühle zählte: anfangs will niemand die neue einheimische Ware, und die Lagervorräte häufen sich in bedenklicher Weise, bis die Regierung durch ein Einfuhrverbot nachhilft. 1753 übernahm dann Gotzkowsky auch eine Seidenfabrik in der Friedrichstadt, welche seither trotz königlicher Unterstützung nicht hatte prosperieren wollen, und es wird als ein bedeutender Erfolg gerühmt, wie es denn auch einer war, daß die beiden Etablissements zusammen bei 250 Stühlen eine Arbeiterschaft von 1500 Menschen beschäftigt und jährlich für 100000 Reichsthaler Ware ans Ausland abgesetzt hatten. Gotzkowsky scheint sich damals großen Zutrauens von seiten des Königs erfreut zu haben. Im folgenden Jahre sehen wir ihn über ganz Europa hin korrespondieren, um im Auftrage Friedrichs Gemälde für eine in Sanssouci zu bildende Gallerie zu kaufen, was doch auch zu beweisen scheint, daß Gotzkowsky, dessen Wissenschaft bis zu seinem 14. Jahre sich auf Lesen und Schreiben beschränkt hatte, mittlerweile einigermaßen Kunstkenner und Kunstliebhaber geworden war, was voraussetzt, daß er überhaupt seinen Gesichtskreis erweiterte, sich auch wohl nach Art angeregter Kaufleute durch Lektüre weitergebildet hatte.

Allein dieses friedliche und gedeihliche Leben ward im folgenden Jahre auf lange Zeit unterbrochen durch den dritten der Kriege um Schlesien, den der König durch eine kühne Offensive, einem Stoß ins Herz der österreichischen Monarchie, rasch zu beendigen gehofft hatte, der sich aber vielmehr zu einer siebenjährigen Prüfungszeit für den König selbst und für den kleinen Staat gestaltete, der damals 2800 Quadratmeilen in vier zusammenhangslosen Gebieten mit etwa 4—5 Millionen Einwohnern umfassend den Kampf mit drei Großmächten,

dazu mit der Krone Schweden und dem römisch-deutschen Reich zu bestehen hatte. Dieser Kampf hat den Grund zu der Neugestaltung Deutschlands gelegt, und in seine Mitte, das Jahr 1760, versetzt uns unsere Aufgabe. Schon war es an dem, daß man im feindlichen Lager den letzten vernichtenden Schlag auf das geschwächte Heer Friedrichs zu führen hoffen konnte: durch den höchst unerwarteten Sieg bei Liegnitz (15. August 1760) hatte Friedrich das unabwendbar scheinende Verderben noch einmal abgewendet. Aber die Lage blieb verzweifelt, und im Oktober desselben Jahres schien das Gewitter sich vernichtend über die preußische Hauptstadt selbst zu entladen. Friedrich hatte in der Gegend von Schweidnitz das österreichische Heer unter Daun in eine schlimme Lage gebracht; um diesem Luft zu machen, hatte der österreichische Hof die widerwilligen Russen unter Czernitscheff vermocht, eine Diversion gegen Berlin zu machen, die dann Lacy mit 15000 von Dauns Heer unterstützen sollte; und am 3. Oktober langte in der That General Totleben mit der Vorhut vor Berlin an. Er forderte Einlaß und ein Lösegeld von 4 Millionen Reichsthalern. Dies ward verweigert; die Stadt, in welcher zufällig einige hervorragende Kriegsmänner wie Seydlitz weilten, war in mutiger Stimmung, wie die 1200 Invaliden der Besatzung; man fing an, Schanzen aufzuwerfen und der Marquis d'Argens gratulierte seinem königlichen Gönner zu einer so heroischen Bürgerschaft, welche ihn an antike Zeiten mahnte. Am Nachmittage begann Totleben die Beschießung, welche bis zum andern Morgen 3 Uhr währte. Allein während der Nacht traf der Prinz Eugen von Württemberg mit 5000 Mann und nach einigen Tagen General Hülsen von Sachsen her mit 9000 ein: Totleben war zurückgegangen und die Gefahr schien vorüber. Mittlerweile aber gesellten sich die 15000 Österreicher zu den Russen: vor den 35000 vereinigten Feinden zogen die 15000 Preußen sich auf Spandau zurück und überließen die Stadt Berlin sich selbst, in der nun zum zweiten Male, 8. Oktober, die Russen und mit ihnen die Österreicher erschienen. Es war eine ängstliche Nacht, der Magistrat auf dem Rathause versammelt: um 2 Uhr nachts ward Gotzkowsky, dessen Haus schon während des Bombardements eine Art Zufluchtsort, namentlich für aller Welt Kostbarkeiten gewesen, dorthin berufen und dann noch einmal um fünf Uhr: dann ging es hinaus nach dem Kottbuser Thor, wo eine Deputation mit Gotzkowsky es versuchen sollte, Totleben zu „billigeren Sentiments" zu bestimmen. Dieser hatte früher in Berlin gelebt und wäre gern in preußische Dienste getreten: es kam Gotzkowsky zu gute, daß er früher, nach der Schlacht von Zorndorf (1758) in der Lage gewesen war, sich einige höhere russische Offiziere zu verpflichten: so gelang ihm, die verlangte Kontribution von vier Millionen guten alten Geldes auf zwei Millionen leichten Geldes, wie es damals unter den Auspizien der Häuser

Ephraim und Söhne und Daniel Itzig gemünzt wurde, sowie 200000 Reichsthaler Trinkgeld für den gemeinen Mann als Entschädigung für das Unterbleiben der Plünderung herabzumindern. Während der drei Tage der russisch-österreichischen Okkupation war er der gute Genius von Berlin. Totlebens Adjutant Brink nahm Wohnung in seinem Hause und so hatte er leicht Zutritt zu dem russischen General. Während die Kontribution zusammengebracht und in Gotzkowskys Haus gezählt wurde, — er selbst kam während der kritischen Tage in kein Bett — bedrängten die feindselig gestimmten Österreicher den russischen General, das Lagerhaus, und als dieser darauf hinwies, daß dasselbe durch die Kapitulation Privateigentum geworden, das Arsenal zu zerstören: zum letzteren traf man in der That die Vorbereitungen, aber so ungeschickt, daß das Pulvermagazin, wo sie den Sprengstoff herholen wollten, selbst in die Luft flog und nun nicht mehr genug Pulver für den nächsten Kriegsbedarf vorhanden war. Hier wie überall war Gotzkowsky mit Rat, That, Fürsprache, Vermittelung, Beschwichtigung zugegen: „es ist ein Exempel ohne Exempel", heißt es in dem Schreiben, das der Berliner Magistrat später, 4. März 1761, an ihn richtete, „daß ein Mann für seine Mitbürger das übernimmt und aussteht, was Sie ohne alles Interesse übernommen haben." Nur zwei Fälle will ich anführen. Man hatte die Absicht, der Judenschaft eine besondere Steuer aufzuerlegen und wollte dafür die Herren Ephraim und Itzig als Bürgen in Anspruch nehmen, die später Gotzkowsky seine Vermittelung schlecht gedankt haben: dieser stellte vor, daß die Juden ja doch unter dem Namen der Bürgerschaft mitbegriffen seien, hatte aber Mühe, das Unrecht abzuwehren und die Ältesten der Judenschaft frei zu bekommen, welche in Totlebens Quartier zurückgehalten wurden. Ein anderes Opfer ersah man sich russischerseits an dem, was man jetzt die Vertreter der Presse nennt. In Erlangen hatte im Jahre zuvor ein preußischer Offizier dem dortigen Zeitungsschreiber für „einige Lästerung" seines Königs eine Tracht Stockprügel zugezählt: er hatte den grausamen Hohn geübt, den Mann über den richtigen Empfang seiner Prügel eine förmliche Quittung ausstellen zu lassen. Ein „ernsthaftes und vertrauliches Bauerngespräch über den Krieg" in der Vossischen Zeitung hatte Österreicher, Sachsen und Russen irritiert: da waren die Kaiserin Elisabeth als Muhme Lise, die Königin Kaiserin als Muhme Tillaksche, der Kurfürst von Sachsen als Bruder Osten aufgeführt, deren üble Pläne vom Nachbar Flink, dem König von Preußen, aber vereitelt worden seien: in der Haude- und Spenerschen Zeitung war Totleben selbst als „der bekannte Aventurier" bezeichnet worden: die Stunde war günstig, dafür Rache zu nehmen und so wurden nun die zwei Redakteure, welche Berlin damals zählte, der Spenersche und der Vossische, am 13. Oktober, morgens 8 Uhr, auf den Neuen Markt geführt, wo

der ganze scheußliche Apparat des Spießrutenlaufens, 100 russische Soldaten zu einer Gasse aufmarschiert, die Rute in der Hand, schon bereitgestellt war. Indes war Gotzkowsky thätig gewesen: am Abend zuvor und noch einmal frühmorgens hatte er Totleben aufgesucht, und die Sache stand schon nicht mehr gefährlich. Man begnügte sich mit einer Scheinvollziehung der Strafe: der eine Redakteur, der Spenersche, ein 68jähriger Mann, wurde, nachdem er schon entkleidet worden, begnadigt, und auch der andere kam mit einigen leichten nur symbolischen Hieben davon: mit einem Tadel wegen ihrer anzüglichen Schreibart ließ man sie laufen. Ein paar Stunden später war die Gefahr überhaupt vorüber: auf die Nachricht vom Herannahen des Königs zogen die ungebetenen Gäste ab.

Dem König war die Sache doch sehr fatal. Er hatte gehofft, daß Prinz Eugen und der General Hülsen genügen würden, um den österreichisch-russischen Plan zu vereiteln. Auch ärgerte ihn das schöne Geld, das die Russen bar und in Wechseln mit sich nahmen. Nun hatte sich im Jahre zuvor die Stadt Bamberg von einem preußischen Überfall loskaufen müssen und da soviel bares Geld dort nicht beisammen war, Wechsel gegeben, die aber vom Kaiser im Reichstag für ungültig erklärt und nicht honoriert wurden: darauf sich beziehend, sprach Friedrich in einer Kabinetsordre an die kurmärkische Kammer die Absicht aus, auch die in den Händen der Russen befindlichen Wechsel für nichtig zu deklarieren. Dies setzte die Berliner Kaufmannschaft — der Platz war sehr bedeutend — in Aufregung: es ging gegen die kaufmännische Ehre, und man mußte doch immer mit der Möglichkeit rechnen, daß die Russen oder Österreicher den Besuch wiederholten. Zunächst reiste nun Gotzkowsky ins russische Hauptquartier und sehr anziehend sind seine Erlebnisse in seiner Selbstbiographie erzählt: gestärkt durch die Nachricht von dem Siege bei Torgau — „Ihr König hat den Daun tüchtig geschlagen,“ sagte ihm sein Gönner Totleben, den er in einem Dorfe bei Pyritz traf — kehrte er nach Berlin zurück, um nun im November, im Auftrage des Berliner Magistrats, in das Hauptquartier seines Königs nach Meißen zu reisen, den er, wie er schreibt, „höchst bewegt“ fand. Er hatte, wie es scheint, einige Mühe, den König zu überzeugen, dem er mit Ernst sagte, daß Wechselschulden für den Kaufmann heilige Verpflichtungen seien. Kurze Zeit darauf kam er in die Lage (Januar 1761), sich die Stadt Leipzig durch Fürsprache beim König zu verpflichten, am 26. Januar dankt ihm ein Dekret des Leipziger Rates in lebhaften Ausdrücken für seine edle Gedenkungsart und uneigennützige Assistenz, die er noch zweimal im Laufe des Krieges für die hartbedrängte Stadt einzusetzen Gelegenheit fand. Der Titel eines sächsischen Geheimen Kommerzienrats, mit welchem der König von Polen und Kurfürst von Sachsen dieses Verdienst um die Stadt Leipzig anerkannte, kam ihm bei den weiteren

Verhandlungen und Negotiationen mit den Russen und seiner Korrespondenz mit Petersburg, welche er wegen der Kontributionsangelegenheit noch das ganze Jahr 1761 hindurch zu führen hatte, sehr zu statten.

In jener Audienz zu Meißen war übrigens auch noch von anderen Dingen die Rede, und es berührt angenehm, daß der große König auch im Felde und in der überaus mißlichen Lage, in welcher er fortwährend sich befand, sich mit friedlichen Interessen beschäftigte. Er hatte einige Proben sächsischen Porzellans in seinem Zimmer und zeigte sie Gotzkowsky: eine Fabrik dieser Art möchte er vor allem gern in seinem Lande haben. Diese Bemerkung war für den Kaufmann nicht verloren: er fand Gelegenheit, einem „Künstler“, Ernst Heinrich Reichardt, das Geheimnis, wie man echtes Porzellan herstelle, abzukaufen und etablierte nun in der Leipziger Straße auch eine Porzellanfabrik, aus welcher er schon im Januar 1762 seinem König einige Proben vorlegen konnte. Im ersten Jahre des wiederhergestellten Friedens, August 1763, übernahm der König dieses Etablissement für die Summe von 225000 Reichsthalern.

Der preußische Staat ging, als im Februar 1763 der Hubertsburger Friede geschlossen ward, als eine unzweifelhafte Großmacht aus der langen und gefährlichen Krisis hervor: die königliche Stellung aber, welche Gotzkowsky sich in der Berliner und überhaupt der norddeutschen Handelswelt errungen, brach bald nach dem Frieden zusammen. Es ist nicht dieses Orts die Geschichte dieses Bankbruchs zu erzählen: ein allzu kühnes kaufmännisches Wagen, die Feindseligkeit der großen jüdischen Münzer Ephraim und Itzig, eine schwere Geldkrisis, die im Gefolge des wiederhergestellten Friedens kam und die im Jahre 1766 sich erneuerte, zusammen mit einer verfehlten Spekulation, nicht der Übernahme der russischen Magazine, zwangen Gotzkowsky zu liquidieren und sich mit seinen Gläubigern auf 50% zu arrangieren. Er machte die Erfahrung, daß die Welt dankbare Worte, an denen es ihm gegenüber nicht gefehlt hatte, nicht als Wechselschulden, nicht als „heilige Verpflichtungen“ im kaufmännischen Sinn ansieht: der König scheint sich nicht weiter um diese Dinge bekümmert zu haben: und wie kann auch ein König an alles denken und wie hätte er ihm schließlich helfen können? Die Dinge nahmen ihren Lauf: drei Jahre, 1764, 1765, 1766 rang der Mann mit seinem Schicksal und arbeitete aus seinem Geschäft noch eine Summe von 400000 Reichsthalern für seine Gläubiger heraus: die neue Geld- und Geschäftskrisis aber nötigte ihn, dem Gericht seinen Status bonorum zu übergeben, und im Jahre 1767 wurde er sogar auf Veranlassung eines feindseligen Gläubigers, der eine Sentenz wider ihn erstritten, auf kurze Zeit verhaftet, durch Bürgschaftstellung eines Mannes aber, der ihm nicht persönlich verpflichtet war, wieder auf freien Fuß gesetzt.

Im Zusammenhange mit diesen Dingen kam Gotzkowsky in eine Kollision mit der Preßpolizei, welche wohl einer näheren Untersuchung wert wäre. Im Jahre 1768 erschien ohne Angabe des Druckorts eine von ihm verfaßte Rechtfertigungsschrift, „Geschichte eines patriotischen Kaufmanns": das Buch ward, ich habe noch nicht untersuchen können aus welchem Grunde, verboten, alle Exemplare von den Buchhandlungen und von Gotzkowsky selbst wurden eingefordert: dieser erklärte, daß das Buch zwar von ihm geschrieben, aber ohne sein Vorwissen gedruckt worden sei. Im folgenden Jahre 1769 erschien unbeanstandet eine neue Auflage mit dem Druckort Berlin. Am 9. August 1775 starb der Mann, der in den schwersten Tagen des Krieges Wechsel über Millionen ausgestellt hatte, die bei Freund und Feind so gut wie bar Geld waren, mit geretteter kaufmännischer Ehre, aber arm.

Dies, werte Festfeiernde, ist die Geschichte eines Bürgers aus derjenigen Zeit, in welcher zuerst das preußische Staatsgefühl, das Preußentum eine Macht geworden ist: und wenn es einer Rechtfertigung bedarf, daß ich es gewagt habe, heute keinen großen Fürsten oder General, keine litterarische Berühmtheit, sondern einen einfachen Geschäftsmann dieser Jugend und den Freunden unserer Schule vorzuführen, so möchte sie in dem Umstande liegen, daß der Patriotismus dieses Mannes nichts Künstliches, nichts Gemachtes, sondern eine gewisse jugendliche Schlichtheit und Einfachheit zeigt, an der diese Jugend und wir alle in einer sehr viel reicher, aber auch verworrener und unbehaglicher gewordenen Zeit uns erbauen mögen. Zum ersten nun: sein Patriotismus trägt durchaus den monarchischen Charakter: „welcher Mensch," so schreibt er in der etwas überschwenglichen Sprache der Zeit, „konnte sich wohl diesem großen Prinzen nähern, ohne den Entschluß zu fassen, alles, ja sogar den letzten Blutstropfen anzuwenden, um sich dessen Huld und Gnade zu versichern." Dieser monarchische Charakter, denke ich, ist unserem Patriotismus aus seiner Jugendzeit geblieben, und bekennen wir es laut an diesem Tage, dies ist wesentlich das Verdienst unserer Fürsten, die immer wirkliche Führer ihres Volkes gewesen sind und sich nie weit von ihm entfernt haben. Von ihnen ist jener große einsame, wenig glückliche Mann, dessen Unterthan Gotzkowsky war, neben unserem Kaiser der populärste: die religiöse Auffassung im christlichen Sinn war, wie bekannt, ihm, dem Schöpfer der Großmacht Preußen, fremd: aber er hat strengen Ernst gemacht mit den Pflichten seines Königtums und mit dem einfachen Wort, daß er sich als den ersten Diener des Staats betrachte, dieses Königtum seinen Nachfolgern und seinem Volke als eine Wahrheit, nicht als einen orientalischen Aberglauben hinterlassen. Und unser Kaiser, der Schöpfer der Großmacht Deutsch-

land, verdankt seine nicht minder große Popularität nicht bloß seinen wunderbaren Erfolgen und seiner heldenhaften Erscheinung, sondern vor allem dem, daß er in schlichter Auffassung und treuer Erfüllung seiner Pflicht dem letzten seiner Unterthanen als Beispiel voranleuchtet, — der erste Diener des Staates, auch er.

Das zweite aber ist, daß jener wackere Bürger und seinesgleichen nicht um Lohn und äußere Ehre und Gunstbezeugungen patriotisch gewesen sind — kein Ordens- oder Stellenjäger, kein Karrieremacher, ich finde nicht, daß von den Ringen oder Dosen, welche Friedrich zu gelegentlichen Belohnungen bei sich zu führen pflegte, etwas für ihn abgefallen wäre: ihr Gedächtnis also predigt uns am heutigen Tage, daß monarchischer Patriotismus und Servilismus verschiedene Dinge sind. An solchen, welche Servilismus für Königstreue anpriesen, hat es allerdings seit Friedrichs des Großen und Gotzkowskys Zeiten nicht gefehlt: am Ehrentage des Kaisers weisen wir dies von uns als einen Unglimpf, welcher dem preußischen Königtume und dem deutschen Geiste zugleich angethan werden würde. Und noch ein drittes: und es ist vielleicht für unsere gegenwärtige Zeit das wichtigste. In einer Beziehung ist unsere Zeit sehr weit verschieden von der damaligen. Die großen Bürger, von denen der französische Marquis, der Freund des Königs, schreibt und unter denen er in erster Linie unsern Gotzkowsky nennt, wußten noch nichts von politischen Parteien und von dem Kultus, den diese politischen Parteien, sie nennen sich wie sie wollen, mit ihren Wortführern treiben. Sie thaten ihre Pflicht als einfache Männer, Bürger ihres Staates und ihrer Stadt, auf dem Boden ihres Berufes. Unverhohlen müssen wir es aussprechen, daß hier für unsern Patriotismus eine Gefahr liegt, daß Parteieifer, Parteiehrgeiz, Parteiphrase uns den schlichten Sinn vaterländischen Wirkens auf unserem nächsten Boden gefährdet. In dieser Beziehung allerdings dürfen und sollten wir in die Schule gehen bei den Männern, welche ihren Patriotismus bethätigt haben zu einer Zeit, wo es noch keinen stürmischen Beifall, keine stürmische Heiterkeit, keine Festessen und keine Ehrenpokale für Parteiführer gab. Das, was man die Politik nennt, ist wichtig und an ihr sich zu beteiligen, ist eine Pflicht, der man sich um des Kaisers und des Landes willen nicht entziehen darf: die Hauptsache aber und auch die Hauptsache für den Patrioten ist zu allen Zeiten und auch jetzt das eifrige und gewissenhafte Wirken in unserem besonderen Berufe und Arbeitsfeld.

Das ist's, was ich für ihr künftiges Leben auch dieser Jugend sagen muß, und die Älteren unter Euch werden mich verstanden haben. Aber von einem Schulfest wie dieses hier sollen auch die Erwachsenen etwas mit nach Hause nehmen. Sie sollen ihren Patriotismus, ihre Königstreue, ihre Freude am Vaterlande, die ihnen

der Streit des Tages zwar nicht rauben, wohl aber trüben kann, hier verjüngen. Der Patriotismus der Jugend ist monarchisch, ohne servil zu sein — er ist eifrig, ohne eigennützig zu sein, und richtet sich auf das Ganze, nicht auf jene Einzelfragen, welche den Parteien ihr Leben und ihr Recht geben: die Jugend sollizitiert nicht, antichambriert nicht, politisiert nicht: in diesem Sinn, dürfen wir sagen, ist ihr Patriotismus dem Patriotismus verwandt, welcher unsern Staat in seiner Jugend charakterisiert, und von dem ich soeben ein Bild und Beispiel vorzuführen versucht habe. Rein und groß erhebt sich so inmitten dieser Jugend das Bild unseres greisen Herrschers, des preußischen Königs, des deutschen Kaisers: rein und groß erhebt sich das Bild unseres Staates und des Deutschen Reiches, in welchem er aufgegangen ist. Vor diesem Bilde halten wir still und rufen, von jeder mißgelaunten Tagesstimmung befreit, Vergangenheit und Zukunft unseres Landes vor Augen und im Herzen, das Lebehoch dem Kaiser.

---

9. Zur Lutherfeier.

(Köln, Aula des Friedrich-Wilhelms-Gymnasiums, 10. November 1883.)

Es ist uns der Auftrag geworden, am heutigen Tage, wo alle evangelischen Kirchen den 400jährigen Gedächtnistag der Geburt Martin Luthers festlich begehen, die evangelischen Schüler der Anstalt zu versammeln und zu ihnen von der Bedeutung des Ereignisses zu sprechen. So sind wir hier zusammengetreten zu einer schlichten Feier: für eine prunkende Rede ist heute kein Raum: denn niemals hat es einen Mann gegeben, der das Große, das ihm aufgelegt war, in bescheideneren Formen vollzogen hätte. Unsere Schulfeier ist keine vollständige, da ihr unsere katholischen Schüler fehlen. Das dürfen wir beklagen, da Luther in der Geschichte unserer Nation, nicht bloß in der Kirchengeschichte, eine so mächtige Rolle gespielt hat, aber wir leben noch nicht in der Erfüllung der Zeiten. Indes werde ich sprechen, als wenn unsere katholischen Kollegen und Schüler zugegen wären — gedenke nichts zu sagen, was nicht auch sie hören könnten: — „möchte doch die ganze Welt uns hören", wie es dort in der Dichtung heißt.

Unsere Gemeinschaft, meine Freunde, ist auf Wissenschaft gegründet — soll durch Wissenschaft zur Wahrhaftigkeit führen, und so erinnern wir uns vor allem dessen, was Martin Luther für Schule und Pflege der Wissenschaft bedeutet hat. Sehr unmittelbar liegt diese Bedeutung zu Tage in jenem Aufruf an die Bürgermeister und Ratsherren der Städte in deutschen Landen vom Jahre 1524, in welchem er das Studium der alten Sprachen, die Scheide, darin das Messer des Geistes steckt, die Oratoren und Poeten der Heiden, Geschichte, Mathematik, Musik und andere schöne Künste, Errichtung von Schulen und Bibliotheken empfiehlt, und dieser grundlegenden Schrift, von welcher der objektivste aller deutschen Geschichtsschreiber sagt, daß sie für die gelehrten Studien in Deutschland dieselbe Bedeutung gehabt habe, wie die Schrift an den christlichen Adel deutscher Nation für den weltlichen Stand überhaupt — könnten wir mehr als Ein gutes Wort an die Seite stellen, mit welchem er seine Hochhaltung des Lehrerberufs bekundet und, selbst Lehrer wie er war, dem Lehrstande seine bevorzugte Stellung im Haushalt des göttlichen Reiches gewiesen hat. Aber dies ist nur Eins, und ein Einzelnes: die große grundlegende, auch für die fernere Entwicklung der Wissenschaft und somit der Schule in deutschen Landen grundlegende That bestand in seinem Zurückgehen auf die ersten Quellen

unseres Glaubens — indem er ein Buch, das Buch, das Buch der Bücher auch in diesem Sinne, zum Mittel- und Quellpunkt des religiösen Lebens und damit alles höheren Geisteslebens überhaupt machte, hat er den Trieb des Forschens, den Trieb nach wirklicher Erkenntnis in unser Volk getragen oder diesem Trieb eine neue gewaltige Lebenskraft mitgeteilt, und so auch die Gegner gezwungen, auch ihrerseits Wissenschaft zu treiben, Schulen zu gründen: ich erinnere daran, wie die Jesuiten eben diesen Gedanken mit größter Energie aufnahmen und bin nicht gemeint, das Verdienst, das sie sich auf diesem Boden erwarben, zu leugnen oder zu schmälern. Es ist aber nicht zu leugnen — es ist eine Thatsache — daß die Notwendigkeit, in der heiligen Schrift zu forschen, welche aus dem durch Luther vollzogenen Bruch mit dem Überlieferten folgte, dem wissenschaftlichen Leben in der protestantischen Welt eine mächtige Energie gab und daß in dieser Hinsicht diese protestantische Welt mehr geleistet hat als die Kreise, welche in der alten Kirche verharrten. Niemand zu lieb und niemand zu leide: jene großen Meister des Wortes, die im vorigen Jahrhundert unserm Volk eine wahrhaft nationale klassische Litteratur geschaffen haben, die Klopstock, Wieland, Herder, Lessing, Goethe, Schiller — sie sind alle auf diesem, dem protestantischen Boden erwachsen. Aber nicht ein protestantisches, sondern ein allgemeines Gut haben sie geschaffen, an welchem wir alle, Katholiken und Protestanten, teilhaben, in dessen Verständnis, dessen begeisterter Aufnahme wir uns begegnen, und wenn man — und dies freilich nicht mit Unrecht — geklagt hat, daß durch die deutsche Reformation, die an Luthers Namen sich knüpft, ein Riß, eine klaffende Wunde am Körper der deutschen Nation entstanden sei, so müssen wir auf der andern Seite sagen, daß, wie dort in der alten Erzählung, der Speer, der die Wunde schlug, sie auch geheilt hat —: mit Luther und großenteils durch Luther, neben Goethe sicher dem größten Meister in der Handhabung deutschen Wortes, hat sich über den Dialekten eine einheitliche, die deutsche — nach der ursprünglichen Bedeutung des Wortes — die allgemeine Sprache des Volks und damit eine nationale Litteratur erhoben: und wir dürfen sagen, was einst der hellenische Dichter inmitten des Kriegs der beiden Stämme griechischer Nation tröstend sagte, — daß wir, Katholiken und Protestanten, wie dort bei den Hellenen Dorier und Jonier, aus Einer geweihten Schale den Unsterblichen opfern.

Aber freilich ist damit noch nicht alles gesagt, was der heutige Tag uns sagen soll — diese Versammlung besteht nicht aus Schülern allein, ich muß zu ihr reden auch als zu evangelischen Christen. Es giebt solche auch außerhalb der mehr oder weniger äußeren oder äußerlichen Umzäunungen, mit welcher jede Kirche und so auch die unsere ihr Gebiet abgrenzt, und es giebt innerhalb dieser Umzäunung

solche, welche mit dem Evangelium und den christlichen Lebensprinzipien sehr wenig zu thun haben. Indem ich nun zu dieser Versammlung als zu einer Vereinigung evangelischer Christen spreche, erinnere ich sie, weil die Fülle dessen, was in diesem Namen liegt, überhaupt nicht und vollends nicht in einer kurzen Stunde erschöpft werden kann, nur an jene zwei großen lange verschütteten Gedanken und Wahrheiten, welche durch die Bewegung, die mit Luthers Thesen begann, wieder zu ihrem Recht als Grundpfeiler christlichen Lebens und christlicher Freiheit gelangt sind — den großen Satz vom allgemeinen Priestertum aller Glaubenden — daß jeder Christ von selbst schon ein berufener Priester des Höchsten ist —; und die tiefsinnige Anschauung von der unsichtbaren Kirche — der Gemeinschaft der Heiligen, der Idealgemeinschaft aller wahren Jünger Christi aus allen Zeiten, allen Völkern, allen Bekenntnissen. Das ist der königliche Beruf des Christen, der jede ehrliche Arbeit, und wenn es die geringste wäre unter den Menschen, adelt; das ist die herrliche Freiheit der Kinder Gottes, welche uns von jeder Engherzigkeit, jedem pharisäischen „Herr, ich danke dir" erlöst. Kein Zweifel, daß durch Luther diese Kleinode wieder ans Licht gehoben worden sind, und daß in diesen wenigen und einfachen Sätzen der Menschheit und jedem einzelnen ein helles Licht und Wahrzeichen aufgesteckt ist, das die Menschheit und den einzelnen Menschen zu einem Fortschreiten ins Unendliche lockt und leitet.

Aber, möchte man einwenden, dies sind Wahrheiten, Ideen, Ideale — aber Ideen und Ideale haben doch nicht für sich allein die Kraft, eine Bewegung hervorzurufen, welche die Geschicke Europas und damit der Welt nun seit $3^1/_2$ Jahrhunderten beherrscht. Woher zogen denn jene Ideen diese Kraft? Das will ich euch sagen. Dadurch, daß ein einzelner, freilich mit nicht gewöhnlichen Gaben ausgerüsteter Mensch das, was ihm in seiner Seele als Wahrheit aufgegangen war und so wie es ihm aufgegangen war, in die Welt hinausgesprochen hat ohne Nebengedanken, ohne Hintergedanken: „ich glaube, darum rede ich." Unwillkürlich richtet sich unser Blick auf jenen Donnerstag abend, 18. April 1521, und die Szene im bischöflichen Palast zu Worms: mag es laut und lauter in unserer Zeit, wo die höfliche Anbequemung, die gesellschaftliche Halblüge, die feige oder listige Rücksichtnahme an der Tagesordnung ist, hinausgerufen werden, daß damals auf deutscher Erde ein Mann stand, — vor allen den Mächtigen und Vornehmen, welche die Reichsversammlung bildeten, Kaiser, Kurfürsten, Fürsten, Gesandten, Nuntien, Bischöfen, — im Angesicht einer imposanten Gegenwart und einer noch imposanteren Vergangenheit, dem Glauben der abendländischen Kirche seit zwölf Jahrhunderten — der das Wort des Widerrufs, den man von ihm verlangte — wenig sollte es

scheinen — nicht sprach, weil er es nicht konnte. „Gott helfe mir, ich kann nicht anders.“

Eine große That ist damals geschehen, von der in Wahrheit eine Erneuerung des geistigen und sittlichen Lebens nicht Deutschlands allein, sondern Europas datiert. Der Bruch mit dem überlieferten Kirchenglauben war vollzogen, es war geschehen durch die religiöse That eines einzelnen Mannes, und an jede Nation und jede einzelne Menschenseele richtete sich jetzt die Frage, wie sie sich zu dem, was dieser Mann als echten und ursprünglichen Sinn christlichen Denkens und Glaubens aussprach, stellen würde. Aber ich will nicht von den großen Dingen der Welt sprechen: wo immer ein Mensch, auch wir gewöhnliche Menschen, bei einer wichtigen sittlichen Frage jenes „ich kann nicht anders, ich muß, Gott selbst zwingt und dringt mich,“ Luthers sprechen kann, da ist er unüberwindlich, und dieses ist es vor allem, diese Kräftigung unseres religiösen Lebens, welche wir heute, von diesem Tage hinwegnehmen müssen. An Festen und erhebenden Eindrücken hat es in diesen Jahren sicher nicht gefehlt: aber kein Tag, nicht der Tag der Vollendung des Doms, nicht die Einweihung des Nationaldenkmals auf dem Niederwald, nicht der Tag von Sedan noch sonst welcher führt uns in Tiefen wie der heutige. Er sagt uns allen, Euch Knaben, Euch Jünglingen, uns Erwachsenen, daß unser Leben nicht uns gehört, sondern dem, der uns zu Priestern an seinem Tempel gesetzt hat, daß wir es betrachten sollen als einen Gottesdienst, und er sagt uns, daß wir eine christliche Überzeugung suchen sollen und wie wir sie finden können, und daß, wer sie hat, jenen Glauben eines Senfkornes groß, von dem das Evangelium spricht — daß den keine Kräfte der Welt besiegen können.

Wir werden unsere Feier mit dem letzten Verse aus dem Liede Luthers beschließen, das man wohl das große Kriegslied des 16. Jahrhunderts nennen kann. Warum ergreift uns dieses Lied und seine Schlußstelle

> Nehmen sie uns den Leib,
> Gut, Ehr, Kind und Weib

so mächtig? Man könnte denken, daß es sich ja darum heute nicht mehr handle, daß Gut, Ehre und Familienglück nicht mehr durch den Glaubenszwiespalt bedroht — unmittelbar bedroht seien: das mag sein, vielleicht haben wir es in den vier Jahrhunderten und namentlich in dem letzten, dem vielgeschmähten achtzehnten, so weit gebracht. Aber das eben ist das Große in jener Zeit gewesen und darum — lediglich darum und dadurch hat sich das Geistesleben Europas in jener Zeit erneuert, erfrischt, gehoben, daß damals in der That jeder für seinen Glauben und seine religiöse Stellung einstehen mußte mit ganzem Ernst, mit Gut und Ehre, mit Leib und Leben, mit Weib und Kind: daß damals in ihrer

ganzen gewaltigen Wahrheit und Strenge das Wort des Herrn sich erneuerte: „Wer Vater oder Mutter mehr liebt als mich, der ist meiner nicht wert“ — christliche evangelische Männer und Frauen, die ich vor mir sehe — Knaben und Jünglinge, die ihr den Namen evangelischer Christen, der euch als ein kostbares Gut ins Leben mitgegeben wird, euch verdienen sollt — lasset uns dieses aus unserer Betrachtung mit hinwegtragen, daß wir des großen und guten Mannes, den wir feiern, nur dann wert sind, wenn wir für die Wahrheit — für das, was uns in ernstem Suchen als Wahrheit aufgegangen ist — einzustehen vermögen mit allem, was wir sind und haben.

---

10. Bismarck.

(Festrede bei der Bismarck-Feier im Gürzenichsaale zu Köln, 1. April 1885.)

Geehrte, werte Versammlung! Das Fest, das wir und mit uns Millionen deutscher Landsleute in allen Gegenden der Welt heute feiern, ist ohne Zweifel ein bedeutungsvoller politischer Akt, — aber es ist keine Parteimanifestation. Der Staatsmann, den wir feiern, gehört in der That keiner Partei an; mit größerem Recht, als einst ein politischer Gegner von Palmerston sagte: „wir sind alle stolz auf ihn", vindizieren wir ihn der Gesamt-Nation, und wenn wir uns rasch mit Einem Wort über das Eigentümliche, Originelle, Geniale dieser staatsmännischen Laufbahn von fünfzig Jahren orientieren wollen, so müssen wir ihre Summe mit der Thatsache aussprechen, daß ein Mann, welcher unter den Führern im konservativen Lager der hervorragendste war, den Fundamentalgedanken des liberalen Lagers — Aufrichtung des deutschen Bundesstaats unter preußischer Führung — sich angeeignet und durchgeführt hat. Und, verehrte Festgenossen, wenn wir das halbe Jahrhundert vaterländischer Geschichte, an welches uns der gefeierte Name heute erinnert, überblicken — den ungeheuren Umschwung der vaterländischen Dinge, der zwischen dem Jahre 1835, in welchem der 21jährige Referendar Otto v. Bismarck als Auskultator am Berliner Stadtgericht in Pflicht genommen wurde, und dem gegenwärtigen Augenblicke geschehen ist, wo dieser Name Macht und Größe des deutschen Vaterlandes (zwei damals so ganz unbekannte Dinge) bezeichnet, so ist in der That kein Raum für eine Parteidemonstration, ja, ich möchte sagen kein Raum für eine Lobrede auf eine einzelne, selbst noch so hochverdiente und gewaltige Persönlichkeit. Wir werden den gewaltigen Mann am besten preisen, wenn wir im kürzesten Überblick die großen Stationen, welche das Leben unserer Nation in diesem unserem, dem bewegtesten und fruchtbarsten Jahrhundert ihrer Geschichte durchlaufen hat, vorüberführen und dann uns fragen, worin denn der große Unterschied besteht zwischen jener und unserer Zeit — oder damit wir es mit Einem Wort aussprechen, zwischen dem Deutschland des Fürsten Metternich und dem Deutschland des Fürsten Bismarck.

Was das Deutschland des Jahres 1835, das Deutschland des Fürsten Metternich war, das weiß die Mehrzahl derer, die in diesem Saale heute vereinigt sind, nicht mehr aus eigener Anschauung, ja, es möchte ihr schwer werden, einen Maßstab dafür zu finden. Eine Nation ohne Staat — zwei rivalisierende Großstaaten, ein Haufe mittlerer, kleinerer und eigentlicher Zwergstaaten in allen Farben

über die geduldige Landkarte gestreut — ihre Bevollmächtigten zu einer Versammlung, dem Bundestag vereinigt, welche das eine Mal beriet, ohne zu beschließen, das andere Mal beschloß, ohne zu beraten, ein Organ der Regierungen ohne eigene Kompetenz, fast möchte man sagen ohne eigene Gedanken, ohne Ansehen im Volke, ein Werkzeug der Unterdrückung und der hohen Polizei —: undeutsche Mächte, Dänemark, Niederlande mitbestimmend in diesem Bunde, der nach dem Willen des Staatsmannes an der Spitze dieser confusio divinitus conservata nichts sein sollte, als ein völkerrechtlicher Verein — der sogenannte Führerstaat Österreich ferner, zu $^3/_4$ Teilen eine fremde Macht und demgemäß Ungarn, Italiener, Slaven als angebliche deutsche Bundestruppen in deutschen Festungen, dabei dieser angebliche Führerstaat ein Staat von so gebrechlichem Wesen, daß alle Weisheit seines Staatskanzlers darauf hinauslief, „das Bestehende zu erhalten," — also wie in einem Krankenzimmer keinen frischen Luftzug zuzulassen und die absoluteste Ruhe und Stille zu erzwingen: der Staat der Zukunft endlich, unser Preußen, in zwei Hälften gespalten, die durch eifersüchtige Mittelmächte auseinandergehalten waren, mit der ungeheuren Aufgabe belastet, zugleich seine langgestreckten Grenzen gegen Rußland und gegen Frankreich zu hüten und die vielen unausgeglichenen Gegensätze in seinem Innern zu schlichten, — die Nation bei ihrer elenden Gesamtverfassung beständig unzufrieden, aber thatenlos, vor einem Kriege zitternd und dennoch jeden Versuch nach einer wirksameren Einheit mißtrauisch, unlustig ablehnend, wie denn der Liberalismus jener Tage z. B. dem Zollverein einen hartnäckigen Widerstand entgegensetzte, — an der höchsten Stelle als der eigentliche Mann der Epoche der österreichische Staatskanzler verehrt, ein geistloser, ideenarmer Höfling, dem in Österreich, das er während eines halben Jahrhunderts allerdings nicht regiert, aber beherrscht hat, auch nicht ein Denkmal errichtet worden ist, noch werden kann. In neun Bänden liegen seine Memoiren vor uns; es ist keine Übertreibung, wenn ich sage, daß in einer einzigen der letzten Reden Bismarcks mehr Geist, mehr Kenntnis der wirklichen Welt und mehr politische Weisheit steckt, als in jenen sämtlichen acht oder neun schweren Bänden.

Sein Gericht fand dieses Deutschland Metternichs in der Krisis der Jahre 1848 und 49. Die Nation ward plötzlich wie aus tiefem Schlaf aufgeweckt, und dieses deutsche Land, durch die Februarrevolution mit einem Male zu politischem Handeln aufgerufen, erwies sich zu einer Neuschöpfung, wie sie die schweren Gefahren der Zeit gebieterisch verlangt hätten, unfähig. Doch seien wir nicht ungerecht: in jenen Tagen hat der Gedanke des deutschen Bundesstaats unter preußischer Führung, die einzig mögliche Verwirklichung der deutschen Einheit, zuerst greifbare Gestalt gewonnen: wir sprechen es als ein

Lob aus: nicht Bismarck hat diesen großen politischen Gedanken erfunden, er ward ihm als die Frucht einer schmerzlich ringenden Zeit dargeboten. Es war ein Professorengedanke, wie die Reaktion damals spottete. Die Zeit von 1850 bis 1864 verging über den Bemühungen, das Metternichische Deutschland zu restaurieren, und wir brauchen nur den Namen Olmütz zu nennen, um zu wissen, wie weit dies gelungen. Die neue Zeit brach erst an, seitdem das restaurierte Metternichische Österreich im Jahre 1859 Bankerott machte und unser jetziger Kaiser das Ruder des preußischen Staates faßte. Die Nation atmete auf: aber völlig hoffnungslos ließen sich die Dinge aufs neue an, als die Zerrissenheit der deutschen Zustände ihre unheilvollen Folgen auch auf den preußischen Staat, den einzigen, von welchem die Heilung ausgehen konnte, erstreckte, als dieser unser Staat von dem Verfassungskonflikt infolge der Armee-Reorganisationsfrage wie von einer schweren Krankheit heimgesucht wurde; nirgends schien ein Ausweg, und viele unter uns werden sich der tiefen Niedergeschlagenheit erinnern, welche namentlich die außerpreußischen Anhänger des Bundesstaats damals ergriffen hatte. Dies war das Jahr (1862), in welchem Bismarck an die Spitze der preußischen Regierung gerufen wurde. Jene verzweifelte Stimmung schien gerechtfertigt, als im Jahre 1863 jene Intrigue zum Ausdruck kam, kraft deren Deutschland eine neue Verfassung aus den Händen Österreichs und der Kleinstaaterei erhalten sollte, deren letzter Zweck gewesen wäre, mit deutscher Kraft Österreichs Unrecht in Venedig, in Ungarn und in Deutschland selbst aufrecht zu halten und zu verewigen. Das ruhige Nein Preußens, an welchem dieser Versuch scheiterte, war das erste Verdienst der Staatsleitung Bismarcks. Eben dieses Jahr 1863 nun war es, in dessen Ausgang durch den Tod Friedrichs VII. von Dänemark die schleswig-holsteinische Frage in das Stadium der Entscheidung trat und an ihr, aus ihr unaufhaltsam die große deutsche Frage sich entfaltete. Sollte es nötig sein, verehrte Festgenossen, den raschen Gang, den nun die deutschen Dinge nahmen, noch besonders vorzuführen? wie jener liberale Professorengedanke von der Hegemonie Preußens von dem preußischen Ministerpräsidenten ins Praktische umgesetzt wurde — wie unser König die verpfändete preußische Ehre auf Schleswig-Holsteins Fluren wieder einlöste — und wie Bismarck nun klug, kühn, klar diese schleswig-holsteinische Frage der dynastischen Begehrlichkeit und der gedankenlosen Schwärmerei im Volke gegenüber als die große deutsche Frage stellte und das Ungeheure, Unbegreifliche geschah — der preußische Junker ein deutsches Parlament auf der Grundlage des allgemeinen Stimmrechts verlangte. Damals wenn je war er der Gewaltige, erwies er die Wahrheit des Dichterworts „der Starke ist am mächtigsten allein". Von Feinden umgeben, ohne eine Partei, die ihn unterstützt hätte, im außerpreußischen Deutsch-

land gehaßt, in Preußen von den Liberalen nicht verstanden und auch von den Konservativen beargwöhnt, so weiß er den König, der selbst nicht ohne schwere Bedenken war noch sein konnte, zu dem Entschluß der Entscheidung zu bringen — die Geschicke der Nation auf die Spitze des Schwertes zu stellen. M. H., ich halte inne; an einem Tage wie der heutige wollen wir nicht bei dieser Krisis verweilen, denn mit Freudigkeit kann man auch jetzt nicht von einem Kriege sprechen, der, wie notwendig immer, doch immer ein Bruderkrieg war: wohl aber dürfen wir es auch am heutigen Tage als ein Geschenk der Vorsehung preisen, daß damals ein Staatsmann am Ruder stand, der klar erkannte, daß man der Zweiheit der Nation ein Ende machen müsse, wenn die Einheit geschaffen werden sollte, und daß ein König die Krone trug, der sich dieser schwersten Pflicht nicht entzog, sobald er sie als eine solche erkannt hatte. Der scharfe Schnitt war eine Notwendigkeit, und große Nationen und große Reiche — Deutschland, Italien und das besiegte Österreich selbst — verdanken ihm ihre Genesung.

Seit dieser Zeit, meine verehrte Versammlung, ist die Thätigkeit unseres großen Staatsmannes, des kühnsten, von welchem die Geschichte unseres Volkes weiß, eine versöhnende gewesen. Mit dem Einen Wort der „Indemnität“ im Munde des königlichen Siegers vor der Volksvertretung war der Friede in Preußen hergestellt und die junge Verfassung unseres Landes auf immer gesichert — mit dem norddeutschen Bund, dem Zollparlament, den Bundesverträgen war die Versöhnung der Stämme angebahnt. Den Dynastieen, soweit sie nicht das Recht der Existenz verwirkt hatten, wurde nicht mehr auferlegt, als im Interesse des Gesamtlebens der Nation unbedingt nötig war, und sie wurden, indem die Nation ihr Einigkeitsbedürfnis befriedigt sah und so aus der ewigen halbrevolutionären Unruhe herauskam, von einer sehr ernsten Gefahr befreit. Dem versöhnten Deutschland folgte das geeinigte Deutschland, geeinigt in einem großen Kriege, der ohne Beispiel in Beginn, Verlauf und Erfolg für alle Zeiten das Epos unserer Nation bilden wird. Davon will ich nicht sprechen: groß wie Bismarcks Verdienste auch in dieser Zeit sind, wurde er doch damals schon von der Kraft der geeinigten Nation wie von der ungeheuren Popularität unseres Königs getragen; er zeigte die Größe des siegreichen Staatsmannes im Dienste eines siegreichen königlichen Feldherrn, und die Nation brachte, ganz anders als zu Blüchers Zeiten, indem die Feder gut und fest machte, was das Schwert erworben, eine Ernte heim, wie sie niemals ein Volk aus einem Kriege zurückgebracht hat. M. H., seit 14 Jahren besteht nun das Deutsche Reich, das unser Kaiser mit seinem guten Schwert und seiner weisen Mäßigung durch Bismarcks Staatskunst geschaffen hat. Ist es noch nötig, das Deutschland Kaiser Wilhelms I. und

das Deutschland Franz' II. — das Zeitalter des Fürsten Bismarck und das Zeitalter des Fürsten Metternich — sich gegenüber zu stellen? Deutschland ist aus einem machtlosen Staatenbund ein kraftvoller Bundesstaat geworden, der die Gewähr seines Bestehens nicht in Zufälligkeiten der politischen Konstellation, sondern in sich selber trägt — Einheit in allem Wesentlichen, Freiheit der Bewegung und der Eigenart im übrigen — jeder deutsche Mann Bürger und heimisch auf dem ganzen Boden der großen Föderation, während früher sein Bürgerrecht und sein Heimatsgefühl an der Landesgrenze aufhörte — ein freudiges Sichbegegnen der Stämme, wo vorher Eifersucht, kümmerlicher Neid, gedankenloser Haß sie trennte — und während auf der einen Seite das monarchische Gefühl im ganzen wie in den Teilen lebhafter, wirksamer als je zuvor ist, vollzieht sich doch das Leben der Nation in großen populären Aktionen — Wahlakten mit freiestem Stimmrecht, Vereinen, Versammlungen aller Art — und, wichtiger als alles, in regelmäßiger gemeinsamer Arbeit von Regierung und Volksvertretung — ein Staat deutscher Nation, der, allerwärts geachtet und gefürchtet, doch den Mittelpunkt eines großen Friedensbündnisses bildet, während er früher das stets bereite Schlachtfeld für jeden fremden Ehrgeiz war — ein Staat endlich, der nach großen Erfolgen, indem er seine Flagge an fernen Küsten entfaltet, zugleich nunmehr an die schwierigste und, so hoffen wir, lohnendste seiner Aufgaben geht, die Wohlthaten der staatlichen Gesellschaft für diejenigen nutzbar zu machen, denen das Schicksal den Kampf des Lebens besonders schwierig gemacht hat.

Bei allen diesen Dingen denkt jeder an Bismarck, ohne daß der Redner nötig hätte, seinen Namen zu nennen. Hier wäre der Ort, die Persönlichkeit des Mannes zu schildern, nach allen Seiten: aber wer wollte das in kurzer Stunde unternehmen? Wir haben heute nicht die Aufgabe des Historikers, für den noch genug übrig bleibt. Zweierlei aber müssen wir doch auch hier hervorheben und dürfen es als ein besonderes Geschenk der Vorsehung preisen. Das eine ist, daß das Große, das wir erlebten, nicht auf revolutionärem Wege, nicht in radikalem Bruch mit der Vergangenheit geschehen ist. Nicht wie ein Gambetta oder Bonaparte, verehrte Versammlung, nicht als der erste, sondern als der zweite, als der erste Diener seines Königs hat Bismarck sein Werk gethan: denn das ist der Vorzug der konstitutionellen Erbmonarchie, deren wir uns rühmen, daß über die erste Stelle im Staate ein für allemal verfügt ist und es einen Punkt giebt, wo jeder Ehrgeiz, auch der berechtigtste, Halt machen muß. Man hat wohl Beispiele in der Geschichte, daß ein schwacher Regent einen bedeutenden Staatsmann oder Günstling gewähren läßt: aber daß ein so kraftvoller, einsichtiger und persönlich bedeutender Herrscher wie unser Kaiser über 20 Jahre

lang mit einem so gewaltigen Manne wie Bismarck zusammenwirkt — das ist ohne Beispiel und ein hoher Ruhmestitel für den Herrn wie für den Diener. Das zweite aber ist, daß Bismarcks Staatskunst im Bunde mit den lebendigen Kräften der Nation ein dauerndes Werk geschaffen hat, das ihn überleben wird, weil es nicht flüchtigen Regungen des Ehrgeizes, sondern den wahren Bedürfnissen der Nation, ihrem Recht, zu leben und zu atmen, wie er selbst es ausgedrückt hat, entsprungen ist. Aber nicht bloß deswegen: sondern auch deshalb, weil ein Mann wie unser Kanzler, wie er seine Kraft gezogen hat aus der befruchtenden Quelle des Gesamtlebens der Nation, so umgekehrt mit seiner gewaltigen Persönlichkeit zurückwirken muß auf die Nation. Wenn einst die Politik Metternichs das Volk entnervt und eingeschläfert hat, so wird umgekehrt der kühne Geist Bismarcks der Nation als Erbe die Erkenntnis hinterlassen, daß der energische Wille vor allem die Nationen groß macht. Wir brauchen diese Kraft des Willens in den großen Fragen, die unsere Nation jetzt beschäftigen, der sozialen Frage und der Frage des überseeischen Machtbesitzes. Wo ein Wille ist, sagt das Sprichwort, da ist auch ein Weg: das werden die 50 Jahre eines dem Vaterlande in oft verzweifelter Lage gewidmeten Lebens uns und diejenigen, die nach uns kommen, lehren.

Fünfzig Jahre — es ist nicht anders, indem wir das Wort aussprechen, indem wir uns anschicken, einem 70jährigen Manne ein Lebehoch zuzurufen, müssen wir uns das ernste Wort sagen, daß die Zeit kommt — möge sie noch fern sein — wo die Nation dieser seltenen, sagen wir dieser einzigen Kraft entbehren muß. Bismarck hat es jüngst ausgesprochen, daß er auf die deutsche Jugend vertraue. Wir, meine Herren, wenn wir sehen, was Deutschland im Jahre 1835 war und was es jetzt ist, durch welche furchtbaren Gefahren dieses Mannes starke Hand es gesteuert, — sollte nicht dieser Jugendmut über uns alle kommen? nicht die Empfindung uns durchdringen, daß unser Vaterland, das in diesen letzten zwei Jahrzehnten so wunderbar erneuert ward, an der Schwelle einer neuen Jugend steht? In diesem Jugendmut lassen Sie uns zugleich mit diesem Lebehoch geloben, daß wir festhalten wollen an den großen Gedanken dieses Manneslebens — der Einheit des Volkes mit seinem Herrscherhause in einem wahren Verfassungsstaat — der Wahrheit, daß der Einzelstaat und vor allem daher Preußen seine Kraft und Ehre findet in dem großen Ganzen — der Geltendmachung deutscher Macht und deutschen Geistes im Sinne des Friedens und der Wohlfahrt der Völker Europas — und nicht am wenigsten an dem Gedanken brüderlicher Einheit der verschiedenen Volksklassen in unserm Vaterlande, kraft deren die vom Geschicke Begünstigten es als eine heilige Pflicht ansehen, den minder begünstigten Volksgenossen die

opferwillige Hand zu reichen. Mit diesem Gelöbnis, verehrte Festversammlung, befehlen wir dieses vaterländische Leben in dieser geweihten Stunde der göttlichen Gnade.

Ungern widerstehe ich der Versuchung, hier in ausführlicherer Schilderung den Eindruck wiederzugeben, den ich von der Persönlichkeit des Fürsten empfing, als ich im Juli 1892 in Kissingen zwei Stunden mich mit ihm in ganz engem Kreis unterhalten durfte. Eine Erfahrung machte ich alsbald an mir selbst: einem vornehmen Herrn gegenüber ist man wohl befangen — dem großen Manne gegenüber verschwindet die Befangenheit sehr schnell. Wie seine politische Größe darin begründet war, daß er durch den Staub, den der Tag aufwirbelte, und die Nebel, die sich aus den Gegensätzen der Welt erhoben, hindurch die politischen Verhältnisse der Welt in ihren großen Umrissen schaute und das, was unsere Nation wirklich bedurfte und verlangte, klar erkannte: so gewahrt man auch im persönlichen Verkehr dieselbe große Natur, die alles bloß Konventionelle tief unter sich sieht und nach furchtbaren Kämpfen und unsterblichen Thaten sich den frei über den Dingen schwebenden Humor akademischer Jugendtage gerettet hat. Jeden Gegenstand des Gesprächs ergreift er mit dem natürlichen Interesse des geistvollen Mannes und gewinnt ihm in der Regel rasch die politische Seite ab: er spricht eigentlich mehr in süddeutscher als norddeutscher Art, nicht stockend, aber suchend — wo der rechte Ausdruck nicht gleich sich bietet, der Gedanke ein Hindernis auf dem Wege findet, hält er einen Augenblick inne und nimmt dann mit einem kühnen Bild, einer Wendung von origineller Kraft dieses Hindernis. Der Inhalt unseres Gesprächs bezog sich auf wichtige Ereignisse der Zeit von 1864—1866, über welche ich ihn selbst hören zu dürfen gebeten hatte: ich darf mich nicht für berechtigt halten, dies hier ausführlich darzulegen. Ich brauchte nicht nach Kissingen zu reisen, um zu wissen, daß seit Luthers Tagen kein einzelner Mann auf unsere Nation und auf seine Zeit so tief gewirkt hat, als Bismarck: er ist unser großer Lehrer und Befreier in der Politik gewesen, wie Luther in der Religion: wie und wodurch, davon ist mir allerdings erst durch diesen persönlichen Eindruck ein lebendiges Verständnis aufgegangen.

---

11. 1888.

Kaiser Wilhelm.

(In der Aula des Friedrich-Wilhelms-Gymnasiums, Köln, 16. März 1888.)

Indem wir an dieser Stelle zu einer ernsten Feier heute zusammentreten, folgen wir demselben Herzensbedürfnis, das ohne besondere Weisung und Anordnung ungezählte Vereine und Körperschaften im weiten deutschen Vaterlande, ja über die ganze bewohnte Erde hin zu demselben Zwecke, einer ebenso allgemeinen wie aufrichtigen Trauer Ausdruck zu geben, zusammenführt. „Niemand aber kann berichten, wie groß das Klagen und die Trauer um ihn war auf der ganzen Erde: auch bei den Heiden ward er betrauert als der Vater des Erdkreises. Die größte Trauer war bei den Christen und zumal in seinem ganzen Reiche.“ So beschreibt der Chronist den Eindruck, den vor 1000 Jahren im Jahre 814 der Tod Karls des Großen machte, und so ist es heute.

Wer ist wohl am meisten der Liebe würdig? wurde einst in der Umgebung Alexanders des Großen gefragt: „Wer die höchste Macht hat und doch nicht furchtbar ist!“ lautete die Antwort. Die Macht der persönlichen Erscheinung unseres verewigten Herrschers ist mit diesem Worte ganz ausgesprochen: aber die Bedeutung des Dahingeschiedenen ist so groß, daß wir bei dieser rein menschlichen Empfindung nicht stehen bleiben dürfen: wir können den Namen Wilhelms I. nicht aussprechen, ohne daß uns sofort ein großes weltgeschichtliches Bild entgegentritt. Was ist in den 90 Jahren dieses Manneslebens, den 30 Jahren dieses Fürstenlebens nicht alles geschehen! Geboren im Jahre des Friedens von Campo Formio, mit dem die Auflösung des römischen Reichs deutscher Nation begann, hinterläßt er das neue Deutsche Reich deutscher Nation als die Macht, welche den Frieden Europas gebietet.

Versuchen wir in flüchtigem Umriß dieses wunderbare Leben an uns vorüberzuführen, so müssen wir eine Zeit der Not, eine Zeit des Dienstes, eine Zeit des Kampfes, eine Zeit des Sieges und eine Zeit des Friedens unterscheiden.

Die Zeit der Not, in welche das Knabenalter unseres heimgegangenen Herrschers fiel, wird uns durch den Namen Jena hinlänglich charakterisiert: sie hat, gemeinsam getragen, Fürst und Volk in unserm Lande in tieferer Weise geeinigt als anderswo die glänzendsten Siege und sie hat diesem wie jedem tieferangelegten

Menschenleben eine ernste und heilige Weihe für seine ganze Folgezeit gegeben: um so mehr, als wir in sie auch noch die Jahre des Befreiungskampfes einrechnen dürfen, in welchem der furchtbare Druck, der auf dem Vaterlande lag, bekanntlich nicht in Einem raschen Anlauf, sondern in schwerem, an Fehlschlägen, an Momenten der Hoffnungslosigkeit, an furchtbaren Gefahren reichem Ringen gebrochen worden ist.

Und nun begann auf dem befreiten Boden für den Königssohn ein Leben des Dienstes in einem so vollen Sinne, wie nur für irgend jemand. Anderswo mag die Redensart „leben wie ein Prinz" ein Leben anmutigen Müßiggangs bedeutet haben, für den Prinzen bedeutete es vielmehr ein Leben im Sinn des Psalmworts: „Wenn es köstlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen." Ich meine nicht bloß die soldatische Arbeit, welche im preußischen Heer sehr viel strenger genommen worden ist als in jedem andern europäischen Heere: die Zeiten wurden immer ernster, die Stellungen, je höher desto verantwortungsreicher, dornenvoller, und bei der höchst seltsamen Gestalt, welche die preußische Politik unter Friedrich Wilhelm IV. seit 1848 annahm, peinlicher: für niemanden mehr, als für einen Mann so geraden Verstandes und energischen Willens, wie der damalige Prinz von Preußen war. In unübertrefflicher Weise ist er in diesen schwierigen Zeiten den Weg der Pflicht — der Dienstpflicht — gewandelt und unter den vielen edlen und nützlichen Lehren, welche dieses merkwürdige Menschenleben uns predigt, ist keine schöner und für uns alle wertvoller, als die, daß selbst in den verworrensten Verhältnissen doch für jeden, der sehen will, der schmale Pfad der unmittelbaren Pflicht deutlich erkennbar ist und sicher aus diesen Wirrnissen herausführt. Als einen Dienst, im Namen des erkrankten Bruders, hat er im Jahre 1858 auch die höchste Stelle angetreten. Er fand eine ungeheure Aufgabe vor und ersah mit praktischem Blick was den Staatskünstlern und Rednern verborgen war, den Punkt, an welchem angesetzt werden mußte — die Reform des preußischen Heeres.

Sie ward ihm schwer genug gemacht und er trat damit in die Zeit des Kampfes, bei dessen Einzelheiten ich vor Euch nicht verweilen kann: ich will nur den Ältern unter Euch, namentlich unsern Abiturienten, das Eine sagen, daß ihnen und uns allen diese Lebensperiode Kaiser Wilhelms eine kostbare Lehre und Mahnung hinterlassen hat, welche man niemals besser hat brauchen können als in unsern Tagen, wo alles in plumperer oder feinerer Form nach Popularität hascht: dieser Fürst hat damals einer auf tiefer Sachkenntnis beruhenden Überzeugung ohne Bedenken seine Popularität geopfert, — jahrelang auf das verzichtet, was den König für die vielen Entsagungen, welche sein Beruf ihm auferlegt, noch am

ehesten entschädigt. Freunde, halten wir diesen Teil des großen Vermächtnisses vor allem hoch, richtet Euer Leben nicht nach Gunst und Ehre und Schein, sondern setzt Euch beizeiten in eine Verfassung, wo ihr euch aus gründlicher Sachkenntnis Überzeugungen bilden könnt, welche schließlich dann doch wie bei unserm Dahingeschiedenen, dem Halbwissen und dem unklaren leidenschaftlichen Wollen gegenüber das Feld behaupten.

Denn eine Zeit der Siege war diesem in seinen Neigungen doch überaus schlichten und dem gemeinen Ehrgeiz ganz abgewendeten Mann beschieden, eine Zeit der Siege ohne Beispiel, die ihm, dem 70jährigen, den ungeheuren Wurf der Neuaufrichtung des Reichs deutscher Nation gelingen ließen. Wir haben davon so oft gesprochen, daß ich heute darüber nichts weiter zu sagen habe als das eine Ruhmvollste, — es waren nicht Siege des Ehrgeizes, sondern der Staatsnotwendigkeit, Siege eines großen weltgeschichtlichen Gedankens. Was der sterbende Perikles in der bekannten Erzählung als höchsten Ruhm seines Lebens in Anspruch nahm, daß um seinetwillen keine attische Mutter das Trauergewand angelegt habe, das darf Deutschland seinem ersten Kaiser ins Grab nachrufen: so viele Opfer die großen Errungenschaften gekostet haben, um seinetwillen, zu seiner, des einzelnen Mannes Verherrlichung hat keine deutsche Mutter das Trauerkleid anlegen müssen. Die Opfer waren dem Vaterlande gebracht, das ein Recht auf sie hatte.

Nach den großen Entscheidungen kam eine Zeit des Friedens, und in der That als einen Mann des Friedens in hervorragendem Sinn hat sich dieser große Krieger bewährt. Nicht bloß in dem landläufigen Sinn und vor allem nicht im Sinn eines Ausruhens. Dieser Fürst hatte keinen Tag seines Lebens Zeit müde zu sein, wozu die meisten Menschen so viele Zeit finden: wie Friedrich der Große hat er bis zu seinem letzten Atemzuge gearbeitet. Er lebte dem hohen königlichen Beruf des Friedestiftens: seine erste weltgeschichtliche große Handlung nach 1866 war eine Herstellung des innern Friedens in Preußen, und eine ganze Reihe bedeutungsvoller Friedensstiftungen könnten wir aufzählen, — in der wichtigsten und rühmlichsten, der Beschwichtigung des Klassenkampfes durch eine auf christlichem Boden erwachsende durchdachte Sozialgesetzgebung ist er begriffen gewesen, als der Tod ihn abrief, mitten in diesen friedlichen Siegen.

Welches Leben, welche Erfolge — und was wir nicht vergessen wollen, es ist kein Alexander der Große, kein Cäsar, kein Geist, der die Augen der Menschen durch geniale Geistesgaben, staunenswerte Kräfte des Gedächtnisses und ähnliches geblendet hätte, der dieses Große vollbracht hat, sondern ein einfacher Mann klaren Verstandes, fleißig, tüchtig, tapfer, fromm, ein Mann wie alle, jeder an seiner

Stelle sein sollte, wie auch wir also sein oder werden sollten, weil jeder fleißig, tüchtig, tapfer, fromm sein kann und auch eine verständige und klare Auffassung seiner Lebensaufgabe Jedem möglich ist und kein besonderes Genie erfordert.

Nun ist für diesen großen und guten Mann die Zeit des endgültigen Friedens eingetreten, eine Zeit der Ruhe nach großer schwerer reich gesegneter Arbeit im Dienst des Vaterlandes. Wir aber setzen die Arbeit fort, zu der uns Gott verordnet hat. Es ist Menschenlos, daß eine große Zeit auch große Opfer fordert: je trefflicher die Männer waren, welche uns die Einheit erstritten haben, um so schmerzlicher empfindet man den Verlust, wenn sie scheiden, und wir werden uns auf eine Reihe solcher schmerzlichen Tage wie der heutige einrichten müssen, meine Freunde. Aber was sie geschaffen, bleibt und wir handeln nur im Geiste des Dahingeschiedenen, wenn wir uns den Gedanken vergegenwärtigen, den einst in einer sehr wenig trostvollen Zeit, in den dreißiger Jahren, ein edler Denker unseres Volkes der Nation zugerufen hat:

„Seele, aus des Grabes Frieden
Wende dich zum Morgenrot,
Wo mit mächt'gem Flügelschlage
Hoch der Zukunft Adler schwebt,
Der empor zum ew'gen Tage
Seines Volks Geschicke hebt."

Kaiser Friedrich.

(18. Juni 1888.)

Wir treten heute in dem Augenblick zusammen, wo in Potsdam die irdische Hülle unseres entschlafenen Kaisers zur letzten Ruhe bestattet wird, und wir folgen einer natürlichen Empfindung, indem wir uns im Geiste an den Sarg stellen und unseren gemeinsamen Gefühlen einen Ausdruck zu geben suchen.

Wir dürfen es nicht verschleiern und verhehlen: der Eindruck, der uns beherrscht, ist ein so niederdrückender, schmerzlich-peinlicher, mehr als an irgend einem andern Grabe trauriger, daß es uns schwer wird, den Weg zu tröstenden und erhebenden Gedanken zu finden, die doch sonst jeder tiefer denkende Mensch von einem offenen Grabe hinwegträgt.

Vor kaum drei Monaten ist uns Kaiser Wilhem I. in hohen Jahren und Ehren entrissen worden: er hatte sein Leben herrlich ausgelebt, bei ihm läßt sein Tod keinen Stachel zurück — aber wie

anders hier bei diesem Tode! Wie unvergleichlich schön war dieses Leben angelegt: dem Thron zunächst geboren erhält der Prinz eine Erziehung, welche eine glückliche Begabung nach allen Seiten entwickelt; er erblüht zum Jüngling, und alles freut sich seiner bescheidenen, gutherzigen, ganz Frische und gesunde Natürlichkeit atmenden Art; er reift zum Manne: eine ritterliche Gestalt, schön und ohne Fehl vom Scheitel bis zur Sohle tritt er in die Arbeit einer großen Epoche deutscher und preußischer Geschichte ein; er macht seine Schule in dem dänischen Kriege, wo er eine Herzensangelegenheit der deutschen Nation, eine Ehrensache des preußischen Staates siegreich ausfechten hilft; in dem großen Kriege um Deutschlands Neugestaltung ist es das von ihm geführte Heer, dessen rechtzeitiges Eingreifen den Sieg entscheidet: und in dem Kriege, den die geeinigte deutsche Nation gegen das mißgünstige Frankreich führen mußte, erringt er an der Spitze eines aus Bayern, Württembergern, Badenern und Preußen gebildeten Heeres den ersten herrlichen Sieg. In der darauffolgenden Friedenszeit, glücklich in seinem Hause, ist er es recht eigentlich gewesen, der die freundliche Seite des neuen Reichs — einer sehr ernsten Sache wie jede neue Staatsordnung es ist — vertrat und diese Neuerung durch seine edle männliche Erscheinung, seinen glücklichen, einer reingestimmten Seele entquillenden Humor, seinen allem Schönen in Kunst und Wissen zugewendeten idealen Sinn erst recht volkstümlich machte. Wer fühlte sich nicht im Innersten erquickt, dem es vergönnt war, ihn aus nächster Nähe zu sehen und sprechen zu hören! Wie schön, dachte man sich, wird er des Vaters Werk fortsetzen, — und damit nichts fehle: er war nicht der unsere allein: auch alle anderen Nationen, unsere Brüder in Österreich, die Italiener, die Engländer, die Spanier, selbst in gewisser Art die Feinde von 1870 hatten ihre Freude an diesem Mann, von dem man in Wahrheit das rühmen konnte, was man doch nur sehr selten, selbst in gewöhnlichen Lebensverhältnissen, von jemanden rühmen darf — daß er, amor et deliciae generis humani, keinen Feind, in unserer friedlosen Zeit beim Kampfe leidenschaftlich wollender Parteien keinen gehabt hat, der ihm, ihm persönlich nicht alles Gute gegönnt und vom Himmel erfleht hätte.

Unerbittlich, hart, grausam hat der Tod diese Hoffnungen niedergemäht. Nicht rasch: langsam das Leben beschleichend und zerstörend, wie dort Hagen nach Siegfried, als er arglos am Quell Erquickung trank, den tödlichen Speer entsandte, eben in dem Augenblick, als er die Aufgabe antreten sollte, für die er erzogen und für die er vor andern ausgerüstet war. Er hat sie angetreten als ein Sterbender: in der ganzen Geschichte unseres Volkes sehen wir uns vergeblich nach einem Fall gleich schmerzlicher Art um: sagen wir es

nur in seiner ganzen Herbigkeit — er bestieg den Thron nur eben, um auf demselben zu sterben.

Das ist furchtbar traurig, und wir wollen diesen ersten Eindruck auch nicht mildern, er soll uns zu Herzen dringen und drinnen haften und uns mit seiner ganzen schweren Beredsamkeit sagen, daß es ein sehr ernsthaftes Ding um Leben und Tod, um ein Menschenleben, um ein Fürstenleben ist.

Aber, Freunde, stehen bleiben dürfen wir dabei nicht — der Patriot und der Christ muß sich — und kann sich — über diese verzweiflungsvolle Anschauung erheben. Leicht ist es darüber hinwegzukommen, wenn man auf die 50 ersten Jahre dieses Heldenlebens sieht, und sie vor allem wird das Gedächtnis unseres Volkes festhalten. Kaiser Friedrich wird ihm „unser Kronprinz" bleiben und mit nie versiegendem Entzücken werden spätere Geschlechter sich erzählen lassen, was wir Alten, die es erlebten, nicht müde werden können uns ins Gedächtnis zu rufen: jenes „Schlachtfeld bei Wörth, nachmittags 4 $^1/_2$. Heute Mac Mahon mit dem größten Teil meiner Armee völlig geschlagen," — jene Szene, wie er als Gast des italienischen Königspaars auf den Balkon tritt mit dem kleinen Prinzen auf dem Arm und so der befreundeten Nation ihren Königssohn zeigt, ein Unterpfand der Verbindung zweier zu neuem Leben erwachten Nationen — jene hundert und tausend kleinen Züge aus seinem Verkehr mit Leuten aller Klassen —

> Denn viele sind, die seine Großmut
> Und seiner Sitten Freundlichkeit erfahren —

mit den Großen der Erde, wie mit seinen Soldaten bis herab zu den Sextanern eines Gymnasiums, deren einem und anderen er wohl in gemütlichem Scherz den kleinen Kopf mit seinem Helme zudeckte. Es wird sein, wie der Dichter sagt:

> Sein Leben
> Liegt faltenlos und leuchtend ausgebreitet,
> Kein dunkler Flecken blieb darauf zurück —

Aber wird nicht, möchte man fragen, auch den Späteren wie uns der Ausgang dieses Lebens um so schmerzlicher erscheinen? — Nein, meine Freunde, dem Christen zum mindesten ziemt und eignet eine andere Betrachtungsweise. Es ist ja wahr: Gottes Gedanken sind nicht unsere Gedanken und seine Wege nicht die, die wir für uns und unsere Lieben wählen würden: aber einen gnädigen Gott suchen wir in den trübsten Heimsuchungen und wir finden ihn auch, wenn wir ihn mit redlichem Sinn suchen. Wie — Gott hat diesen Mann vor allen herrlich gemacht — ihn in einem 50jährigen Leben einen Liebling einer ganzen Nation, man darf wohl sagen eines ganzen Zeitalters werden lassen und dies in einer Zeit, wo allenthalben Unfrieden, Parteiwut, Völkerhaß üppig sprossen — und nun hat er zu ihm

gesagt: dafür lege ich Dir nun die schwerste Aufgabe auf, daß Du Deinem Volk ein Beispiel hinterlässest, nicht wie man fröhlich, herrlich, im Siegerkranz und Lorbeerkranz nach Menschenweise lebt, sondern wie man — wie der Christ, der Fürst, der Patriot — es trägt, wenn man mitten aus diesem Leben von seiner Gipfelhöhe herab durch einen schmerzvollen Tod abgerufen wird. Heil ihm, Heil unserer Nation, der ein solches Beispiel ward, meine Freunde: unser Fritz hat diese Probe bestanden. Er ist heimgegangen ohne Klage: aufrecht stehend wie jener römische Cäsar, festen Auges hat er den Tod erwartet, der tapfere Hohenzoller — und so, aufrecht, ein rührendes und großes Bild wird Kaiser Friedrich in der Geschichte seines Volkes fortleben. Ist dies nicht auch eine Gnade von Gott? eine Gnade unserem Volk erwiesen, eine Gnade unserem entschlafenen Herrscher erwiesen? Denn, so hebt uns wie mit Adlerschwingen das große Wort des Apostels über den Schmerz des Tages und die Wechsel menschlicher Geschicke hinweg, — unser keiner lebt ihm selber und unser keiner stirbt ihm selber: leben wir, so leben wir dem Herrn, sterben wir, so sterben wir dem Herrn: darum wir leben oder sterben so sind wir des Herrn.

So, in diesem Geiste befehlen wir ihm, dem gnädigen Gott, unsern jungen Herrscher, der das Werk zweier solcher Männer fortzuführen berufen ist, wir befehlen ihm diese in so kurzer Zeit doppelt verwaiste Nation, der er in unseren Tagen so viele Unterpfänder seiner Gnade gegeben, und wir befehlen ihm unser eigenes Leben und Sterben, welches wie das unseres entschlafenen Kaisers in den Dienst des Vaterlandes, der zugleich ein Gottesdienst ist, gestellt ist.

12. Das preußische Königtum und die französische Revolution.

(In der Aula des Friedrich-Wilhelms-Gymnasiums. Köln, 26. Januar 1889.)

Indem wir heute zum erstenmal an einem neuen Tage die alte Gewohnheit unserer Feier, welche im vorigen Jahre in so schmerzlicher Weise unterbrochen worden ist, wieder aufnehmen, fällt unser erster Blick notwendig auf die beiden Todesfälle, durch welche das Jahr 1888 in der deutschen Geschichte gekennzeichnet ist: noch lange wird der festliche Tag unter dem Zeichen dieser ernsten Erinnerungen stehen. Die Lage hat sich auch für unser Fest durch diese schmerzlichen Ereignisse geändert: wenn man bei Kaiser Wilhelm I. und Kaiser Friedrich stets dessen hat eingedenk sein müssen, daß sie Schöpfer oder Mitschöpfer einer neuen Ordnung der Dinge in Deutschland waren, welche auch dem Ehrentage des preußischen Königtums einen neuen Glanz verliehen hat, und wenn man nach Menschenweise bei dieser Gelegenheit gern sich an den Ruhmesthaten, die ihre Namen vergegenwärtigen, berauscht hat, so trifft das heute nicht mehr zu. Unser jetziger Herrscher ist im Jahre 1859 geboren und hat also noch im Knabenalter gestanden, als auf den Schlachtfeldern von Königgrätz und Sedan Deutschlands Wiedergeburt entschieden wurde. Er ist in seine deutsche Kaiserwürde eingetreten, wie er in sein preußisches Königtum eingetreten ist — als legitimer Nachfolger, in Kraft eines schon vom allgemeinen Rechtsbewußtsein getragenen Prinzips, er ist nicht Schöpfer, sondern schon einfach Träger und Vertreter des neuen deutschen Kaisertums. Und so bedeutet uns sein Name von vornherein eine Epoche friedlicher Entwickelung, ruhiger Entfaltung dieser neuen Gestaltungen. Hoffen wir, daß es uns oder denen, die nach uns hier weilen werden, lange vergönnt sei, diesen Tag in so ruhiger Weise zu feiern, indem wir mit befriedigtem Blick auf den Wetteifer der Friedensarbeit und der ihr dienenden Kräfte in unserem Vaterlande hinblicken, — Kräfte, die, wie wir, ihre Arbeit nur eben einen Augenblick unterbrechen, um sich an diesem erfreulichen Bilde für die alsbald wieder aufzunehmende Werktagsthätigkeit zu stärken.

Und so würde es uns leicht sein, zu der alten Gewohnheit zurückzukehren, Gedanken und Empfindungen des nationalen Festtages an die Betrachtung irgend eines Gegenstandes oder einer Persönlichkeit aus denjenigen Wissensgebieten, welche das Gymnasium pflegt, zu knüpfen. Zu diesem ruhigen Reden will sich aber heute doch noch nicht die Stimmung finden. Indem wir nach einem solchen

Gegenstande suchen, fällt unser Blick wie von selbst auf die bedeutungsvolle Jahresziffer 89 — 1889, 1789 — und wir erinnern uns, daß unsere Nachbarn im Westen sich anschicken, das Zentenarium, die Hundertjahresfeier der großen Umwälzung, die mit jenem Jahre begonnen hat, festlich zu begehen. Indem wir das Faktum aussprechen, bleibt auch schon das Auge daran haften: das Thema ist uns gewissermaßen von selbst damit gegeben: wir wollen sprechen über das preußische Königtum und die französische Revolution. Was bedeutet unsere heutige Feier im Jubeljahr der Revolution?

Als am 4. Mai 1789 der Zug der Deputierten, welche zum erstenmal wieder nach 175 Jahren zu einer allgemeinen Versammlung der Stände des Königreichs in Versailles zusammentraten, von der Ludwigskirche nach der Kirche Notredame sich begab, da lebte in den Herzen der Abgeordneten und der Tausende, welche von den Fenstern der Häuser auf diesen bunten Zug hinabschauten und dem König oder irgend einem volksbeliebten Deputierten ihre Vivats riefen, der Gedanke einer Regénération du Royaume, einer Wiedergeburt des Königreichs: und in Kraft des idealistischen Optimismus, welcher der zweiten Hälfte und namentlich den letzten 20 Jahren des vorigen Jahrhunderts eignete, zweifelte niemand, daß dies gelingen werde. Diese optimistische Stimmung kann man über ganz Europa verfolgen: sie ist in einer durch den Gegensatz zu den bald folgenden Ereignissen seltsam ergreifenden Weise in Schillers Gedicht ausgesprochen, das eben in dieses Jahr fällt, die Künstler:

„Wie schön, o Mensch, mit deinem Palmenzweige
Stehst du an des Jahrhunderts Neige
In ernster stolzer Männlichkeit — — —.

Frei durch Vernunft, stark durch Gesetze,
Durch Sanftmut groß — — u. s. w.

Wenn wir nun fragen, ob dies gelungen sei, diese Regénération du Royaume, so müssen wir freilich bei dieser Fassung der Frage mit Nein antworten — für Frankreich liegt dies Nein in barer Thatsache vor, es giebt keinen König von Frankreich mehr: — aber Vieles und Großes ist allerdings gelungen. Um welchen Preis, unter welchen Opfern, Stürmen, welchen Greueln, welcher Zerstörung — das fragen wir heute nicht und die Franzosen namentlich werden bei ihrer Feier danach nicht fragen. Eine Welt von Mißbräuchen und Verkehrtheiten ist in der That verschwunden: der privilegierte Müßiggang bevorrechteter Stände, deren Ausnahmestellung, nicht mehr die Entschädigung für ausnahmsweise wichtige und schwierige Pflichten, zum sinnlosen Vorrecht und also empörenden Unrecht geworden war, hat einer weitgehenden Würdigung der gesellschaftlichen Stellung nach Maßgabe des Verdienstes Platz gemacht. Der einsichtigen intelligenten Arbeit,

dem vordringenden Talent ist Raum geschaffen; das leichte Geplauder der Salons, das bloße Leben des Genusses, der Hoffeste, der Schlittenfahrten, der Komödien und Maskeraden ist in allen Kreisen einem Leben ernster Arbeit für ernste Zwecke gewichen; die thörichten Schranken, welche ein lächerliches Zeremoniell zwischen den Menschen zog, sind bis auf wenige unentbehrliche Reste gefallen und in den Verkehr der Menschen ist damit mehr Freiheit und also mehr Wahrheit gekommen. Der Wohlstand und die Bequemlichkeiten und erlaubten Genüsse des Lebens sind weit allgemeiner und zugänglicher geworden: eine so schreckliche Lage der Masse des Volkes, wie sie in Frankreich — und wohl auch in den übrigen europäischen Ländern mehr oder weniger — vor 1789 war, ist nirgends mehr vorhanden, und an die Stelle stumpfer Resignation von seiten der Besitzlosen wie der Besitzenden dem Massenelend gegenüber, ist doch ein ernstes Studium der Ursachen dieser menschlichen Massennot getreten. Das Prinzip gesetzlichen, durch Volksrepräsentation zugleich beschränkten und gestärkten Regiments ist überall in Wirksamkeit und damit eine große Bürgschaft gegen Willkür und gegen der „Stärke schrecklich Recht" gegeben. Das Volk ist nicht mehr ein unfaßbarer Begriff, und nicht mehr eine tote Masse: es ist in einem Umfang wie niemals zuvor in allen europäischen Ländern berufen, an dem Staate mitzubauen, dessen leitende Kräfte überall zu dem Bewußtsein gekommen sind, daß sie, die Organe des Staates, recht eigentlich um des Volkes willen da sind: „was bringt der größtmöglichen Zahl den größtmöglichen Nutzen?" Die gebildeten Klassen aber, welche im vorigen Jahrhundert überall es thatsächlich als die wertvollste ihrer Bevorzugungen ansahen oder empfanden, nichts von politischer Arbeit zu thun, auf der Höhe des reinen Gedankens zu leben, zu schwärmen, zu lesen, sich selbst und ihresgleichen zu bespiegeln — sie sind überall nachdrücklich und zum Teil sehr rauh an die Pflicht gemahnt, mit Hand anzulegen bei der nichts weniger als angenehmen oder mühelosen politischen und gesellschaftlichen Arbeit. Daß unsere Nachbarn an diesen Gütern einen reichlichen Anteil haben, dürfen wir nicht bezweifeln und wenn sie jenen Mai 1789 feiern, so haben sie darauf ein besonderes Recht, weil sie — nicht allein, aber größtenteils doch diese Güter der europäischen Welt mitgeteilt und mit ihrem Blut und ihren Leiden bezahlt haben, wie jene Güter der Erneuerung des geistigen Lebens im 16. Jahrhundert, welche wir die deutsche Reformation zu nennen gewöhnt sind, mit unserem Blut und unseren Leiden bezahlt worden sind.

Das alles also, meine Freunde, ist gelungen: aber jenes erste, sehr wesentliche, die Regéneration du Royaume, also die friedliche Umgestaltung des Königreichs durch die Wiedergeburt des Königtums, ist nicht gelungen. Nicht vier Jahre nach jener Eröffnungsfeier einer

neuen Zeit fällt das Haupt des unglücklichen Ludwig XVI. auf dem zum Revolutionsplatze umgenannten Platze Ludwigs XV.; es folgt eine Herrschaft aller Greuel, wo thatsächlich unter dem Namen einer Republik eine Ochlokratie, — eine Oligarchie des Pöbels, vielleicht 300 000 Menschen im ganzen, unter denen wir weggejagte Bediente, gebrandmarkte Diebe, bankbrüchige Adlige, verlotterte Winkeladvokaten und Komödianten aller Art in Scharen finden, ein Volk von 25 Millionen unter steter Todesfurcht und Knechtschaft hielt. Dem brodelnden Kessel entsteigt nach einigen weiteren Jahren eine militärische Diktatur, welche bald in einen furchtbaren Despotismus ausartete, der mit eisernem Gewicht sich auf ganz Europa legte und der, indem er das eigene mitgeknechtete Volk mit dem eitlen Scheinbild kriegerischen Ruhms für die immer neuen Menschenopfer entschädigt, welche die Schlachtfelder und die Lazarette in Spanien, Deutschland, Rußland, überall fordern, schließlich die Invasion der Fremden in das Land zieht, der dieses Volk seine eigene Befreiung verdanken muß. Nach dem Scheitern dieses wahnsinnig gewordenen Despotismus wird das legitime Königtum zwar wiederhergestellt, 1814, 1815, aber schon nach 15 Jahren auch wieder gestürzt: von da an ist in diesem Lande jede Herrschaft unaufhörlich in ihren Fundamenten angefochten, und allemal ein Tag genügte, um das Königtum Ludwig Philipps, 1848, die Republik, die ihn ersetzt, 1851, das Kaisertum, das diese niederwirft, 1870, wegzufegen: in dem Augenblicke, in dem wir sprechen, ist eine einzige Deputiertenwahl in Paris geeignet, die mühsam der Anarchie und den Geistern der Vergangenheit abgerungene staatliche Ordnung aufs neue in Frage zu stellen. Einen nationalen Festtag, in dem gemütlich-patriarchalen Sinn wie wir haben sie deshalb nicht mehr: von den wechselnden Gewalthabern ist kaum einer groß genug erfunden worden, um den Haß der entgegenstehenden Parteien so weit zu entwaffnen, daß sie wenigstens seine Denkmäler und Straßenaufschriften respektieren: und es ist doch ein sehr kümmerlicher Ersatz, wenn jetzt, da mit dem Kaiserreich auch der Napoleonstag verschwunden ist, etwa der 14. Juli, der Tag des sogenannten Sturms auf die Bastille, gefeiert wird — ein Ereignis, das bei näherer Betrachtung sich als ein Volksauflauf ohne Sinn und Verstand darstellt, dessen Schlußszene die Ermordung einiger Wehrlosen bildete.

Indem wir nun, meine Freunde, zum zweiten Gliede unserer Besprechung, dem preußischen Königtum uns wenden, dürfen wir dem unerfreulichen Bilde, das die Entwickelung Frankreichs in dem Jahrhundert von 1789 bis heute darstellt, nicht etwa in pharisäischer Weise ein reines Lichtbild gegenüberstellen, gleich als wenn die deutsche Geschichte dieser 100 Jahre überwiegend nur erfreuliche Erscheinungen zeigte. Dem ist nicht so: es hat auch bei uns einen großen und schimpflichen Zusammenbruch gegeben — zuerst des alten

römisch-deutschen Reichs, und mit Scham liest man es heute, wie damals, nach dem Frieden von Luneville deutscher Hof- und Fürstenadel in Paris antichambrieren ging und sich um die Gunst französischer Köche und Kammerdiener bewarb; dann 1806 und 1807 einen noch jäheren Sturz unseres preußischen Staats: und während die Franzosen für ihre Knechtschaft daheim durch Kriegsruhm und Bewußtsein ihrer Herrscherstellung einigen Ersatz fanden, haben wir in Deutschland 10 Jahre lang eine reine Fremdherrschaft nicht nur ertragen, sondern — es ist traurig zu sagen — zum Teil sogar gern ertragen. Zwar wiegt jener edle Aufschwung von 1813 vieles auf: Preußen gewinnt seinen Stolz, Deutschland seine Unabhängigkeit zurück: aber die nun folgende Zeit 1815—1848 ist doch auch nichts weniger als eine Zeit des Ruhms gewesen. Es ist doch um nur Eines anzuführen, ein recht klägliches Zeichen gewesen, daß unsere Nation während eines vollen Menschenalters sich das Gesetz ihres politischen Lebens von einem österreichischen Hochadligen hat geben lassen, dessen vollendete Armseligkeit man erkennt, wenn man ihn an dem leitenden Staatsmann unseres Zeitalters mißt: und wie im Jahre 1848 dann die Nation sich auf sich selbst zu besinnen beginnt und am 18. März 1849 von der Versammlung zu Frankfurt der richtige Ausweg aus der Verwirrung durch die Wahl Friedrich Wilhelms IV. zum deutschen Kaiser gefunden wird, — wie kläglich endigte dies: welche Tage der Schmach, Olmütz, Idstedt, die Wiederherstellung des Bundestages, die Versteigerung der deutschen Flotte, die schandbare Wirtschaft des letzten Tyrannen von Hessen, bis endlich seit 1863 ein mannhafter Fürst und ein vielwagender Staatsmann die Lösung mit dem Schwerte erringt, auch sie zuerst unverstanden, verkannt und erst bei der großen Abrechnung mit Frankreich voll und einmütig unterstützt.

Eines aber haben wir, ich meine wir Deutsche, nicht wir Preußen allein — vor den Franzosen doch vorausgehabt, und der heutige Tag soll uns recht laut an dieses Besitztum mahnen — eben unser preußisches Königtum, und es ist glücklicherweise nicht schwer zu zeigen, was dieses Königtum in diesen entscheidenden 100 Jahren bedeutet hat.

Das französische Königtum war im Jahre 1789, auch abgesehen von der persönlichen Schwäche Ludwigs XVI. und der persönlichen Erbärmlichkeit seines Vorgängers, nicht im stande, zu jener Erneuerung des Königreichs die Hauptsache, das erneuerte oder sich selbst erneuernde Königtum, zu liefern. Dieses Königtum war seit Ludwig XIV. ganz orientalisch geworden: ein kindisches Zeremoniell spinnt den König ein und sperrt ihn von seinem Volke ab: einem Volke von Hofbeamten und Höflingen, deren Zahl sich zuletzt, wie Herodot vom persischen Hofe berichtet, auf 15000 belief, macht jede persönliche Berührung mit dem Volke, ohne die das Königtum doch seinen Beruf nicht er-

füllen kann, unmöglich. Dem Namen nach war der König unumschränkt, das Land sein Eigentum: aber er wußte wenig von diesem seinem Eigentum und es ist ganz charakteristisch, daß bei dem unglücklichen Fluchtversuche, welchen das königliche Paar im Juni 1791 machte, die Königin 1½ unersetzliche Stunden zu spät am Platze des Rendez-vous anlangte, weil sie und der begleitende Diener oder Garde du Corps in Paris nicht bekannt war und in der eigenen Hauptstadt sich verirrte. Wo aber in einem abendländischen Staat das Königtum zu einem orientalischen sich verkehrt, da wird die notwendige Folge sein, daß auch die Ideen von Recht und Freiheit des Volkes sich verkehren. Ohne daß dieses Königtum es merkte, hatte im Gegensatz zu einer aus lauter Unfreiheiten zusammengesetzten Staatsordnung die Rousseausche Irrlehre die weitesten Kreise ergriffen, daß alle Menschen von Geburt frei seien. Man darf den Satz heut nur aussprechen, um den Irrtum sofort zu erkennen: damals aber war er allgemein. In dem ersten staatsrechtlichen Produkt der Revolution, der Verfassung von 1791, lautet der erste Satz der ihr voraufgesandten Menschenrechte: les hommes naissent et demeurent libres et égaux en droits, was gerade das Gegenteil der Wahrheit ist. Die Menschen werden bekanntlich im Zustand absoluter Unfreiheit geboren: und sie bleiben nicht frei, sondern sie werden es erst, können es erst werden im Staate — durch sittliche Erziehung in dem sittlichen Gemeinwesen, welches wir Staat nennen.

Und mithin hat das Königtum, wenn es die Machtfülle besitzt, wie das französische und das preußische im vorigen Jahrhundert, die sittliche Aufgabe, das Volk zur Freiheit zu erziehen: und wir brauchen nun nicht lange danach zu suchen, worin das preußische Königtum seine Bedeutung hat. Dieses Königtum hat, indem es langsam, oft unvollkommen und ungeschickt nach Menschenweise, aber dennoch sein Volk erzog, für die Freiheit erzog — denn jede Erziehung, welche diesen Namen verdient, ist Erziehung für die Freiheit — das preußische und weiterhin in natürlichem Fortschritt und Zusammenhang das deutsche Volk vor der Revolution b e w a h r t, welche in Frankreich zwar manches Gute, aber sicherlich nicht die politische Freiheit — die dauernd auf Selbstbeherrschung, nicht auf leidenschaftlichem Wollen und Reden beruhende — gebracht hat. Das preußische Königtum hat die Revolution abgewehrt, indem es den stetigen Fortschritt gewährleistete. Und wie dies? — weil es ein Königtum der Pflicht war, zu sein suchte. In dem armen, durch den 30jährigen Krieg furchtbar mitgenommenen Lande hat der große Kurfürst seinen Staat aufgerichtet; der Kurfürst Friedrich, welcher, dem Vater nicht gleich, den königlichen Namen erwarb, hat zum mindesten dem Obskurantismus und, im Geiste Johann Sigismunds, der konfessionellen Gebundenheit widerstrebt und z. B. die Universität Halle in diesem freien Geiste

gegründet; Friedrich Wilhelm I. die Souveränität — nicht den Despotismus — als einen ehernen Felsen aufgestellt, und Friedrich der Große, nicht bloß ein Freigeist, sondern auch ein freier und hoher Geist, hat ein langes Leben und ungeheuren Fleiß an diese Volkserziehung gesetzt und ihre Richtung mit dem unmutigen Wort, daß er es müde sei, über Sklaven zu herrschen, bezeichnet. Er ist seinem Volke vorangegangen: seit 1815 beginnt dieses Volk in dem Streben nach politischer Freiheit seine Fürsten zu überholen: aber niemals trennt sich Fürst und Volk in diesem Streben allzulange, und das Königtum bleibt das Wahrzeichen auch des nach politischer Freiheit, nach freisinnigen Institutionen ringenden Volkes. Unter den Beweisen dafür, daß unsere Fürsten den Zug der Geister verstanden und sich ihm fügten, ist wohl der schönste der, daß Wilhelm I., persönlich ohne Neigung für die konstitutionellen Einrichtungen, doch gerade derjenige war, der — gesegnet sei sein Andenken — indem er unerbittert durch lange Verkennung, als Sieger im Jahre 1866 jenes Wort von der verfassungsmäßig nachzusuchenden Indemnität aussprach, dieses verfassungsmäßige Königtum aufs festeste gegründet hat, das jetzt zugleich ein verfassungsmäßiges deutsches Kaisertum geworden ist. Unserm Friedrich III. ist es nicht vergönnt gewesen, seinen freien Geist in einer längeren Regierung als Herrscher zu bethätigen: seinen Beitrag aber zu dem großen Werke der Hohenzollern, ein freies Volk zu schaffen, hat auch er schon als Kronprinz geliefert: — seinen Beitrag dazu, daß wir jetzt als eine Wahrheit beanspruchen dürfen, was der am meisten staatsmännische Geist des alten Frankreichs, Mirabeau, ausgesprochen hat — daß die Freiheit des Volkes eines Königs bedürfe, indem wir hinzusetzen, daß das Königtum nur da wirklich stark ist, wo es auf ein freies Volk sich stützen und mit dessen Kräften die sittlichen Aufgaben des Staates lösen kann.

In die stolze und edle Reihe dieser Fürsten ist jetzt Wilhelm II. eingetreten und kurz wie seine Regierung noch ist, haben doch ihre ersten Schritte bewiesen, daß er sein Königsamt in diesem echt preußischen und echt deutschen Sinn versteht. Wir brauchen uns nicht in schwärmenden Worten, dem Kennzeichen eines bloß oberflächlichen Enthusiasmus zu ergehen: aber zwei Tugenden, sehr einfache, hat unser junger Kaiser vom ersten Tage an dargelegt — Tugenden, die wir, wenn auch ihre Übung mitunter sehr viel zu wünschen übrig läßt, sehr wohl kennen, weil auf ihnen vor allem das Gedeihen auch unseres kleinen Gemeinwesens beruht. Er hat gerade und ehrlich zu seinem Volk gesprochen und er hat mit unermüdlichem Fleiß sich selbst nicht schonend, wie Kurfürst Friedrich Wilhelm, wie König Friedrich II., wie Kaiser Wilhem I., die Fleißigsten unter Preußens Regenten, sich seinen Herrscherpflichten gewidmet. Ehrlich

währt am längsten sagt das Sprichwort: wo zur Ehrlichkeit sich der Fleiß gesellt, da wird, wie in der Geschichte unseres Staates zu lesen, aus dem Kleinen allmählich das Große, da verständigt Fürst und Volk sich leicht und arbeitet sich in die Hände: da giebt Gott seinen Segen, der aller Wahrhaftigkeit verheißen ist — und wie wäre es, meine Freunde, wenn wir das alte Sprichwort etwas verbesserten und damit aus unserer Betrachtung die Summe zögen, als Wahlspruch für unsern Fürsten, unsere Nation und unsere eigene bescheidene Mitwirkung an ihren Aufgaben: — ja, meine Freunde, ehrlich und fleißig, das währt am längsten. In diesem Sinne erschalle in diesen Räumen, in denen diese beiden Tugenden das erste und das letzte Wort haben sollen, heut und an allen Tagen, das Hoch auf den dritten deutschen Kaiser.

II.

Abhandlungen und Vorträge.

1. Alexander der Große als Regent.

(Preußische Jahrbücher.)

In einer Schrift Lucians findet sich eine Äußerung, die Alexander gegen Onesikritos gethan haben soll: er möchte später einmal gern auf kurze Zeit ins Leben zurückkehren, um zu erfahren, wie die Menschen dann die Geschichte seiner Thaten lesen würden[1]). Wer sich aus neueren Darstellungen von dem in mehrfacher Hinsicht bedeutendsten und merkwürdigsten Mann der alten Geschichte ein klares Bild zu gewinnen strebt, dem bieten sich mehrere von Historikern ersten Ranges gezeichnete aber unter sich sehr verschiedene Porträts dar: den älteren, Schlosser (1827), Niebuhr (1826. 1830, veröffentlicht 1848), Droysen (1833), G. Grote (1856) muß man jetzt Droysen in 2. Ausgabe (1880), Ranke im ersten Teil der Weltgeschichte (1881) und Gutschmid in dem nachgelassenen Werke „Geschichte Irans und seiner Nachbarländer" (1888) hinzugesellen. Die Darstellung Droysens ist von einer fast schwärmerisch zu nennenden Bewunderung für ihren Helden durchglüht und die zweite Ausgabe hat nur eben, dem nüchterner gewordenen Charakter der heutigen Tage gemäß, ein klein wenig Wasser in den Wein gegossen; die Auffassung Niebuhrs, ganz offenbar von dem noch frischen Haß gegen die napoleonische Weltherrschaft beeinflußt, ist sehr feindselig, man muß fast sagen gehässig, und Grote, welcher auf seinem langen Weg durch die griechische Geschichte selbst einigermaßen zum Hellenen oder Athener geworden ist, lenkt in diese Bahn zurück: sein Werk, in Wahrheit in diesem Teile recht schwach, imponiert doch durch eine folgerichtige Parteilichkeit, die auch auf wissenschaftlichem Boden einen starken Eindruck zu machen nicht verfehlt: wie Niebuhr betrachtet er alles, was makedonisch heißt, mit dem bitteren Gefühl eines Atheners, welcher die philippischen Reden des Demosthenes mitangehört hatte und 30 Jahre später den Einzug einer makedonischen Besatzung in seine Vaterstadt mitansehen mußte. Dagegen nähert sich sowohl Rankes wie Gutschmids Auffassung wieder mehr dem mit harten Strichen, aber wohl gezeichneten Bild Schlossers, das uns in allem Wesentlichen der Wirklichkeit am nächsten zu kommen, also am besten getroffen zu sein scheint. Indes geben jene beiden Historiker nur Skizzen und kein ausgeführtes Bild, und bei Ranke vermissen wir diesmal einigermaßen das, was bei diesem großen Meister geschichtlicher Darstellung — diesem gefeiertsten Historienmaler unseres Volks

[1]) Quomodo historia conscribenda sit 40.

im 19. Jahrhundert, um bei dem Bilde zu bleiben — sonst der Erzählung Leben und Reiz verleiht, es fehlen jene individuellen Züge, welche das Kunstwerk lebendig machen und den Leser in den Stand setzen, das längst Vergangene als Gegenwart zu empfinden.

Vielleicht aber muten wir dem Darsteller etwas zu, was nach Umfang und Art unserer Quellen in diesem Falle gar nicht geleistet werden kann. Wir sind in Wahrheit bei Betrachtung dieser höchst merkwürdigen Laufbahn — der Laufbahn eines Mannes, dem in unverhältnismäßig jugendlichem Alter und in der unverhältnismäßig kurzen Zeit von 12 Jahren die ungeheuersten Erfolge geglückt sind — in einer besonders üblen Lage. Unsere Quellen sind, auch nur quantitativ betrachtet, sehr dürftig. Alles, was aus dem Altertum über Alexander überliefert ist, würde zusammen noch bei weitem nicht Einen Band wie etwa den ersten der sechs oder acht Bände von Thiers Geschichte des Konsulats und Kaiserreichs füllen. Die bei weitem beste und wichtigste Quellenschrift — Quellenschrift nur für uns und in Ermangelung wirklicher Urkunden — Arrians Anabasis, ist ein, 500 Jahre nach den Ereignissen von einem verständigen, in ernsthaften Geschäften erprobten, kriegskundigen Mann aus zwei allerdings recht guten Quellenschriften zusammengewobener Bericht, bei welchem seinem Verfasser das Militärische, keineswegs das von unserem Standpunkte aus Interessanteste, das Wichtigste war. Dieser Autor macht durchaus den Eindruck des ehrlich-prüfenden und er hat dabei eine aufrichtige und gesunde Begeisterung für seinen Helden, ohne doch, wie etwa der Verfasser der unter Plutarchs Namen gehenden Schrift de fortitudine Alexandri, sich über dessen Schwächen und Fehler zu verblenden. Aber dabei ist er doch ein sehr gewöhnlicher Geist, und wenn er in der Mitte seines ersten Buchs auf sich selbst zu sprechen kommt, und, nachdem er davon geredet hat, daß er seinen Namen und seine Heimat und Herkunft nicht zu nennen brauche, weil diese seine „Geschichte" ihm Heimat und Herkunft seien, mit den fast einfältigen Worten schließt, daß er sich den ersten Schriftstellern in hellenischer Sprache zugeselle, wie denn auch Alexander der erste in den Waffen gewesen sei: so sieht man wohl, daß dieser wackere Schüler Epiktets, Statthalter von Kappadokien und neue Xenophon das Pulver nicht erfunden hat. Auch die Äußerung, daß der eine seiner beiden Gewährsmänner, Ptolemäus, der spätere König, außerdem daß er Mithandelnder gewesen, auch darum mehr Glauben verdiene, weil es ihm als König ganz besonders schlecht angestanden haben würde, zu lügen, zeugt nicht gerade von hoher kritischer Befähigung. Und doch befinden wir uns bei ihm allein auf einigermaßen festem Boden, haben einiges Gefühl der Sicherheit, während wir bei den übrigen, dem geistlosen Diodor, dem geistvollen Plutarch, dem pathetischen Curtius und dem bei aller Rhetorik äußerst mageren

Justinus oder exzerpierten Trogus Pompejus uns überall auf sehr schwankendem Gebiete fühlen. Geht man aber, wie in unseren Tagen mit eben soviel Recht wie Nachdruck gefordert wird, soweit es möglich ist, auf die Quelle dieser Quellen, auf die den Ereignissen gleichzeitigen Schriften also, zurück [1]), so findet man auch da nicht viel Ermutigendes. Ein offenbarer Schwindler ist bekanntlich Onesikritos, der sich selbst zum Admiral (ναύαρχος) ernannte, während er in Wahrheit nur Steuermann (κυβερνήτης) war; nicht viel besser ist der Aeolier Kleitarchos, der sich mit ihm in die Ehre teilt, die Amazonengesandtschaft bei Alexander erfunden zu haben, bei deren Lektüre einer der Generale die Kritik mit den Worten lieferte: Wo mag ich doch gewesen sein, als das geschah? Diodor, Curtius, Justin benutzen ihn mit Vorliebe, während ihn Männer wie Attikus und Longinus überhaupt nicht als ernsthaften Historiker gelten ließen. Ein in seiner Art interessanter Mann, aber ein durchaus ungesunder Geist war der Olynthier Kallisthenes, der, modern zu sprechen, als eine Art Vertreter der Presse auf die Empfehlung seines Verwandten Aristoteles hin dem Hauptquartier zugeteilt war, anfangs auch die Sprache der Schmeichelei sehr laut und plump redete, dann aber aus gekränkter Eitelkeit und Ärger darüber, daß ein konkurrierender Sophist, Anaxarchos, ihm den Rang ablief, zur Opposition überging, in die große Staats- und Verschwörungskrisis des Jahres 330 mitverwickelt wurde und als Staatsgefangener auf dem indischen Feldzuge starb. Ephippos von Olynth, Marsyas von Pella und Marsyas von Philippi, Androsthenes, Medios, Kyrsilos geschweige Hegesias und Konsorten, sind für uns und waren auch zu ihrer Zeit ohne weitere Bedeutung, und wir sind so zu dem Bekenntnis gezwungen, daß wir von gleichzeitigen auf das große Ereignis der Aufrichtung einer hellenistischen Monarchie an Stelle der persischen bezüglichen Schriften nur vier oder fünf von einiger Zuverlässigkeit in Fragmenten und in verarbeiteter Gestalt besitzen — Ptolemäos, Aristobulos, Nearchos, Chares von Mytilene, und die wenigen Stücke aus den königlichen Ephemeriden, von denen nur das Eine, auf den Ausgang des Königs sich beziehende, von wirklichem Werte ist. Ptolemäos, die eine der beiden Hauptquellen Arrians, wird namentlich für das Militärische und wo er nicht wie bei den redenden Schlangen, die dem Heere den Weg nach dem Ammonium zeigen, ein Interesse hatte zu lügen, ziemlich zuverlässig sein. Was die zweite, Aristobulos, betrifft, so gewinnt man, wenn man die aus Arrian, Strabo und Plutarch ihm entnommenen Stellen in Geiers Zusammenordnung hintereinander liest, ein sehr günstiges Vorurteil

[1]) R. Geier in einem überaus verdienstlichen Buche Alexandri Magni Historiarum scriptores aetate suppares, Leipzig 1844, hat sie zusammengestellt: eine Sammlung, auf die wir uns überall beziehen.

für diesen Mann, der, ein technischer Beamter von nicht sehr hoher Stellung, überall einen nüchternen Sinn für die Wirklichkeit, einen gesunden Realismus und Rationalismus zeigt. Beim gordischen Knoten geschieht nach ihm die Lösung, indem Alexander das sehr einfache Geheimnis der Verschlingung entdeckte oder sich sagen ließ; beim Marsch nach dem Ammonstempel sind es natürliche Raben, welche in der Richtung der Oase dem Heere voranfliegen, nicht wunderbare Schlangen; von dem Amazonenbesuch will er nichts; er verschweigt eine ernste Schlappe des makedonischen Heeres nicht; für die Finanzen Alexanders am Anfang des Feldzugs, sein *ἐφόδιον*, giebt er die nüchternste Zahl an, 70 Talente (Plut. Al. 15). Die meisten der Fragmente beziehen sich auf Beobachtungen an Pflanzen, Tieren, Flüssen, den tropischen Regen; die Herstellung des geschändeten Kyrosgrabes, mit der ihn Alexander betraute, scheint er trocken geschäftsmäßig beschrieben zu haben: gerne aber liest man, wie dieser besonnene Mann, der den Dingen und Personen nahe genug und doch nicht allzunahe stand, seinen König und Brotherrn gegen Vorwürfe verteidigt — nicht aus Trunksucht wie noch Gutschmid ihn beschuldigt, sondern aus Geselligkeitstrieb (*φιλοφροσύνης τῆς εἰς τοὺς ἑταίρους*) habe er an den langen Trinkgelagen (*πότοι*) seiner Großen teilgenommen, und an der Katastrophe von Marakanda trage ausschließlich Klitus die Schuld. Recht sehr zu bedauern ist, daß wir die zehn Bücher Historien des Chares von Mytilene nicht mehr besitzen, der die Stelle eines gentleman-usher, magister admissionum, eines *εἰσαγγελεὺς* bei Alexander bekleidete. Allerdings hat auch er die Wichtigthuerei mit Kleinigkeiten, welche der ganzen Zunft bis auf den Hofrat Schneider herab gemeinsam ist, offenbar geteilt. Bei Issus wurde Alexander leicht verwundet: Chares läßt ihn die Wunde von Darius empfangen: das ist pikanter: Alexander selbst erwähnt die leichte Verwundung in einem Briefe, aber nicht von wem sie herrührt. Chares war jedenfalls in der Lage, das tägliche Leben des großen Mannes zu beobachten, aus dem er uns denn auch einige ganz annehmbare Züge berichtet: er weiß den Preis, der für den Bukephalas gezahlt worden ist, und das große Hoffest der Hochzeit von Susa schildert er ausführlich, bleibt dabei in seiner Rolle als Zeremonienmeister, spricht nicht von dessen politischer Bedeutung: und er lügt nicht — der unverschämten Lüge von dem Besuch der Amazonenkönigin, welche Onesikritos und Kleitarchos in die Welt gesetzt hatten, widerspricht er rundweg [1]).

[1]) Man wird annehmen dürfen, daß die wertvolle Schilderung bei Plut. Al. 23 auf Chares als Quelle zurückgeht, der am Schluß c. 24 erwähnt wird, wie c. 21 Aristobulos, c. 23 die Ephemeriden. Die beiden mittleren Kapitel 22. 23 gehören zu dem allerwertvollsten, was uns über Alexander überliefert ist: drei gute Quellen werden zitiert, Aristobul, die Ephemeriden, Chares: man fühlt sich überall auf dem

Aber Eines, das wir bei dem Thema Alexander der Große, je eifriger wir die Quellen durchforschen um so schmerzlicher vermissen, leistet auch er uns nicht. Mit Begierde sieht sich, wer diese Geschichte studiert, nach irgend einem Dokument, einem Brief, einer Szene um, wo ihm der große Mann mit seinen eigenen Worten entgegentritt oder er ihn zum mindesten mit den Augen eines Menschen, der ihn selbst gesehen, ihn selbst sprechen gehört hat, schauen kann. An Anekdoten freilich fehlt es nicht, so wenig als etwa bei Friedrich dem Großen, und ganz wertlos, wie eine rigorose Geschichtschreibung will, sind auch diese nicht: aber sie geben der Regel nach doch nur das Bild, das sich eine schon mehr oder weniger entfernte Nachwelt von einem großen Mann gemacht hat, und selbst wo man vermuten möchte oder dürfte, daß sie in die Zeit, ja in die Umgebungen desselben zurückreichen, sind sie nicht vollwichtige historische Münze, weil wir jeden Tag die Erfahrung machen können, daß Äußerungen oder Handlungen bedeutender Menschen schon beim Übergang aus der ersten in die zweite Hand gewinnen oder verlieren und wie oft schon in der dritten oder vierten eine völlig entstellte Gestalt annehmen. Wir haben einige Stellen oder Inhaltsangaben von Briefen Alexanders. Die bei Plutarch angeführten Worte über Kallisthenes „die Pagen sind von den Makedonen gesteinigt worden, den Sophisten werde ich selbst strafen, ihn und die ihn ausgesandt" u. s. w. klingen gar nicht übel: ihre Echtheit aber bleibt doch immerhin zweifelhaft und was wir davon haben, ist sehr dürftig und leistet uns das nicht, was uns z. B. das erste Buch von Xenophons Anabasis für einen doch weit weniger interessanten, wenngleich auch recht interessanten Mann, den jüngeren Kyros, leistet.

Wir finden, indem wir die Quellen aufs neue durchmustern, nur zwei oder eigentlich nur eine Stelle, wo wir einen zuverlässigen Berichterstatter von dem, was er unmittelbar von Alexander gesehen oder gehört hat, erzählen hören. In Indien, so erzählt Nearchos, der dem König persönlich nahe stand, bei Arrian in der Indischen Geschichte (15, 10 ff.) hatten die Soldaten von Schlangenbissen zu leiden und die hellenischen Ärzte wissen kein Mittel dagegen; Alexander hat eine Anzahl der geschicktesten indischen Ärzte, welche ihre Landsleute bei solchem Unfall zu heilen verstanden, zusammenkommen lassen, und es wird dann im Lager bekannt gemacht, daß wer von einer Schlange gebissen sei, nach dem königlichen Zelte kommen solle. Eine unbedeutende Einzelheit, wird man sagen: aber ein Stück Wirklichkeit, denn Nearchos wird das selbst gesehen haben — ein Stück der vérité vraie, wie die Franzosen sagen: weit wertvoller aber ist ein

Boden der Wirklichkeit, so kann es gewesen sein, so lebt ein Mensch mit menschlichen Eigenschaften, und da diese Kapitel auch das minder Löbliche nicht verschweigen, so wird man ihnen auch das Löbliche glauben dürfen.

anderes Fragment, das 20. Kapitel derselben Schrift. Hier erzählt derselbe Nearchos, wie Alexander geschwankt habe, ob die geplante Fahrt vom indischen zum persischen Meere zu wagen sei: wenn sie mißlinge, sagt der König, denn mit höchster Wahrscheinlichkeit giebt Nearch dessen eigene Worte, so wäre es ein übler Schmutzfleck, eine *φαύλη κηλὶς* auf seinen großen Thaten: es würde alles Glück, das er gehabt (*πᾶσαν εὐτυχίην*) vernichten. Aber wen zum Führer nehmen? es müsse einer sein, der den Leuten von selbst die Furcht benehme, daß sie in eine höchst gefährliche Unternehmung (*ἐς προὖπτον κίνδυνον*) geschickt würden. Darüber spricht, so erzählt Nearchos weiter, Alexander mit ihm, Nearch: er nennt diesen und jenen, aber der eine will nicht, der andere ist nicht energisch genug (*τοὺς δὲ ὡς μαλακοὺς τὸν θυμὸν*), der andere ist vom Heimweh befangen, am anderen hat der König anderes auszusetzen. Da erbietet sich Nearchos selbst die Führung zu übernehmen. Alexander schwankt: einen seiner näheren Freunde (*φίλον*) in eine so große Gefahr zu werfen (*ἐμβάλλειν*), trägt er Bedenken: nun erbittet es sich Nearchos als eine Gunst und so geschieht es. An einer anderen Stelle (Arr. 7, 20) erfahren wir dann die Instruktion, die ihm mitgegeben wird: sie erscheint knapp, verständig, geschäftlich: nicht um das hohe Meer zu befahren, entgegnet Nearch dem Onesikritos, der ihm ein weitaussehendes Abenteuer vorschlägt, sei er ausgesendet, sondern um das Küstenland kennen zu lernen, dessen Bewohner, etwaige Häfen und Wasserläufe, die Lebensweise der Einwohner, ob die Gegend fruchtbar sei oder nicht.

Hier[1]) haben wir ein Stück gediegenen geschichtlichen Goldes vor uns — den wirklichen Alexandros, in einer geschäftlichen Unterhaltung mit einem seiner hervorragendsten Diener und dieser selbst ist es, der sie uns — so viel wir sehen, knapp, einfach, im Stil Moltkes — erzählt. Viel oder wenig, hier ist Wirklichkeit, und unter dem Eindruck dieser Stelle möchten wir einige Bemerkungen machen über Alexanders Regierungssystem, über Alexander den Regenten, den man über Alexander dem Eroberer allzuleicht vergißt, weil kriegerische Ereignisse und die bei großen Kämpfen sich entfaltenden Eigenschaften den gewöhnlichen Leser am meisten anziehen und weil dieses Regentenleben eben in dem Augenblicke abriß, wo das Erobern zurück- und das Regieren in den Vordergrund trat.

---

[1]) Schwerlich aber c. 35 derselben arrianischen Schrift, wo das Wiedersehen Alexanders und seines Admirals sehr wirkungsvoll geschildert wird: in der That gar zu wirkungsvoll, als daß wir es für wirkliche Geschichte halten könnten. Der größere Teil der Schrift beruht auf dem Bericht Nearchs, das ist klar: eben deshalb ist auch klar, daß die capp. 34—37 aus anderer Quelle geschöpft oder gefärbt sind. Wir sehen also hier nicht wie c. 20 den König mit den Augen des Nearchos, sondern hören nur einen der vielen Erzähler über Alexander.

Diese, die Regierungsthätigkeit, ist gleichwohl der interessanteste Teil der Geschichte Alexanders und sie, diese Regierungsthätigkeit, ist stets auch für ihn — naturgemäß — letzter Zweck und Hauptsache gewesen. Es ist möglich, obgleich keineswegs bewiesen, daß Alexander wie Napoleon gelegentlich die Aufregung des Kampfes wie eine Art physischen Bedürfnisses empfand. Aber davon ist noch ein weiter Weg zu jener fratzenhaften Auffassung Grotes, der, freilich unter sofortigem energischen Protest englischer Kritiker (z. B. Edinburgh Review, April 1857), aus einem Mann, dessen Organisations- und Regierungstalent bei jedem Schritt seiner Laufbahn hervortritt, eine Art Attila, Dschingiskhan oder Timur macht.

Aus dem Altertum haben wir eine höchst idealistische Auffassung Alexanders in der Schrift de fortitudine Alexandri, welche unter Plutarchs Namen geht: es ist der Mühe wert, ihr einen Augenblick zu widmen. Schon als Jüngling habe er nicht nur auf den Besitz von Babylon und Susa gehofft, sondern vielmehr den Gedanken an eine Herrschaft über alle Menschen gefaßt; er habe weiterhin das Staatsideal Zenons, daß alle Menschen Volksgenossen und Mitbürger seien, verwirklicht, dieser große, ja größte aller Menschen; die Annahme einer gemischten persisch-hellenischen Tracht — nicht etwa der rein persischen — habe bedeutet, daß er aus allen Menschen ein Volk habe machen wollen; wenn irgend einer, so dürfe er ein *φιλόσοφος* genannt werden: wie dort im Geist des indischen Königs Poros alles in dem Worte „königlich“, so sei bei Alexander alles in dem Worte *φιλοσόφως* enthalten. Von Gunst des Glückes will dieser enthusiastische Betrachter nicht reden hören — sei doch sein Körper vom Kopf bis zu den Füßen mit Wunden besät gewesen: nicht ohne Schwung faßte er sein Urteil in die Worte zusammen: „seine Tugend hat ihm eine königliche und göttliche Aufgabe (*ἆθλον*) gestellt, deren Ziel nicht Gold und medische Schwelgerei war — — sondern dies, alle Menschen durch eine Kulturordnung (*κόσμῳ*) zu zivilisieren (*κοσμῆσαι*) und sie Einer Herrschaft und Einer Sittlichkeit (*μίας ἐθάδας διαίτης*) zu unterwerfen.“ Nicht ganz so idealistisch, aber doch in einem verwandten Geist schreibt Droysen in der ersten Ausgabe seines schönen Werks dem König den großartigen Plan einer „In-Eins-Bildung von Orient und Occident“ zu und ist geneigt, jede Stadt und jeden Flecken, der seinen Ursprung auf Alexander zurückführt, als ein wohlberechnetes Glied in diesem weltumspannenden Plane aufzufassen, wogegen Grote in allen diesen Organisationen wesentlich nichts als militärische Veranstaltungen zum Zweck der Steuererhebung und Truppenwerbung sieht.

Das wäre denkbar, wenn diese Eroberung des Achämenidenreichs eine Improvisation, ein soldatischer Geniestreich gewesen wäre. Dem aber war nicht so: der Gedanke, den inneren Hader der

Hellenenstädte und Landsmannschaften durch einen gemeinsamen Krieg gegen Asien zu beendigen, beschäftigte die Geister schon lange, und da er uns in ausführlicher Gestalt, als Professorengedanke in Isokrates Philippos vorliegt, so haben wir eben darin den Beweis, daß er in den maßgebenden Kreisen als staatsmännischer Gedanke, d. h. mit Erwägungen, die sich auf seine Ausführbarkeit und thatsächliche Ausführung bezogen, gedacht wurde. In jener Schrift haben wir den in seiner Art klassischen Ausdruck dessen, was in den Köpfen sehr vieler Griechen und griechisch gebildeter Makedonier in den Jahren, in welchen Alexander heranwuchs, gärte. Die Quintessenz ist: die Dinge der Hellenen stehen schlecht, sowohl im ganzen, wo die Städte miteinander hadern, als im einzelnen in diesen Städten selbst — man könnte, sagt er, mit Leichtigkeit ein größeres und besseres Heer aus den Heimatlosen (*πλανώμενοι*) bilden, als aus den in ihren Staaten lebenden (*πολιτευόμενοι*). Die Rolle, die demgemäß Philipp spielen sollte, bezeichnet er mit verschiedenen Ausdrücken als die eines „über den Aussöhnungen waltenden", *ἐπιστατοῦντος ιαῖς διαλλαγαῖς* (45), als eines Protektors des Friedens *ἐπισιατοῦντα τῆς εἰρήνης ἀξιόχρεων ἄνδρα* (50): er solle versuchen, allen anzugehören, *κοινὸς ἅπασι γενέσθαι*, den Griechen ein Mann des Vertrauens, den Barbaren ein Mann der Furcht. Der Publizist weist ihn auf die Wege Jasons von Pherä, der diese Gedanken, die eine ähnliche Rolle in griechischen Köpfen spielten, wie die Revanchegedanken in französischen, 20 Jahre früher auszuführen im Begriffe gewesen war. Die Expedition gegen den Barbaren, die *στρατεία ἐπὶ τὸν βάρβαρον* ist als etwas Unzweifelhaftes, Selbstverständliches vorausgesetzt (56). Ein sehr weitgehendes und zugleich ideales Programm wird aufgestellt (151) und in sehr charakteristischen Ausdrücken: „Ich sage, du mußt Wohlthäter der Hellenen und über die Makedonen der König sein, und über möglichst viele der Barbaren die Herrschaft üben." „Thust du dies," fährt er fort, „so werden es dir alle Dank wissen, die Hellenen für das, was ihnen Gutes zu teil wird, die Makedonen, sofern du über sie als König und nicht als Tyrann gebietest, und alle übrigen — *τὸ δὲ τῶν ἄλλων γένος* — sofern sie durch dich von barbarischer Despotie befreit, hellenischer Pflege — *Ἑλληνικῆς ἐπιμελείας* — teilhaftig werden." Bei den einen wie bei Isokrates selbst trug dieser Gedanke einen humanitären Charakter, die Barbarenwelt hellenischer Einwirkung zu erschließen und sie von der Despotie zu befreien: andere, die gewöhnliche Masse, dachten diesen selben Gedanken unter dem Gesichtspunkt einer Revanche — eines Rachezugs für die Invasion des Xerxes, von dem diese Masse in keinem Falle mehr wußte und wahrscheinlich viel weniger, als was unser Volk in Masse von Napoleon I. im Jahre 1890 gewußt hat — ungefähr so viel, als der Durchschnittsfranzose heute von der Invasion des

Jahres 1870 zu wissen glaubt: diese Form des Gedankens lernen wir in der Legende über die näheren Umstände der Niederbrennung der Burg von Persepolis kennen. Auch was Plut. Al. 37 berichtet, zeigt uns dies sehr gut: der Korinther Demaratos bricht in Thränen aus, wie er Alexander unter dem goldenen Thronhimmel auf Darius' Throne sitzen sieht: er beklagt die Hellenen, welche gestorben seien, ehe sie den Alexander auf Darius' Throne hätten sitzen sehen. Allein es gab, und zwar in den höheren Kreisen, noch eine andere und wichtigere Verschiedenheit. „Du solltest," sagt der Rhetor (120), „womöglich das ganze Gebiet des Königs (ὅλην τὴν βασιλείαν) — nehmen, wenn aber nicht, wenigstens soviel Land als möglich davon abtrennen und Asien, wie einige sagen, von Kilikien bis Sinope" — also die Halyslinie — „in die Hand nehmen (διαλαβεῖν)." Dies ungefähr war der Gedankenkreis, in welchem Alexander aufwuchs. Auf die Welteroberungsanekdoten „Mein Vater wird mir nichts mehr zu thun übrig lassen", „Makedonien ist für dich zu klein" u. s. w. ist freilich nichts zu geben: daß die Phantasie eines hochbegabten Knaben nicht an jener Linie Kilikien-Sinope Halt gemacht haben wird, läßt sich auch ohne sie annehmen.

Möglich und wahrscheinlich allerdings ist, daß die Pläne Philipps, der nicht mehr in der ersten Jugend stand, nicht weiter reichten. Diesen Teil von Asien zu assimilieren, zu hellenisieren, würde nicht allzuschwierig gewesen sein: „Entfernung der Perser aus den Landschaften, welche sie einst den Lydiern entrissen hatten," sagt Ranke (Weltgeschichte I, 2, S. 266). Dieser Plan, wissen wir, war in voller Vorbereitung, und aus der Schrift des Isokrates, wie aus allem übrigen können wir schließen, daß man allenthalben von dem Bewußtsein einer bevorstehenden großen Entscheidung, einer neuen Epoche, durchdrungen war, als im Juli 336 v. Chr. die Katastrophe von Ägä die Hauptperson, König Philipp, beseitigte.

Sehr unerwartet war durch diese Katastrophe nunmehr ein 20jähriger junger Mann an die erste Stelle bei einer überaus gespannten Situation berufen. Man hat wohl, um ihn ja recht genau zu charakterisieren, gesagt[1]), daß sich in ihm die enthusiastische oder orgiastische oder schwärmerische Natur seiner Mutter Olympias und der klare Verstand seines Vaters Philippos harmonisch verbunden hätten: das müssen wir so ziemlich dahingestellt sein lassen. Eins aber ist unzweifelhaft, daß zweierlei Elemente in ihm waren, die auf seine fernere Charakterbildung den größten Einfluß ausüben mußten — das Feuer, der Elan seiner 20 Jahre auf der einen, und der Realismus seiner überaus gefährlichen und verwickelten Stellung, die

[1]) Zum Beispiel J. Braun in den „Historischen Landschaften" (1867) S. 167 in einem übrigens lesenswerten Artikel über Alexander.

ihn auf Schritt und Tritt zu nüchterner Erwägung und Berechnung der Verhältnisse nötigte, auf der anderen Seite. Daß dieses letztere Moment, mag nun die ursprüngliche Mischung gewesen sein, welche sie wolle — daß der Verstand, die Politik, die Berechnung mehr und mehr überwog, scheint uns psychologisch notwendig und wir können uns von vornherein nicht zu der Auffassung Grotes (his mind was very accessible to religious and legendary sentiment) bequemen, der neuerdings Holm, Geschichte Griechenlands III, 381 „von seiner Mutter her steckte in Alexander ein gut Teil Schwärmerei" mehr als mit seiner sonst sehr treffenden Auffassung der Ereignisse vereinbar ist, sich angeschlossen hat. Man legt unserer Meinung nach auf die homerischen Oblationen auf dem Boden von Ilios, auf die spätere Hervorhebung der Dionysos- und Herakleslegenden oder Reminiszenzen viel zu viel Gewicht. Es entspricht einem allgemeinen Bedürfnis der Menschennatur und somit auch dem des von Alexander geführten Heeres, den Geschäften des Tages den idealen Hintergrund einer großen Vergangenheit zu geben; auch wir empfinden dies Bedürfnis und rücken uns dafür die Geschichte zurecht; er war Grieche und diese Heroen, diese Götter und Halbgötter waren also für ihn Realitäten. Dies ist aber von der Phantasterei, welche ihm Grote zuschreibt, sehr weit verschieden, und wir müßten aus der geflissentlichen und geschickten Art, mit welcher Alexander das religiöse Moment allenthalben zu bestimmten Zwecken benutzt, vielmehr schließen, daß es nicht als naiver oder gar schwärmerischer Glaube in ihm lebte, sondern durchaus seiner Politik diente. Wir wollen erwähnen, daß uns dafür das, was Arrian 6, 24 aus Nearch über den Marsch durch Gedrosien und seine Motive berichtet, einen guten Fingerzeig zu geben scheint.

Dies glaubten wir vorausschicken zu sollen, um für eine Betrachtung der Regententhätigkeit Alexanders den richtigen Ausgangspunkt zu gewinnen.

Diese Regententhätigkeit zerfällt in drei wesentlich verschiedene Perioden. In der ersten, welche von der Übernahme der väterlichen Stellung und Aufgabe bis zur Einnahme von Persepolis reicht, überwiegt das Militärische, und seine organisatorischen Maßregeln werden vorzugsweise durch militärische Notwendigkeiten bestimmt; in der zweiten vom Sturz des achämenidischen Throns bis zur Rückkehr vom indischen Feldzug tritt neben die militärischen Rücksichten mehr und mehr das Bedürfnis dauernder politischer Institutionen; in der dritten, welche durch seinen frühen Tod ein Torso werden sollte, tritt die Regententhätigkeit in den Vordergrund, und man kann hier in der That von dem, was Napoleon le système nannte, von einer planmäßigen Regententhätigkeit, einem Regierungssystem reden.

I.

Die Stellung des jugendlichen Königs war in dieser ersten Periode eine sehr verwickelte, da sie ein Königtum in Makedonien mit einem Feldherrntum außerhalb vereinigte. Die feste Grundlage seiner Macht war sein nationales Königtum. Dieses Königtum war nichts weniger als unumschränkt. Aristoteles (Pol. 5, 9) führt die makedonischen Könige neben den spartanischen und molossischen als Beispiel des Unterschieds zwischen Königtum und Tyrannis auf; der Name *ἑταῖροι* für die makedonische Reiterei, *πεζέταιροι*, Waffenfreunde zu Fuß, für die Phalanx, die Vorgänge am Hyphasis, in Opis, und die nach dem Tode des Königs beweisen, daß dieser Adel und dieses Volk in Waffen einen Willen hatten; sie üben gesetzgebende und richterliche Funktionen, wo es wichtige Dinge gilt; von einem Beamtenapparat, von zentralisierenden Momenten hören wir wenig. Sie können gleichwohl nicht völlig gefehlt haben, da das makedonische Königtum an monarchischem Charakter seit Archelaos (413—399), den Plato im Gorgias 479 A einen Tyrannos nennt, entschieden gewonnen hatte. Die zivilisatorische Thätigkeit, die ihm zugeschrieben wird, besteht eben, — in dem Stadium, in welchem damals Land und Volk sich befanden — im Zentralisieren, im Stärken der Autorität, und mit größter Klugheit war Philipp auf diesem Wege fortgeschritten. In der Rede, welche Arrian den Alexander zu Opis halten läßt (VII, 9), steckt in jedem Fall ein gutes Stück echter Geschichte, wenn auch die Form im weitesten Sinne des Worts dem Schriftsteller zugehört. „Philipp," sagt er, „hat euch als arme schweifende Hirten vorgefunden, die um ihre wenigen Schafe mit Illyriern, Triballern, Trakern kämpfen mußten: er hat euch die Chlamys statt der Diphthera, — den Kriegsmantel, den Uniformrock statt des Tierfells — angezogen, euch in die Ebene hinabgeführt, euch kriegsfähig und zu Städtebewohnern gemacht, euch Gesetze und gute Sitten gegeben." Davon wissen wir unglücklicherweise das Nähere nicht; die Hauptsache wird, wie in Schweden durch Gustav Adolf, in Brandenburg durch den großen Kurfürsten, durch die Organisation des Heeres geschehen sein, welche die große That und Lebensarbeit des Philippus war, aber schon früher begonnen haben muß, da sie diesen Königen nahegelegt war durch die Nachbarschaft der Raubvölker, gegen die man sich zu verteidigen, und der Thessaler- und der Griechenwelt (*οὓς πάλαι ἐτεθνήκειτε τῷ δέει*), gegen die man sich zu behaupten hatte. Der makedonische Adel aber, der soweit und nur soweit gebildet und wohlhabend war, um den Wert des Geldes und die Vorzüge des griechischen Lebens in den Küstenstädten würdigen zu können, war bereits auf dem Wege ein Dienstadel zu werden. Es geht dies aus dem Institut der königlichen Leibwächter, der *δορυφόροι*, der

höchsten Stufe der militärischen Hierarchie und dem der königlichen Pagen, der *παῖδες βασιλικοὶ* (Xen. de inst. Cyri 8, 8. 7; Strabo 733, 4 Arrian 4, 13) hervor, welches ausdrücklich auf das persische Vorbild und auf Philipp als Begründer zurückgeführt wird. Daß der Heeresdienst sehr populär war, ergiebt sich teils aus dem ganzen Kulturzustand des Landes, dem Reiz des Geldes bei noch vorwiegender Naturalwirtschaft, wie aus der unverhältnismäßigen Stärke des Heeres — 24000 Phalangiten, 3000 Reiter, 7000 Mann Hypaspistengarde — sowie aus der Leichtigkeit, mit der sich später, beim asiatischen Feldzug, der Nachschub beschaffen ließ.

So erschien den Griechen und namentlich den Griechen von der Partei des Demosthenes die Macht des makedonischen Königs als eine sehr unbedingte. Wiederholt hebt es Demosthenes hervor — wohl am stärksten pro corona 235 — und auch die oben angeführte Stelle in Isokrates Philippos beweist es, wo dem König für die Makedonen das *βασιλεύειν* empfohlen wird. Allein dabei bewahrte dieses Königtum — und in Alexander will uns scheinen noch mehr als in Philippos — seinen patriarchalischen Charakter. Die Stelle in der Rede Arr. 7, 9, in welcher Alexander mit soviel Nachdruck darauf hinweist, daß Philipp nicht für sich, sondern für das *κοινὸν τῶν Μακεδόνων* seinen Ruhm erlangt habe, die Art, in welcher (c. 10) Alexander sich so ganz mit dem Nationalheer identifiziert, die Standbilder, die er den Gefallenen aus den Hetairoi errichten läßt, und der Umstand, daß er diese Truppe stets persönlich in den Schlachten führte, beweisen, daß Alexander sich vollkommen bewußt war, daß hier die tiefsten Wurzeln seiner Kraft waren, und sich dessen auch bewußt blieb, als er seine Stellung im ganzen der völlig veränderten Lage anzupassen genötigt gewesen war. Mit gutem Recht: im Wesen dieses homerischen Königtums lag es, daß vor allem die Persönlichkeit des Königs es stark oder schwach machte: eine geschriebene Verfassung war nicht da, und die ungeschriebene zog einem so bedeutenden und populären König wie Alexander war, nur sehr wenige und keine sehr enge noch starke Schranken. Ebendahin gehört die Art, wie Alexander mit seinen Großen, seinen Generalen, den *φίλοι*, welche in unseren Quellen eine so große Rolle spielen, verkehrte. Er nahm an den altmakedonischen Trinkgelagen, den *πότοι*, teil: wir sind aber ganz und gar nicht der Meinung, welche Gutschmid neuerdings wieder betont hat (S. 16), daß er „nur Einem, dem makedonischen Trinken, nicht entsagt habe." Wir wissen nicht, warum Gutschmid dem zuverlässigsten unter unseren Quellenschriftstellern, Aristobulos (bei Arr. 7, 29, 9 *οὐ γὰρ πίνειν πολὺν οἶνον Ἀλέξανδρον*) „Alexander pflegte nicht vielen Wein zu trinken" nicht glauben will: und wenn er in der Anmerkung sagt „das Tagebuch des Sterbemonats aus den königlichen Ephemeriden bedarf keines Kommentars." „Auch

Hephästion war an den Folgen der Trunksucht gestorben" — so beweist doch Hephästion, selbst wenn es wahr wäre, nichts für Alexander, die Stellen aus den Ephemeriden aber beweisen vielmehr das Gegenteil — wir meinen die bei Arrian 7, 25 f. und in kürzerer Fassung bei Plutarch Alex. 76 erhaltenen, die sich auf die letzten Tage Alexanders beziehen[1]). Hier heißt es, ohne Ausschmückung, ohne weitere Details, wie wir sie benützen müssen: er nahm an einem Fest bei Medios teil, *πίνειν παρὰ Μηδίῳ αὐτὸν κωμάσαντα*: er erhebt sich, nimmt ein Bad, schläft, nimmt das Diner bei Medios und „trinkt" (das heißt nimmt an dem Trinken teil) bis spät in die Nacht: entfernt sich, nimmt ein Bad, ißt etwas, schläft dort, in demselben (Bade-) Raum, weil er bereits fiebert, läßt sich auf einer Sänfte oder Tragbahre (*ἐπὶ κλίνης*), um das regelmäßige Opfer darzubringen, an den betreffenden Ort tragen, — wohl am anderen Morgen,

opfert,

legt sich dann im *ἀνδρὼν* zur Ruhe bis zur Dunkelheit,

giebt den Offizieren (*ἡγεμόνες*) Befehle,

läßt sich nach dem Flusse tragen, fährt nach dem Park, badet und legt sich (dort) zur Ruhe;

am folgenden Tag (18. Daisios) wieder Bad und Opfer; er begiebt sich auf sein Zimmer (*εἰς τὴν καμάραν*), unterhält sich mit Medios, bestellt die Obersten auf den anderen Tag, ißt ein wenig, wird wieder nach dem Kabinett gebracht, fiebert die Nacht; 19. Bad und Opfer, Befehle an die Obersten, welche nach Plutarchs Fassung persönlich gegenwärtig ihm Bericht erstatten: und so geht dies noch drei Tage weiter, er empfängt oder giebt Befehle; am vierten Tage, 23. Daisios, kann er zwar noch opfern, aber die Offiziere nicht mehr empfangen, sie warten in den Vorzimmern; am folgenden empfängt er sie, ist aber sprachlos u. s. w. —

Uns scheint dies die Lebensweise eines Mannes, der seine Zeit auskaufte und der vielleicht bis tief in der Nacht in einer Gesellschaft bleibt, nicht aber, wie man nach Gutschmids Worten annehmen müßte, am anderen Tag einen Rausch auszuschlafen hat[2]). Alle psychologische Wahrscheinlichkeit verbunden mit dem ausdrücklichen Zeugnis unserer besten Quelle spricht vielmehr dafür, daß Alexander die ungeheure Autorität, die er vom ersten Tage an besaß, vor allem dem Umstande verdankte, dem jedermann sie verdankt: daß er sich selbst vollkommen in der Gewalt hatte, und dadurch in jedem Augenblicke jedem über-

---

[1]) Denn mit den aus Älian, Athenäus und Plutarchs Symposion gezogenen, bei Geier als Fragm. I bezeichneten ist nichts anzufangen.

[2]) Aristobulos (Pl. 75), wie immer sehr vernünftig, sagt αὐτὸν πυρέττοντα μανικῶς, διψήσαντα δὲ σφόδρα πιεῖν οἶνον· ἐν τούτῳ δὲ φρενιτιᾶσαι καὶ τελευτῆσαι.

legen blieb, auch wenn er in einer zwanglosen Gesellschaft sich wie einen Gleichen gab[1]). Einmal, wissen wir, vergaß er sich, als er den Klitus tötete: seine tiefe Reue beweist, daß es eine große Ausnahme war.

Über Alexanders Stellung zu den Vasallenländern, Thessalien, dem Fürstentum der Päonen und der Agrianer, Thracien ist in diesem Zusammenhange nichts zu sagen: zu regieren im eigentlichen Sinne gab es hier nichts. Indem diese Länder Soldaten lieferten, lieferten sie zugleich Geiseln; das Interesse einer herrschenden Partei oder Klasse war an Alexander und die makedonische Macht geknüpft. Daß Alexander ihnen gegenüber die richtige Politik loyaler Achtung ihrer Stellung als Bundesgenossen, nicht Unterthanen, einschlug, beweist die Heimsendung derer, die nicht weiter dienen wollen, von Ekbatana aus. (Arr. 3, 19, 5, vgl. 5, 27, 5.) Nicht wenige wie natürlich blieben und an Ersatz fehlte es nicht.

Von besonderem Interesse für uns wie für den König selbst war sein Verhältnis zu den Griechen. Es war ein Kriegsbündnis, das einen dauernden Friedenszustand unter seinen Teilnehmern voraussetzte: so, *εἰρήνη*, *κοινὴ εἰρήνη*, u. a. Pseudo-Demosth., *περὶ τῶν πρὸς Ἀλέξανδρον* 2, als Landfriede, der zugleich nach der Natur der griechischen Dinge ein Seefriede[2]) war, wird es bezeichnet. Alexander verlangte und that nicht mehr, als was ausreichte ihm den Rücken frei zu halten: von den hellenischen Kriegsmitteln machte er zunächst einen sehr bescheidenen Gebrauch. Man muß die geschickte Art bewundern, mit welcher dieser junge Fürst die griechischen Dinge behandelte. Er giebt den Griechen die furchtbare Offenbarung der überlegenen Macht durch die Zerstörung Thebens, ein Todesurteil, das er nicht selbst ausspricht, sondern durch die Städte der Landschaft aussprechen läßt: von da an aber läßt er Milde und Rücksicht walten, die doch der Festigkeit nicht entbehrt: eine erste Gesandtschaft der Athener um Freigebung ihrer am Granikos gefangenen Mitbürger bescheidet er abschlägig: dagegen machte er ihnen mit den in Susa erbeuteten Statuen des Harmodios und Aristogeiton ein Geschenk und es ist sicher nicht gewagt anzunehmen, daß er mit ähnlichen Aufmerksamkeiten auch anderen griechischen Städten gegenüber nicht gekargt haben wird, z. B. geht nach der Schlacht bei Issus ein ähnliches Geschenk nach Kroton in Italien ab (Plut. Al. 34). Ein schöner und ohne Zweifel echter Zug ist, daß in späterer Zeit kein Thebaner leicht eine Fehlbitte bei ihm gethan habe. Militärisch beherrschte er Griechenland durch die Besatzungen in Thebens Citadelle,

[1]) Es wird also so gewesen sein, wie Plutarch Al. 23 schildert.

[2]) ib. 19 ἔστι γάρ που ἐν ταῖς συνθήκαις, τὴν θάλασσαν πλεῖν τοὺς μετέχοντας τῆς εἰρήνης u. s. w.

in Chalkis und in Korinth, sowie durch die verhältnismäßig starke Macht, die er unter Antipater in Makedonien zurückließ. Daß die griechischen Kontingente in seinem eigenen Heere keine große Rolle spielten, dafür sorgte ihre mäßige Zahl und die ganze Zusammensetzung des von ihm geführten Heeres: wir kennen die Organisation dieser griechischen Kontingente im einzelnen nicht, Arrian spricht nicht weiter von ihnen und sie erscheinen niemals vereinigt und nirgends in irgend einer hervorragenden militärischen Stellung und Aufgabe. Vielleicht verdient in dieser Hinsicht Beachtung, daß die Lakedämonier prinzipiell und geflissentlich von der Teilnahme an dem Heereszuge ausgeschlossen waren. Sie erscheinen wie Gebannte: der Grund, weshalb Philipp und nach ihm Alexander keinen Versuch machte, sich zu Herren von Lakonien zu machen und die Landschaft für die große Heerfahrt gegen Persien nutzbar zu machen, ist nirgends ausdrücklich angegeben, läßt sich aber sehr gut denken: diese dorische Ritterschaft mit ihren hochmütigen Prätentionen, die sich auf die große politische und militärische Geschichte ihres Gemeinwesens stützten, wären ein sehr unbequemes und unter Umständen selbst gefährliches Element in dem ohnehin schon bunt zusammengesetzten Heere gewesen. Man überließ die Landschaft mithin dem Verfall, in welchem sie seit der Schlacht bei Leuktra so sichtbar begriffen war und von dem Isokrates im Philippos (49) eine sehr lebhafte Schilderung entwirft. „Sie werden von den rings um ihr Land her Wohnenden bekriegt, von allen Peloponesiern mit Mißtrauen und Argwohn betrachtet, von der großen Mehrzahl der Hellenen gehaßt, Tag und Nacht sind sie der Raub ihrer eigenen Unterthanen.“ Daß sie deshalb, wie Isokrates in diesem Zusammenhang erwähnt, einen Friedensvermittler willkommen heißen würden, trat allerdings nicht ein: sie blieben mürrisch zur Seite stehen oder man ließ sie beiseite, weil ein spartanisches Kontingent in der That neben den anderen griechischen keine Stelle gehabt hätte, und recht geflissentlich und offiziell trug Alexander Sorge, diese isolierte Stellung hervorzuheben. „Alexander der Sohn des Philippos und die Hellenen mit Ausnahme der Lakedaimonier“ — lauteten die Aufschriften bei den Weihegeschenken, welche Alexander aus der persischen Beute den griechischen Tempeln stiftete (Arr. 1, 16, 6). Ebenso geflissentlich wurde dagegen im übrigen der panhellenische Charakter der Expedition betont und hervorgehoben: so Diod. 17, 16, 5, z. B. wo der *ὑπὸ τῆς Ἑλλάδος ἡγεμὼν καθιστάμενος* der „von Hellas bestellte Kriegsherr“ mit Stolz hervorgehoben wird, so Arr. 16, 6, wo die am Granikos kriegsgefangenen hellenischen Söldner gefesselt nach Makedonien zu Zwangsarbeiten geschickt werden, „weil sie entgegen dem gemeinsamen Beschlusse der Hellenen zu Gunsten der Barbaren gegen Hellas die Waffen getragen hätten.“

Von Hellenen und Hellas war also in diesem ersten Teil der Unternehmung viel die Rede gewesen: im übrigen scheint Alexander mit den einzelnen Städten verhandelt zu haben, wie dies den griechischen Verhältnissen entsprach. Allerdings bestand ein Bundesrat der verbündeten Städte zu Korinth, ein Synedrion, das aber offenbar keine eigentliche politische Bedeutung, weil keine Macht besaß. Sie hatten über der Beobachtung des Vertrags, auf welchem die *κοινὴ εἰρήνη* und Alexanders Stellung als Bundesfeldherr beruhte, zu wachen, und an Arbeit im einzelnen wird es dieser Behörde nicht gefehlt haben. Sie gratulieren zum Siege bei Issos, dessen Bedeutung durch die ungewöhnlich große Zahl der zur Überbringung des goldenen Kranzes Deputierten, ihrer 15, anerkannt wird; Demosthenes ist einmal in Gefahr, vor diesem „Synedrion der Hellenen" angeklagt zu werden[1]). Besonders charakteristisch erscheint, was von ihrer Thätigkeit nach Niederwerfung der peloponnesischen Erhebung, dem „Mäusekampf" unter Agis, berichtet wird (Diod. 17, 73). Die besiegten Spartaner schicken an Antipater: dieser ruft das Synedrion zusammen, dem er die Antwort anheimstellt; die Synedroi versammeln sich zu Korinth, debattieren lange: endlich beschließen sie, die ganze Angelegenheit dem Alexander zu souveräner Entscheidung anheimzugeben. Demgemäß läßt denn Antipater sich von den Spartanern 50 Geiseln stellen und die Spartaner schicken Gesandte an das königliche Hoflager.

Auch für die Behandlung der zuvor persischen Unterthanen in den westlichen Ländern des Achämenidenreichs war in dieser ersten Zeit die militärische Rücksicht — Sicherung des Zugs und Verpflegung der Truppen — die maßgebende. In den Griechenstädten Kleinasiens genügte es, die demokratische Partei ans Ruder zu bringen (Arr. 1, 18, 2), da die oligarchische seit der Verbindung Spartas mit Persien im letzten Teil des peloponnesischen Krieges persisch gesinnt war: der antalkidische Frieden war ihr Werk gewesen. Dies war ein leichtes und völlig ausreichendes Regierungsmittel; im übrigen behielten die Städte ihre Autonomie, Milet wurde nicht wie Theben zerstört, und den Chiern und Rhodiern wurde die Besatzung, sobald es ohne Gefahr geschehen konnte, auf ihre Bitte abgenommen (Arr. 1, 18, Curtius 4, 8). Einzelne Landschaften, wie Phrygien, Kappadokien, Cilicien, das syrische Küstenland erhielten ihrer Wichtigkeit wegen eigene Satrapen, an anderen Orten genügte es, die alten Lokalerinnerungen an die von den Persern unterdrückte Selbständigkeit wiederzuerwecken, so in Sardes, wo Alexander (Arr. 1, 17, 4) die Landesverfassung „die alten lydischen Gesetze" herstellte; in Karien, wo die alte Landesfürstin mit der Herrschaft belehnt wurde (*σατραπεύειν ἔταξε, ἄρχειν ἔδωκε* Arr. 1, 23); in Cypern, wo die einheimischen

---

[1]) Äschines gegen Ktesiphon 161, vgl. 58—74.

Dynasten blieben; in Sidon, wo ein Fürst aus dem Stamm der alten Stadtkönige erhoben wurde. Die sorgfältigste Organisation erhielt Ägypten. Das Militärkommando wurde zwischen zwei makedonischen Offizieren geteilt; die Flotte erhielt ihren besonderen Anführer; die griechischen Ansiedler standen unter einer eigenen Behörde; die ägyptischen Kreise behielten ihre einheimischen Nomarchen und erhielten einen ägyptischen Oberaufseher oder Intendanten; die libyschen nnd arabischen bekamen griechische Aufseher oder Vorsteher; das Finanzwesen, die Steuererhebung wurde einem landeskundigen Mann, einem Griechen aus Naukratis unterstellt. Arrian rühmt des Königs Scharfblick, von dem die Römer gelernt hätten, daß man Ägypten nicht einem einzigen hervorragenden Manne anvertrauen dürfe.

Übrigens war die Unterwerfung Ägyptens leicht gewesen, und auch die Regierung dieses Landes war für Alexander nicht schwer, weil er eine verhaßte und unverständige Fremdherrschaft durch eine verständig die Landessitte und, um den hier wohl passenden Ausdruck zu gebrauchen, die Volksseele schonende Fremdherrschaft ersetzte. Mit wirklicher Genialität behandelte Alexander dieses eigentümliche Volk: er legte, die Bauliebhaberei früherer Dynastien wieder aufnehmend, den Grund zu einer neuen Stadt von imposanten Verhältnissen, und machte dem Amun Ra an seiner gefeierten Orakelstätte in der Oase einen Besuch. Das erstere bedarf keines weiteren Kommentars: die Geschichte hat in einer unzweideutigen Weise das richtige Urteil des stadtgründenden Königs bestätigt: über den Besuch im Ammonium aber müssen wir ein paar Worte sagen. Von der Ansicht, daß Alexander selbst sich für ein höheres Wesen gehalten habe, die zu unserem nicht geringen Erstaunen auch das so besonnene Buch von Holm (III, S. 383 und sonst: „Wenn die Priester Alexander als Sohn des Amon Ra anerkannten, so kann Alexander das aufrichtig angenommen haben, solche Schwärmerei lag in seiner Natur" — —) wieder zuneigt — von dieser Ansicht wollen wir ein für allemal nichts wissen. Der Verstand — ein genialer Verstand allerdings — überwiegt in diesem jungen Manne so durchaus, und er ward durch sein tägliches Leben in jedem Augenblick so sehr daran erinnert, daß „Blut der Menschen und nicht Ichor der Götter" in seinen Adern fließe, daß ein naiver und schwärmerischer Glaube an ein an sich so wenig Glaubliches, seine Göttlichkeit, bei dem Schüler des Aristoteles und eines an menschlichen Erfahrungen ungewöhnlich reichen Feldherrn- und Regentenlebens, für uns schlechthin undenkbar ist. Zunächst war der Besuch des Ammoniums ein kluger Schritt den Ägyptern wie den Griechen gegenüber und die dortigen Priester brauchten doch in der That in ihrem Lexikon nicht lange zu suchen, um den Befreier vom persischen Joch, den Besitzer der Macht, den ersten Mann der mit Ägypten lange befreundeten Hellenenwelt als Sohn

der Sonne, als Pharao, als Sohn des Höchsten anzureden. Es war eine durchaus und spezifisch ägyptische Art der Huldigung und es ist gar nicht abzusehen, was diese Anrede der Priester an der ägyptischen Orakelstätte ihm bei den Persern, oder Baktriern oder Babyloniern genützt haben sollte; die Griechen und Makedonen faßten das *παιδίον Παῖ Διὸς*, die Abstammung vom Zeus Amun ohnehin überwiegend ironisch auf, und bei dem Vorgang mit Kleitos, über den wir vergleichsweise genau unterrichtet sind und wo der Hofprediger, der dort auftritt, Anaxarchos, das Zeusentsprossensein sehr gut hätte brauchen können, ist davon gar nicht die Rede. Aber eine sehr ernsthafte Veränderung in der Stellung des Königs, mit der jedoch der Besuch des Amunstempels unmittelbar wenigstens nichts zu thun hat, war allerdings im Gange.

Das große weltgeschichtliche Ereignis jener Tage war die Schlacht bei Issos im November 333[1]). Bis dahin war Alexanders Unternehmen ein zweifelhaftes Abenteuer — von dem die hellenischen Patrioten annahmen, daß es scheitern werde; andere werden ohne Zweifel geglaubt haben, daß es im Falle des Gelingens mit einer Ausdehnung der makedonisch-griechischen Herrschaft bis zum Halys oder vielleicht zum Euphrat enden werde: an eine Herrschaft über ganz Asien in dem Sinn und Umfang, wie sie nachmals realisiert wurde, werden wenige gedacht haben. Ob Alexander selbst dies Ziel sich von Anfang an gesteckt hat, zu fragen ist müßig: der ungeheure Sieg bei Issus und vermutlich noch mehr die Art, wie er erfochten wurde, mußte den nächsten, vielleicht ursprünglichen, in jedem Fall amtlichen Plan — das offizielle Programm der Expedition wenn wir so sagen dürfen — mit Notwendigkeit erweitern. Hier sind nun die diplomatischen Verhandlungen zwischen Darius und Alexander in hohem Grade interessant. Während Alexander auf seinem Marsch nach Süden bei Marathos angelangt ist, erscheinen Gesandte des Darius mit der Bitte um Freilassung der königlichen Familie, welche der Sieg bei Issus in seine Gewalt gebracht hatte. Sie übergeben ein Schreiben, das durchaus den persischen und orientalischen Charakter zeigt — die Schlacht hat irgend ein Gott gegen die Perser entschieden, aber er der König wünsche mit Alexander Friede und Freundschaft, der demgemäß seinen Gesandten Bevollmächtigte mitgeben möge: eine Differenz ist in den Quellen insofern, als Diodor (17, 54) sagt, daß diese erste Gesandtschaft Alexander Asien bis zur Halysgrenze als Preis seiner Freundschaft angeboten habe, wovon Arrian nichts angiebt. Das Anerbieten ist

[1]) Den Eindruck schildert das zu wenig beachtete Kap. 34 Plut. Al. Auch vergl. Äschines gegen Ktesiphon 132, wo der große Umschwung der Dinge geschildert wird.

sehr glaublich: es entspricht durchaus der militärischen Situation, daß Darius dies, die Halysgrenze (zweimal bei Diodor 17, 39. 54), als Basis der Unterhandlungen anbietet: die zweite Gesandtschaft bietet dann, bei Arrian und Diodor übereinstimmend das Land bis zum Euphrat: nebst andern Erbietungen, 10000 oder 3000 (Diodor) Talente Lösegeld und Heiratsverbindung mit gemeinsamer Regierung. Die erste Botschaft wird ohne weiteres abgewiesen: der persischen Darstellung der Entstehung des Krieges wird die makedonisch-griechische entgegengesetzt. Der Gesandte wird angewiesen diesen Brief, in welchem Alexander sich mit großem Nachdruck als Herrn und König von Asien bezeichnet — zweimal kehrt die Wendung wieder — zu übergeben, sich aber auf keine mündlichen Auseinandersetzungen einzulassen. Von einer vorausgehenden Beratung ist hier nicht die Rede: dagegen findet eine solche vor Abfertigung der zweiten Botschaft des Darius statt. Arrian spricht von einem *ξύλλογος τῶν ἑταίρων*, Diodor genauer: *εἰς τὸ συνέδριον παραλαβὼν πάντας τοὺς φίλους καὶ περὶ τῶν προτιθεμένων αἱρέσεων ἀνακοινωσάμενος*, es werden alle Freunde zu der Beratung zugezogen, und er macht ihnen Mitteilung über die ihm gemachten Anerbietungen. Es charakterisiert den jammervollen Stand unserer Quellen, daß uns von dieser allerwichtigsten Verhandlung gar nichts überliefert ist als die bekannte Äußerung Parmenions, daß er annehmen würde, wenn er Alexander wäre, und die gereizte Antwort Alexanders „ich auch, wenn ich Parmenion wäre". Es wird so gewesen sein, wie diese Anekdote andeutet: die altmakedonische Partei, die Waffengefährten Philipps, werden für Friedensschluß mit dem großen völlig sichern und augenblicklichen Gewinn gewesen sein: bei Alexander aber stand der Gedanke fest, Herr von Asien zu werden oder virtute es schon zu sein. Und warum auch nicht? Die Perserkönige waren Herren von Asien gewesen, und daß er mit einem Heere wie das makedonische war, und mit den Mitteln einer unvergleichlich überlegenen Zivilisation, wie die hellenische war, diese Herrschaft in ganz anderer Weise führen konnte als sie, war so unzweifelhaft wie möglich. Der Entschluß also ward gefaßt: er begriff den Willen in sich, dieses Reich nicht bloß vollends zu erobern, sondern auch zu regieren: und dies setzte eine Änderung des seitherigen Systems mit Notwendigkeit voraus. Der Herrscher von Asien konnte auf die Dauer nicht patriarchalischer König von Makedonien und Feldhauptmann der hellenischen Nation bleiben.

Interessant ist nun dem nachzugehen, wie diese Krisis, der Übergang zur wirklichen Monarchie oder, wenn man will, Despotie persönlich, psychologisch und wie er politisch sich vollzog.

Ganz im Gegensatze zu Grote und neuerdings Holm, welche dem Phantastischen einen so breiten Raum in Alexanders Wesen an-

weisen, muß man vielmehr hervorheben, daß der Grundzug seines Charakters, wie bei Napoleon, Cäsar, Friedrich II., Cromwell und allen großen Männern des handelnden Lebens, ein entschieden realistischer gewesen ist: durchdringender Verstand, schneller praktischer vielumfassender Blick, starke Nerven und ein dämonischer Thätigkeitsdrang, wie etwa bei Napoleon, dessen Erfolge auf der Schnelligkeit und der Unermüdlichkeit beruhen. Der Schnelligkeit namentlich: wer die Augen offen hat, wird finden, daß auch bei uns gewöhnlichen Menschen hinsichtlich des Tempos der Bewegungen und Thätigkeiten ein außerordentlich großer Unterschied sich beobachten läßt. Wir finden diesen Realismus nicht bloß in dem einzelnen der militärischen und politischen Anordnungen, sondern vor allem im großen, in der Verbindung von Milde und Härte, der Bezwingung und Bestrafung von Tyrus und Gaza z. B. neben der überaus geschickten Behandlung Ägyptens; der Verwendung persischer Großen und Annahme persischen Zeremoniells neben dem Niederbrennen der Burg von Persepolis, in der völligen Niederwerfung des Darius und des falschen Artaxerxes, der Bezwingung der nördlichen Provinzen und Sicherung der Reichsgrenzen gegen die alten Feinde Irans, die skythischen Steppenvölker; vor allem aber in der Vorbereitung und Durchführung des neuen Regierungssystems selbst, welches die veränderte Lage notwendig machte. Diese Notwendigkeit leuchtet von selbst ein: er konnte die Länder, welche das große Reich Asien bildeten, nur so regieren oder auch nur verwalten, wenn er unbedingt über die Männer der verschiedenen Nationalitäten, Makedonen, Griechen, Barbaren verfügte: er konnte vor allem der Mitwirkung des seither herrschenden Volkes, der Perser, gar nicht entbehren und dazu war eine Annäherung an ihre Sitte und an gewisse fundamentale Anschauungen des seither herrschenden Volkes gar nicht zu umgehen.

II.

Wir kommen damit zu der meistbesprochenen Periode von Alexanders Regierung: vom völligen Sturz des Achämenidenthrones bis zur Rückkehr aus Indien. Diese Epoche als eine Zeit der moralischen Entartung Alexanders, ein Versinken ins Barbaren- und Despotentum aufzufassen, ist gänzlich verkehrt: es ist die Zeit der schwierigsten und angestrengtesten kriegerischen Operationen, neben einer angestrengten organisatorischen Thätigkeit, bei der wenn irgendwann Alexander seinen Kopf beisammenhalten mußte. Das Urteil Gutschmids l. c. 13 „kein Zweifel der König hatte persönlich Freude an orientalischem Prunk und orientalischer Sitte“ finden wir keineswegs in Übereinstimmung mit dem Thatsächlichen. Daß die

großen Erfolge auf der einen Seite und der Widerspruch, den er auf der andern Seite bei einer Anzahl seiner Makedonier und der Griechen fand, nicht ohne Wirkung auf einen jungen Mann von 25 Jahren bleiben konnte, liegt auf der Hand: sie diente dazu ihn eigenwilliger zu machen, er mußte seinen Willen durchsetzen und er war in einer Lage, wo er gar nicht nachgeben durfte. Er konnte jetzt, wo er thatsächlich der Herr von Asien, der König über einen 20fachen Länderraum mit einer Menge verschiedener Nationalitäten war, nicht mehr wie ein König von Makedonien regieren. Er mußte in viel unbedingterer Weise als bisher über seine Truppenkräfte und über seine Talente verfügen können. Er durfte, wenn er einen Griechen, wie etwa Eumenes von Kardia, in seiner Umgebung hatte, der zu einem bestimmten hohen und schwierigen Posten sich besonders eignete, nicht erst fragen müssen, was die Makedonier zu dessen Ernennung sagten; er durfte, wenn er den Krateros zum Oberbefehlshaber einer Truppenmacht oder einen fähigen und ergebenen Perser wie Mazäos zum Satrapen einer Landschaft machen wollte, nicht erst fragen, ob Philotas damit zufrieden sei. Es ist außerordentlich zu bedauern, daß wir von den Maßregeln den Besiegten, den neuen Unterthanen gegenüber so wenig oder vielmehr so gar nichts wissen. Es sind nur zwei oder drei Maßregeln umfassender Art, die wir kennen oder eigentlich erschließen müssen: die Ausbildung von 3000 Eingebornen in griechischer Art, was auf Schaffung einer Pflanzschule von Beamten hinausläuft; der Beginn der Verwendung jener ungeheuren Geldmittel, welche das wahnsinnige Thesaurisierungssystem der Perserkönige dem Sieger jetzt zur Verfügung stellte, zu nutzbringenden Arbeiten; und die Änderung der persischen Militärverfassung, wenn der Ausdruck gestattet ist. Sie war aus einem Guß mit ihrem Finanzsystem gewesen: Aufhäufung ungeheurer Massen, wie wir sie bei Issus und Gaugamela sehen, und wie wir sie schon bei Xerxes' Heereszug kennen lernen, roh organisiert nach Nationalitäten, daneben griechische Söldner in verhältnismäßig sehr bedeutender Zahl. Was von den letzteren brauchbar war, verwendete Alexander für sein Heer; er veranstaltete dann eine Aushebung in der sehr mäßigen Zahl von 30000 Auserlesenen aus den Unterthanenvölkern: nach welchem Prinzip diese Auslesung erfolgte, ersehen wir freilich nicht. Das aber ist klar, daß die Massenaufgebote der persischen Heeresorganisation verschwanden, daß diese Massen also der Arbeit, der friedlichen und produktiven Beschäftigung zurückgegeben wurden und damit den Bevölkerungen eine außerordentliche Wohlthat erwiesen ward: wir gehen schwerlich fehl, wenn wir die große Popularität, welche Alexander in den östlichen Ländern fand, und wie ihre Sagen beweisen, behielt, auf diese Maßregel als letzte Wurzel zurückführen. Die Idee Alexanders tritt klar genug schon

hier zu Tage: das Heer sollte das Vehikel des Reichsgedankens werden: davon haben wir nachher ein Wort zu sagen.

Alle diese großartigen Maßregeln und Regierungsgedanken müssen wir uns mehr ausdenken und in ihren notwendigen Wirkungen ausdeuten, als daß wir uns aus unseren dürftigen Quellen wirklich darüber könnten belehren lassen: verhältnismäßig ausführlich sind dieselben nur über zwei, wie uns scheint, ziemlich untergeordnete Punkte, die Hoftracht und die Kniebeugungsfrage. Was das erstere betrifft, so handelt es sich offenbar nur um die Tracht des Königs bei gewissen feierlichen Gelegenheiten, bei welchen die Eingeborenen den persönlichen Eindruck der Majestät erhalten sollten, und nach Plutarch de fortit. Alex. resp. Eratosthenes würde es sich sogar nicht um die volle medische Tracht, sondern um ein gemischtes System gehandelt haben, eine makedonisch-persische Kleidung: Zeit und Ort dieser in den Augen der anekdotenhaften Geschichtschreibung so wichtigen Angelegenheit würde der längere Aufenthalt in Susa im Herbst 331 gewesen sein. Von allzu großer Bedeutung kann diese Frage unmöglich gewesen sein, da wenn Alexander im Felde lag und dies war fast immer und bis wenige Monate vor seinem Tode der Fall, die medische Tracht sich von selbst verbot: daß er sich aber bei gewissen Gelegenheiten seinen neuen Unterthanen in ihrer Tracht oder der Tracht ihrer Könige zeigte, ist so natürlich wie nur möglich. Wenn die Anlegung dieser Tracht, wie es scheint, schon vor der endgültigen Niederwerfung des Achämenidenthrons, also vor der Verfolgung und dem Tode des Darius und vor Hinrichtung des Bessos stattgefunden hat, so war sie der politisch notwendige, wenn nachher, der selbstverständliche Ausdruck dafür, daß Alexander die Regierung des Reichs Asien an Stelle des Darius angetreten habe.

Viel anders wird es mit der Kniebeugungsfrage, dem *προσκυνεῖν*, auch nicht gestanden haben. Ein lästiges Zeremoniell verbot sich Alexander im Feld und in der Regel auch sonst, da er sehr thätig war, von selbst; und desgleichen verbot es sich da, wo die Makedonier unter sich, wo sie allein mit dem Könige zusammen waren. Denn daß es hier bei diesen Trinkabenden, welche den makedonischen Königen und so auch Alexander dasselbe leisteten wie das Tabakskollegium Friedrich Wilhelm I. und einigen andern Fürsten, zwanglos zuging, und daß Alexander, eine gesellige Natur wie er war, diese Gelegenheit sehr häufig und mit Vorliebe aufsuchte, ist sehr ausgiebig bezeugt, und wir gehen weiter und sagen, daß das Geheimnis des außerordentlichen, das er vollbrachte, zu gutem Teile darin lag, daß er nicht bloß und überhaupt nicht der Mann mit dem Diadem, sondern der natürliche und geborene König, der unzweifelhaft erste in jeder Umgebung war. Aber es gab wie selbstverständlich Gelegenheiten, Feste, große Empfänge — und Alexander wird sie

sogar aufgesucht haben — wo makedonische Große, vornehme Griechen und vornehme Perser sich in des Königs Gegenwart zusammenfanden, und es war schlechthin unerläßlich für dergleichen Hoftage ein Zeremoniell festzusetzen. Es konnte kein anderes sein als das bisherige, die kniefällige Begrüßung des Königs. Plutarch giebt uns hier eine Scene nach einem Sachkenner, dem Eisangeleus oder Kammerherrn Chares von Mytilene: man scheint den Makedonen und Griechen die Sache annehmbar gemacht zu haben, indem man sie bei einem Symposion zuerst probierte; der König reicht mit einiger Umständlichkeit die Trinkschale, aus der er selbst getrunken, einem Freunde, dieser nimmt sie, tritt an den Hausaltar, trinkt, wirft sich nieder, dann erhebt er sich, wird von Alexander geküßt und begiebt sich an seinen Platz: dabei wird dann der Grieche Kallisthenes zum Helden, indem er, als Alexander aufmerksam gemacht, daß er die Kniee nicht gebogen, ihn zu küssen vermied, mit lauter Stimme im Abgehen bemerkt, daß er um einen Kuß ärmer gehe. Daß Alexander nicht anders handeln konnte, ist klar: wenn er überhaupt als König von Asien regieren wollte, mußte er barbarische und makedonische Große täglich um sich haben, und es durfte nur e i n e Art offizieller Begrüßung geben. Die Sache wird später nicht mehr erwähnt: Justin sagt (12, 7) retentus tamen est a Macedonibus mos salutandi regis explosa adoratione. Darauf ist vielleicht nicht so viel zu geben, aber man wird wohl einen modus vivendi gefunden haben. Einige Wichtigkeit erhielt die Sache doch erst wieder nach der Rückkehr vom indischen Feldzug, wo die kriegerische Thätigkeit einstweilen und für längere Zeit in den Hintergrund trat und unter anderem der König eine große Menge von Gesandtschaften zu empfangen hatte. Einen Fingerzeig scheint das zu enthalten, daß die griechischen Städte angewiesen wurden, ihre Gesandten an das königliche Hoflager künftig als Theoren, als h e i l i g e G e s a n d t e mit priesterlichem Charakter zu schicken, wo es denn, da man bei religiösen Zeremonien alles machen kann, mit dem *προσκυνεῖν* keine Not haben konnte.

Die Sache wird in unsern Quellen sehr ernsthaft behandelt und sie gehört zu denjenigen Äußerlichkeiten, die darum keine Bagatellen sind, weil ein tieferer Gegensatz sich hinter ihnen birgt. Dieser Gegensatz selbst liegt klar genug vor Augen — es ist der Gegensatz zwischen dem altmakedonischen Wesen und dem Griechentum auf der einen, einem neuen Königtum mit seinen notwendigen Konsequenzen auf der andern Seite. Vorhanden war er seit dem Siege bei Issus: er trat wie natürlich schärfer hervor, nachdem man die Mittelpunkte des persischen Reichs, den eigentlichen Orient, Babylon, Susa erreicht hatte, und die alten Generale und ihr Anhang, die mit Parmenion der Ansicht gewesen waren, daß man sich mit Darius

hätte vertragen und mit der Halys- oder Euphratgrenze begnügen sollen, werden widerwillig den weiteren Krieg mitgemacht haben. Gleichwohl ist beachtenswert, daß dieser Gegensatz nicht zu irgend einem wirklichen Ausbruch von allgemeiner Unzufriedenheit, sondern nur zu Verschwörungen oder Vorbereitungen zu solchen, zu Attentatsplänen geführt hat: bei der Masse der Offiziere und des Heeres muß Alexanders Autorität ganz unerschüttert gewesen sein. In diesen Zusammenhang gehören jene vielbesprochenen Vorfälle, die Hinrichtung des Philotas, die Ermordung des Parmenion, die Tötung des Klitus und die Bestrafung des Kallisthenes. Bei jedem dieser Fälle öffnet sich der Vermutung ein weites Feld, weil uns gar keine authentischen Akten vorliegen, sondern nur mehr oder weniger gute oder schlechte Nachrichten, und doch müßte man gerade in solchen Fällen von dem Historiker die ganze Strenge des Geschworenen verlangen. Protestieren aber muß man gegen das hier noch so vielfach beliebte Verfahren der Kumulierung. Man darf nicht die vier in sich sehr verschiedenen Fälle einfach zusammenzählen, um daraus dann auf eine Depravation von Alexanders Charakter zu schließen. In einem berühmten historischen Prozeß, dem des Grafen Strafford im Jahre 1641, verließ sich dieser, wie uns Ranke in der englischen Geschichte erzählt, darauf, daß selbst wenn man ihm zehn Fälle von Felony nachweise, diese zehn Fälle noch nicht einen Fall von Hochverrat ausmachen und sein Todesurteil rechtfertigen könnten: der Historiker aber darf nicht Politiker, sondern muß, soweit irgend möglich, Richter sein. Bei dem wichtigsten der Fälle, der Hinrichtung des Philotas, ist man im allgemeinen geneigt, die Schuldfrage zu bejahen: nicht bloß weil ein ordentliches Gerichtsverfahren nach makedonischem Recht stattgefunden hat, denn dieses makedonische Recht giebt keineswegs die unbedingte Garantie, daß es dabei auch mit rechten Dingen zugegangen ist, sondern aus anderen Gründen. Die Hinrichtung des Philotas machte die Ermordung des Parmenion notwendig, und „so weit geht niemand, der nicht muß", ist hier Anklage zugleich und soweit sie möglich ist, Entschuldigung. Indirekt aber ziemlich sicher charakterisiert das Verfahren gegen Kallisthenes die Lage. Mit diesem, dem Sophisten, der ein eitler Thor war, eilt es dem Alexander nicht; er führt ihn als Staatsgefangenen mit sich, behält sich die Bestrafung noch vor (*τὸν σοφιστὴν αὐτὸς κολάσω*), der Mann stirbt aber vorher auf dem indischen Zuge eines natürlichen Todes. Warum verfuhr Alexander bei Philotas oder Parmenion nicht ähnlich? Weil hier Gefahr im Verzuge war: wir erkennen diesen doch ganz unleugbaren Gefahren, mit denen die ungeheure politische und gesellschaftliche Veränderung verbunden war, gegenüber ganz denselben Mann, der Theben zerstörte und unmittelbar darauf sich der athenischen Gesandtschaft gegenüber nach dem treffenden Bilde unserer

Quelle als einen gesättigten Löwen bewies: denselben wie immer, denselben wie alle wirklich großen Männer des handelnden Lebens inmitten einer großen Krisis — der mit rechtzeitiger Härte und wenn man will Grausamkeit eine schwere Gefahr abwandte, diese Grausamkeit aber nicht weiter und nicht länger übte, als die Abwendung der Gefahr verlangte: und der Erfolg war in diesem Fall, wie bei jener ersten Probe am Anfang seiner Regierung, ein vollständiger. Von Reue hierbei lesen wir nichts, wie in dem Falle des Klitus, der ganz aus diesem Zusammenhang ausgeschieden werden muß. Er beweist das gerade Gegenteil von dem, wofür man ihn gewöhnlich anführt. Es ist die einer augenblicklichen, durch einen tiefgehenden Gegensatz allerdings vorbereiteten Aufwallung entsprungene That der Leidenschaft, eine Tötung im Affekt, hervorgerufen durch einen maßlosen Mißbrauch der Redefreiheit, wie ihn Alexander sich nicht mehr gefallen lassen konnte. Der tödliche Ausgang ist etwas mehr oder weniger Zufälliges, das historisch Interessante ist vielmehr die sehr ausgedehnte Redefreiheit, welche Alexander seinen makedonischen Offizieren gestattete und an welche er bei ihnen gewöhnt war. Auch die tiefe Reue, der große Eindruck, den die jähe That bei Alexander hervorbrachte, ist von Wichtigkeit. Der Hofprediger oder Hofsophist Anaxarchos, aus dessen Munde wir bei dieser Gelegenheit die Metaphysik des neuen Regierungssystems hören, hatte doch nach der asiatischen, beziehungsweise der alten persischen Staatsrechtstheorie so unrecht nicht, wenn er darauf hinwies, daß die Handlungen des großen Königs (τὰ ἐκ βασιλέως μεγάλου γιγνόμενα) rechtskräftig seien, wie immer gestaltet sie seien, ganz jener Jurisprudenz der altpersischen Richter gemäß [1]), denen Kambyses, der Gelüste trug, seine Schwester zu ehelichen, die Frage vorlegte, ob ein Gesetz der Perser dies gestatte. Sie antworten, völlig korrekt: ein solches Gesetz existiere nicht, aber ein anderes: daß der König thun dürfe, was er wolle. Worüber empfand Alexander jene historisch-wohlbezeugte tiefe Reue? Wir dürfen uns vollkommen, was die moralische Seite der Sache betrifft, bei dem Urteil des Aristobulos beruhigen, der nach allem der bestunterrichtete und besonnenste unserer Quellenschriftsteller ist, und der sehr ausdrücklich (Arr. 4, 8) sagt, daß Klitus allein die Schuld trage; auch das persönliche Moment, daß Klitus unter die φίλοι gehört zu haben scheint und daß er beim Granikus ihm „das Leben gerettet", was denn doch eine sehr selbstverständliche Soldatenpflicht war, wird nicht so sehr, wie gewöhnlich geschieht, zu betonen sein. Aber eins war es, was hier an dem Bewußtsein des Königs nagte — er hatte bei der That seine Selbstbeherrschung vollständig verloren, es war eine Handlung der Leidenschaft, bei der

---

[1]) Bei Herodot, 3, 31.

er sich selbst vergessen hatte, und soviel wir sehen, war dies das erste und einzige Mal; die unermeßliche Autorität aber, die Alexander besaß, beruhte, wie wir überzeugt sind, eben auf der sicheren Herrschaft über sich selbst, durch welche er allen überlegen war — man vergleiche, was wir über sein Verfahren den Generalen und den beiden in seiner Gunst höchststehenden Krateros und Hephästion gegenüber bei Plutarch lesen. Wir sind also nicht geneigt zu glauben, daß der Widerspruch gegen dies neue System schon einen eigentlich gefährlichen Charakter getragen habe: aber eines drängte sich Alexander doch auf, wozu ihn seine rasche Natur ohnehin trieb — um unumschränkt herrschen zu können, um gleichmäßig über dem Groll der besiegten Asiaten und dem Murren seiner europäischen Krieger zu stehen, mußte er noch höher steigen. Er mußte noch eine Zeitlang Feldherr sein, um unbedingt über die Kräfte seines Reiches verfügen zu können. Der Zug nach Indien war für ihn eine politische Notwendigkeit. Es war dieser Zug ein Unternehmen gegen eine den Griechen und Makedoniern wie den westasiatischen Völkern, Alexanders neuen Unterthanen, fremde Welt: für die Perser bildete es eine stolze Erinnerung, daß ihre großen Könige Cyrus, Darius I. ihre Herrschaft oder was sich als Herrschaft deuten ließ, bis zum Indus ausgedehnt hatten, und den Griechen schwebten die Dionysos- und Herakleslegenden vor, deren Schauplatz in jene Gegenden zu verlegen sie nicht mehr kostete, als es die Seefahrer des 15. Jahrhunderts kostete, bald da bald dort, an dieser Küste, auf jener Insel das Paradies zu vermuten. In den höheren Kreisen, bei Alexander selbst, werden diese Legenden sehr schwerlich diese Rolle gespielt haben: hier war dem Überlieferten gegenüber schon sehr viel Kritik; in der offiziellen Sprache werden sie aber dieselbe Rolle gehabt haben, wie jetzt bei offiziellen Gelegenheiten und Ansprachen etwa mehr oder weniger zurechtgemachte Geschichtstraditionen sie spielen, oder wie sie die Tellslegende bei schweizerischen Volksfesten spielt. Die Menschen glaubten diese Dinge so wie unser Publikum an die überlieferten geschichtlichen Worte, die Überlieferung eines geschichtlichen Hergangs wie z. B. die Szene von Kanossa glaubt — nicht zu reden von der kirchlichen, d. h. volkstümlichen oder im Sinne des Volks festgehaltenen Auffassung alttestamentlicher Gestalten und Sagen: wirkliche Motive für die Hauptpersonen und namentlich die Eine leitende Hauptperson bildeten diese Legenden nicht.

Dieser indische Feldzug zeigt nun im einzelnen ganz dieselbe Klarheit und Energie der Leitung, dieselbe Geschicklichkeit in der Benutzung der Menschen und der Verhältnisse, wie die bisherigen Thaten Alexanders, der also doch durch die neue Basileia von Asien nicht ein so ganz anderer geworden sein kann. Wir heben nur hervor, daß durch diesen Kriegszug selbst das Heer allmählich einen

anderen Charakter gewann. Es war doch zu einem guten Teil durch neue Rekrutierung, Abschübe in die Heimat und Nachschübe aus der Heimat ein anderes geworden. Schon war das barbarische, d. h. westasiatische Element stark vertreten[1]), und in dieser Ferne fühlte sich diese Armee offenbar mehr noch als seither als eine Welt für sich: wenngleich gelegentliche Notizen, wie der Transport von Waffen und Medikamenten, von dem Diodor (17, 95) berichtet, beweisen, daß die Fühlung mit dem Westen eine ununterbrochene war. Unsere Quellen sind auch hier sehr dürftig, genügen aber doch vollständig, jeden unbefangenen Leser, der sich einigermaßen darauf versteht sich in geschichtliche Vorgänge hineinzudenken, hineinzuleben, sie als Gegenwart zu empfinden — davon zu überzeugen, daß Alexander diesen Zug nicht als ein Dschingischan oder Attila, selbst nicht wie Napoleon den Krieg gegen Rußland im Jahre 1812 unternommen und durchgeführt hat, sondern mit der echt hellenischen Einsicht, daß es sich dabei um ein zivilisatorisches, d. h. politisches, ein Reichs- und Regierungsinteresse handle.

Dem nun scheint Eines zu widersprechen: die Vorgänge am Hyphasis, welche Arrian 5, 25 ff. mit großer Ausführlichkeit und dramatischer Wirkung, unter wohlgefügten Reden erzählt. Diese Reden gerade sind es, welche unsere vulgäre Auffassung des Ereignisses bestimmt haben — daß das Heer den Weitermarsch, die Fortsetzung des Krieges in das jenseitige Land geweigert und Alexander zur Umkehr gezwungen habe: und doch sind diese Reden der am wenigsten historische oder vielmehr der am sichersten unhistorische Teil der Erzählung. Diodor (17, 94) hat allerlei, zum Teil alberne Ausschmückungen, das Hauptergebnis, die Summe der Ereignisse aber giebt er kürzer an: Alexander hat bei Poros Erkundigungen über das jenseitige Land, dessen politische Verhältnisse und Kriegsmittel eingezogen: er hält — vor einer Versammlung, zu der auch die Obersten der *τάξεις* zugezogen werden, wie man dann wieder aus Arrian entnimmt — eine wohlvorbereitete (*πεφροντισμένον*) Rede über „die Expedition gegen die Gandariden“, als aber die Makedonier ihm keineswegs beistimmen, verzichtet er auf die Angriffsbewegung (*ἐπιβολὴ*). Historisch sicher ist schwerlich mehr als dies: daß die Frage, ob man sich auf weitere Unternehmungen gegen die Völker des Ostlandes einlassen solle, Gegenstand sehr ernsthafter Beratungen war, daß dabei die Stimmung des Heeres und dessen physischer und moralischer Zustand ein sehr gewichtiges Moment bildete, und daß

[1]) Auch durch Hilfskontingente, Taxiles stellte 5000 οὓς Ταξίλης τε καὶ οἱ ταύτῃ ὕπαρχοι ἦγον sagt Arr. 5, 8, 5; τοὺς ἐξ Ἀραχώτων καὶ Παραπαμισάδων ἱππεῖς ib. 11, 3, τοὺς ἐκ Βάκτρων καὶ Σογδιανῶν καὶ τοὺς Σκυθῶν ἱππέας καὶ Δάας τοὺς ἱπποτοξότας ib. 12, 2; 5, 21, 2 befiehlt er, daß Poros mit auserlesenen Leuten und Elefanten εἴ τινας παρ’ αὐτῷ ἔχοι zu ihm stoße.

schließlich Alexander den vernünftigen Entschluß faßte, Halt zu machen und umzukehren. Sehr wahrscheinlich, daß ihm dieser Entschluß schwer wurde, es gab auch viele im Heer, die gerne weitergezogen wären: bestimmt aber hat ihn sicher die vernünftige Erwägung der Verhältnisse, zu denen allerdings und vor allem auch die Stimmung des Heeres gehörte. Ein beachtenswertes Moment wird von Droysen hervorgehoben, daß Alexander überhaupt kein Land östlich vom Indus zur Satrapie gemacht, seinem Reiche unmittelbar einverleibt habe: er ließ die Könige Poros und Taxiles als Vasallenkönige im Besitze ihrer Länder: welchen Sinn konnte, diesen Entschluß vorausgesetzt — und den Porus als König zu belassen scheint sofort nach seiner Besiegung und Gefangennahme beschlossen worden zu sein (Plut. Al. 60) — ein Vorstoß über den Hyphasis oder konnten Eroberungen im jenseits der großen Wüste gelegenen Lande haben?

Daß Beratungen stattgefunden haben, ist wohl unzweifelhaft — ähnlich wie nach der Schlacht bei Issos rücksichtlich der Friedenserbietungen des Darius: dort wie hier handelte es sich um die Frage, ob Haltmachen oder Weitervordringen? Wir können nicht glauben, daß ein so klarer Geist wie Alexander den Versuch gemacht haben soll, durch dreitägiges Schmollen ein widerwilliges Heer umzustimmen, womit, selbst wenn es gelungen wäre, in der That auf eine längere Zeitdauer gar nichts gewonnen gewesen sein würde. Wir denken vielmehr, daß die einfachste Erklärung auch hier die beste ist: der Entschluß war vernünftig, darum hat ihn Alexander gefaßt.

III.

Nachdem er das Land bis zum Indus in seiner entschiedenen Weise pazifiziert hatte, wurde der Rückmarsch nach dem Westen angetreten und man betritt damit denjenigen Abschnitt dieses königlichen Lebens, in welchem die Regententhätigkeit die Hauptrolle spielt und von selber ins Licht tritt. Es scheint uns nicht sehr lohnend, zu fragen, was Alexander bei längerem Leben noch gethan haben würde — ob er seine Waffen gegen Westen gewendet, Sizilien, Karthago, Italien erobert haben würde? Darüber kann er sich im Jahre 323, in welchem sein Leben jählings und unerwartet abbrach, *ὑπὲρ μόρον* „über das Geschick", wie der alte Dichter sagt, ebensowenig klar gewesen sein, als Gustav Adolf im Jahre 1632, und die Art, wie Arrian im Eingang des 7. Buchs über diese Zukunftspläne spricht (*οἱ δὲ καὶ τάδε ἀνέγραψαν — — ἔνθεν οἱ μὲν λέγουσι — — οἱ δὲ* u. s. w.), zeigt sehr deutlich, daß darüber nichts Sicheres bekannt war. Und dies ohne allen Zweifel aus dem einfachen Grunde, weil darüber bei Alexander selbst nichts feststand noch auch feststehen konnte; gewiß ist aber, daß mit dem Entschluß, den Hyphasis zur

mittelbaren, den Indus zur eigentlichen Grenze des Reichs oder Systems zu machen, ihm als nächste Aufgabe die gestellt war, den großen Länderraum zu organisieren — eine dauernde und regelmäßige Regierung einzusetzen: und man darf hinzusetzen, daß, wenn dies geschah und gelang, es großer Eroberungszüge gar nicht mehr bedurft hätte. Darüber belehrt uns das Kapitel im Arrian (7, 15), in welchem von den Gesandtschaften die Rede ist, welche in Babylon vor Alexander erschienen: die libysche beglückwünscht ihn zum Königtum Asien; Äthiopen, europäische Skythen, Kelten, Iberer, aus Italien Brettier, Lukaner, Tyrrhener werden genannt. Sie hätten, sagt Arrian seine Vermittelung oder seinen Schiedsspruch in ihren Differenzen nachgesucht (*ὑπὲρ τῶν εἰς ἀλλήλους διαφόρων λέγουσιν ὅτι Ἀλεξάνδρῳ διακρῖναι ἐπέτρεπον*): damals sei dieser sich selbst in dem Sinne recht eigentlich (*μάλιστα*) als der Herr über alles Land und Meer erschienen.

Er war es auch: weit vollständiger war er es, als es Xerxes gewesen wäre, wenn er bei Salamis gesiegt hätte, und damit ist zugleich gesagt, daß seine Aufgabe jetzt die des Organisators und Regenten war. Eine einfache Betrachtung wird uns zeigen, daß er wie auf seinen Kriegszügen so auch hier sehr klar wußte, was er wollte. Wer das jüngst entdeckte kostbare Schriftchen des Aristoteles über den Staat der Athener gelesen hat, der wird wissen, warum König Philipp, der ein guter Menschenkenner war, diesen sehr positiven Geist seinem Sohne zum Lehrer gab, und er wird sich auch ungefähr denken können, was Alexander bei ihm gelernt hat. Wir operieren in Deutschland bei Beurteilungen und Zusammenfassungen geschichtlicher Vorgänge gern mit großen Worten — mit unechten Substantiven, wie es neuerdings ein feinsinniger Beobachter, G. Rümelin, ausgedrückt hat, — und so lesen wir denn auch bei Alexander viel von der In-Einsbildung von Orient und Occident und ähnlichem. Wir könnten von den Alten lernen, die Dinge einfacher zu bezeichnen; er wollte das große Reich, das er erobert hatte, auch regieren. Regieren aber heißt, Einheit, einen einheitlichen Willen schaffen und wir haben uns demnach einfach nach den Kräften und Mitteln umzusehen, die ihm dafür zu Gebote standen, und nach den Hemmungen, die ihm dabei entgegentraten. Zwei durchgreifende — man könnte sagen ein klares Programm bezeichnende — Regierungsmaßregeln eröffnen den neuen Abschnitt seiner Thätigkeit. Die eine war die überaus nachdrückliche Geltendmachung seiner Autorität durch die strenge Bestrafung der Beamten, welche seine Abwesenheit zur Bedrückung der Unterthanen mißbraucht hatten: Satrapen, Hyparchen und Nomarchen: „das war's," sagt Arrian (6, 27) einfach und gut, „was diese vielen und verschiedenartigen Völker in guter Ordnung (*ἐν κόσμῳ*) hielt, daß es unter seinem Königtum nicht verstattet war, daß den Regierten von

den Regierenden Unrecht widerfuhr." Die zweite Maßregel war die große Vermählungsfeier in Susa, die Sanktionierung und offizielle Begünstigung der Eheverbindungen von Makedoniern oder Griechen und Einheimischen: ebendahin gehört, daß man für die Knaben, welche Mischehen von Makedoniern und eingeborenen Frauen entsprossen waren, Lehrer (*παιδευτὰς τοὺς διδάξοντας τὴν ἁρμόζουσαν παιδείαν* Diod. 17, 110) bestellte.

Man darf nicht vergessen, daß es ein zwar sehr lose zusammengefügtes oder wieder aufgelockertes, aber doch immerhin ein Reich, ein Staat war und nicht bloß einzelne Völker, was Alexanders Schwert und Geist erobert hatte. Ein so ganz verächtliches Ding, wie es der gewöhnlichen Vorstellung erscheint, war dieses Reich auch damals noch nicht: die Heerstraßen, die Post, die Polizei, das Steuerwesen waren doch vorhanden und einen noch sehr leistungsfähigen Mechanismus setzt der Widerstand, den Alexander fand — die großen Heere am Granikus, bei Issos, bei Gaugamela, die denn doch zusammengebracht und verpflegt sein wollten, immerhin voraus: es scheint sogar nach der unglücklichen Schlacht bei Issus und dem Scheitern der Friedensunterhandlungen eine Art Aufschwung, eine Neuformation der Armee stattgefunden zu haben (Diod. 17, 53): es bedurfte nur einer thätigen Kraft an der Spitze, um diesen Mechanismus wieder wirksam zu machen. Der monarchische Zug der Bevölkerungen, der sich in der Vergötterung ihrer Könige zeigt, erleichterte Alexander seine Aufgabe: er übernahm dieses Prinzip oder Regierungsmittel, welches diesen Länderkomplex zu einem Staate machte, aber in griechischer und genialer Weise, indem er ihm den lebenschaffenden Mittelpunkt in seiner, des Monarchen Persönlichkeit gab. Ein ungeheurer Thätigkeitstrieb ist der bemerkenswerteste Zug in dieser Persönlichkeit: er will alles, weiß alles[1]), thut alles, wie Siéyes einst von Bonaparte gesagt haben soll, und aus den zahlreichen Anekdoten, wie aus dem, was bei Plutarch gelegentlich aus seinen Briefen angeführt wird, sowie aus dem, was die Ephemeriden aus seinen letzten Tagen melden, können wir sehen, daß es niemals einen fleißigeren Herrscher gegeben hat. Daneben zeigt sich ein rascher und scharfer Blick, dem nichts Großes und nichts Kleines entgeht: die Diener bei der Tafel fürchten diesen Blick und schon der Knabe sieht bei jener Vorführung des Bukephalas, was von den rossekundigen Männern an dem wilden Hengst nicht bemerkt worden war. Dabei war jetzt nach dem indischen Zuge seine Autorität vollends unermeßlich: es ist ein kleiner, aber sehr vielsagender Zug, daß bei der großen Schuldentilgung, mit welcher er seinem Heere ein Geschenk machte, viele zögerten, mit ihren Rech-

[1]) Einzelne Züge (τὸ φιλιατρεῖν), Liebhaberei für ärztlichen Dienst, vergl. Arr. 1, 16, 5 von Plut. Al. 8 auf Aristoteles zurückgeführt, ganz gut.

nungen hervorzukommen, weil sie argwöhnten, daß der König bei dieser Gelegenheit nur die guten und die schlechten Haushalter kennen lernen wolle: sie werden schwerlich damit ganz unrecht gehabt haben[1].

Diese monarchische Autorität dauernd festzustellen und die ihr entgegenstehenden Kräfte zu brechen, bildete die nächste Aufgabe. Die unabhängigen Gewalten im Reich hörten auf oder wurden soweit beschränkt, als der Zweck einheitlichen Regiments nötig machte: den Satrapen wurde das Halten eigener Söldnertruppen, welches einzelne mißbräuchlich versucht hatten, untersagt, versiegelte Befehle ergingen an alle und sobald sie den Brief gelesen, mußten sie die Truppenkörper auflösen (Diod. 17, 106), sie wurden überhaupt wieder, was sie auch ursprünglich im Achämenidenreich gewesen, königliche Verwaltungsbeamte. Der trotzigen Unabhängigkeit der Raubstämme, wie früher dem der Uxier, so jetzt der Kossäer, wurde von Grund aus ein Ende gemacht. Der makedonische Adel, schon längst in diesem Wandel begriffen, wurde rasch zum Dienst- und Hofadel, und er wurde für seine frühere Stellung mit Reichtum, höfischen Ehren und Ordenszeichen, glänzenden Dienstkarrieren entschädigt, wofür u. a. Peucestas glänzende Laufbahn ein Beispiel giebt (die Stellen bei Arrian 6, 9, 3. 10, 1. 28, 3. 30, 2. 7, 6. 3. 5, 4. 23, 1). Ihre militärische Stellung erleichterte jetzt, im Gegensatz gegen frühere Zeit (Parmenion), diesen Wandel: sehr bemerkenswert ist in dieser Beziehung die Abberufung Antipaters von seiner langjährigen und hohen Stellung als Gouverneur in Makedonien und seiner Ersetzung durch einen der nächststehenden Freunde des Königs Krateros (Arr. 7, 12, 4), dem die Leitung der Dinge Makedoniens, Thrakiens, der Thessaler und der Freiheit der Hellenen (τῶν Ἑλλήνων τῆς ἐλευθερίας), wie Arrian sich ausdrückt, befohlen war. Aber auch an diese Eleutheria der Hellenen, in gewissem Sinn das schwerste Hemmnis der Reichseinheit, wurde die starke Hand gelegt. An die hellenischen Städte erging die Aufforderung, dem König göttliche Ehren zuzuerkennen, mit anderen Worten, sich dem asiatischen Zeremoniell zu konformieren, und eine zweite, welche viel unmittelbarer den Charakter königlichen Befehls trug: ihre Verbannten wieder aufzunehmen. Der Standpunkt der korinthischen Konvention war damit aufgegeben, der Lebensnerv der griechischen Unabhängigkeit getroffen, und mit voller Deutlichkeit ausgesprochen, daß die alte Parteiung Demokratie und Oligarchie in dem neuen Reiche ihren Sinn verloren habe. Es war eine großherzige Maßregel, da

[1]) Mancherlei Züge beweisen, daß die Mannszucht im makedonischen Heere sehr streng war, z. B. Plut. Al. 40, wie er den unsinnigen Luxus seiner Generale schilt, oder 22, was von zwei Soldaten des Parmenion erwähnt wird: auch die Ausgaben für den Hof waren genau abgegrenzt, die königliche Tafel kostete zuletzt 10000 Drachmen (τοῖς εὐτυχήμασι τῆς δαπάνης ἅμα συναυξανομένης). Dabei blieb es denn (Plut. Al. 26).

unter diesen *πλανώμενοι*, diesen Heimatlosen gewiß sehr viele waren, die gegen Philipp oder gegen Alexander selbst die Waffen getragen hatten: daß sie aber, wie Droysen meint, in erster Reihe den Gegnern Makedoniens zu gute gekommen sei, ist zuviel gesagt[1]). Es war zugleich eine Maßregel sehr tiefgehender Art und deshalb die Möglichkeit vorhanden, daß sie Widerstand fand. Der Lebensnerv dieser Kleinstaatenwelt war damit empfindlich berührt, und wenn, wie wir erfahren, in Alexanders Umgebung von der Möglichkeit gesprochen wurde, demnächst zu einer Belagerung Athens zu schreiten, so wird dies in diesem Zusammenhange verständlich, wie auch der ganze Prozeß Harpalos und die angebliche Bestechung des Demosthenes in hervorragendem Sinn eine politische Aktion, ein politischer, ein Tendenzprozeß ist, bei welchem die Parteien ihre Kräfte maßen[2]): wir wollen im Vorübergehen bemerken, daß uns die Beurteilung, die der große attische Patriot neuerdings in dem Werke von Holm gefunden hat, sehr wenig zusagt — wovon ein andermal. Wer Alexander gerecht wird, muß deshalb nicht dem Demosthenes unrecht thun.

Bei weitem das wichtigste Einigungsmittel aber war, wie beinahe von selbst einleuchtet, das Heer und als solches hat es Alexander benutzt. Qu'y a-t-il de plus peuple qu'une armée? ist ein Bonmot Napoleons, — ein Gedanke, dessen Richtigkeit sich in allen Staaten und Länderkomplexen mit stark gemischter Bevölkerung, wie z. B. Österreich, bewährt, und den Alexander jedenfalls weit tiefer gedacht und weit folgerichtiger und verständiger ins Leben geführt hat als Napoleon. So mangelhaft wir über die Einzelheiten der Organisationen des Heeres nach der Rückkehr aus Indien unterrichtet werden, so klar ist doch das Prinzip: ein großes stehendes, aus Makedoniern und Barbaren gemischtes, wie H. Droysen sich ausdrückt, ein hellenistisches Heer sollte geschaffen werden und wurde geschaffen. Der unbequemen Elemente der Veteranen entledigte sich Alexander zu Opis und an ihrer Stelle sollten 10000 Mann neue Truppen aus Makedonien ihm zugeführt werden. Dies Prinzip wird deutlich, wenn wir diese Schöpfung mit der Organisation der persischen Streit-

---

[1]) Übrigens bewährte er diesem wilden Parteihaß in den Griechenstädten gegenüber schon in Ephesus die Mäßigung des Regenten Arr. 1, 18, was der Schriftsteller, ein römischer Beamter, sehr billigt.

[2]) Äschines gegen Ktesiphon: κατὰ τῆσδε τῆς κρίσεως εὐθὺς ἀρχόμενος τοῦ λόγου φέρει τινὰ αἰτίαν, λέγων ὡς ἐγὼ τὴν γραφὴν οὐχ ὑπὲρ τῆς πόλεως ἐγραψάμην ἀλλ' ἐνδεικνύμενος Ἀλεξάνδρῳ διὰ τὴν πρὸς αὐτὸν ἔχθραν. Und deutlich verrät sich, daß dies richtig war, 254: ἡμερῶν μὲν ὀλίγων μέλλει τὰ Πύθια γενέσθαι καὶ τὸ συνέδριον τὸ τῶν Ἑλλήνων συλλέγεσθαι· διαβέβληται δ' ἡ πόλις ἐκ τῶν Δημοσθένους πολιτευμάτων περὶ τοὺς νῦν καιρούς. δόξετε δ' ἂν μὲν τοῦτον στεφανώσητε ὁμογνώμονες εἶναι τοῖς παραβαίνουσι τὴν κοινὴν εἰρήνην.

macht vergleichen, die uns der Heereszug des Xerxes kennen lehrt und welche im wesentlichen uns auch in den persischen Heeren der spätern Zeit begegnet — mit der einzigen Modifikation, daß dem großen Reichsheer zahlreiche griechische Söldnertruppen in besonderen Korps beigesellt sind. Hier erscheinen überall die Kontingente der einzelnen Länder in ihrer nationalen Tracht und Bewaffnung und alles weist darauf hin, daß eben diese bunte Mannigfaltigkeit der herrschenden Nation und ihrem König besondere Genugthuung gewährte. Die Befehlshaber der Kontingente, auch der Völker nichtarischen Stammes tragen in dem Verzeichnis bei Herodot persische Namen und dies, persische Große zu Befehlshabern zu machen, wird auch weiterhin die Regel gewesen sein, darüber belehrt die Ordre de bataille vor der Schlacht bei Gaugamela, Arr. 3, 8, 3ff.; 11. 3. Weiter ging diese höchst oberflächliche Organisation offenbar nicht und der einzige zusammenhaltende Einheitspunkt war der König selbst, der deshalb auch — unter anderem deshalb — stets bei einem großen Reichskrieg mit zu Felde zog. Dies System hatte sich bei dem großen Angriffskrieg gegen Griechenland schlecht bewährt und ist vielleicht einer der Gründe des Mißlingens gewesen; es bewährte sich auch weiterhin nicht, z. B. bei dem Defensivkrieg gegen den jüngeren Kyros; aber eine Heeresreform, eine wirklich durchgreifende Organisation der Streitkräfte war dem Barbarenreich eine Unmöglichkeit. Man wußte den Übelständen, welche sich auch der Aufmerksamkeit selbst dieser Regierung aufdrängten, nicht anders zu steuern, als durch ein neues Übel, durch Anwerbung griechischer Söldnertruppen, die man denn doch nicht recht zu verwenden wußte und die gewiß von den vornehmen Persern scheel angesehen worden sind. Am Granikus ließ man sie ein paar Kilometer vom Kampfplatz unbeschäftigt stehen, und der athenische Flüchtling Charidemos, der dem König riet, den ganzen Krieg lediglich mit griechischen Söldnern auszufechten, entgalt diese Herausforderung des persischen Nationalstolzes mit sofortigem Tode. Nimmt man hinzu, daß doch gerade diese griechischen Söldner dem unglücklichen König, ihrem Brotherrn, am längsten die Treue hielten, während die Perser ihn verließen oder verrieten, so sieht man, daß diese Söldnertruppen, wenn auch tüchtige Techniker des Kriegs, gute Soldaten, doch die Widerstandskraft des Reichs gegen ein Heer wie das Alexanders eher verminderten und man übersieht zugleich mit einem Blick den ungeheuren Unterschied von Alexanders Regiment und der Achämenidenherrschaft: es ist ein Satz von fast ungeheuerlicher Oberflächlichkeit, wenn Grote sagt (vol. XII, 242) „Alexander hatte ein Resulat erreicht, das im wesentlichen dem entsprochen hätte, welches 150 Jahre früher durch Xerxes' Plan, Griechenland der persischen Monarchie einzuverleiben, erreicht worden sein würde, wenn dieser Plan gelungen wäre." Nicht bloß oberflächlich aber, sondern

naiv ist die fernere Äußerung, „daß Alexander das System der persischen Monarchie fortgesetzt haben würde mit keiner andern Verbesserung als der einer starken Organisation.“

Gewiß: eben darum handelte es sich, und dies ist das erste, daß er das Heer zu einem Mittel der Ausgleichung oder Angleichung der verschiedenen Völker, zu einem Herd und Träger einer ausgleichenden Zivilisation machte, neben dem, was jedes Heer von selbst sein soll, das Werkzeug für Aufrechterhaltung und Gewährleistung der inneren und äußeren Sicherheit des Reichs. Dieses Heer würde den Gedanken der Reichseinheit überallhin getragen haben; die Städteanlagen, zahlreich wie sie waren, dienten allerdings dem militärischen, eben damit aber auch dem höhern Zweck der Herstellung nicht nur einer mechanischen, sondern, wenn der Ausdruck gestattet ist, einer empfundenen Reichseinheit, — eines National- oder Staatsgefühls. Dies hätte Xerxes nicht gekonnt, konnte es ja selbst auf kleinerem Raum Cyrus und Darius I. nicht: Alexander konnte es, weil er die Kräfte einer überlegenen Zivilisation zur Verfügung hatte, und diese Kräfte der Zivilisation waren, wie sich von selbst und wie sich aus dem ganzen Gange der folgenden Geschichte ergiebt, unter allen einheitschaffenden d. h. unter allen Regierungsmitteln, die wirksamsten.

Das Wort Zivilisation ist ein sehr viel umspannendes, und daß bei dem, was wir Zivilisation, zivilisatorische Kräfte, Mittel der Zivilisation nennen, das Beste unabhängig von dem Willen und Meinen des Herrschers geschieht, ist unzweifelhaft. Nichtsdestoweniger ist es keineswegs gleichgültig, wie sich ein Herrscher zu diesen Kräften stellt: ob er sie bloß wie Napoleon I. etwa nach ihrer mechanischen Seite würdigt, ob er mitten im Geistesleben seines Volkes steht, dessen Litteratur z. B. versteht, dessen Urteil und Vorurteile teilt — wie es z. B. Friedrich der Große nicht gethan; wie weit er selbst und persönlich ein Interesse an höherer Bildung, ein Interesse sich selbst zu bilden hat, wie Karl der Große, auch Peter der Große es besaßen, wie Napoleon es nicht hatte. Hier nun wird man sagen dürfen, daß nach allem, was wir wissen — auch nach allen Anekdoten, die hier gerade eine nicht verächtliche Geschichtsquelle sind — der Schüler des Aristoteles dieses Interesse im höchsten Grade besaß und bethätigte, daß er mit allem, was auf hellenischem Boden Großes und Schönes und Originelles gewachsen war, mochte es sich nun Homer oder Pindar oder Apelles oder Diogenes nennen, Fühlung hatte und mehr, daß er — sehr anders als Napoleon — sich auch um das Verstehen der Denkungs- und Empfindungsweise der übrigen Völker seines Reichs bemühte. Vielleicht am meisten charakteristisch in dieser Beziehung ist die Sendung des Cynikers Onesikritos zu den Gymnosophisten oder brahmanischen Büßern (bei Strabo XV, 63

und Plutarch Alexander 65). In diesen Zusammenhang würde auch die überaus kluge Behandlung der Religionsvorstellungen der verschiedenen Völker gehören, — der Ägypter, Babylonier, Inder; merkwürdig ist, daß uns in dieser Hinsicht von seinem Verhalten gegenüber den Persern und ihren Religionsvorstellungen gar nichts überkommen ist. Daß Alexander aber die Zivilisation als Einigungsmittel mit Bewußtsein gepflegt hat, scheint uns aus zwei oder drei Umständen hervorzugehen, die vieles andere teils voraussetzen, teils im Gefolge haben mußten: den sorgfältigen Erkundigungen, die er überall über Landes- und Volksart anstellen ließ, der Anordnung, daß die 30000 Barbaren, die er noch vor dem indischen Feldzug für das Heer ausheben ließ, nicht nur exerzieren, sondern auch Griechisch (*γράμματα μανθάνειν Ἑλληνικὰ* Plut. Al. 47) lernen mußten und endlich, daß er allenthalben auf orientalischem Boden die gymnischen und musischen Kämpfe, welche einen so wichtigen Teil der eigentümlich hellenischen Bildung ausmachten, einführte, gleichsam akklimatisierte. Daß Arrian diese gymnischen und musischen Spiele und die Feste, bei denen sie aufgeführt wurden, überall erwähnt — sie in seinen beiden Quellenschriftstellern Ptolemäus und Aristobulus, also überall erwähnt fand — beweist, daß Alexander für die Einführung dieses den Barbarenvölkern ganz neuen[1]) Unterhaltungsmittels Interesse hatte, mit anderen Worten also, bei deren Einführung auf ägyptischem, phönizischem, persischem, babylonischem Boden eine besondere Absicht verfolgte. Bei diesen Festlichkeiten wie bei den Städtegründungen waren die Hellenen, deren entschiedene Liebhaberei beides war, oben auf: in diesem Technitentum, das überall und nirgends zu Hause war, lag von vornherein etwas Kosmopolitisches — und man darf nur das Verzeichnis der bei der susanischen Hochzeitfeier auftretenden *θαυματοποιοὶ* lesen, das aus bester Quelle, aus Chares von Mytilene stammt (Fragm. XVI. und Geier S. 302 f.), um die Bedeutung dieses Virtuosentums für dieses Reich zu würdigen.

Es waren Virtuosen aus allen möglichen griechischen Städten — 3000 allein, sagt Plut. Al. 72, waren aus Hellas in Ekbatana eingetroffen — und sie begegneten sich hier unter anderen mit indischen „Wunderthätern“: nicht bloß auf diesem Gebiete herrschte das Prinzip der Freizügigkeit und des Freihandels. Es leuchtet von selbst ein und bedarf näherer Ausführung nicht, daß die Aufgabe, das Gefühl der Zusammengehörigkeit, der Reichseinheit, d. h. der Reichsordnung, zu pflegen, vor allem den freien Kräften, dem Handel und Verkehrsleben zufielen. Der Handel nahm in unmittelbarem Gefolge

---

[1]) Die phantastische Schilderung der persischen Sitten in Xenophons Cyropädie I, 2 beweist natürlich nichts dagegen.

der kriegerischen Expeditionen einen Aufschwung: ihm schadet bekanntlich selbst der allverderbende Krieg nur wenig, er sucht sich nur andere Wege. Wie sehr schon im Beginne der neuen Reichsordnung der Handel den Spuren von Alexanders Zügen folgte, würde aus den gelegentlichen Notizen — den phönikischen Kaufleuten z. B. Arr. 6, 22, 4, welche das Heer auf dem schlimmen Rückzug durch Gedrosien begleiten und den Gummi der Myrtenstaude und die Stengel der Narde einsammeln — sich ergeben, wenn es nicht schon in der Natur der Sache läge. Der Kaufmann sah einen langen unermeßlichen Handelsweg sich dehnen, der allenthalben durch eine starke, in Einer Hand vereinigte Regierungsmacht gesichert war — von Kyrene bis zur Grenze der skythischen Steppen, von Athen oder selbst von Syrakus, von Ephesus, von Milet bis Babylon, dann den Euphrat hinab an der Seeküste hin bis zur Indusmündung mitten ins Herz der produktenreichsten Länder: sichere Straßen zu Land und See, sichere und bequeme Stationen; Eine Münze, Eine Sprache allerwärts verstanden oder leicht gedolmetscht, und vor allem eine Menge baren Geldes, das jetzt aus allen Verstecken, nicht bloß aus den erbeuteten Schatzkammern der persischen Residenzen hervorströmte: „als das Pythische Heiligtum," so beschreibt in schwungvollen Worten Athenäus die große Veränderung, „von den Phokischen Tyrannen geplündert worden war, da glänzte zuerst über den Hellenen das Gold auf, und auch das Silber hielt seinen Triumpheinzug: und wie dann der große Alexandros die Schätze Asiens hob (ἀνελομένου), da sproßte in Wahrheit nach Pindars Wort der weithin gewaltige Reichtum empor." Der Luxus des Hofes, der schnell reich gewordenen Krieger und Offiziere, der lobens- wie tadelnswerte, der leichte Austausch der Waren und der verschiedenartigsten Produkte mußten notwendig die Industrie und jede Art von erwerbender Thätigkeit großartig beleben. Daß hier das Meiste und Beste ohne Zuthun der Regierung geschieht — daß die bloße Thatsache eines so ungeheuren Freihandelsgebiets, wie dieses alexandrinische Reich war, bei diesem Aufschwung das Beste that, ist eine sehr auf der Oberfläche liegende Wahrnehmung, die aber Alexanders Verdienst nicht im mindesten schmälert. Auf jedem Blatte unserer Quellenschriften tritt uns entgegen, daß er dieser Seite der Regierungskunst, dem was man jetzt Volkswirtschaft nennt, seine besondere und eine sehr einsichtige Thätigkeit widmete, die Nilbrücke bei Memphis, die Flußübergänge, die Verpflanzung indischer Rinder, nysäischer Pferde nach Makedonien, die großen Entdeckungsfahrten und die Instruktion an Nearch; die naive Freude bei der Entdeckung einer Ölquelle (Plut. 57), die genauen statistischen Landbeschreibungen, die er anfertigen ließ; der Plan, die Küstenlandschaft am persischen Meerbusen in ein zweites Phönikien zu verwandeln, der Plan der Umschiffung Arabiens, also einer Verbindung zur See zwischen dem

Euphrat und dem Nilland[1]), die großen Arbeiten zu Babylon, in deren Ausführung ihn der Tod überraschte — das alles zeigt ihn uns als einen Regenten ersten Ranges, dem wie jedem wirklich großen Mann Krieg und Sieg nur das Mittel, der letzte Zweck aber ist: Leben zu schaffen, nicht zu zerstören.

Und so denken wir, daß nicht Niebuhr, Grote oder Gutschmid, sondern jener indische Brahmane recht behalten wird, der den König, welcher den Onesikritos zu ihnen gesandt hatte, lobte, daß er, der ein so großes Reich verwalte, doch nach Weisheit (*σοφίας*) verlange: er sei der einzige, den er in voller Waffenrüstung nach Erkenntnis streben sehe (*ἐν ὅπλοις φιλοσοφοῦντα*). Das Wort scheint echt und es bezeichnet ein großes Lob für den M e n s c h e n: und wenn von der Erkenntnis, der Weisheits- und Wahrheitsliebe dieses Menschen das Schicksal eines ungeheuren und so wunderbar zusammengesetzten Reiches abhängt, zugleich das höchste Lob für den R e g e n t e n.

---

[1]) Wenn er nicht gar, Plut. Al. 68, die verwegene Idee gehabt hätte, περὶ τὴν Ἀραβίαν καὶ τὴν Λιβύην παρακομισθεὶς διὰ στηλῶν Ἡρακλείων ἐμβαλεῖν εἰς τὴν ἐντὸς θάλασσαν.

2. Die Odyssee eines Sklaven.

Xenophon Anab. IV, 8, 4. (1881.)

Wenn die letzte Aufgabe geschichtlicher Darstellung darin besteht, daß sie uns eine vergangene Zeit als Gegenwart empfinden mache: so leuchtet ein, daß die geschichtliche Forschung, welche für diese letzte und höchste Aufgabe der Wissenschaft, der sie dient, die Materialien herbeizuschaffen hat, an den verschiedensten Punkten ansetzen muß. Daß sie dabei, sofern sie mit Persönlichkeiten zu thun hat, ihre Aufmerksamkeit vorzugsweise auf diejenigen richtet, welche eine hervorragende Rolle in dem Zeitschnitt, mit dem sie sich gerade beschäftigt, gespielt haben, ist natürlich: sie darf aber, wenn das Gemälde Wahrheit haben soll, auch die Figuren des Hintergrundes nicht vernachlässigen und muß den Blick auch auf das ganz Gewöhnliche, das scheinbar Triviale gerichtet halten; sie darf nicht bloß Heroengeschichte, sondern muß auch Geschichte des gemeinen Mannes, Geschichte der gewöhnlichen Leute, Volksgeschichte sein. Es scheint uns, daß wenigstens auf dem Boden der alten Geschichte es sich wohl verlohnen würde, da und dort sich bei der Durchforschung der Quellen auch nach den geringen und namenlosen Leuten umzusehen, deren Leben irgendwie mit den großen Ereignissen sich verflochten hat und ebendarum dem völligen Vergessen entrissen worden ist.

Ein solches Lebensbild — die Geschichte eines Sklaven aus den Zeiten des peloponnesischen Kriegs — ist uns in einer Zeile von Xenophons Anabasis enthalten. Es ist eine Skizze, die man nur mit ein paar Strichen auszuführen braucht, um eine Anschauung zu gewinnen von dem Leben der niederen Bevölkerungsschichten jener Länder und jener Zeit, das wir um so mehr beachten müssen, je seltener verhältnismäßig ein solcher Einblick uns vergönnt ist. Die Zehntausend sind auf ihrem Rückzug bis in die Landschaft am Südostrande des schwarzen Meeres, das heutige Lasistan, gelangt; sie kommen an den Fluß, welcher das Gebiet eines der Stämme jener Gegend, der Skythiner, von dem eines anderen, dessen Namen sie noch nicht kennen, trennt; mit Verdruß gewahren sie, daß Schwärme des letzteren Stammes — sie führten geflochtene Schilde und Lanzen und waren in härene Röcke gekleidet — am jenseitigen Ufer sich aufgestellt hatten und durch Steinwürfe, welche allerdings die Hellenen nicht erreichten, eine feindselige Stimmung an den Tag legten. *Ἔνθα δὴ προσέρχεται Ξενοφῶντι τῶν πελταστῶν ἀνὴρ Ἀθήνησι φάσκων δεδουλευκέναι, λέγων ὅτι γιγνώσκοι τὴν φωνὴν τῶν ἀνθρώπων. καὶ οἶμαι ἔφη ἐμὴν ταύτην πατρίδα εἶναι* — —.

Versuchen wir das Leben dieses namenlosen, zum griechischen Peltasten gewordenen Mannes aus dem Stamme der Makronen — denn dies erwies sich als der Name des Volkes, auf den er selbst sich nicht mehr besonnen zu haben scheint, — *ἀλλὰ διαλέγου*, sagt man ihm, *καὶ μάθε πρῶτον, τίνες εἰσίν . οἱ δ᾽ εἶπον ἐρωτήσαντος, ὅτι Μάκρωνες* — rückwärts zu verfolgen. Er ist, sehen wir, in sehr früher Jugend von seiner Heimat weggeführt worden, denn er erinnert sich zwar noch der Sprache und der Tracht des Stammes, an der er seine Heimat wiedererkennt, nicht aber des Volksnamens: das erste, was er von ihnen nach der Weisung seines athenischen Führers erfragen soll, ist, wer sie seien, und er thut demgemäß. Wir wissen, daß der Menschenhandel unter diesen Stämmen sehr verbreitet und ganz Kleinasien von Skavenhändlern durchzogen war: es ist anzunehmen, daß der Bedarf an verkäuflichen Sklaven eines der am kräftigsten wirkenden Motive bei ihren zahlreichen Kriegen war. Es verdient erwähnt zu werden, daß das Treupfand, welches die Makronen den Kyreischen Führern als Bürgschaft friedlichen Verhaltens, nachdem sie Durchzug und freien Markt zugestanden hatten, gaben, in einer Kriegslanze bestand, und daß die Makronen, wie wir aus Josephus c. Apionem 1, 22 schließen dürfen, ein semitisches Volk waren, wogegen ihre nächsten Nachbarn die Skythinen von arischem Stamm gewesen zu sein scheinen (s. den Art. in Paulys Realencyklopädie). Einen sehr drastischen Zug aus diesem Menschenhandel giebt uns Xenophon in seinem Agesilaus c. 1, 21. 22. Es wird von diesem hier als ein besonders menschlicher Zug gerühmt, daß er sich der Kinder, welche die Sklavenhändler am Wege liegen ließen, angenommen und dafür gesorgt habe, daß sie irgendwo unterkämen: bejahrte Gefangene, die man auf dem Marsche habe zurücklassen müssen, hatte er beauftragt, sich solcher anzunehmen, damit sie nicht Hunden oder Wölfen zur Beute wurden: der Schriftsteller setzt hinzu, daß Kinder in ziemlicher Zahl von solchen, welche daran verzweifelten sie aufziehen zu können, zum Verkauf gebracht worden seien. *Πολλάκις δὲ ὁπότε μεταστρατοπεδεύοιτο, εἰ αἴσθοιτο καταλελειμμένα παιδάρια παρὰ ἐμπόρων, ἃ πολλοὶ ἐπώλουν διὰ τὸ νομίζειν μὴ δύνασθαι ἂν φέρειν αὐτὰ καὶ τρέφειν, ἐπεμέλετο καὶ τούτων ὅπως συγκομίζοιντό ποι : τοῖς δ᾽ ἂν διὰ γῆρας καταλειπομένοις αἰχμαλώτοις προσέταττεν ἐπιμελεῖσθαι αὐτῶν, ὡς μήτε ὑπὸ κυνῶν μήθ᾽ ὑπὸ λύκων διαφθείροιντο.* Mitunter also war diese beklagenswerte Ware, die man im Notfall einfach am Wege liegen ließ, sehr wohlfeil, sehr unwert, und da der barbarische Stamm am schwarzen Meer den Kindern seines Volks weiter keine Künste mitzugeben hatte, so werden wir anzunehmen haben, daß der junge Makrone in dem athenischen Hause, in welchem er als Sklave lebte, keinen sonderlich hohen Posten wird

bekleidet haben. Wann er dorthin gekommen, wissen wir freilich nicht: er kommt in seine Heimat zurück im Jahre 400: aus unserer Stelle geht hervor, daß er nicht viel früher und nicht viel später als in seinem 10. Lebensjahre von seiner Heimat losgerissen worden sein kann, da ein so vages Erinnern, wie Xenophon es ihm zuschreibt, nur in diesem Fall erklärbar ist: ein Peltast in aktivem Dienst wird höchstens als ein angehender Dreißiger sich denken lassen: und so wird man ihn etwa im zweiten Jahrzehnt des peloponnesischen Krieges in Athen zu suchen haben.

Eher läßt sich plausibel ausfindig machen, wann und wie er von dort weggekommen und aus einem Sklaven ein Soldknecht geworden ist. Wir wissen aus Thuk. 7, 19 und 8, 5, daß die Besetzung von Dekeleia auf attischem Gebiet, welche die Lakedämonier auf Alkibiades' Rat im Jahre 414 vollführten, für die Athener hauptsächlich deshalb so peinlich wurde, weil sie ihnen das wertvollste ihrer Besitztümer, ihre Sklaven, unsicher machte: bis zu 20000 glaubt Thukydides die Zahl derer veranschlagen zu können, welche die gute Gelegenheit benutzten und in das feindliche Lager, das wenige Stunden von der Stadt auf attischem Boden stand, entliefen: und sehr schlagend schildert uns ein Vers in den Wolken Aristophanes dieses Elend: *ἀπόλοιο δῆτ'*, ruft Strepsiades aus V. 6. 7

ἀπόλοιο δῆτ' ὦ πόλεμε πολλῶν οὕνεκα,
ὅτ' οὐδὲ κολάσ' ἔξεστί μοι τοὺς οἰκέτας.

Die Sklaven sind frech geworden und man darf sie nicht einmal nach Herzenslust prügeln, weil sie sonst ins feindliche Lager laufen. Unter diesen 20000, welche nach und nach ins spartanische Lager liefen, wird auch unser Makrone gewesen und bei dieser Gelegenheit wird er zum Peltasten avanciert sein. Denn was werden die Spartaner mit der großen Zahl dieser Leute anderes haben anfangen können, als sie in ein Söldnerkorps zu stecken? Es muß dabei hervorgehoben werden, daß nach Thukydides' (8, 5) nachdrücklicher Versicherung die Stellung des Königs Agis in Dekeleia eine sehr freie und unbeschränkte war: *ὁ γὰρ Ἆγις ὅσον χρόνον ἦν περὶ Δεκέλειαν ἔχων τὴν μεθ' ἑαυτοῦ δύναμιν, κύριος ἦν καὶ ἀποστέλλειν εἴ ποί τινα ἐβούλετο στρατιὰν ξυναγείρειν καὶ χρήματα πράσσειν*: er sei mächtiger bei den Bundesgenossen gewesen als die Regierung zu Sparta: *δύναμιν γὰρ ἔχων εὐθὺς ἑκασταχόσε δεινὸς παρῆν.* Zu solchen Detachierungen bedurfte er leichter Truppen — ein Peltastenkorps wird, soviel wir wissen, zuerst im Heere des Brasidas Thuk. 4, 111 genannt — und für diese waren Leute willkommen, deren Existenz mit dem spartanischen Regiment verwachsen war wie die dieser entlaufenen Sklaven, welche in Wahrheit in der Regel keine Heimat hatten als das Feldlager und zwar

ein spartanisches oder unter spartanischer Protektion stehendes Feldlager: die Söldnerkarriere war, verglichen mit der Sklaverei namentlich in niedrigen Diensten, sehr verlockend und es ist nicht zu verwundern, daß viele sich diese günstige Konjunktur zu Nutze machten. Die weiteren Schicksale unseres Mannes kann man sich leicht ausmalen: als im Jahre 404 der Krieg im eigentlichen Hellas zu Ende war, richteten sich die Blicke der zahlreichen Söldner und Söldnerführer naturgemäß nach den nördlichen Ländern und nach Osten, und der Makrone fand Verwendung oder ließ sich anwerben bei einem der Söldnerregimenter, welche die Anab. I, 2 genannten Kondottieren für den jüngeren Kyros zusammenbrachten: die Peltasten bildeten ein Regiment von 2000 Mann. Sie standen in der Schlacht bei Kunaxa auf dem äußersten rechten Flügel hart am Euphrat, verstärkt durch 1000 paphlagonische Reiter, unter dem Befehl des Amphipolitaners Episthenes und sie waren die einzigen, welche zu Anfang des Zusammenstoßes einen ernsthaften Angriff zu bestehen hatten: Tissaphernes, welcher den linken Flügel des königlichen Heeres führte, griff sie mit seiner Reiterei — sie trug weiße Panzer — an und durchbrach die Reihen der griechischen Peltasten: allein diese traten auseinander, und die Eigentümlichkeit ihrer Waffe, welche sie zum Fern- und zum Nahekampf (ἔπαιον καὶ ἠκόντιζον)[1]) befähigte, ausnützend, wurden sie unter der geschickten und besonnenen Leitung des Episthenes des Angriffs leicht Meister, ohne irgend welchen eigenen Verlust zu erleiden. Die weiteren Schicksale des Mannes fallen mit den bekannten Ereignissen des berühmten Rückzugs zusammen. Die barbarischen Elemente unter den Zehntausend, zahlreich wie sie gewesen sein mögen, waren doch immer nur einzelne und sie gerade werden nicht die letzten gewesen sein, sich als Glieder des Ἑλληνικόν, als Hellenen zu fühlen und teilzunehmen an dem hochgespannten aristokratischen Gefühl, welches sich eben auf diesem Zug unter diesen Söldnern dem Barbarentum gegenüber ausbildete. So, als Hellene, durch eine Reihe wunderbarer Zufälle findet er seine halbvergessene Heimat wieder und ersteigt die Höhe seiner Laufbahn, indem er hier zum wichtigen Manne wird, der zwischen seinen hellenischen Strategen und seinen ehemaligen barbarischen Landsleuten einen für beide Teile vorteilhaften Vertrag vermittelt: in gewissem Sinne war ihm widerfahren, was sich sein Lagergenosse Antileon von Thurioi (5, 1) wünschte: nach einem Leben, das bis dahin eine Kette von Abenteuern gewesen, hatte er im Schlaf wie Odysseus seine Heimat wiedergefunden.

[1]) Grote 5. 38 der deutschen Übersetzung giebt ihnen fälschlich Pfeile.

3. M. Atilius Regulus.

Ein Beitrag zur Geschichte des Völkerrechts.
(Programm 1878.)

Wir unternehmen es, die Aufmerksamkeit des Lesers neuerdings auf eine Frage zu lenken, welche seit langer Zeit eine cause célèbre geschichtlicher Forschung bildet, und die wir hier, so weit sie überhaupt mit den vorhandenen Materialien zu einem Abschluß zu bringen ist, zu erledigen hoffen. Was läßt sich über die Schicksale und das Lebensende des M. Atilius Regulus Konsul 487. 498. d. St. 267. 256 v. Chr., nachdem derselbe im Jahr 255 v. Chr. in karthagische Kriegsgefangenschaft geraten war, Sicheres ermitteln?

Die überlieferte Erzählung selbst ist so bekannt, daß wir kaum nötig haben, an ihre Einzelheiten zu erinnern. Regulus wird, nachdem er bereits im Jahre 267 das Konsulat bekleidet und triumphiert hat, im Jahre 256 nach dem Tode des einen der beiden Jahreskonsuln — offenbar mit Rücksicht auf das Wagestück einer Landung in Afrika, das man plante und das tüchtige Männer verlangte[1*]) — zum zweiten Male zum Konsul gewählt. Er und sein patrizischer Kollege L. Manlius Vulso rechtfertigen diese Hoffnungen. Ein großer Seesieg öffnet ihnen den Weg nach dem feindlichen Erdteil. Sie vollführen die Landung glücklich, nehmen eine Reihe von libyschen Städten und sehen sich durch einen fast allgemeinen Aufstand der eingeborenen libyschen Bevölkerung unterstützt. Nachdem Manlius abberufen ist, erficht Regulus, der nunmehr allein auf der Bühne zurückbleibt, einen entscheidenden Sieg, und als auch Tunes in seine Hände gefallen ist, müssen es die Karthager als ein Glück ansehen, daß er sich zu Friedensunterhandlungen bereit finden läßt. Aber er stellt so harte Bedingungen und er stellt sie in so schroffer Form — gleichsam persönlich beleidigt fühlen sich die karthagischen Unterhändler durch sein barsches Benehmen[2]) — daß die Stimmung in Karthago völlig umschlägt. Ein geschickter lacedämonischer Kondottier organisiert die karthagischen Streitkräfte neu und wenige Monate später erfolgt ein gewaltiger Glücksumschlag. Das römische Heer wird in der Ebene von Tunes vernichtet und sein gefürchteter und gehaßter Führer wird als Gefangener — man kann sich denken unter welchem Jubel der Bevölkerung — in Karthago eingebracht. Soweit nun ist die Überlieferung gesund und lückenlos: was dann in späterer Zeit über seine

*) Die Anmerkungen befinden sich am Ende dieser Abhandlung.

weitern Schicksale allgemeiner Glaube, soweit man eine von niemanden in Abrede gezogene Auffassung Glaube nennen kann, war, dafür genügt es auf die Darstellung bei Horaz in der bekannten Ode III., 5. caelo tonantem zu verweisen. Er wird einige Jahre nach seiner Gefangennehmung als Genosse oder Aggregierter einer Friedensgesandtschaft nach Rom geschickt, widerrät aber im Senat Friede und Gefangenenauswechslung, kehrt dem geleisteten Eide gemäß zurück und wird zur Strafe für seine Haltung im Senat von „den Karthagern" zu Tode gemartert. Mit wachsender Vorliebe wendet sich Geschichtschreibung und Poesie diesem zweiten Teile, — was nach der Gefangenschaft geschehen — zu: und dieser zweite Teil bildet wesentlich das zu lösende Problem, das uns mithin zwei Fragen stellt — die Sendung nach Rom und den gewaltsamen Tod.

Aber welches tiefere Interesse hat denn die ganze Sache? wo ist der Punkt, an welchem sie mit dem Ganzen menschlicher Erkenntnis zusammenhängt? Es ist für uns doch an sich gleichgültig, ob ein römischer Mann, der vor 2000 Jahren das Unglück hatte, in feindliche Gefangenschaft zu geraten, mit dem Kopfe oben oder unten gekreuzigt worden oder sonstwie verstorben ist. Gewiß: aber nicht gleichgültig ist für uns die Frage, welches in den Zeiten des ersten großen Zusammenstoßes zwischen Rom und Karthago die Anschauung vom Kriege, — oder mit anderen Worten, wie weit und in welcher Weise bei diesen beiden Völkern, in diesen beiden Staaten, zu jener Zeit das Völkerrecht entwickelt war? Niebuhr bestimmt gelegentlich die moderne Anschauung vom Kriege im Gegensatze zur antiken dahin: daß nach moderner Anschauung im Kriege die Genien der Staaten miteinander kämpften, während nach antiker der Krieg Feindschaft aller Individuen des einen Staats gegen alle Individuen des andern Staats einschließe[3]). Sehr gut scheint uns damit der Unterschied der humanen Auffassung des Krieges, insoweit der Krieg überhaupt human aufgefaßt werden kann, im Gegensatze zur barbarischen bezeichnet: nur möchten wir nicht so schlechthin Altertum und Neue Zeit in dieser Hinsicht gegeneinanderstellen. Es hat im Altertum Kriege gegeben, bei deren Führung man jener humanen Auffassung wenigstens nahe gekommen ist: und es sind umgekehrt in neuerer Zeit — Spanien gegen Napoleon I. z. B. — Kriege so geführt worden, daß man kaum mehr von einem Kampfe der Genien der Staaten sprechen kann. Welchen Charakter in dieser Beziehung nun der erste punische Krieg getragen, dafür ist der Fall Regulus von größter Bedeutung. Man kann den großen Zusammenstoß der punischen Kriege in seinen drei Akten nicht richtig würdigen, ohne mit dieser Sache ins Reine gekommen zu sein, und so scheint sie uns in der That eines der interessantesten Probleme, welche der historischen Kritik gestellt sind.

Der erste, welcher die Überlieferung mit Kritik behandelt hat,

ist, soviel bekannt, der französische Gelehrte Jakob Paulmier[4]) am Ende des 17. Jahrhunders gewesen. Er gründet seine Zweifel, die sich auf das gewaltsame Ende des Regulus beziehen und für welche er fast um Entschuldigung bitten zu müssen glaubt, auf das Schweigen des Polybius; mit einem gewissen historischen Instinkt, der vielen Neueren gefehlt hat, erkennt er den Wert der Relation in den Fragmenten des Diodor, von welcher wir weiter zu reden haben werden, an: die Erfindung von dem gewaltsamen Ende des Regulus sei dann, meint er, durch die Witwe desselben in vulgus et alias mulieres ejus affines loquaces unter die Leute, insbesondere unter geschwätzige Weiber ihrer Verwandtschaft gebracht worden. Seitdem nun haben sich in Programmen und Dissertationen nicht wenige an dem Gegenstand versucht; jede Darstellung der römischen Geschichte, welche auf einige Selbständigkeit des wissenschaftlichen Standpunkts Anspruch erhebt, widmet dem Gegenstand eine längere oder kürzere Digression; in Wahrheit aber sind wir um keinen Schritt weiter gekommen als Paulmier. Niebuhr und Mommsen verwerfen die ganze Geschichte, gewaltsamen Tod und Friedensgesandtschaft, als Erfindung. Peter giebt in seiner ausführlichen dreibändigen Geschichte (I, 308 f.) einige ganz gute Gesichtspunkte und nimmt die Friedensgesandtschaft mit Regulus' Beteiligung an; in der kürzeren Fassung (S. 112 f.) läßt er alles wieder unbestimmt; und Ihne (Römische Gesch. II, 67 ff.) stellt aus allen Quellen etwas zusammen, was doch auch nur wieder Hypothese ist, nimmt die Friedensgesandtschaft an, bezweifelt aber Regulus Teilnahme an derselben. Auch die Behandlung in der Paulyschen Realencyklopädie zeigt dasselbe Schwanken: die erste Ausgabe (Haackh. 1839) nimmt die Friedensgesandtschaft und Regulus' Teilnahme als historisch und findet die (karthagische) Rache an Regulus nicht unglaublich; die zweite (S. W. Teuffel. 1866) läßt die erstere als historisch gelten, ebenso „die Rückkehr nach Karthago (und Tod daselbst)", welches letztere ganz seltsam und unklar ausgedrückt ist.

I.

Man muß es schon aussprechen: alle diese Besprechungen tragen den Charakter des Gelegentlichen und dürfen kaum als wirkliche Untersuchungen gelten. Eine wirkliche, d. h. methodische Untersuchung fehlt in der That noch, soviel man sich auch mit der Sache beschäftigt hat. Wie gewinnt man nun ein Urteil über einen streitigen Thatbestand? Wir denken, indem man die Zeugen verhört und bei diesem Verhör sich vor allem klar macht, welche Zeugen wirklich Aussagen von Wert zu geben in der Lage sind, welche nicht.

Bei einem Prozesse, wie der gegenwärtige ist, werden zunächst Berichte von solchen in Frage kommen, welche dem Ereignis zeitlich

nahe gestanden haben: die ältesten. Ein selbst nur oberflächliches Durchnehmen der Stellen bei den Alten lehrt, daß die Erzählungen von Regulus immer stärker moralisch, sentimental und sensationell gefärbt werden, und dies wird von Mommsen[5]) gewiß sehr richtig auf die Einwirkung der römischen Rhetorenschulen zurückgeführt. Diese kamen etwa 100 v. Chr. auf: haben wir nun, ist die erste Frage, Berichte, welche vor dieser Trübung, also unabhängig von ihr das Ereignis schildern oder zu demselben in irgend welcher Beziehung stehen?

Solcher Berichte haben wir drei: die Fragmente des Diodor von Sizilien, aus den Büchern 23, 24 der Bibliotheca historica; das erste Buch des Polybius; das Fragment des C. Sempronius Tuditanus (Konsul 129 v. Chr.) bei Gellius N. A. VI., 4.

Der älteste von diesen Berichten ist der in den Fragmenten des Diodor (Buch 24 fr. 19). Denn es ist kein Zweifel, daß diese Fragmente (B. 23, 24), welche sich auf die Geschichte des ersten punischen Krieges beziehen, auf Philinos von Agrigent zurückgehen, d. h. eine Quelle, welche den Ereignissen noch um vielleicht ein halbes Jahrhundert näher liegt als Polybios. Derselbe wird zweimal (B. 23, fr. 11 und B. 24, fr. 17) ausdrücklich in diesen Fragmenten citiert, er allein, kein anderer Historiker[6]): die ganze den Karthagern verhältnismäßig günstige Färbung dieser Fragmente stimmt mit dem vollkommen überein, was wir aus Polybios I, 14 über das Buch des Philinos wissen; es wird aber der Beweis noch vollständiger auf streng philologischem Wege erbracht werden können. Die Stelle nämlich, in welcher Diodor die Unterhandlung des Regulus mit den karthagischen Abgesandten erzählt (23, fr. 18) und diejenige, in welcher er Betrachtungen bringt über die Katastrophe des Jahres 255 (23, fr. 23), stimmen mit den entsprechenden Stellen des Polybios I, 31 und 35 so auffallend überein, daß von einem zufälligen Zusammentreffen nicht die Rede sein kann. Diodor 23 fr. 18 braucht den Ausdruck: *πᾶν τὸ συγχωρούμενον ὑφ᾽ ἑαυτοῦ λαμβάνειν ἐν δωρεᾷ*. Die Karthager, meint Regulus, müßten alles, was er ihnen zugestehe, als Geschenk ansehen. Polybios I, 31 braucht genau denselben Ausdruck: *ὁ μὲν γὰρ Μάρκος ὡς ἤδη κεκρατηκὼς τῶν ὅλων ὅτι ποτὲ συνεχώρει πᾶν ᾤετο δεῖν αὐτοὺς ἐν χάριτι καὶ δωρεᾶ λαμβάνειν*: sie müßten was er ihnen zugestehe, alles als Gnade und Geschenk ansehen; beide bezeichnen das schroffe Auftreten des Regulus bei den Unterhandlungen mit dem gerade nicht sehr gewöhnlichen Ausdruck *βαρύτης*, Barschheit. Ganz ebenso finden wir es bei den Betrachtungen über Regulus' Gefangenschaft: Polyb. I, 35 *καὶ γὰρ τὸ διαπιστεῖν τῇ τύχῃ καὶ μάλιστα κατὰ τὰς εὐπραγίας ἐναργέστατον ἐφάνη πᾶσι τότε διὰ τῶν Μάρκου συμπτωμάτων. ὁ γὰρ μικρῷ πρότερον*

οὐ διδοὺς ἔλεον οὐδὲ συγγνώμην τοῖς πταίουσιν, παρὰ πόδας αὐτὸς ἥγετο. Denselben Gedanken spricht Diod. 23 fr. 23 mit anderer Wendung aber denselben Ausdrücken aus: τοῖς δὲ ἰδίοις συμπτώμασι τοὺς ἄλλους ἐδίδαξε μέτρια φρονεῖν ἐν ταῖς ἐξουσίαις, τὸ δὲ μέγιστον, ὧν ὑπερηφάνησε τὴν ἀτυχίαν, τούτων ἠναγκάσθη τὴν ὕβριν καὶ τὴν ἐξουσίαν φέρειν, προαφῃρημένος ἑαυτοῦ τὴν συγγνώμην καὶ τὸν συγκεχωρημένον τοῖς ἐπταικόσιν ἔλεον.

An sich nun wäre es ja möglich, daß Diodor den Polybios hier benutzt hätte: aber Diodor ist ausführlicher, er bringt fr. 18 den Namen des Wortführers der karthagischen Gesandtschaft Hanno, der bei Polybios sich nirgends findet, und den er also aus anderer Quelle hätte haben müssen. Die Fragmente weisen auch sonst nirgends auf Abhängigkeit von Polybios hin, und jene Übereinstimmung ist also einfach daraus zu erklären, daß beide dieselbe Quelle vor sich hatten. Diese Quelle war der notorisch überhaupt von beiden stark benutzte Philinos; wir haben dafür noch einen besonderen, auch sonst vielleicht nicht uninteressanten und ziemlich strikten Beweis. Polybios nennt den Regulus konsequent ὁ Μάρκος, d. h. er nennt ihn mit dem Vornamen, wie man in den regierenden Kreisen Roms die Jahreskonsuln zu bezeichnen gewöhnt war, so wie es keinem englischen Parlamentsmitglied einfiel, den berühmten Staatsmann, den das Ausland als Sir Robert Peel kannte, anders zu nennen als Sir Robert. Die Fragmente des Diodor dagegen nennen ihn ebenso konsequent mit dem Gentilnamen ὁ Ἀτίλιος. Wie kommt Diodor zu dieser Bezeichnung? Dadurch, daß er eine Quelle benutzte, welche dem karthagischen Sprachgebrauch folgte — den Philinos. Die Namen der regierenden römischen Familien waren in Karthago bekannt, dies verstanden sie an der römischen Verfassung, und es lag ihren eigenen staatlichen und gesellschaftlichen Zuständen und Vorstellungen nahe: wenn das Schiff von Sizilien eintraf, das die Nachricht von der jüngsten Konsulwahl in Rom nach Karthago brachte, so fragten die karthagischen Staatslenker nicht, ist Marcus oder Lucius, sondern sie fragten: ist ein Atilier, Manlier, Cornelier gewählt? Diesem Sprachgebrauch folgt Diodor, der sich sehr enge an seine jedesmalige Quelle hält. Polybius dagegen folgt dem in den regierenden Kreisen Roms gebräuchlichen: der Ἀτίλιος verrät, daß Diodor unmittelbar aus Philinos geschöpft hat, nicht aus Polybius. Übrigens mag noch bemerkt werden, daß Polybius mit dem sicheren Takte des echten Historikers für Vorgänge, die auf afrikanischem Boden spielten, derjenigen Quelle gefolgt sein wird, welche über diese Vorgänge sich am besten hat unterrichten können, dem Karthagerfreund Philinos also.

Hat nun aber Polybius an dieser wichtigen Stelle seiner Erzählung den Philinos benutzt, so möchte es an der Zeit sein, von

diesem Schriftsteller etwas weniger geringschätzig zu sprechen, als seit Niebuhr aufgekommen ist. Niebuhr, allzusehr gewohnt mit Hypothesen zu operieren, erliegt nicht ganz selten der Gefahr mehr zu sagen, als in den Quellen steht: und dies ist ihm widerfahren, wenn er von Philinos sagt, daß er die Geschichte des ersten punischen Krieges „höchst feindselig gegen die Römer geschrieben habe“ [7]). Dies sagt aber Polybius I, 14, 15 an dieser einzigen ausführlichen Stelle, die wir von ihm oder sonstwem über Philinos haben, durchaus nicht. Er nennt den Philinos und den Fabius Pictor als diejenigen, welche am sachkundigsten (*ἐμπειρότατα*) über diesen Krieg geschrieben hätten; er glaube keineswegs, daß sie absichtlich die Unwahrheit gesagt hätten, nur sei ihnen begegnet, was den Liebenden wohl begegne — dem Philinos erscheine alles, was die Karthager gethan, verständig, schön, mannhaft, was die Römer, das Gegenteil davon, und umgekehrt sei es bei Fabius. Er spricht also nicht anders von ihnen, als wir von Thiers, von Livius, von Macaulay etwa sprechen: er nimmt und benutzt sie als ernsthafte Geschichtschreiber, und die Irrtümer, welche er an zwei Stellen dem Philinos nachweist, sind in der That durchaus von der Art, wie sie auch guten und sorgfältigen Geschichtschreibern begegnen können.

Die günstige Meinung nun, welche jene Stelle des Polybios und die Thatsache, daß er ihn für wichtige Vorgänge des Krieges als Hauptquelle benutzte, für Philinos erweckt, wird durch die Fragmente des Diodor, welche auf ihn zurückgehen, insbesondere das für unseren Zweck wichtigste, fr. 19 des 24. Buchs, durchaus bestätigt. Der Bericht, den wir in in diesem Fragment vor uns haben, ist vollkommen glaubhaft, und man darf nur einen der späteren, z. B. Appian, mit demselben vergleichen, um sofort zu erkennen, daß wir hier ernsthafte Geschichte vor uns haben. Die römische Regierung hat der Gattin des Regulus einige vornehme karthagische Gefangene übergeben als Geiseln für anständige Behandlung des Konsulars; Regulus ist soeben in karthagischer Gefangenschaft gestorben; seine Witwe *νομίσασα δι᾽ ἀμέλειαν αὐτὸν ἐκλελοιπέναι τὸ ζῆν*, läßt diese Gefangenen, Bodostor und Hamilkar, durch ihre Söhne mißhandeln; der erste, Bodostor, stirbt infolge der Mißhandlungen — enges Gefängnis und Hunger nennt der Bericht, also wirkliche, keine Rhetoren- und Romanbarbarei von eisernen Nägeln und wilden Tieren. Hamilkar beruft sich *μετὰ δακρύων* auf *τὴν ἐπιμέλειαν τὴν εἰς τὸν ἄνδρα*, d. h. darauf, daß Regulus in Karthago gut behandelt worden sei: *ἀντὶ τῆς καλῆς χάριτος* müsse er nun mehr als Menschliches leiden. Er wird nicht gehört, aber die Sache kommt durch Sklaven den Tribunen zu Ohren: *δεινῆς δ᾽οὖν τῆς ὠμότητος φανείσης οἱ ἄρχοντες ἀνεκαλέσαντο τοὺς Ἀτιλίους καὶ παρ᾽ ὀλίγου θανάτου κρίσιν προέθηκαν ὡς καται-*

σχυνοῦσι τὴν Ῥώμην: sie befreien den Hamilkar und schicken die Asche des Bodostor dessen Verwandten nach Karthago. Die Atilier also, nicht „die Römer" im allgemeinen, haben, nach diesem Bericht, die Ehre Roms kompromittiert, wie denn einzelne, die aus Motiven des Hasses und der Rache sich an Wehrlosen vergreifen, überall gefunden werden; aber die Tribunen, d. h. das offizielle Rom (οἱ ἄρχοντες) schreiten ein, sobald sie davon hören. Dies ist die Art, wie zivilisierte — sagen wir wie wirkliche Staaten, auch im Kriege, miteinander verkehren. Von einer gehässigen Tendenz gegen Rom ist in diesem Bericht also durchaus nicht die Rede. Er ist der älteste und stammt aus einer Zeit, in welcher die Ereignisse noch frisch in der Erinnerung lebten. Diese frische Farbe tragen diese Fragmente insgesamt, die man jener nicht wohl überlegten Äußerung Niebuhrs wegen nicht nach ihrem vollen Werte zu würdigen Gefahr läuft.

Wir entnehmen diesem ältesten Bericht nun zunächst die einfachste Form der Erzählung vom Tode des Regulus. Nach längerer Gefangenschaft in Karthago ist Regulus dort gestorben, aus Mangel an ordentlicher Pflege (δι' ἀμέλειαν, nicht δι' ἀμελείας), nach der Ansicht seiner Witwe und der Gens der Atilier.

Das Fragment hat nur Einen Fehler. Es ist ein höchst wertvoller Torso, dem aber der Kopf fehlt. Über Regulus' Aufenthalt in Rom, die Friedenssendung, erfahren wir nichts. Wir konstatieren nur, daß in dem Berichte nichts ist, das einem solchen Vorkommnis widerspricht; im Gegenteil, er scheint etwas derart vorauszusetzen[8]).

Die zweite Quelle der Zeit nach ist Polybius' Buch I. Er schrieb um 146 v. Chr., also 100 Jahre nach dem Ereignis[9]). Aber es lagen ihm die Werke des Philinos und des Fabius vor und gute Quellen standen ihm außerdem zu Gebote. Er erzählt den ersten Teil der Geschichte des Regulus verhältnismäßig ausführlich, nach Philinos wie wir sahen: er berührt aber weder den Tod noch die Sendung des Regulus nach Rom mit einem Worte. Was beweist dies? Wir antworten: Alles gegen einen gewaltsamen Tod des Regulus, nichts gegen die Friedensgesandtschaft.

Das erstere, den angeblichen gewaltsamen Tod, können wir an dieser Stelle — ein für allemal denken wir — erledigen. Es ist nicht ganz überflüssig, die Gründe anzugeben, welche von vornherein den gewaltsamen Tod im höchsten Grade unwahrscheinlich machen. Ein solcher gewaltsamer Tod ließe sich allerdings denken als Racheakt einer fanatisch-aufgeregten Bevölkerung, oder als die Handlung einer durch eine solche fanatisch-aufgeregte Bevölkerung eingeschüchterten Regierung, also unmittelbar nach der Gefangennahme (255). Aber unsere Berichte insgesamt, wieviel Wert sie haben mögen, lassen die Marterung erst viel später, etwa fünf Jahre nach der Gefangen-

nehmung als Folge der verunglückten Friedensgesandtschaft eintreten, einige gar, freilich ganz unsinnig, unmittelbar vor der Verhandlung des Definitivfriedens 241. Es ist aber vielmehr a priori anzunehmen, daß die karthagische Regierung sofort Sorge getragen haben wird, ihren großen Gefangenen gegen solche Ausbrüche des Fanatismus zu sichern: aus dem einfachen Grunde, weil die Römer in der Lage waren, für jede Unbill, welche dem Konsular widerfuhr, an gefangenen karthagischen Vornehmen Repressalien zu nehmen. Sie zauderten denn auch nicht, ihrem gefangenen Feldherrn dadurch eine angemessene Behandlung zu sichern, daß sie seiner Familie in Rom einige vornehme Karthager als Geiseln gaben, wie wir aus Diodor erfahren [10]), und in denselben Zusammenhang gehört es, daß in den ersten Komitien, welche nach Regulus' Mißgeschick abgehalten wurden, einer von den Gens, ein Atilier vom Zweig der Calatini, zum Konsul gewählt wird: er war in der Lage, auf das Schicksal karthagischer Gefangener in römischen Händen und also mittelbar römischer Gefangener in karthagischen Händen Einfluß zu üben. Daß die Atilier geglaubt oder zu glauben vorgegeben haben, Regulus sei infolge mangelhafter Pflege gestorben, wissen wir aus Diodor, d. h. Philinos. Daß das offizielle Rom das nicht geglaubt hat, wissen wir aus derselben Quelle: und daß derselbe Glaube oder Nichtglaube, — daß die Ansicht, es sei bei Regulus' Tode alles mit natürlichen Dingen zugegangen, um 150 v. Chr. noch die Ansicht der regierenden Kreise zu Rom war, beweist das Schweigen des Polybius, — ein argumentum ex silentio in der That von der allerbesten Sorte. Zum Überfluß wird dies bewiesen dadurch, daß in keiner späteren offiziellen Verhandlung von einer Mißhandlung des Regulus die Rede ist: nach Diod. 24 fr. 20, also einer sehr guten Quelle, beruft sich Hamilkar Barkas im Jahre 241 bei den Unterhandlungen mit C. Lutatius auf Regulus als ein Beispiel, daß man den Bogen nicht allzustraff spannen dürfe [11]), weil das Glück umschlagen könne; er würde sich wohl gehütet haben, den Namen Regulus zu nennen, wenn die karthagische Regierung, die friedesuchende, in Hinsicht auf diesen Mann irgendwie ein böses Gewissen gehabt hätte. Die Genesis der Martergeschichten werden wir später kennen lernen.

Polybius schweigt aber auch von der Friedensgesandtschaft: und dies wird Mommsen im Auge haben, wenn er sagt, dieselbe sei schlecht bezeugt [12]). Dies ist falsch, sie ist, wie wir sehen werden, sehr gut bezeugt, — bezeugt durch einen Gewährsmann, den man, wenn nicht im juristischen, so doch im historischen Sinn geradezu einen klassischen Zeugen nennen kann: nur ist dieser Zeuge nicht Polybius.

Daß Polybius über diese Sendung schweigt, beweist schlechterdings garnichts gegen dieselbe. Sie war erfolglos, sie hatte auf

den Gang der Ereignisse keinen Einfluß und ihre Erwähnung war für ihn nach dem Plan des ersten Buchs seiner Geschichte gänzlich überflüssig. Dreimal betont er an der entscheidenden Stelle I, Kap. 13, 1. 7. 10, daß er diesen ersten Krieg summarisch — — *κεφαλαιωδῶς, ἐπὶ βραχὺ καὶ κεφαλαιωδῶς, ἐπὶ κεφαλαίων ψαύοντες,* — erzähle. Für eine solche summarische Erzählung war die Erwähnung einer vergeblichen Gesandtschaft gänzlich überflüssig: oder würden wir etwa ein argumentum ex silentio daraus machen, wenn ein Historiker — und wäre es ein Schlosser oder Ranke — der auf 80 Oktavseiten die Geschichte der Kriege von 1812—15 *κεφαλαιωδῶς* erzählte, das Faktum unerwähnt ließe, daß Napoleon in der Nacht vom 16. auf den 17. Oktober 1813 den gefangenen österreichischen General Meerfeldt mit Friedensanträgen, die zu nichts führten, entlassen hat? Polybius erwähnt überhaupt keine Friedensunterhandlung und keine Gefangenenauswechselung, und doch wissen wir, daß solche stattgefunden haben[13]): wie es denn auch eine ganz einfache Unmöglichkeit wäre, daß zwei Staaten, wie das damalige Rom und das damalige Karthago, zwischen denen bis 264 v. Chr. ein sehr leidliches Verhältnis bestanden hatte, 23 Jahre lang miteinander Krieg geführt haben sollten, ohne daß in dieser langen Zeit auch nur der Versuch gemacht worden wäre, den Frieden wiederherzustellen: der denn doch, auch im Altertum, als der wünschenswertere Zustand galt.

Der dritte Bericht, welcher bei unserm Zeugenverhör in erster Linie in Betracht kommt, weil er noch in eine Zeit lebendiger Erinnerung fällt, ist das Fragment aus den Kommentarien oder Annalen des C. Sempronius Tuditanus, welchen uns Gellius im 4. Kapitel des 6. Buchs der Noctes Atticae giebt.

Es ist merkwürdig, daß dieses Fragment, welches, wie wir sehen werden, den Schlüssel zu der Reguluslegende bildet, bei allen Besprechungen des Problems eine sehr untergeordnete Rolle spielt. Wir setzen es in die Anmerkungen, weil man es ganz vor Augen haben muß, um es in seiner Bedeutung zu würdigen[14]). Dasselbe ist in dreifacher Beziehung von Wichtigkeit.

1. Zunächst enthält dies Fragment zuerst — und dies in einfachster Form, als etwas Bekanntes — die Notiz in Beziehung auf Regulus' Sendung nach Rom. Quod satis celebre est de Atilio Regulo id nuperrime legimus in Tuditani libris, sagt Gellius, Regulum captum ad ea quae in senatu Romae dixit suadens ne captivi cum Carthaginiensibus permutarentur, id quoque addidisse: — Es ist die einfachste Sache von der Welt: die Karthager haben eine Abordnung nach Rom geschickt, um eine Gefangenenauswechselung vorzuschlagen: ohne Zweifel, dürfen wir vorgreifend bemerken, hat diese Abordnung auch den Auf-

trag gehabt, die Stimmung der regierenden Kreise wegen etwaiger Friedensunterhandlungen zu sondieren. Dieser Abordnung geben sie den vornehmsten ihrer Gefangenen, den Regulus bei, welcher denn unbefangen und hochherzig genug ist, die Auswechselung (ein Präjudiz für Friedensunterhandlungen setzen wir hinzu) zu widerraten.

Dieses bemerkenswerte Faktum nun, welches der Hauptsache nach im Senate zu Rom spielt, erwähnt in der einfachsten Form ein Mann, den wir einer wenig begründeten Hyperkritik gegenüber nicht anstehen dürfen, einen klassischen Zeugen zu nennen.

C. Sempronius Tuditanus war Quästor im Jahre 145 v. Chr., Prätor im Jahre 132, Konsul im Jahre 129; er gehörte also seit 145, spätestens seit 142, wo ein Census und eine Lectio stattfand, dem Senat an; die Gens selbst war längst unter den regierenden Geschlechtern, sein Vater, wie sein Großvater waren Männer von Bedeutung in hohen und wichtigen Ämtern; er selbst wird uns als ein namhafter und ernsthafter Geschichtschreiber geschildert, wie er denn eine ganze Reihe libri magistratuum geschrieben hat, was, wie beiläufig bemerkt werden mag, ohne Einsicht in die Senatsakten gar nicht möglich war[15]). Indes, von der Kenntnis der Senatsakten ganz abgesehen, im Senat saßen zu seiner Zeit noch Leute genug, deren Väter oder Großväter den M. Atilius Regulus noch persönlich gekannt hatten, ein C. Sempronius Sophus z. B. war Konsul 268, also Amtsvorgänger des Regulus in dessen erstem Konsulat gewesen, ein anderer von der Gens des Geschichtschreibers, den Sempronii Tuditani, war Konsul im Jahre 240, ein P. Sempronius Tutidanus im Jahre 204, ein Marcus S. T. im Jahre 185. Beide erstgenannten zum mindesten hatten also den Regulus persönlich gekannt und ebenso saßen Atilier genug im Senat: noch einige Jahre zuvor waren die Beziehungen zu Karthago eine Frage aktiver Politik gewesen: wir fragen nun, ist es denkbar, daß um diese Zeit eine so bedeutungsvolle Szene, die im römischen Senat spielte, in dieser Weise hätte erfunden werden können, ohne sofort widerlegt zu werden? oder daß ein namhafter Geschichtschreiber aus senatorischen Kreisen, dem das Archiv des Senats und alle nur möglichen mündlichen Quellen zugänglich waren, eine solche Erfindung, die im Senat überhaupt gar nicht aufkommen konnte, von irgendwem sonst sich hätte aufbinden lassen sollen? — Der Gedanke ist gerade so widersinnig als etwa der: daß die berühmte Szene im englischen Oberhause 7. April 1778, wo Lord Chatham schon todkrank gegen die Anerkennung der Unabhängigkeit der amerikanischen Kolonien sprach, eine Erfindung der Familie Pitt oder sonstwessen sei, welche Erfindung dann Earl Stanhope, selbst Mitglied des Oberhauses und der regierenden Kreise Englands, in gutem Glauben dem 6. Band seiner History of England einverleibt habe[16]).

Wir könnten uns auch einfacher ausdrücken: stände jene Notiz bei Polybius, so wäre sie um kein Haar besser bezeugt als jetzt. Denn dem Polybius standen für diese Sache keine besseren Quellen zu Gebote als dem Tuditanus. Im Gegenteil: für eine Szene, die etwa 80 Jahre vor seiner Zeit im römischen Senat spielte, ist dieser, der Senator, der Genosse einer der großen Familien, ein besserer Gewährsmann als selbst Polybius.

Bemerken wir übrigens: das Faktum der Gesandtschaft und der Haltung des Regulus im Senat ist diskreditiert worden lediglich durch das Beiwerk, mit welchem die spätere Geschichtsrhetorik es umkleidet hat. An sich ist es etwas sehr einfaches und hat nicht das mindeste Unglaubhafte. Gesetzt, die karthagische Regierung war zu irgend einer Zeit in der Lage, den Frieden zugleich dringend zu wünschen und eine annehmbare Basis für denselben vorzuschlagen: so konnte sie es kaum anders machen als wie es die Überlieferung bei Tuditanus voraussetzt und wie es mutatis mutandis immer geschehen wird: es liegt sehr nahe, an einen Vorgang des letzten Kriegs zu denken, die Reise des in Metz eingeschlossenen Generals Boyer ins deutsche Hauptquartier zu Versailles und die von den Eingeschlossenen erwogene Möglichkeit, ihre Freiheit durch einen Friedensschluß zu erlangen. Sie schickt Bevollmächtigte mit dem ostensiblen Zweck, über Gefangenenauswechselung zu verhandeln, sie sorgt aber dafür, daß diese Bevollmächtigten Leute von einiger Bedeutung sind und gesetzt, daß dies hier geschehen: was lag näher, ja was war selbstverständlicher, als daß dieser Abordnung der bedeutendste der römischen Kriegsgefangenen, Regulus, beigegeben wurde? Die Form, in der es geschah, ist gleichgültig: wir haben für den ganzen Hergang eine ziemlich genaue Analogie in der Sendung jener Delegation der römischen Kriegsgefangenen im Jahre 216 nach der Schlacht bei Cannä, Livius 22, 58: eine Sendung römischer Kriegsgefangenen in Begleitung des Karthalo, oder was auf das Gleiche hinauskommt, des Karthalo in Begleitung der römischen Kriegsgefangenen. Die letzteren haben die Erlaubnis, ihre Sache, die Gefangenenauswechselung zu führen, Karthalo ist bevollmächtigt, si forte ad pacem inclinaret animus, die Friedensbedingungen zu nennen, und so ist es hier auch gegangen. Cicero hat in der Rede pro Sestio IX, 127 die Notiz, daß Regulus von seinen Mitgefangenen nach Rom geschickt worden sei[17]). Wir legen wenig Wert auf diese Notiz: denn die Form der Mission des Regulus ist weiter nicht von Belang, wenn auch dies, daß er mit Erlaubnis der karthagischen Regierung von seinen Mitgefangenen deputiert wurde, wie dort die Delegierten der Gefangenen von Cannä, das natürlichste scheint. Die Sache kommt nun im Senate zur Verhandlung, wie dort im Jahre 216 (Liv. 22, 59 ff.), und dort wie hier beherrscht die Frage

Krieg oder Frieden die Verhandlung über die Auswechselung: bei dieser Gelegenheit hätte denn auch Regulus das Wort ergriffen, wie dort 216 M. Junius, der Prinzeps der kannensischen Delegierten. Aber er sprach gegen die Auswechselung, d. h. gegen Einleitung von Friedensunterhandlungen auf der von Karthago angebotenen Basis. Daß das letztere die Hauptsache war, das versteht sich für jeden, der weiß, wie es in der wirklichen politischen Welt zugeht, von selbst: und ebenso versteht sich von selbst, daß Regulus, der allerdings ohne Zweifel denselben für solche Fälle herkömmlichen Schwur se rediturum wie dort die kannensischen Delegierten geleistet haben wird, diesen Schwur auch gehalten hat.

In alledem liegt gar nichts Auffälliges und Besonderes, und es hat keinen Sinn, die Friedensgesandtschaft zwar als historisch anzunehmen oder sich gefallen zu lassen, Regulus' Teilnahme an derselben aber anzuzweifeln, wie Mommsen oder Ihne thun. Die Frage ist nur noch, in welche Zeit fällt nach der Überlieferung die Sendung? Wenn etwa noch ein Zweifel an der Thatsache übrig ist, so ist die Zeit, in welche sie nach der besten Überlieferung fallen soll, geeignet, diese letzten Zweifel zu zerstreuen. Die Jahreszahl giebt Orosius IV, 10 Carthaginienses petendam esse a Romanis pacem decreverunt. Ad quam rem Atilium Regulum — quem jam per quinque annos captivum detinebant, inter ceteros legatos praecipue mittendum putaverunt. Dies stimmt mit der Epitome des 18. Buchs bei Livius und mit Zonaras 8, 15 d. h. Dio Cassius, der den richtigen Zeitpunkt noch genauer angiebt: es war nach der Schlacht bei Panormus im Sommer 250. Ein geeigneterer Zeitpunkt ist garnicht denkbar: wir könnten geradezu, wenn uns gar nichts überliefert wäre, a priori aus der allgemeinen Lage schließen, daß in der zweiten Hälfte des Jahres 250 Friedensversuche gemacht worden sein müssen. Von 254—251 steht der Krieg, die Römer haben durch Stürme schwere Verluste erlitten und verzichten schon 253 auf weiteren Kampf zur See, für das Jahr 251 sagt Polybius I, 39, 8. *συνέβη πάλιν ἐπικυδέστερα γενέσθαι τὰ τῶν Καρχηδονίων πράγματα*: erst 250 raffen sich die Römer aufs neue auf, und der große Sieg bei Panormos ist nun das Ereignis, welches die Lage klärt.

Sizilien ist für die Karthager verloren: nur Lilybäum können sie zu behaupten hoffen, wie denn diese Stadt auch später nicht erobert worden ist. Wir wiederholen: ein geeigneterer Zeitpunkt ist nicht denkbar, und es ist sehr wenig gewagt, auch den Differenzpunkt anzugeben, an welchem der Friede damals scheiterte. Die Karthager waren bereit — das ist mir so sicher, als wenn ich in jener Senatssitzung zugegen gewesen wäre — auf Sizilien zu verzichten mit Ausnahme von Lilybäum, ihrer ältesten und zugleich

festesten Position auf der Insel, die überdies, ihrem Namen nach zu schließen, überwiegend punisch war[18]). Die Mehrheit des Senats aber und Regulus mit ihr oder Regulus und die Mehrheit des Senats mit ihm, hat gesagt, sie müssen von der ganzen Insel fort, wie er schon bei den Friedensunterhandlungen im Jahre 256 verlangt hatte (Dio Cass. fr. 148, 1), und wie sie es im Frieden von 241 nach 9 Jahren weiteren Kämpfens wirklich mußten. Dies würde sich aus der Lage der Dinge von selbst ergeben: es wird aber bis zur Evidenz deutlich, wenn wir die Situation im Jahre 275, also 25 Jahre vor dieser Zeit, so wie Diodor 22, fr. 21 (ed. Becker, IV, p. 18 f.) sie schildert, uns vergegenwärtigen. König Pyrrhus ist im Begriff, zur Belagerung von Motye im N. W. von Sizilien zu schreiten: die Karthager fürchten für Lilybäum, bringen eine ansehnliche Macht dorthin, verproviantieren diese Festung, deren Werke sie verstärken. Sie schicken gleichzeitig eine Friedensgesandtschaft an den König. Dieser ist geneigt, ihnen Lilybäum zuzugestehen: dagegen erheben die delegierten Kommissäre der ihm verbündeten Griechenstädte lebhaften Widerspruch: die Barbaren dürften keinen Angriffspunkt auf Sizilien behalten, man müsse die Phönikier ganz aus Sizilien vertreiben. Genau so lagen die Dinge auch jetzt: das letztere, Vertreibung der Phönikier aus ganz Sizilien, war die Meinung der Senatsmehrheit und des Regulus[19]). Ein Staatsmann von Regulus' Vergangenheit konnte nicht wohl anders handeln. Er widerriet den Frieden auf karthagischer Basis und die Auswechselung, weil sie ein Präjudiz für diesen Frieden war: sehr möglich, ja sehr wahrscheinlich, daß er und die Mehrheit des Senats die Karthager tiefer herabgebracht glaubte, als sie es wirklich waren, und daß sie der Ansicht waren, binnen kurzem müßten die Karthager doch Frieden um jenen Preis der unbedingten Verzichtleistung auf Sizilien schließen. Aus diesem charaktervollen, aber vollständig verständlichen Verfahren hat denn die spätere Geschichtsrhetorik eine abgeschmackte Bravade gemacht.

Auf eins machen wir noch aufmerksam, was man, soviel wir sehen, bisher übersehen hat. Die Karthager hatten um so mehr Veranlassung, ihrer Abordnung den Regulus beizugeben, als sein Bruder Cajus und sein Kollege vom Jahre 256, L. Manlius Vulso, damals die höchste Würde im römischen Staat, das Konsulat, bekleideten.

2. Den zweiten Punkt in dem wertvollen Fragment des Tuditanus leiten wir zunächst mit dem allgemeinen Satze ein, daß gescheiterte Friedensunterhandlungen die Stimmung der Kriegführenden nicht zu verbessern pflegen. Es kann sein — wir wissen es nicht — daß Regulus (und seine Mitgefangenen) nach seiner Rückkehr härter behandelt worden sind, als die fünf Jahre vorher, in denen sie nicht

schlecht behandelt worden sind[20]). Gewiß aber ist, daß, wenn Regulus bald nach seiner Rückkehr von der vergeblichen Gesandtschaft gestorben sein sollte — er war, da er schon 267 als Konsul triumphiert hatte, im Jahre 250 kein Jüngling mehr — es bei den Römern sehr anders zugegangen wäre als bei andern Menschen, wenn nicht dort in Rom das Gerücht entstanden wäre, die Karthager werden wohl der Natur etwas nachgeholfen haben. Und genau so finden wir es denn auch. Tuditanus fährt fort: addidisse, venenum sibi Carthaginienses dedisse non praesentarium, sed ejusmodi quod mortem in diem proferret eo consilio, ut viveret quidem tantisper quoad fieret commutatio, post autem grassante sensim veneno cor tabesceret. Streift man hier den dünnen Schleier des Gerüchts — eines Gerüchtes, das frühzeitig aufgekommen sein wird — weg, so greift man die einfache historische Thatsache mit Händen. Regulus ist sehr kurz nach der Rückkehr von seiner Sendung in Karthago gestorben. Man hat aber einen sehr wesentlichen Unterschied zwischen diesem (relativ ältesten) Bericht und den späteren gar nicht beachtet. Die späteren Quellen lassen den Regulus zu Tode gemartert werden zur Strafe für sein Verhalten bei der Friedensgesandtschaft — Tuditanus dagegen läßt ihn den Keim des Todes, das schleichende Gift, schon mit nach Rom bringen. Die späteren ferner, an ihrer Spitze Älius Tubero, ein Zeitgenosse Ciceros, brauchen wütende Elefanten, mit Nägeln ausgeschlagene Fässer und dergl. Marterwerkzeuge. Tuditanus autem, heißt es bei Gellius weiter, somno diu prohibitum atque ita vita privatum refert. Nun, ein schleichendes Gift ist im Grunde jede tödliche Krankheit und Schlaflosigkeit ist ein nicht ungewöhnliches Symptom einer solchen: wir stehen also 100 Jahre nach dem Faktum einen kleinen Schritt von der Nachricht bei Philinos-Diodor. Dort stirbt Regulus nach Ansicht der Atilier infolge oder mit infolge nachlässiger Behandlung, hier nach einer weit verbreiteten Annahme, der ein namhafter Geschichtschreiber Worte giebt, an schleichendem Gift und Schlaflosigkeit.

Wir sind im stande, den Zeitpunkt dieses Todes ziemlich genau zu bestimmen. Die Schlacht bei Panormos fällt nach Polybius I, 40 in die Zeit der Ernte 250, dann folgt die Friedensgesandtschaft und zwischen die Diktatur des Atilius Calatinus (249) und die Censur des A. Atilius und C. Manlius (247) setzt Liv. Epitome 19, die für unsere Frage, so viel ich sehe, noch nicht verwendete Notiz commutatio captivorum cum Poenis facta est: dieselbe Gefangenenauswechselung, welche Zonaras 8, 16 unter den Konsuln von 247 anführt: *τοὺς δ᾽ αἰχμαλώτους ἀλλήλων ἄνδρα κατ᾽ ἀνδρὸς ἠλλάξαντο, τοὺς δὲ λοιποὺς, ἐπεὶ μὴ ἦσαν ἰσοπληθεῖς, ἀργυρίου οἱ Καρχηδόνιοι ἐκομίσαντο.* Bei dieser Notiz, welche beiläufig bemerkt allein schon

beweisen würde, daß das offizielle Rom von einem gewaltsamen Tode des Regulus nichts wußte, wird des Regulus keine Erwähnung mehr gethan: er ist also frühestens in der zweiten Hälfte 250, spätestens vor dem Amtsantritt der Censoren von 247 (März oder April)[21], also wahrscheinlich 249 oder 248 gestorben.

3. Drittens endlich bestätigt jenes kostbare Fragment das Wesentliche des in fr. 19 V. 24 von Diodor aus Philinos gegebenen Berichts. Idque ubi Romae cognitum est, nobilissimos Poenorum captivos liberis Reguli a senatu deditos et ab iis in armario muricibus praefixo destitutos eademque insomnia cruciatos interiisse. Tuditanus bestätigt das Wesentliche: nur freilich ist, was in jenem ältesten Bericht bestimmt, klar und verständlich sich darstellt, bereits verwischt und im Begriffe, ins Romanhafte abzuschweifen. Gegenüber dem älteren Bericht bei Diodor-Philinos haben wir hier statt den bestimmt benannten Geiseln nobilissimos Poenorum captivos, also eine weniger bestimmte Größe. Diese Geiseln werden nach dem Tode des Regulus den Kindern des Regulus zur Marterung übergeben, während sie bei Philinos schon längst der Familie überwiesen sind, zwei bestimmte, zu dem sehr vernünftigen Zweck, der Familie und dem Staat eine Garantie für standesgemäße Behandlung des gefangenen Regulus zu gewähren. Tuditanus ferner braucht schon eiserne Nägel, bei Philinos geschieht die Mißhandlung durch Hunger und engen Gewahrsam; und endlich das wichtigste: Philinos, der angeblich gegen die Römer gehässige, läßt das offizielle Rom gegen die Mißhandlung einschreiten, welche die Ehre Roms kompromittiert; Tuditanus, der römische Konsul, berichtet ruhig, ohne mit den Wimpern zu zucken, die scheußliche Mißhandlung, welche ihm als berechtigter Racheakt erscheinen mochte, ja er giebt sie mittelbar als einen offiziell gewollten, vom Senat angeordneten Akt.

Wie kommt dies? wie kommt es, daß der karthagerfreundliche Agrigentiner in diesem Fall mehr Sinn für römische Staatsehre zeigt, als der hochgeborene römische Konsul? Es kommt daher, daß der letztere 100 Jahre später schrieb als der erstere, und daß in diesen 100 Jahren Ereignisse geschehen waren, welche das ganze Verhältnis des römischen Volks zum karthagischen, und damit auch ihre Anschauung von der jüngsten Vergangenheit umgestalteten.

II.

Wir haben bis dahin aus den ältesten Berichten das wirklich Geschehene zu ermitteln gesucht. Dieses wirklich Geschehene ist so unzweifelhaft, als überhaupt auf diesem Gebiete etwas sein kann: Regulus' Teilnahme an einer Friedensgesandtschaft 250 und natürlicher Tod in karthagischer Gefangenschaft frühestens spät im Jahre

250, spätestens früh im Jahre 247. Es bleibt uns nun aber noch zu untersuchen, wie sich die Legende von Regulus allmählich ausgebildet hat; denn auch dies ist historisch wichtig und wird uns fruchtbare Gesichtspunkte enthüllen. Wir bemerken nun vorab, daß diese Legende die Thatsache der Szene im Senat — Regulus dissuadens in senatu ne captivi permutarentur — schlechthin voraussetzt — daß sie ohne diese Thatsache gar nicht hätte entstehen können. Denn das Auffällige, Gerüchterzeugende war nicht, das Regulus überhaupt in karthagischer Gefangenschaft starb, — dergleichen wird oft genug vorgekommen sein — sondern nur, daß Regulus bald nach diesem Vorgang in Karthago starb und es ist ein Beweis, wie verworren die ganze Untersuchung seither geführt worden ist, daß man diesen bei einigem Nachdenken doch einleuchtenden Zusammenhang nicht zu ihrer Basis machte. Der Umstand nun, daß jener Tod bald nach der Szene im Senat erfolgte, veranlaßte, wie Diodor nach Philinos völlig glaubhaft berichtet, die unedle Rache der Atilier an den karthagischen Geiseln: die römische Regierung schritt ein, und der Zwischenfall war damit offiziell erledigt. Er war erledigt im Jahre 247, als die von Livius und Zonaras erwähnte commutatio captivorum stattfand. Niemand kam auf ihn zurück, als 241 der Friede geschlossen wurde: und Polybius hält es um 150 nicht für nötig, denselben zu erwähnen. Neben dem aber, was man in offiziellen Kreisen wußte, gingen im Volke Gerüchte um, wie sie sich bei jedem unter außergewöhnlichen Umständen erfolgenden Tod eines bedeutenden Mannes bilden. Wann ist denn nun das Gerücht oder die Anschauung, daß es bei Regulus' Tode nicht mit rechten Dingen zugegangen sei, wieder aufgelebt, oder wann hat es eine solche Stärke gewonnen, daß es ein ernsthafter Historiker wie Tuditanus als geschichtliche Wahrheit vortragen konnte?

Niebuhr sagt: man traute in Rom den Karthagern alles Schlimme zu. Dies ist halbwahr; er hätte sagen müssen: man traute in Rom den Karthagern alles Schlimme zu, seitdem man 16 Jahre lang mit ihnen einen fürchterlichen Krieg im eigenen Lande hatte führen müssen, und man dichtete ihnen alles Schlimme an, seitdem man sie, nach einem grimmigen Todeskampfe von ihrer Seite, vom Erdboden vertilgt hatte.

Der erste punische Krieg trägt einen ganz anderen Charakter als der zweite. Es handelte sich in demselben wesentlich um die Insel Sizilien, es war ein Krieg der Staatsnotwendigkeit, de dignitate atque imperio, um einen römischen Ausdruck zu gebrauchen, ein Krieg zwischen zwei Staaten, zwischen denen seither ein ziemlich günstiges Verhältnis, gegründet auf eine gewisse Interessengemeinschaft, obgewaltet hatte. Ein Zug, wie der bekannte von Liv. 27, 31 erzählte C. Claudius consul (nach der Schlacht bei Sena) cum in

castra redisset, caput Hasdrubalis quod ceratum cum cura attulerat proiici ante hostium stationes — jussit, wird uns, soviel mir bekannt, aus dem ersten punischen Kriege nicht überliefert. Die Mißhandlung karthagischer Geiseln durch die rachsüchtige Gens und Familie wird sofort von den römischen Autoritäten auf das nachdrücklichste desavouiert, und daß ganz kurz nach diesem peinlichen Vorgang eine commutatio captivorum, wichtig genug, um von der Geschichtschreibung festgehalten zu werden, stattfand, beweist, daß, trotzdem der Krieg nun (248) schon 16 Jahre gedauert hatte, doch noch keine Todfeindschaft zwischen den beiden Völkern bestand wie jene, welche die eben erwähnte Handlung des römischen Konsuls voraussetzt. Als dann 241 der Friede des Lutatius geschlossen war, stellte sich zunächst wieder ein sehr leidliches Verhältnis zwischen den beiden Völkern oder Staaten her. Die Karthager kamen dank der Thorheit ihrer Regierung unmittelbar nach dem Friedensschlusse wie bekannt durch den großen Söldneraufstand in eine Lage, die einige Ähnlichkeit hat mit derjenigen der französischen Regierung gegenüber dem Aufstand der Kommune im April 1871. Bei diesem Kampfe gegen ihre Söldner wurde die karthagische Regierung anfangs von den Römern in derselben loyalen Weise unterstützt, wie die französische Regierung in ihrem Kampfe gegen die Kommune von den Deutschen unterstützt wurde[22]). Auch aus demselben Grunde, wie hier beiläufig bemerkt werden mag: in einem Siege der Söldner lag, wie die bekannten Vorgänge in Messana (282 v. Chr.) und in Rhegium (279) beweisen, eine gemeinsame Gefahr für die gesamte Zivilisation — eine soziale Gefahr. Auf diesem so interessanten Boden länger zu verweilen, ist nicht unsere Aufgabe; wir bemerken nur, daß der Unterschied der Stimmung, welche vor und welche nach dem zweiten punischen Kriege zwischen den beiden Völkern obwaltete, sich auch in den geschichtlichen Darstellungen ausspricht. Philinos und Fabius werden von Polybios als parteiisch, der eine für Karthago, der andere für Rom geschildert. Aber der Ton, in welchem, nach den Fragmenten bei Diodor und nach den Stellen, welche Polybius ihm entnommen, zu schließen, die Darstellung des Philinos gehalten ist, hatte nichts Gereiztes; wir haben im Gegenteil gesehen, daß fr. 19 des B. 24 Diodor mit bemerkenswerter Schärfe die Handlungen einzelner von dem, was der römische Staat als solcher thut, zu unterscheiden weiß.

Diese verhältnismäßige Objektivität nun verschwand im zweiten punischen Kriege. Man darf nur die Charakteristik, die Livius 21, 3 von Hannibal entwirft, vergleichen mit dem, was Philinos (bei Diodor und Polybius) von Regulus sagt B. 23, fr. 18 und 23, um dies sofort zu erkennen. Hannibal seinerseits hielt den Gesichtspunkt, unter welchem man den ersten Krieg stets geführt hatte, non inter-

necivum sibi cum Romanis bellum esse: de dignitate atque imperio certare (Liv. 22, 58), so lange als möglich fest; er führte den Krieg, um zu einem ehrenvollen und dauerfähigen Frieden zu gelangen. Die Römer aber teilten diese Auffassung nicht, und dies mit um so größerer Entschiedenheit, je länger der furchtbare Krieg in ihrem eigenen Lande wütete. Friede wird endlich geschlossen, aber die Erinnerung an jene furchtbare Zeit, cum Hannibal Italiam vexaret atque laceraret, nach des alten Cato Ausdruck, beherrschte die ganze römische Politik in den folgenden Generationen und führte, mit andern Ursachen verbunden, die verhängnisvolle Entscheidung im Jahre 149 herbei, welche drei Jahre später nach furchtbarem Kampfe den Untergang Karthagos zur Folge hatte. In der Atmosphäre dieses Hasses nun ist das Gerücht von einem gewaltsamen Tode des Regulus entstanden oder wiederaufgelebt: und Tuditanus, der, wie die ganze römische Jugend seiner Zeit in dieser Atmosphäre aufgewachsen war, nimmt dieses Gerücht ohne weitere Prüfung auf. Er schrieb ohne Zweifel nach 146 und er war ein Römer: daß Polybius dieses Gerücht — auch wenn er es gekannt hat — nicht erwähnt, darf uns nicht befremden. Er war Grieche und weder er noch seine Väter hatten die Jahre 218—201 auf italischem Boden verlebt: er teilt die Antipathieen der Hellenen gegen die Punier, aber er haßt sie nicht mit dem tödlichen Hasse des Römers.

Die Stelle bei Gellius erwähnt nun auch noch der Darstellung des Älius Tubero, eines Zeitgenossen Ciceros: wie wenn sich diese Stelle zur Aufgabe gesetzt hätte, uns ein kurzes Substrat für die Entwickelung des ganzen Prozesses der Reguluslegende an die Hand zu geben. Eundem Regulum Tubero in historiis redisse Carthaginem novisque exemplorum modis cruciatum a Poenis dicit: in atras inquit et profundas tenebras eum claudebant — — es ist unnötig, das Weitere herzusetzen.

Hier stehen wir schon auf einem ganz anderen Boden als bei Tuditanus: wir stehen auf dem Boden der Martergeschichten, d. h. auf dem Boden der rhetorischen, romantischen, moralisch-rührsamen Geschichtserzählung: auf dem Boden, dem die berühmte Schlange, die man mit Geschütz bekämpfen muß, die Armut des Regulus, dessen Kinder verhungern müßten, wenn nicht der Senat ein Einsehen hätte, und alles übrige sentimentale und abgeschmackte Detail entsprossen ist, dem Boden, der um 90 v. Chr. aufgenommenen Rhetorenschulen. Diese Phase der Reguluslegende zu verfolgen, gehört nicht zu unserer Aufgabe. Dies würde allenfalls von psychologischem Interesse sein können[23]), vor allem gehört es in die Geschichte der Historiographie. Nur insofern hat es auch für unsere Aufgabe noch Wert, ein Wort über dieses Stadium zu sagen. Die Schulrhetorik bemächtigt sich des dankbaren Stoffes und rückt den zweiten Teil der Lebens-

geschichte des Regulus in den Vordergrund: sie drängt ihr Produkt, den Romanhelden, der ernsthaften Geschichte auf, die sich dessen, was nun einmal allgemein geglaubt wird, nicht erwehren kann. So treffen wir selbst bei Historikern wie Dio Cassius das romantisch-gefärbte Lebensende des Regulus im Vordergrund des Interesses, während die älteren, der Wirklichkeit der Dinge näher stehenden Geschichtschreiber — Philinos und Polybios — im Geiste der alten Tragödie den Regulus als Beispiel eines jähen, durch die eigene Hybris verschuldeten Glückswechsels auffassen und deshalb den ersten Teil seiner Geschichte, die Überhebung im Siege und die unmittelbar folgende Gefangenschaft, betonen[24]). Auf diese Bahn zurückzulenken ist die Aufgabe, und dürfen wir das Ergebnis unserer Untersuchung mit einem Worte aussprechen, so ist es dies: daß sie den Romanhelden beseitigt, aber den Helden der wirklichen Geschichte uns läßt oder zurückgiebt.

Der Ertrag unserer Untersuchung ist mithin:

daß der älteste auf unser Problem bezügliche Bericht Diodor 24 fr. 19 ist, welcher aus Philinos stammt;

daß Polybius, was er über Regulus sagt, gleichfalls aus Philinos geschöpft hat, dieser mithin eine sehr beachtenswerte Quelle ist, und jener Bericht, Diodor 24, 19, den Ausgangspunkt für die Feststellung der Thatsachen bildet,

also eine Mißhandlung karthagischer Geiseln durch die Familie des Regulus nach des letzteren Ableben stattgefunden hat,

gegen dieselbe aber vom Senat eingeschritten worden ist,

also der Tod des Regulus ein natürlicher war,

wie denn, damit in vollem Einklang, Polybius' Schweigen über diesen Tod beweist, daß bei demselben alles mit rechten Dingen zugegangen,

welches denn auch durch die Natur der Dinge und alle übrigen überlieferten Umstände bewiesen wird;

daß dieser Tod frühestens spät im Jahre 250, spätestens früh im Jahre 247 erfolgt ist;

daß jedoch Polybius' Schweigen nichts beweist gegen die Friedensgesandtschaft und Szene im Senat,

welche vielmehr ganz unzweifelhafte historische Fakta sind,

bezeugt durch einen vollkommen kompetenten Gewährsmann, Tuditanus,

an sich vollkommen wahrscheinlich,

geschehen in der zweiten Hälfte des Jahres 250, nach der Entscheidung bei Panormos,

notwendige faktische Voraussetzung aller Gerüchte, welche sich an Regulus' Tod knüpften;

daß bei dieser Gesandtschaft die Auswechselungsverhandlungen die Friedensverhandlungen einzuleiten bestimmt waren, mithin die Kriegs- und Friedensfrage die Verhandlungen von vornherein beherrschte,

der Differenzpunkt die Frage war, ob Lilybäum (und Drepana) den Karthagern verbleiben (karthagischer Standpunkt), oder ganz Sizilien inkl. Lilybäum abgetreten werden sollte (römischer Standpunkt);

daß Regulus den letzteren teilte und vertrat;

daß keine Spur zu entdecken ist, daß der Tod des Regulus die Beziehungen zwischen dem offiziellen Rom und dem offiziellen Karthago wesentlich verschlechtert hat;

daß das Gerücht von einem gewaltsamen Tod des Regulus, wenn auch früh entstanden, doch erst wiederaufgelebt und weitergebildet worden ist infolge der durch den hannibalischen Krieg und durch die Zerstörung Karthagos verwandelten Stimmung in der römischen Welt;

daß Tuditanus' Bericht die erste Gestalt dieses Gerüchtes enthält, während die Späteren sämtlich (seit Älius Tubero) unter Einfluß der Rhetorenschulen und einer in diesen ausgebildeten fable convenue stehen, interessant für die Geschichte der Historiographie, ohne Wert für die Sicherstellung des Thatsächlichen.

Wir glauben damit das, was wirklich geschehen, mit demjenigen Grade von Wahrscheinlichkeit, welche überhaupt bei historischen Untersuchungen über eine so entlegene Zeit erreichbar ist, in seine Rechte eingesetzt zu haben: einerseits gegenüber dem überlieferten historischen Romane, andererseits gegenüber einer die Sache nur gelegentlich, unvollständig und unmethodisch behandelnden Kritik [25]).

Anmerkungen.

1) Dio Cassius fr. XLIV. ἡγοῦντο δὲ αὐτῶν ὅτε Ῥήγουλος καὶ Λούκιος, ἀπ' ἀρετῆς προκριθέντες. (Ebenso Zon. VIII. 12.) Niebuhr sagt: „Die höchste Größe, welche den einzelnen Ruhm entbehren kann, diese fehlt dem sehr überschätzten Charakter des Regulus. Er gehört gar nicht zu den größten Männern seiner Zeit, obwohl er die Tugenden seiner Zeit hatte“ (zitiert bei L. Heinrich Wolff, M. Atilii Reguli vita, Gleiwitzer Programm von 1846, S. 6). — Diese Charakteristik erscheint uns sehr wenig zutreffend: zunächst wissen wir von Regulus nur, daß er ein bedeutender und fähiger Mann war. Ein wesentlicher Charakterzug — die römische Unbeugsamkeit in Fragen auswärtiger Politik — hängt von dem Ergebnis unserer Untersuchung ab. Im übrigen mag noch hervorgehoben werden, daß die Gens der Atilier in ihren beiden Zweigen der Calatini und der Reguli ihre Blütezeit während des ersten punischen Krieges hatte; der Name erscheint in den zwölf Jahren von 267—245 v. Chr. (die Zahlen sind überall nach Fischers Zeittafeln) nicht weniger als siebenmal in den Konsularfasten.

2) Polybius I., 31: οὐ μόνον δυσαρεστήσαντες τοῖς προτεινομένοις ἐπανῆλθον· ἀλλὰ καὶ προσκόψαντες τῇ βαρύτητι τοῦ Μάρκου.

3) In den Vorlesungen über römische Gedichte, ed. Isler, I. 251 f.

4) Die Abhandlung des Palmerius findet man in Schweighäusers Appian III, 313 ff.; die Litteratur bis 1846 in dem oben zitierten, nur in dieser Beziehung wertvollen Gleiwitzer Programm, in der Paulyschen Realencyklopädie und bei Haltaus Geschichte Roms im Zeitalter der punischen Kriege, I. Bd., S. 342—369. Die Untersuchung bei letzterem ist ein wahres Muster, wie man es anfangen muß, um zu keinem Ergebnis zu gelangen. Was soll man sagen, wenn hier (1846) sogar die Martergeschichte eine neue und keine der schlechtesten Blüten treibt? „Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Regulus, wenn auch nicht im toten, doch in einem so gut wie halbtoten Zustande nach Überstehung mehrerer Martern ans Kreuz geschlagen wurde, einesteils zur Warnung, anderenteils zur größeren Schmach" (S. 360). Für die eklektische Manier bezeichnend ist die Stelle in der ersten Ausgabe von Paulys Realencyklopädie I, 986 (von Haackh): „Regulus erschien in Rom — lehnte die konsularischen Ehrenbezeugungen ab (Dio fr.), weigerte sich, in die Stadt und zu den Seinigen zu gehen (Zon.), und wollte im Senat nicht seine Stimme abgeben, da er nicht mehr Senator sei (Cic. de off. III, 27, 100)." Ein seltsames Durcheinander aller Nachrichten zu Einem Bericht verwoben, den kein alter Schriftsteller als den seinigen anerkennen würde, giebt Ihne, R. G. 2, 68 ff.: „So die Erzählung, wie sie bei einer ganzen Reihe griechischer und römischer Schriftsteller zu lesen ist"; die Anm. nennt dann diese Schriftsteller: Dio Cassius, Zonaras, Appian, Diodor, Livius, Cicero, Tuditanus nach Gellius, Valerius Maximus, Eutropius, Seneca, Florus, Aurelius Victor. Auf diese Weise verbaut man sich selbst den Weg zu einem wirklichen Ergebnis: denn eine solche Erzählung existiert nicht. Es existiert nur eine Reihe von Erzählungen, verwandt im Inhalt, aber wie wir sehen werden, sehr ungleichen Wertes.

5) Mommsen, R. G. I, 530. Anm. Eine Untersuchung ist diese Anmerkung freilich auch nicht. Die Aufgabe ist eben, zu finden, was „ernste und schlichte" Geschichte ist und was „angehängte Flitter".

6) Sogar dreimal, wenn 23 fr. 17 Philinos statt Philistos zu lesen ist. Vgl. Neuling, de belli Punici primi scriptorum fontibus, Göttingen 1873, p. 10 f. Dann p. 36 ff.: wenn N. hier sagt, daß bei der Erzählung von Regulus' barschem Auftreten bei den Friedensunterhandlungen im Jahre 255 a Diodoro Philinum non esse adhibitum — — cum certe Philinus non scripsisset Regulum τῆς πατρίδος ἔθος ἐν τούτοις non esse secutum: so ist dies ganz ungegründet; wir weisen im Text gerade aus diesem Fragmente 23, 18 (ed. Bekker) nach, daß Polybius und Diodor aus Philinos schöpften. Ob der spezielle Ausdruck, ebenso der zu Anfang des Fragments μετρίως — μετρίως καὶ τῆς Ῥώμης ἀξίως aus Philinos stammt, können wir natürlich nicht wissen, — daß wir bei Diodor überall den Wortlaut des Philinos haben, hat kein Mensch behauptet und kann kein Mensch behaupten.

7) Röm. Gesch. III, 706; Vorlesungen ed. Isler I, 19. Polyb. I. 14. οὐχ ἧσσον δὲ τῶν προειρημένων παρωξύνθην ἐπιστῆσαι τούτῳ τῷ πολέμῳ καὶ διὰ τὸ τοὺς ἐμπειρότατα δοκοῦντας γράφειν ὑπὲρ αὐτοῦ Φιλῖνον καὶ Φάβιον, μὴ δεόντως ἡμῖν ἀπηγγελκέναι τὴν ἀλήθειαν. ἑκόντας μὲν οὖν ἐψεῦσθαι τοὺς ἄνδρας οὐχ ὑπολαμβάνω, στοχαζόμενος ἐκ τοῦ βίου καὶ τῆς αἱρέσεως αὐτῶν. δοκοῦσι δέ μοι πεπονθέναι τι παραπλήσιον τοῖς ἐρῶσι. διὰ γὰρ τὴν αἵρεσιν καὶ τὴν ὅλην εὔνοιαν Φιλίνῳ μὲν πάντα δοκοῦσιν οἱ Καρχηδόνιοι πεπρᾶχθαι φρονίμως, καλῶς, ἀνδρωδῶς, οἱ δὲ Ῥωμαῖοι τἀναντία. Φαβίῳ δὲ, τοὔμπαλιν τούτων. Dieses Urteil ist sicherlich nicht zu günstig — was nicht Polybius' Art ist, der sich selbst nicht im Lichte steht: was aber Niebuhr aus diesen Worten macht, geht noch weit über ihren eigentlichen Sinn hinaus. Gegen die Stellen, wo Polybios dem Philinos mit mehr Aufwand von Entrüstung als nötig Irrtümer nachweisen zu können glaubt, hat ihn schon Nissen, die römisch-karthagischen Bündnisse, Fleckeisen Jahrbücher, 1867, p. 325 f., in Schutz genommen, vgl. Neuling l. c. p. 9. Die Zeit, in welcher Philinos' Werk erschienen ist, wird sich wohl schwerlich genau be-

stimmen lassen. Doch scheint es vor dem Beginn des zweiten punischen Krieges vollendet zu sein. Die Fragmente bei Diodor geben einen vorteilhaften Begriff von diesem Schriftsteller: sie sind um so wertvoller, als sie das einzige aus karthagischem oder den Karthagern nicht geradezu feindseligem Lager sind.

8) Das Fragment steht nicht an seiner rechten Stelle; es gehört nicht an das Ende des 24. Buchs. Hamilkar beruft sich auf gute Behandlung, ἐπιμέλεια, welche Regulus erfahren und welche Dank verdient hätte: es ist also von einer früheren, irgend welchem einschneidenden Ereignis voraufgehenden Zeit die Rede. Dieses einschneidende Ereignis kann nur die Friedensgesandtschaft sein (vergl. unten).

9) Er schrieb um diese Zeit, d. h. seine Darstellung entstand um diese Zeit: wann sie veröffentlicht worden, ist gleichgültig. Wir kommen auf die Sache zurück: es kann einen wesentlichen Unterschied machen, ob eine Darstellung des ersten punischen Krieges vor oder nach der Beendigung des dritten entstanden ist. Das letztere gilt von dem Werk des Tuditanus.

10) Dies würde schon a priori anzunehmen sein, wenn man sich in die Situation hineindenkt: für die Aufstellung im Text „sie zauderten nicht" bedarf es keines Beweises: der Beweis liegt in der Natur der Dinge selbst. Wer aber auch für das Selbstverständliche Gelehrsamkeit braucht, kann Zon. VIII, 13 lesen, wo es sehr verständig heißt: οἱ Καρχηδόνιοι τοὺς ἁλόντας (nach der Schlacht von Tunes 255) περιέσωσαν, ἵνα μὴ καὶ οἱ παρὰ τῶν Ῥωμαίων πρότερον ἐξ αὐτῶν αἰχμαλωτισθέντες κτανθῶσι. Er ist gedankenlos genug, in direktestem Widerspruch mit dieser verständigen Notiz fortzufahren: τοὺς μὲν οὖν ἄλλους τῶν ἑαλωκότων Ῥωμαίων ἐν θεραπείᾳ εἶχον, τὸν δὲ Ῥηγοῦλον ἐν πάσῃ κακουχίᾳ πεποίηντο, τροφὴν δὲ αὐτῷ ὅσον ἀποζῆν προσῆγον, καὶ ἐλέφαντα προσέφερον συνεχῶς ὅπως ὑπ' αὐτοῦ δειματούμενος μήτε τῷ σώματι μήτε τῇ διανοίᾳ ἡσυχάζοι. ἐπὶ συχνὸν δὲ κακώσαντες οὕτως αὐτὸν ἐς δεσμωτήριον ἔθεντο. Da wird er denn fünf Jahre gesessen haben: gleichwohl wird dann dieser Gemißhandelte für den richtigen Friedensunterhändler gehalten, πᾶν δι' αὐτοῦ οἰηθέντες κατωρθωκέναι διὰ τὴν ἀρετὴν καὶ τὸ ἀξίωμα τοῦ ἀνδρός.

11) ἕτοιμος γὰρ ἔφησεν εἶναι μᾶλλον ἀποθανεῖν μαχόμενος ἢ φιλοψυχήσας προσδέξασθαι πρᾶξιν ἐπονείδιστον, καὶ ταῦτ' εἰδὼς τὴν τύχην πρὸς τοὺς ἐγκαρτεροῦντας τοῖς δεινοῖς αὐτομολοῦσαν, καὶ μεγίστην ἀπόδειξιν τῆς ἀνελπίστου μεταβολῆς παρεσχημένην τὴν περὶ τὸν Ἀτίλιον συμφοράν.

12) „Sehr schlecht beglaubigt" sogar, Mommsen, R. G. I., 530 Anm. Im Text nimmt er das Wesentliche aus dem Bericht von Diodor an: die Familie habe Rache genommen, weil sie geglaubt, daß Regulus nicht nach Kriegsbrauch behandelt worden sei. Dieser Glaube der Familie — dies hat Mommsen offenbar übersehen — hat nur dann Sinn, wenn der Tod des Regulus entweder bald nach der Gefangennehmung erfolgt ist, und dies widerspricht allen Quellen, welche ohne Ausnahme einen langen Aufenthalt in Karthago voraussetzen, oder bald nach einem Ereignis, welches die anfangs gute Behandlung entweder wirklich verschlechterte, oder den Verdacht erweckte, daß dies geschehen sei. Ein solches Ereignis ist eben die Friedensgesandtschaft: sie wird übrigens nicht, wie Mommsen a. a. O. sagt, bald 251 (250), bald 241, sondern von allen Quellen 251 (250) angenommen, mit Ausnahme Appians, der sie allerdings, ganz sinnlos, ins Jahr 241, unmittelbar vor den definitiven Frieden setzt. Indes nimmt Mommsen gleich darauf, S. 531, ein Friedensanerbieten der Karthager nach der Schlacht bei Panormos an. Dies wäre demnach gut beglaubigt? und nur die Teilnahme des Regulus wäre sehr schlecht beglaubigt? Quellenstellen, welche einen solchen Unterschied rechtfertigten, sind uns nicht bekannt.

13) Außer den unten noch zu besprechenden wichtigen Stellen Liv. Epit. 18; Zon. VIII, 16 auch Zon. VIII, 12. Das Hin- und Hersenden von Herolden und Botschaftern zu besonderen Zwecken ist ohnehin selbstverständlich, z. B., wenn denn einmal zitiert sein soll, Diod. B. 24, fr. 13.

14) Wir setzen es ganz her, weil man es für die folgende Untersuchung vor Augen haben muß: wenn wir sagten, daß der Fall Regulus viel besprochen, aber wenig untersucht worden sei, so bezieht sich dies hauptsächlich darauf, daß man dieses Fragment des Tuditanus, in welchem wir den Schlüssel zu der ganzen Frage gelegen glauben, immer links liegen gelassen hat.

Quod satis celebre est de Atilio Regulo id nuperrime legimus scriptum in Tuditani libris: Regulum captum ad ea quae in senatu Romae dixit suadens ne captivi cum Carthagiensibus permutarentur, id quoque addidisse

venenum sibi Carthaginienses dedisse, non praesentarium, sed ejusmodi, quod mortem in diem proferret, eo consilio, ut viveret quidem tantisper quoad fieret permutatio, post autem grassante sensim veneno cor tabesceret. Eundem Regulum Tubero (c. 50 v. Chr.) in historiis redisse Carthaginem novisque exemplorum modis excruciatum a Poenis dicit — Tuditanus autem somno diu prohibitum atque ita vita privatum refert

idque ubi Romae cognitum est, nobilissimos Poenorum captivos liberis Reguli a senatu deditos et ab his in armario muricibus praefixo destitutos eademque insomnia cruciatos interisse."

15) Über Tuditanus ist auf den Artikel in der Realencyklopädie VI, 1, 197 fr. und vor allem auf H. Peter, Historicorum Romanorum reliquiae, LX ff., zu verweisen: er teilt mit Philinos das Los, wenig beachtet worden zu sein: in dem Register über die ersten 50 Jahrgänge der Jahn-Fleckeisenschen Jahrbücher finde ich keinen der beiden Namen. Peter glaubt von ihm urteilen zu sollen: magna igitur cum diligentia in res Romanas inquisivisse videtur. In jedem Falle wird man soviel annehmen dürfen, daß ein Schriftsteller, der einige Bücher, es seien 3 oder 13 (Peter, l. c. CCXII), de magistratibus schreibt, und zwar so, daß er, wie aus den Fragmenten erhellt, Späteren als eine Autorität galt, einen so bedeutungsvollen Vorgang, wie das Auftreten des Regulus im Senate, nicht einfach aus der Luft greift. Ihne hat mir auf der Wiesbadener Philologenversammlung die Einwendung gemacht, daß es unmethodisch sei, von einem Schriftsteller a anzunehmen, b und c zu verwerfen, und dazu noch, wenn a (die Szene im Senat) das Motiv zu b (gewaltsamer Tod) und c (Mißhandlung der karthagischen Geiseln durch die Atilier) enthalte: das Ganze sei eine Erfindung der Atilier oder der Annalisten. Mein geschätzter Gegner muß mir erlauben, ihm zu sagen, daß er sich die Sache nicht deutlich gemacht hat. Was das erste betrifft, daß man in demselben Bericht nicht a annehmen, b und c aber verwerfen könne, so ist dies, so allgemein ausgedrückt, völlig unrichtig. Ich lese z. B. bei guten Geschichtschreibern, daß Karl XII. von Schweden im Jahre 1720 die Festung Frederikshald belagert hat, und bei denselben Geschichtschreibern, daß er im Laufe der Belagerung „meuchlings erschossen" worden sei. Nun steht seit 1746, wo das Skelett untersucht worden, und vollends seit 1859, wo dies zum zweitenmale und gründlich geschehen, fest, daß das letztere falsch, daß Karl XII. durch einen Schuß von der belagerten Festung her getötet worden ist; muß ich, weil die Todesart unrichtig angegeben ist, auch das Faktum der Belagerung anzweifeln? Genau so steht es hier: das erste Faktum, die Szene im Senate, ist gut bezeugt und giebt an und für sich zu keinem vernünftigen Bedenken Anlaß; die Erwähnung von Regulus' Tod aber erweist sich bei näherer Betrachtung — eben wie die Todesart Karls XII. und so manchen andern berühmten Mannes der Geschichte — als eine durch Gerüchte und andere Ingredienzien getrübte Überlieferung. Daß aber das eine das Motiv des andern sein soll, verstehe ich nicht. Ihne nimmt an, die Atilier hätten die Geschichte erfunden, weil sie die Geiseln mißhandelt hatten infolge ihres Glaubens, daß ihr Gentile schlecht behandelt oder getötet worden sei; und um diese schlechte Behandlung zu motivieren, erfanden sie die Szene im Senat? Aber bei Tuditanus hat ja Regulus das Gift schon

vorher im Leibe, ehe er nach Rom kommt. Der wahre Sachverhalt ist aber vielmehr der: der auffällige Umstand, daß Regulus bald nach der Gesandtschaft, bei welcher er den Frieden beziehungsweise die Gefangenenauswechselung widerraten, starb, veranlaßte die Annahme der Atilier, daß schlechte Behandlung daran Schuld trage, und demgemäß die Mißhandlung der karthagischen Geiseln: um die letztere zu beschönigen, zu rechtfertigen, mögen die Atilier Gerüchte erfunden, ausgesprengt oder schon erfundene benutzt haben: die Szene im Senat zu erfinden, fehlte für sie wie für irgendwen absolut jedes Motiv. Die Annahme, die Atilier hätten — es müßte sehr frühe geschehen sein — die Friedenssendung und die Szene im Senat erfunden, ist eine völlig aus der Luft gegriffene, ja sinnlose Hypothese; erklärbar ist die ganze Reguluslegende nur unter Voraussetzung der Thatsächlichkeit der Sendung, der Szene im Senat und des bald darauf erfolgten Todes.

16) VI, 240 ff. der tauchnitzer Ausg. Ich will die Stelle doch übersetzen, damit man sieht, wie dergleichen Szenen in Wirklichkeit sich ausnehmen: „Kaum hörte er (Earl Chatham) von der beabsichtigten Adresse, in welcher der König gebeten werden sollte, mit den abgefallenen Provinzen Frieden zu schließen, als er beschloß, im Hause der Lords zu erscheinen und sich ihr zu widersetzen. Er war noch sehr leidend und es war klar, daß er einer solchen Anstrengung weder körperlich noch geistig gewachsen war. Seine Familie und seine Freunde versuchten es ihm auszureden, aber vergebens. Am 7. April kam er oder ward vielmehr hereingeführt, indem er, bei schwachen Schritten, mit einem Arm auf seinen Sohn William, mit dem andern auf Lord Mahon sich stützte. Er spricht, aber zum Teil unverständlich und unzusammenhängend; dazwischen zeigen sich Spuren seines alten Feuers; der Schluß seiner Rede ist in hohem Grade ergreifend. Darnach erhebt sich der Herzog von Richmond, der Minister, der die Adresse beantragt hat, und erwidert. Als er geendet, erhebt sich Lord Chatham und will entgegnen. Aber seine Kraft, bereits überanstrengt, war dieser Aufgabe nicht mehr gewachsen. Er brach zusammen — anscheinend war es sein Todeskampf. Die Peers erhoben sich und drängten sich um den erlauchten Kranken — in den Armen seiner Freunde wurde er nach einem benachbarten Zimmer, dann nach einem nahen Hause gebracht, wo er sich soweit erholte, daß man ihn nach einigen Tagen nach Hayes, seiner eigenen Wohnung, schaffen konnte. Dort starb er, am Morgen des 11. Mai (1778), in seinem 70. Jahre.“ Der Wunsch, ein großes historisches Bild — und ein solches ist das Auftreten des Regulus bei der Friedensgesandtschaft — nicht zu verlieren, darf natürlich keinen Einfluß auf eine kritische Untersuchung haben. Ganz ebenso verkehrt aber ist es, einen Hergang, der an sich ganz natürlich ist, allein aus dem Grunde zu verwerfen, weil er poetische Momente enthält und sich leicht zu einer Theaterszene aufputzen läßt, wie die Regulusszene und diese hier. Es geht in der Welt zwar in der Regel, aber doch nicht immer prosaisch zu. Daß geschichtliche Analogien keine Beweise sind, wissen wir übrigens wohl: wertlos sind sie darum nicht.

17) Diese Notiz — quam sine iis captivis a quibus ad senatum missus erat — kann Cicero möglicherweise aus einer guten Quelle haben: im übrigen kann er in dieser Sache, wo er einfach der fable convenue folgte, nur sehr zufällig für uns Quelle sein. Ebenso Leute wie Florus: populus autem Romanus multo acrior intentiorque pro ultione Reguli quam pro victoria fuit. — Metello igitur consule spirantibus altius Poenis et reverso in Siciliam bello apud Panhormum sic hostes cecidit, ne amplius eam insulam adgredi cogitarent: in diesem Durcheinander von Wahr, Falsch und Halbwahr kann sich nur durch Zufall einmal eine wertvolle Notiz versteckt haben.

18) Dies folgt aus der Natur der Dinge; vergl. den Artikel in der Realencyklopädie, wo jedoch nicht auf den semitischen Charakter des Namens „die nach Libyen zugewendete“ aufmerksam gemacht ist, vergl. Niebuhr, Vorlesungen über römische Geschichte, ed. Isler II, 29, dazu die Stelle Cic. in Qu. Caecilium

Divin. 12, 39: si litteras Graecas Athenis non Lilybaei, Latinas Romae non in Sicilia didicisses: man sprach also dort in der halbpunischen Stadt ein schlechtes Griechisch.

19) Διεβίβασαν ἐκ τῆς Λιβύης οἱ Καρχηδόνιοι δύναμιν ἀξιόλογον εἰς τὸ Λιλύβαιον· πολὺν δέ σῖτον ἐκόμισαν θαλασσοκρατοῦντες — — —. οὔσης δὲ τῆς πόλεως τὸ πλεῖστον μέρος ἐν θαλάσσῃ τὰς ἀπὸ τῆς γῆς προσόδους ἐτείχισαν καὶ πύργους πυκνοὺς ἐποίησαν καὶ τάφρον ὀρύξαντες μέγαν διεπρεσβεύσαντο πρὸς τὸν βασιλέα ὑπὲρ διαλύσεως καὶ εἰρήνης συνθέσθαι καὶ χρημάτων πλῆθος δοῦναι. τοῦ βασιλέως χρήματα λαβεῖν μὴ προσδεχομένου, πεισθέντος δὲ τὸ Λιλύβαιον συγχωρεῖν τοῖς Καρχηδονίοις, οἱ μετέχοντες τοῦ συνεδρίου φίλοι καὶ οἱ ἀπὸ τῶν πόλεων ἀποκαλοῦντες μηδενὶ τρόπῳ συγχωρεῖν τοῖς βαρβάροις ἐπιβάθραν ἔχειν κατὰ τῆς σικελίας, ἀλλ' ἐξ ἁπάσης αὐτῆς ἐξελάσαι τοὺς Φοίνικας καὶ διορίσαι τῷ πελάγει τὴν ἐπαρχίαν — —.

20) Denn daß sie vorher nicht schlecht behandelt worden sind, folgt aus dem Bericht bei Diodor (Philinos, Anm. 11) verglichen mit dem vernünftigen Teil der oben mitgeteilten Stelle bei Zonaras: vor allem aber aus der Natur der Dinge selbst.

21) Liv. Epitome 19; Mommsen, röm. Staatsrecht II, 1, S. 325.

22) Die Darstellung bei Ihne, R. G. 2, 103 ff., befriedigt uns nicht. Die Nachrichten bei Zon. VIII, 17, vergl. Appian I, 45, 20, ed. Bekker, sind vollkommen klar. Die römische Regierung benimmt sich anfangs völlig loyal: sie gestattet, obgleich der Friedensvertrag, Polyb. III, 27, 4, die Werbungen auf dem beiderseitigen Gebiet untersagt, ausnahmsweise diese Werbung: ξενολογίαν ἐκ τῆς Ἰταλίας, ἐς μόνον τόνδε τὸν πόλεμον, den Söldnerkrieg: gerade wie die deutsche Regierung der französischen Regierung gestattete, im Kampfe gegen die Kommune entgegen der Konvention mehr als 40000 Mann nördlich der Loire zu halten. Jene ξενολογία, die Appian und Zonaras ausdrücklich als ausnahmsweise Erlaubnis (ἐπέτρεψαν) bezeichnen, auf eine Erlaubnis des Königs Hieron für sein Gebiet zu beschränken, ist eine ganz willkürliche Annahme und das gerade Gegenteil einer gesunden historischen Kritik. Was hätte denn überhaupt eine Erlaubnis, Werbungen auf einem Gebiet von ein paar Dutzend Quadratmeilen zu veranstalten, bedeutet?

23) Wenn auch nicht gerade von sehr intensivem. Denn wie Gerüchte sich vervollständigen und auf darwinistischem Wege aus der Mücke der Elefant wird, ist bekannt genug: man vergleiche etwa Herodot 8, 59 mit Plut. Them. 11. Herodot erzählt: λέγοντος δὲ αὐτοῦ (Themistokles) ὁ Κορίνθιος Ἀδείμαντος — — εἶπε Θεμιστόκλεες, ἐν τοῖσι ἀγῶσι οἱ προεξιστάμενοι ῥαπίζονται. ὁ δὲ ἀπολογούμενος ἔφη· οἱ δέ γε ἐγκαταλειπόμενοι οὐ στεφανεῦνται. Plut. Them. 11 fährt fort: ἐπαραμένου δὲ τὴν βακτηρίαν ὡς πατάξοντος ὁ Θεμιστοκλῆς ἔφη· πάταξον μὲν, ἄκουσον δέ. Es fällt in Wirklichkeit ein Wort von Schlägen: der zweite Erzähler liefert den Stock, ein dritter die Schläge. Und so verlohnt es sich nicht, die Skala der Martergeschichten von Älius Tubero (50 v. Chr.) bis auf Haltaus (1846 n. Chr.) zusammenzustellen.

24) An diese ältere Auffassung knüpft auch Livius mit dem ihm eigenen feinen Sinn für das Tragische an, wenn er bei der Zusammenkunft Scipios und Hannibals 30, 30 den letzteren sagen läßt: inter pauca felicitatis virtutisque exempla M. Atilius quondam in hac eadem terra fuisset, si victor pacem petentibus dedisset patribus nostris: non statuendo felicitati modum nec cohibendo efferentem se fortunam quanto altius elatus erat, eo foedius corruit.

25) Seit 1878, wo diese Untersuchung veröffentlicht worden ist, ist auf sie mehrfach mittelbar und unmittelbar Bezug genommen worden. Von Arnold Schäfer weiß ich, daß er ihre Ergebnisse vollständig angenommen und für seine Vorlesungen verwendet hat; ebenso hat G. Hertzberg, Geschichte von Hellas und Rom (1879) II, 175 ff., alle wesentlichen Punkte seiner Darstellung dieser Vorgänge eingefügt. B. C. Davin, Beiträge zur Kritik der Quellen des ersten punischen Kriegs, Schwerin,

Osterprogramm des Gymnasium Fridericianum, 1889, behandelt unsere Frage in Kap. III, „zur Entstehung der Regulussage, ein Beitrag zur inneren Entwickelungsgeschichte der römischen Annalistik". Ich kann mich mit dieser Arbeit, die auf die meine nebenher Bezug nimmt, nicht auseinandersetzen, weil ich den Weg, den der Verfasser einschlägt, für völlig verfehlt halte. Mit „hellenistischen Versionen", „nationalrömischen Versionen", „kontaminierten und tendenziös umgestalteten Versionen" kann man aus allem alles, oder richtiger auf einem Boden, wo nur vorsichtiges Abwägen des Thatsächlichen von Schritt zu Schritt weiterführt, aus nichts nur eben wieder nichts machen. In dem von G. Faltin herausgegebenen „Zeitalter der punischen Kriege" von Neumann (1880) S. 127 nimmt der Herausgeber in zwei Anmerkungen auf meine Abhandlung Bezug: ich kann gegen dieselben nur meine Ergebnisse festhalten, Ergebnisse einer Untersuchung, die F. nicht gemacht hat und der er nicht einmal in ihrem Gedankengang genau gefolgt ist. Neumanns Darstellung im Text ist ganz vernünftig, aber keine erschöpfende Untersuchung. Von großem Interesse war mir die Darstellung in Rankes Weltgeschichte (1882) II, S. 185 f. In der Anmerkung weist R. auf Tuditanus als älteste Quelle mit Nachdruck hin und sagt ganz richtig, daß Polybius' Schweigen über den Vorgang in Rom, den R. zu glauben geneigt ist, „nichts beweise", weil er die Geschichte des ersten punischen Krieges nur summarisch erzählt — ganz übereinstimmend mit dem, was oben gesagt ist.

---

4. Die Geschichte Griechenlands unter der Herrschaft der Römer.

Nach den Quellen dargestellt von Dr. phil. Gustav Friedrich Hertzberg, außerordentlicher Professor der Geschichte an der Universität zu Halle. Erster Teil. Von Flaminius bis auf Augustus. Halle 1866.

Dies Buch gehört zu denjenigen Bereicherungen unserer historischen Litteratur, welche nur langsam ihren Leserkreis sich erobern, von wenigen nach ihrem vollen Verdienst gewürdigt werden, dafür aber auch der Gefahr raschen Veraltens weniger ausgesetzt sind. In der That, es kann kaum eine undankbarere Aufgabe für den Historiker geben als diejenige, welche der fleißige und verdiente Gelehrte sich diesmal gesetzt hat. Es ist eine Zeit des Verfalls, die er schildert, in jeder Beziehung, nach jeder Richtung das traurige Gegenbild einer überaus großartigen Vergangenheit: die Zeit eines Verfalls, der nichts Tragisches, nichts Erhebendes hat, sondern — mit sehr wenigen Ausnahmen — uns von brutalem Siege zu würdelosem Unterliegen, von einer Schurkerei zur andern, einem Schurken zum andern und im besten Falle an ehrenwerten Mittelmäßigkeiten vorüberführt: nirgends heroische, ihrer Zukunft gewisse Kräfte, die nach großen Zielen ringen, nirgends die kläglichen Trümmer durch edle Blumen der Dichtung oder schöpferischer Kunst verschönt, in deren gesunde Natur man vor den Armseligkeiten eines degenerierten politischen Lebens flüchten könnte. Ein Interesse freilich hat eine solche Zeit in hohem Maße, das uns für manches andere entschädigen könnte: das psychologische. Aber um dieses psychologische Interesse einigermaßen befriedigen zu können, muß der Historiker im stande sein, aus dem Vollen zu schöpfen: und doch ist gerade dieser Teil der Geschichte nur in höchst verkümmerter, verblaßter, zerrissener Gestalt auf uns gekommen und kaum daß wir einzelnen Charakteren, wie Philopömen, Polybius, Attikus etwa, in unserer Vorstellung bestimmtere Züge leihen können. Für ganze Zeiträume, wie z. B. vom Ausgang des achäischen Bundes bis zu den Anfängen der mithridatischen Kriege, vom Jahre 145 etwa bis 90 v. Chr., ist eine zusammenhängende Geschichte geradezu unmöglich.

Wir dürfen ohne viel Wahl nur hineingreifen in diese traurige Partie der Menschengeschichte, um sofort die ganze Wucht der ungünstigen Umstände zu empfinden, unter welche ihr Geschichtschreiber gestellt ist. Es ist im Jahre 156 v. Chr. Die Athener, von

Geldverlegenheiten geplagt, machen einen Plünderungszug gegen die Stadt Oropus. Die Oropier klagen beim römischen Senate; der Senat beauftragt die Stadt Sikyon mit dem schiedsrichterlichen Urteile. Die Athener jedoch beschicken dieses Schiedsgericht nicht, das sie zu 500 Talenten Ersatz verurteilt. Sie können und wollen nicht zahlen, weder viel noch wenig, und schicken demgemäß zunächst drei ihrer berühmtesten Professoren, einen Akademiker, einen Stoiker und einen Peripatetiker nach Rom. Diese beeilen sich nicht, ihre Sache zu erledigen; erst das Drängen des alten Cato, dem die neue Redekunst der drei griechischen Sophisten ein Greuel ist, bringt eine Entscheidung zu stande. Sie ist glimpflich genug: der Senat setzt die Strafsumme auf 100 Talente herab. Aber wer nichts hat, kann 200 000 Thaler so wenig bezahlen als 700 000: es erfolgte keine Bezahlung. Die Athener vergleichen sich endlich mit den Oropiern, halten aber diesen Vergleich nicht, so daß die Oropier im Jahre 150, bei neuen Mißhandlungen, den achäischen Bund anrufen und, damit Nachdruck in die Sache komme, dem würdigen Bundeshauptmann dieser Körperschaft, Menalkides, 10 Talente versprechen, welcher nun durch das Versprechen der Hälfte dieser Summe die Mitwirkung eines anderen dieser Staatsmänner, des Kallikrates, sich erkauft. Den Oropiern aber wird keine wirksame Hilfe geleistet; die versprochenen 10 Talente erpreßt Menalkides gleichwohl von ihnen und prellt seinerseits den Kallikrates um seine versprochenen 5. Nun wird Menalkides angeklagt und rückt von seinen 10 Talenten 3 daran, den Strategen des folgenden Jahres, Diäos, zu gewinnen: so entgeht er der Verurteilung. Welche Menschen! welche Ereignisse! Mühselig setzt der Historiker aus Pausanias, Polybius, Plinius, Cicero, Plutarch die Geschichte zusammen: und was hat er in der Hand, wenn er sie glücklich beisammen hat?

In dieser Atmosphäre und in so schlechter Gesellschaft bewegen wir uns zumeist bei der Wanderung durch dieses traurige Gebiet der alten Geschichte. Aber je undankbarer im gewöhnlichen Sinne der Stoff, desto dankbarer müssen wir demjenigen sein, der bei einem solchen Sujet, aus solchen Materialien ein Werk zusammengesetzt hat, das, von Punkt zu Punkt die Thatsachen gewissenhaft registrierend und beleuchtend, eine Erzählung giebt, die sich mit soviel Genuß und Gewinn lesen läßt, als es der Gegenstand seiner Natur nach zuläßt. Wieviel von diesem Thatsächlichen künftighin, wenn die Geschichtschreibung ihren letzten Zielen einmal näher gekommen sein wird als jetzt — wenn sie dahin gelangt sein wird, auf ihrem ganzen Gebiete das wirklich Wissenswürdige von dem absolut Nichtwissenswürdigen zu scheiden — wert befunden werden wird, als wirklich wissenschaftliches, wirklich erkenntnisförderndes Material verwendet zu werden, ist noch nicht zu entscheiden. Denn vorläufig stehen wir bei

dieser Partie der Geschichte, wie fast überall, noch bei den grundlegenden Aufgaben der Geschichtswissenschaft, der Fixierung des als thatsächlich Erkennbaren: und da scheint uns soviel unzweifelhaft, daß, wer wirkliche Belehrung über das Thatsächliche jenes großen Verwesungsprozesses des ersten unter den Kulturvölkern der alten Welt sucht, dieses Thatsächliche nirgends vollständiger und treuer dargestellt, nirgends mit besonnenerem Urteil begleitet finden wird, als in dem gegenwärtigen Buche. Und darin sucht der Verfasser selbst den Wert seiner Arbeit, die er als Versuch charakterisiert: „mit möglichst vollständiger Sammlung und Ausnutzung des allerdings in der unangenehmsten Weise zerstreuten Materials, namentlich auch mit ausgiebiger Benutzung der Inschriften eine zusammenhängende Geschichte Griechenlands seit dem Falle von Korinth bis auf Justinian herzustellen". Er beschränkt seine Aufgabe ausdrücklich auf eine Geschichte Griechenlands, beansprucht nicht eine „Geschichte der Griechen oder gar des Hellenismus in der römischen Zeit" zu schreiben, und hofft damit auf einem wichtigen Gebiet „der späteren Geschichte des Griechentums eine nützliche Vorarbeit zu bieten". Er hat aber nicht bloß eine nützliche, sondern eine unerläßliche und unentbehrliche Vorarbeit für diesen Zweck geliefert, und wir enthalten uns des Wunsches nicht, daß er seiner Aufgabe noch etwas weitere Grenzen gesteckt hätte, da die Scheidung „Geschichte Griechenlands" und „Geschichte der Griechen" in der römischen Zeit sich doch kaum rein durchführen läßt.

Der gegenwärtige erste Band enthält nach einer Einleitung (S. 1 bis 90), welche in kurzer, klarer Übersicht die Zustände und Ereignisse der Zeit von der Mitte des 3. Jahrhunderts vor Christus bis zur Schlacht bei Kynoskephalä vorführt, den ersten Abschnitt der Geschichte selbst, von Flamininus bis Augustus. In fünf Kapiteln, welche uns für den schwer zu bewältigenden Wust der auf so kleinem Raum durcheinanderspielenden Ereignisse etwas zu groß erscheinen, ist der Stoff geliefert: Griechenland unter dem Protektorat der Römer (S. 91—219); der Untergang des achäischen Bundes (S. 220—316); vom Untergang des achäischen Bundes bis zum Ausgang des ersten mithridatischen Krieges (S. 316—386); bis zur Schlacht bei Aktion (S. 386—486); Griechenland unter dem Kaiser Augustus (S. 486—527), und allenthalben ist der gelehrte Apparat unter dem Text vollständig mitgeteilt und einzelne wichtigere Punkte sind in überaus fleißigen längeren Anmerkungen erledigt oder bis dahin geführt, wo wenigstens ein klares non liquet möglich ist und eine Warnungstafel aufgerichtet werden kann für diejenigen, welche, eine in Deutschland noch immer hinlänglich zahlreiche Klasse, durchaus wissen wollen, was nun einmal der Natur der Sache und

der Beschaffenheit der Quellen nach schlechterdings nicht mehr gewußt werden kann. So ist S. 281 ff. eine wertvolle Untersuchung über die staatsrechtliche Stellung Griechenlands zu Rom seit dem Jahre 146 geführt, in welcher diese schwierige Frage soweit erledigt scheint, als dies überhaupt möglich ist, und aus der wir uns hier wenigstens das eine negative Resultat aneignen wollen, daß Griechenland nicht, wie in unsern meisten Geschichtsbüchern zu lesen steht, in diesem Jahre zu einer römischen Provinz Achaia gemacht worden ist, sondern dies formell erst unter Augustus geschah, während bis dahin Griechenland, soviel wir sehen, zum Bezirke des Prätors von Makedonien gehörte. In Beziehung auf die Zitate hätten wir gern gesehen, wenn häufiger die Quellenstellen nicht bloß zitiert, sondern in extenso abgedruckt worden wären, in der Art, welche beispielsweise den Werken Rankes so großen Wert verleiht. Denn die schlagendsten Stellen und Ausdrücke der Quellen sind für jeden denkenden Leser, die bloßen Zitate dagegen sind durchgängig nur für die Rezensenten, cum grano salis, und diejenigen, welche wieder ein Buch schreiben wollen. Und doch ist das Bedürfnis der letzteren ein zwar berücksichtigenswerter, aber doch ein untergeordneter Gesichtspunkt; der Hauptgesichtspunkt muß sein, dem Leser, der nicht rezensiert und nicht schreibt, die Aneignung des Inhalts so bequem zugleich und so fruchtbar als möglich zu machen.

Der ersten und fundamentalen Pflicht des Geschichtsschreibers also, das Thatsächliche, sogut immer der Zustand der Quellen es gestattet, festzustellen, ist in diesem Buche in einer Weise genügt, die es zu einer soliden Basis für jeden macht, der künftighin dieses Stückes alte Geschichte bedürfen wird, und dasselbe wird mit Finlays Buch zusammen eine dankenswerte Fortsetzung und Ergänzung von Droysens Geschichte des Hellenismus sein, an dessen zweiten Band des Verfassers Darstellung anknüpft: es wird nun möglich werden, die ganze zweite Epoche griechischer Geschichte, vom Tode Alexanders bis zur Erstarrung des Griechentums im byzantinischen Reich, in lesbarer Form und zutrauenswerter Darstellung zu verfolgen. Auch in anderen wesentlichen Eigenschaften kommt der Verfasser seinem Vorgänger nahe. Wir meinen die Kunst der Darstellung im weitesten Sinne des Wortes: eine Kunst, in welcher wir Deutsche im allgemeinen andern Nationen gegenüber noch ziemlich weit zurück und in unsern Forderungen noch immer sehr bescheiden sind. Unsere philologischen Kritiker zumal, peinlich streng, wo es sich um Cajus oder Gajus, Virgilius oder Vergilius, Mytilene oder Mitylene handelt, haben selten ein Wort des Tadels und noch seltener ein Wort des Verständnisses für diese wichtige Seite geschichtlicher Werke. Sie nehmen oft genug gutwillig ein stilisiertes Register für geschichtliche Darstellung: und doch hat nur der Beruf

zum Geschichtschreiber, der eine vergangene Zeit in ihren Thatsachen und Eindrücken so reproduzieren kann, daß der Leser sie als Gegenwart, als Wirklichkeit sich vorzustellen, ja in einem gewissen Grad als solche zu empfinden vermag. Wir gehen keineswegs so weit wie ein berühmter englischer Historiker neuerer Zeit, Thomas Buckle, der alle Schlachtenbeschreibungen, diplomatischen Verhandlungen, Hof- und Parteiintriguen als absolut wertlosen Schutt bei Seite geschafft wissen will und der wahrscheinlich den ganzen oder nahezu den ganzen Stoff des gegenwärtigen Werks zu diesem wertlosen Plunder gerechnet haben würde. Das aber ist richtig, daß wer uns z. B. bei großen geschichtlichen Vorgängen, der Schlacht bei Cannä etwa, nur das Lokal mit rechts und links notdürftig beschreibt, nur die Massen der gegeneinanderstehenden schweren und leichten Fußvölker und Reiter aufzählt, nur die taktischen Bewegungen eine nach der andern trocken berichtet und zuletzt die Zahl der Gefallenen, Verwundeten, Gefangenen anführt: wer uns nicht die Spannung der Gemüter vor der Entscheidung, ihre stürmische Erregung während des Kampfes, die peinvolle Niedergeschlagenheit der Besiegten, die wilde Freude der Sieger nachempfinden läßt, — wer mit einem Wort es nicht versteht, uns in die Atmosphäre einer Zeit zu versetzen, keine Geschichtsdarstellung von irgendwelchem höheren Wert liefern und alle den Tadel verdient haben wird, mit welchem jener englische Historiker, dessen Buch mit all seinen Irrtümern bei uns noch viel mehr studiert werden sollte, unsere gewöhnliche historische Litteratur überschüttet. Der wissenschaftliche Wert einer historischen Arbeit besteht in der That zu neun Zehnteilen in ihrer Darstellung: nur freilich, daß der gesamte Wert dieser neun Zehntel mit einem Male verloren geht, sobald das zehnte fehlt, die Zuverlässigkeit des Thatsächlichen.

Die Darstellung des vorliegenden Werkes nun ist eine gute. Die Sprache ist fließend, würdig, klar; die Übergänge, die Gruppierung der Thatsachen geschickt, natürlich, zwanglos; die Zeichnung der Charaktere, soweit die Quellen sie gestatten, wohlgelungen. Wir machen beispielsweise auf die Charakteristik des Polybius S. 282 ff., des Attikus S. 438 ff. aufmerksam. Die Auffassung und Beurteilung der Verhältnisse ist verständig und gerecht, wenn auch die Betrachtung nicht gerade umfassende Gesichtspunkte zeigt. In dieser Beziehung steht das Buch hinter Droysen wie hinter Mommsen, dessen Anschauungen wie billig von wesentlichem Einflusse auf des Verfassers Darstellung und Auffassung gewesen sind, zurück: es will uns zuweilen scheinen, als bewege des Verfassers Studium sich zu ausschließlich auf dem Boden der alten Geschichte, während wir von dem, der alte Geschichte schreibt, verlangen möchten, daß er daneben recht viel in neuerer Geschichte sich bewege, wie man umgekehrt von dem, der neuere Geschichte schreibt, verlangen muß, daß er vor allem

in der des Altertums zu Hause sei. In dieser Beziehung vor allem ist es wünschenswert, daß der Geist Niebuhrs in unseren Darstellern alter Geschichte lebendig sei.

Für diesen Mangel, der übrigens nur relativ zu verstehen ist und dem spezifischen Wert des Buches keinen Eintrag thut, bietet uns eine Eigentümlichkeit, welche der Verfasser mit so vielen, die jetzt über alte Geschichte schreiben, gemein hat, keinen Ersatz: wir meinen den häufig ganz modern gefärbten Ausdruck oder, um die Sache unumwunden auszudrücken, die Übertragung der neuesten Zeitungsterminologie auf die antiken Zustände. Diese Übertragung hat etwas sehr Bestechendes: sie ist, aber freilich mit besserm Geschmack, als die meisten neueren darin beweisen, von Niebuhr gelegentlich mit vielem Erfolg, namentlich in seinen Vorlesungen angewendet worden. Aber mündliche Vorträge über Geschichte des Altertums sind etwas ganz anderes als eine geschriebene Geschichte des Altertums. Ich gehöre zu den lebhaftesten Bewunderern von Mommsens römischer Geschichte, welche eine Zierde unserer historischen Nationallitteratur ist: aber in dieser Beziehung hat sein Buch ein Übel hervorgerufen, gegen das wir uns beizeiten zur Wehre setzen müssen, wenn es nicht in die Tiefe dringen soll. Sie sind uns ein Scheuel und ein Greuel „die Kürassiere des Antiochus", der „karikierte Joseph II.", der „zivilisierte Unteroffizier Pompejus", der „Don Quixote der Aristokratie", der „Don Juan der Politik", und wie diese buntschillernden Ungetüme alle heißen mögen; und ganz hat sich zu unserm Bedauern der Verfasser dieses Werkes jener unhistorischen Buntfärberei auch nicht enthalten, wenngleich sie nicht in jenem großen Stil betrieben wird. Wir wollen nichts wissen von dem General Thoas oder General Metellus oder General Hortensius, den Damen von Argos (S. 75), oder den epirotischen Damen (S. 226), dem jungen „Reformer" Tiberius Gracchus, den nordgriechischen Sozialdemokraten, den moralischen Eroberungen und der Annexionspolitik: und wenn uns etwas das Vergnügen an dem fleißigen, verdienstlichen und wohlgeschriebenen Buche hätte trüben können, so wären es Sätze, wie der S. 155: „So blieb denn doch nur zu erwarten die ländliche Stille einer römischen Provinz, die Herabsetzung der energischen politischen Bewegung der Halbinsel zu einer kommunalen Idylle, die Entwertung der achäischen Landwehr zu einer locker geformten Miliz für römische Gendarmeriedienste, und endlich die Aussicht, zum Lohn für den freiwilligen Rücktritt von der Bühne der Weltgeschichte, — daheim die schweren Kosten eines selbständigen Staatswesens ersparen, höheren Ehrgeiz aber als Schulmeister der römischen Buben oder als Schauspieler auf italischen Theatern befriedigen zu können", und S. 349, wo wir von dem Philosophen Aristion, der übrigens gut geschildert ist, erfahren, daß er der philo-

sophischen Schule seines Vaters sich angeschlossen, endlich „beim Tode des alten Herrn denselben beerbt“, sich mit einem hübschen jungen Mädchen verheiratet und einige Zeit nachher „mit seiner Dame“ sich auf Reisen begeben habe. Es ist ganz irrig, zu meinen, daß diese Ausdrucksweise uns die Menschen und die Dinge einer vergangenen Zeit näher bringe: die Menschen und die Dinge kommen uns am nächsten, wenn sie Tracht und Farbe ihrer bestimmten Zeit tragen; ist das nicht der Fall, so werden sie einfach zu Karikaturen, die nur für den nicht irreführend sind, der die wahren Züge selber kennt. Wir skandalisieren uns mit Recht an solcher Karikierung des Altertums auf der französischen Bühne des 17. und 18. Jahrhunderts, an Klytämnestra im Reifrock und Jupiter in der Allongeperücke; wir sind auf dem besten Wege in unseren Geschichtsdarstellungen aus dem Altertum dem Ungeschmack nicht minder wohlgefällige Opfer zu schlachten.

Da wir einmal an diesem Kapitel sind, so möchten wir den Verfasser unserer Rezensentenpflicht gemäß in Bescheidenheit darauf aufmerksam machen, daß da und dort sein sehr dankenswertes Bestreben, den spröden Stoff durch eine gefällige Sprache zu beleben, ihn bis an die Grenze des Manierierten geführt hat, wie in dem allzuhäufigen Gebrauch des pretiösen „denn doch“ und dem ebensohäufigen Gebrauchs des Perfekts statt des Imperfekts in der Erzählung, was schon bei Ranke, der es, soviel wir glauben, zuerst aufgebracht hat, zuweilen ans Manierierte streift. So S. 303 „noch einmal hat es ein kühner Abenteurer versucht, als ein neuer Pseudophilipp aufzutreten, aber Lucius Tremellius — — hat diesen Aufstand rasch niedergeschlagen und nunmehr herrschte“ u. s. w., oder S. 381 „Sulla ist dann — — mit seiner Armee zurückgekehrt“, und oft. Ebenso erscheint uns S. 83 bei Gelegenheit der Verkündung der griechischen Freiheit durch Flamininus die Hinweisung auf Nero „denn doch“ etwas weithergeholt: „Unheimliches Grauen aber würde beide Völker erfüllt haben, hätte ein Seher ihnen verkünden können, was für ein Mensch 262 Jahre später sich vermessen sollte, an eben dieser geweihten Stätte noch einmal, zum letztenmal für lange Jahrhunderte, durch jenes Zauberwort der Freiheit der griechischen Nation die Schatten einer auf ewig verlorenen Vergangenheit wieder heraufzubeschwören.“ Einzelne Mißgriffe, wie „lebensgefährliche Drohungen“ S. 73, „die schwere Massenhaftigkeit der römischen Kriegsschiffe“ S. 471; S. 407 dies — „gab dem Drama seinen ebenso widrigen wie abscheulichen Abschluß“ (it is as broad as it has bredth and moves with its own organs, sagt Shakespeare in der klassischen Beschreibung des Krokodils, die er dem Antonius in den Mund legt); den Gebrauch des (!) S. 345 und (!!) S. 352, der schlechterdings nicht in den Text einer Geschichtsdarstellung gehört, — wollen wir im Vorbeigehen anmerken,

ebenso, daß wir nicht wissen, weshalb der Verfasser überall den Ausdruck gebraucht „in die Sklaverei verschachern“ anstatt des einfachen verkaufen. Nicht ganz richtig scheint uns, wenn S. 232 die bekannte Äußerung Catos: „es komme wenig darauf an, ob die paar achäischen Greise von römischen oder achäischen Totengräbern bestattet würden“ als eine „rohe aber schlagende“ bezeichnet wird: sie ist weder das eine noch das andere, sondern es ist eine wohlgewählte Wendung, mit welcher Cato in einer widerwilligen Versammlung eine humane Maßregel dadurch durchzubringen sucht, daß er dieselbe als eine unerhebliche, bei der lange zu verweilen nicht der Mühe wert sei, bezeichnet. Auch die unmittelbar folgende unschätzbare Anekdote, eine der wenigen authentischen, wo Cato dem Polybius, der, nachdem die internierten achäischen Geiseln freigegeben sind, nun sofort auch ihre Wiedereinsetzung in ihre vorigen Ehrenstellen zu bewirken sich bemüht, die Antwort giebt: „das sei eben wie wenn Odysseus noch einmal in die Höhle des Polyphem zurückkehrte, um sich Hut und Gürtel auszubitten, die er dort zurückgelassen“ — scheint uns nicht ganz richtig gefaßt, wenn Hertzberg sagt, daß „der alte Herr“ dem Griechen „den schneidenden Sarkasmus“ dieser Antwort nicht erspart habe. Catos Äußerung erscheint uns nicht als schneidender Sarkasmus, sondern vielmehr als verständig und gutmütig, wie das Begehren des Polybius, sowie die Dinge lagen, ungeschickt und echt achäisch war.

Wir wiederholen, daß alle diese Kleinigkeiten dem spezifischen Werte des Buches, das uns nur mit Achtung erfüllt, keinen Eintrag thun.

Auf einzelne Auffassungen und Urteile des Verfassers, bei denen wir vielleicht geneigt sein würden, abweichender Ansicht zu sein, näher einzugehen, müssen wir uns versagen. Wir halten die Manier einiger Rezensenten, aus einem Buche, an welches ein gewissenhafter Mann mehrjährige ehrliche Arbeit gesetzt hat, ein paar Einzelheiten herauszugreifen, darüber rasch einiges Neueste nachzuschlagen und dann, ohne das Buch als Ganzes zu würdigen, mit insolentem Bedauern zu verkünden, daß von dem Verfasser diese und jene neueste Forschung leider übersehen worden sei, für zu wenig ehrenhaft, um sie nachahmen zu wollen. Die Gelehrsamkeit eines Buches flößt uns, im allgemeinen gesprochen mehr Vertrauen ein, als die einer Rezension, und vollends auf einem Gebiete, wo nur umfassende und mühselige Detailforschung Resultate ergiebt, haben wir von dem Verfasser, der diese umfassenden und mühsamen Studien gemacht hat, nur zu lernen und können nicht die Prätension haben, ihn berichtigen zu wollen. Nur einige wenige Momente wollen wir hervorheben, um deutlich zu machen, in welchen Beziehungen Freunde historischer Lektüre ihre historische Erkenntnis aus diesem Buche bereichern können. Die überlegene Politik des italienischen Großstaates

und das kleinliche Politisieren der griechischen Mittel- und Kleinstaaten, die Angelpunkte dieser Geschichte, sind von dem Verfasser sicher im wesentlichen richtig aufgefaßt und in ihren Details treu geschildert worden: und so erhalten wir über zwei historische Phänomene von so eminenter Wichtigkeit mannigfache Belehrung, und daß solche Belehrung gerade für die Gegenwart (1868) entschiedenes Interesse hat, wird man nicht leugnen wollen. Über die Politik der Römer seit dem Ende des zweiten punischen Krieges bis zur Zeit der Gracchen, insbesondere den römischen Mächten gegenüber, stehen sich zwei Ansichten entgegen: während Peter (Studien zur römischen Geschichte) in derselben einen konsequenten, aus dem Grundcharakter der römischen Nation resultierenden Macchiavellismus sieht und diese Politik darum überall mit sichtlicher Entrüstung bespricht, spricht Mommsen, auch er mit mehr Echauffement als nötig, sich dahin aus, „daß nur von der verächtlichen Unredlichkeit oder der elenden Sentimentalität verkannt werden könne, daß es mit der Befreiung Griechenlands den Römern Ernst war", und nimmt auch im übrigen mehr die römische Politik in Schutz als die griechische, die er an vielen Stellen mit der größten Schärfe verurteilt. Auch unser Verfasser spricht, der ersteren Ansicht gemäß, von der „Wolfsnatur" der römischen Politik, giebt aber auf der andern Seite zu, daß diese Wolfsnatur sich nur sehr allmählich entwickelt habe und der Senat oftmals Mäßigung und Langmut bewies — was denn mit der Wolfsnatur überhaupt nicht recht stimmen will. Wir möchten glauben, daß man den immensen Schwierigkeiten, mit welchen die römische Politik zu kämpfen hatte, häufig zu wenig Rechnung trägt und sich nicht, wie doch der historische Betrachter soll, die Frage vorlegt, wie denn der römische Senat viel anders hätte handeln können, als er gehandelt hat.

In den Zeiten von Beendigung des ersten punischen Krieges bis zum Beginne des zweiten wuchs die römische Macht in einer Weise, welche alle übrigen Staaten in der Selbständigkeit ihres Handelns bedrohte. Ein Mann erkannte diese Gefahr mit voller Deutlichkeit und war entschlossen sich ihr entgegenzuwerfen: Hannibal. Nicht um Rom zu vernichten, wohl aber um die römische Präponderanz zu brechen, unternahm er seinen Krieg; die Gesichtspunkte seiner Politik sind in der Sendung Karthalos nach der kannensischen Schlacht, obwohl wir leider dessen Instruktionen nicht kennen, und deutlicher noch in Hannibals Unterredung mit Scipio vor der Schlacht bei Zama zu erkennen. Aber der Tag von Zama machte eine Politik des Gleichgewichts der Mittelmeerstaaten, wie sie dem großen Punier vorschwebte, zur Unmöglichkeit. Die römische Präponderanz war mit der Niederwerfung Karthagos unwiderruflich

entschieden. Daß diese Thatsache bei manchem Römer jenen brutalen Herrscherstolz weckte, den wir in unzähligen Beispielen kennen, ist richtig; aber falsch und wider die menschliche Natur ist es, daß nunmehr in allen politischen Fragen nach einem wohlbedachten macchiavellistischen System verfahren worden sei. Die römische Politik ist von Menschen gemacht worden: falscher Idealismus und plumper Realismus, Klugheit und Thorheit, Bosheit und Verlegenheit einzelner, persönliche Einflüsse aller Art haben daran mitgearbeitet, und sicher häufig genug und in einer Menge der unendlich verwickelten griechischen Fragen hat ein Zufall entschieden. Dauernd und nicht zufällig aber war Eines, was jedem Großstaat eignet: die einmal gewonnene Position niemals wieder ganz aufzugeben und, wo das Recht nicht völlig unzweifelhaft ist — und wo ist es dies in der großen Politik? — rücksichtslos die Macht zu gebrauchen.

Daß aber dem damaligen Griechenland und der ganzen Welt des Ostens gegenüber mit einfacher Redlichkeit oder auch mit einfacher Gewalt nicht auszukommen war, beweist fast jedes Blatt des vorliegenden Werkes. Hertzberg schildert die Verkommenheit der griechischen Verhältnisse sehr gut, aber wir vermissen einigermaßen die Erklärung für diesen Zustand, welcher in hohem Grade psychologisch interessant ist. Die weltgeschichtliche Bedeutung des Griechentums beruhte darauf, daß sie zuerst in kleinen Gemeinwesen einen sehr intensiven Patriotismus erzeugten, in dessen Kraft sie so bewundernswerte Dinge leisteten, wie z. B. im Perserkriege oder wie Athen nach dem Scheitern der sizilischen Expedition. Das begabteste unter den Völkern des Altertums, bildeten sie in ihren vielen Städten und kleinen Staaten eine Fülle individueller Kräfte aus, für welche durch Alexander den Großen und seine Nachfolger großartige Schauplätze sich eröffneten. Aber sie hatten nur ein athenisches, spartanisches, korinthisches Staatsgefühl erzeugt, kein allgemein hellenisches; keiner der Großstaaten aus Alexanders Nachlaß versuchte diese städtischen Staaten unmittelbar seinem Reichskörper einzuverleiben, so wenig als Alexander oder Philipp dies versucht hatte: aber sie alle bedurften der griechischen Intelligenz, deren Pflanzstätten jene städtischen Kleinstaaten waren. Es ist begreiflich, daß diese allgemeine Nachfrage nach griechischer Weisheit, das Werben um griechische Allianzen den hellenischen Stolz in diesen Kleinstaaten nährte, sie über ihre politische Wichtigkeit täuschte und sie ganz vergessen ließ, wie ihre einzelnen Städte, ihre lockeren und wenig umfangreichen Bünde neben den rings um sie her emporgewachsenen Großstaaten nichts bedeuteten. Dazu kam materieller Verfall, ökonomische Zerrüttung, sittliche Entartung, und dieses Moment ist in diesem gegenwärtigen Buche mit dem gebührenden Nachdruck hervorgehoben; es

kamen aber noch zwei weitere Momente hinzu, welche die Unbegreiflichkeiten der griechischen Politik begreiflicher machen und sie bis auf einen gewissen Grad entschuldigen: die Erinnerungen aus ihrer großen Vergangenheit und ihre zügellose Redefreiheit. Hertzberg sagt mit einer Humanität, die uns wohlthuend berührt hat gegenüber der harten und, wir möchten fast sagen, herzlosen Darstellung Mommsens, von den bessern griechischen Staatsmännern, wie Aratos, Philopömen, Lykortas (— er nennt sie die letzten großen Vertreter einer einst gewaltigen Nation, welchen Ausdruck wir uns nicht aneignen können —): „daß niemand schmerzlicher als sie selbst den tragischen Widerspruch empfanden, der zwischen ihren Gedanken, ihren Worten und ihrer unzulänglichen Kraft bestand". Von einzelnen mag dies gelten, aber die große Mehrzahl derer, die in Griechenland sich mit Politik befaßten — und wer politisierte nicht? — empfand diesen Widerspruch nicht, und eben dies war ihr Unglück, daß sie ihn nicht empfanden. Sie hatten den Kopf von den Erinnerungen aus jenen alten Zeiten voll (klassisch dafür Plut. Sulla 13), und die unbeschränkte Redefreiheit, deren sie sich erfreuten, machte ihnen das Prahlen mit diesen alten Zeiten (das σεμνολογεῖσθαι, wie Plutarch an jener Stelle es nennt) zur andern Natur. Die Phrase wuchs ihnen über den Kopf, und sie gewöhnten sich daran, Politik mit dem Munde zu machen. Wie es uns in Deutschland gegangen ist, — jene glorreiche Vergangenheit spiegelte sich wieder als phantastisches Zukunftsbild und trübte den Blick für die Realitäten der Gegenwart. Es war freilich Wahnsinn, wenn der ätolische Stratege Demokritos dem Flamininus auf sein Verlangen einer Abschrift des Dekrets, welches den Antiochus nach Europa berief, erwiderte, er werde ihm dieselbe demnächst aus seinem Lager an der Tiber zufertigen; aber erklären läßt sich solcher Wahnsinn wohl, und ähnliche Äußerungen aus sehr naher Vergangenheit würden uns nicht fehlen, wenn hier der Ort wäre, dergleichen anzuführen. Daß diese griechische Ideologie mit dem römischen Realismus in beständige Konflikte kam und sie sich gegenseitig depravierten, ist nicht zu verwundern: die Brutalität der römischen Politik teilte sich, wo es möglich war, den Griechen, die Hinterlist, die Intrigue der griechischen Politik den Römern mit, denen sie von Hause aus fremd war.

Indes wir müssen abbrechen, so interessant es wäre, dem Einfluß nachzugehen, welchen die innere Unwahrheit jener Politik der Phrase, wie sie in dieser kleinstaatlichen Welt getrieben wurde, auf den Charakter der römischen Politik ausgeübt hat.

5. Homerische Aphorismen.

Wohl niemals in der Welt hat, nach den Worten des bekannten Epigramms, ein einziger Reicher so viele Bettler in Nahrung gesetzt, wie Homer. Ein König hat gebaut, vor 3000 Jahren,

> Mira colui con quella spada in mano,
> che vien dinanzi ai tre, si come sire —
> Quelle è Omero, poeta sovrano,

> Sieh' diesen, in der Hand das Schwert, voran
> Den andern gehn, den drei, wie einen Fürsten:
> Du siehst Homer, den Dichterkönig nah'n,

wie Dante singt: und wir Kärrner des 19. Jahrhunderts haben noch immer und machen uns noch immer um das Schloß her zu thun, fragen nach dem Erbauer oder den Erbauern, dem Material, mit dem sie gebaut, der Zeit, die sie gebraucht — dem Plan oder Nichtplan, der dem Gebäude ursprünglich zu Grunde gelegen, und da niemand und nichts vorhanden ist, von dem wir unmittelbaren Aufschluß erhalten könnten, so sind wir ausschließlich oder so gut wie ausschließlich auf dasjenige angewiesen, was aus einer sorgfältigen Untersuchung des Gebäudes selbst sich ergeben mag: einer Untersuchung, unendlich schwierig an sich, die noch unendlich schwieriger ist durch die ungeheuren Schuttmassen, welche bei dem Untersuchungswerke selbst aufgehäuft worden sind. Das ist die homerische Frage, welche in einigen Jahren (1895) sozusagen ihr 100jähriges Jubiläum feiert, und heute, 100 Jahre nach Wolfs Prolegomena ad Homerum, steht die Sache so, daß jeder namhafte Gräcist an einer unserer deutschen Universitäten und sonstigen gelehrten Anstalten seine eigene Ansicht über die Entstehung oder die Komposition der Ilias und Odyssee seinen Zuhörern muß auftischen können und demnächst dem gelehrten Publikum glaubt auftischen zu müssen. Dies hat denn die weitere Folge, daß für jeden, der sich lange mit Homer beschäftigt hat, eine Art Bedürfnis entsteht, über die aufgeworfene Frage zur Ruhe, womöglich zur Klarheit zu kommen: ähnlich wie bei den Theologen den neutestamentlichen Problemen gegenüber möchte er sein Verhältnis zu dem großen Namen in irgend einer Formel, positiven, negativen oder skeptischen, niederlegen. Einem solchen Bedürfnis sind auch die folgenden Blätter entsprungen.

Wer nun aber heute, auf die Gefahr hin, gelesen zu werden, in homerischen Dingen die Feder ergreift, der kann es mit einer gewissen Unbefangenheit thun — der mag nur ohne Scheu reden: wie wenig zutreffend sei, was er vorbringt, in jedem Fall ist schon Thörichteres in der Sache gesagt worden. Und zwar nicht bloß von Dilettanten, sondern von Meistern der Wissenschaft, wie dies denn auch einem vom andern mit wenig höflichen Worten vorgehalten zu werden pflegt. Oder kann es für einen, der ohne Voreingenommenheit des Weges kommt, etwas Verkehrteres geben, als etwa dies: einen Widerspruch zu finden zwischen dem Anfang des zweiten und dem Ende des ersten Buchs der Ilias,

Ζεὺς δὲ πρὸς ὅν λέχος ἤϊ' Ὀλύμπιος ἀστεροπητής·
ἔνθα πάρος κοιμᾶθ' ὅτε μιν γλυκὺς ὕπνος ἱκάνοι·
ἔνθα καθεῦδ' ἀναβάς· παρὰ δὲ χρυσόθρονος Ἥρη

II, 1: *ἄλλοι μέν ῥα θεοὶ καὶ ἀνέρες ἱπποκορυσταὶ*
εὗδον παννύχιοι, Δία δ' οὐκ ἔχε νήδυμος ὕπνος,
ἀλλ' — —

giebt es hier einen schwierigeren Denkprozeß zu vollziehen, — für einen einfachen Leser heute und mithin für einen einfachen Hörer vor 3000 Jahren, als etwa Odyssee 15, 4 ff:

εὗρε δὲ Τηλέμαχον καὶ Νέστορος ἄγλαον υἱὸν
εὕδοντ' ἐν προδόμῳ Μενελάου κυδαλίμοιο·
ἤτοι Νεσιορίδην μαλακῷ δεδμήμενον ὕπνῳ·
Τηλέμαχον δ' οὔχ ὕπνος ἔχε γλυκὺς —

oder auch selbst Odyssee 20, 1 ff.? Und doch ist kein geringerer als Lachmann der Entdecker dieses Widerspruchs, und ein so feiner und in Wahrheit etwas überfeiner Gelehrter wie Bonitz triumphiert (Bonitz, Über den Ursprung der homerischen Gedichte, 5. Aufl., S. 75) über diesen Stein des Anstoßes, den Lachmann damit den Einheitsgläubigen in den Weg gewälzt habe, und über die große Entdeckung, daß hier „ein Abbrechen des Gesangs und neues Anheben anerkannt sei", als ob es sich nicht für jeden Standpunkt von selbst verstünde, daß zuweilen der Gesang abbricht und wieder neu anhebt — und schreibt über diese Stelle zwei der überflüssigsten Seiten, die je geschrieben worden sind. Ein paar Seiten weiter liest man in Lachmanns Betrachtungen S. 13, daß in der Thersitesszene die Drohung mit den Schlägen von dem einen Dichter, die Schläge selbst von einem Nachfolger gedichtet seien. Bonitz spendet, wie herkömmlich, diesen Betrachtungen das Lob, daß sie das Muster für diese Untersuchungen abgeben könnten, was leider geschehen ist: und sie beginnen schon mit einer blanken Unmöglichkeit. „Bis A, 347 liest man ohne sonderlichen Anstoß," so daß also das herrliche Proömium v. 1—7 mit seinem vielsagenden oder ankündigenden *Διὸς δ' ἐτελείετο βουλὴ* die Einleitung gebildet

hätte zu einem Liede von 347 Versen, in dem es sich um eine Bagatelle, den Streit zweier Helden um eine Kriegsgefangene, handelt — eine Bagatelle, die nur dadurch etwas bedeutet, daß sie Eingang und Anlaß großer Geschicke, also eines Heldengedichts, nicht Gegenstand eines Einzellieds ist, die überhaupt nur als Teil eines größeren Ganzen gedacht werden kann. Jenes Stadium der Untersuchung, das durch den unvergleichlichen Pedantenwitz vom Streit der Einheitshirten und Kleinliederjäger bezeichnet wird, scheint vorüber: in den Arbeiten von Kirchhoff und Wilamowitz weht ein ganz anderer Geist: aber mag man den Scharfsinn und die Kühnheit dieser mikroskopischen Untersuchungen noch so sehr bewundern oder bestaunen: überzeugend werden ihre Schlüsse doch nur auf den wirken, der schon im Bannkreis dieser Forschung steht und des guten Glaubens lebt, daß uns bei zwei Gedichten, die durch einen Zeitraum von ca. 3000 Jahren von uns getrennt sind, und über deren Entstehung, Fixierung, Fortpflanzung uns so gut wie nichts überliefert ist, gelingen könne, was uns bei Goethes Faust nicht gelingt. Wir erinnern uns eines Wortes, das einst Moritz Haupt in einer Vorlesung bei Besprechung eines horazischen Gedichts hinwarf. „Viele meinen, zwei halbe Gründe machten einen ganzen Grund — ein gefährlicher Irrtum, meine Herren, tausend halbe Gründe machen noch keinen ganzen, es bleiben immer tausend halbe.“ Wer, nachdem er 30, 40 Jahre mit diesen Dichtungen gelebt, sie im einzelnen und als Ganzes zu den verschiedensten Zeiten auf sich hat wirken lassen und nun eine der mikroskopisch-philologischen Untersuchungen, Kirchhoff und jetzt Wilamowitz, oder eine übersichtliche Darlegung von solchen, wie jenen vielgelesenen Vortrag von Bonitz liest, der wird zwar diesem für die gute Orientierung in dem Labyrinthe dankbar sein und bei jenen Scharfsinn und kombinatorisches Genie bewundern: aber überzeugt wird er nicht werden, weil schließlich doch alles nur halbe Gründe sind, die nur eine Möglichkeit, eine neben vielen andern, nimmermehr aber auch nur einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit ergeben. Ist es mehr als ein Halbgrund, wenn man uns sagt, daß bei dem „ersten Kampf in der Ilias 2—7 schon die Masse der Ereignisse uns zu erdrücken drohe, sobald wir einmal uns besinnen“ — was wir uns füglich sparen können — „daß sie an einem Tage nacheinander vorgehen sollen?“ — was passiert nicht alles in Goethes Hermann und Dorothea zwischen nachmittags 2 und 9 Uhr? — oder daß alles auf den Beginn eines großen Kampfes hinweise, und dann Waffenruhe und Zweikampf des Paris mit Menelaos folge — als ob nicht später noch Kampf genug folgte, und als ob das, was wir — Bonitz oder Lachmann oder wer sonst — „erwarteten“, den Gang einer dichterischen Erzählung bestimmte und sich nicht Motive genug denken ließen, welche den Dichter bewogen, uns zunächst zwei Hauptpersonen, Menelaos

und Paris, einander gegenübertreten zu lassen? oder wenn man irgend etwas daraus machen will, daß Odysseus „zur Ermüdung häufig", d. h. an vier zum Teil meilenweit von einander getrennten Stellen über „die verderbliche Wirkung der unabweislichen Forderungen des Magens klagt" (Bonitz, S. 89), Stellen, von denen doch drei von dem Bettler gesprochen werden, in dessen Munde sie sich so gut anhören, als sie im Munde eines satten Professors des 19. Jahrhunderts unschicklich sein würden. Es wird ein großes Wesen daraus gemacht, daß „das im 13. Buch ausführlich angelegte, im 16. mit breiter Genauigkeit benützte Motiv, die Entstellung des Odysseus durch den Zauberstab der Athene, an der entscheidenden Stelle, der Wiedererkennung durch Penelope, an welcher es nicht vergessen werden konnte", nicht zur Geltung komme — und doch liegt hier ein poetischer oder Erzählungsgrund sehr nahe. Der Dichter braucht zunächst den verwandelten Odysseus, den Bettler, und nicht leicht giebt es in irgend einem Gedicht etwas Wirkungsvolleres, als diesen zum Bettler verwandelten, als Bettler erscheinenden heimgekehrten Rächer, wie er sich mitten unter den Freiern bewegt, die, indem sie auch gegen ihn freveln, das Strafgericht wieder und wieder herausfordern: an der dritten Stelle, Od. 18, 66, wird die Maske etwas gelüftet, der umhüllende Zauber beginnt zu schwinden: mit Erstaunen sehen die Freien, was für Schenkel der Greis aus seinen Lumpen blicken läßt, und nur leicht ist die Mitwirkung der Göttin dabei angedeutet; Anfang des 22. Buchs ist er, indem er das Werk der Rache beginnt, wieder Odysseus und von Entzauberung nicht die Rede, weil die ewige Wiederholung dieses Motivs der Aus- und Einzauberung kindisch oder langweilig gewesen sein würde. Der Hörer oder Leser hat sich nun an den natürlichen Odysseus sozusagen wieder gewöhnt und der einfach menschlich rührenden Wiedererkennungsszene der beiden Ehegatten noch einmal eine Entzauberungsgeschichte voraufgehen zu lassen, sie zu vermissen und aus ihrem Fehlen ein doppeltes Motiv und zweierlei Dichter abzuleiten, kann nur einem gelehrten Kritiker einfallen, während der wirkliche Dichter die Einwirkung der Athene bei Herstellung des Odysseus in diesem Zusammenhange erst 23, 156 mit einem Worte angedeutet hat. Das Unheimliche, Poetisch-Gewaltige liegt eben darin, daß der Held das einemal der Bettler und dann wieder halb oder ganz Odysseus ist: er ist es und ist es auch nicht: von einem doppelten Motiv ist dabei nicht oder nur in diesem Sinne die Rede, wie denn auch sonst, z. B. Il. 3, 386 ff., der Dichter es nicht für nötig hält, seine verwandelten Personen erst Entzauberungstoilette machen zu lassen. An dieser Stelle erscheint Aphrodite der Helena in der Gestalt einer alten Dienerin: unmittelbar darauf wird sie als Göttin angeschaut, ohne daß sie den Zauber ausdrücklich abgestreift hätte.

II.

Eine Hauptrolle bei der Untersuchung spielen bekanntlich die Widersprüche, und in der That sind sie ein interessantes Kapitel. Sie haben allerdings, seitdem man ernstlich sich umgesehen hat, wie es sonst mit diesem Artikel in umfangreicheren Dichtungen bestellt ist, mehr als die Hälfte ihrer Beweis- oder vielmehr Überredungskraft verloren. Wir haben uns nie des Gedankens erwehren können, daß, wenn Goethes Hermann und Dorothea z. B. unter auch nur einigermaßen ähnlichen äußeren Verhältnissen auf die Nachwelt gekommen wäre, wie die homerischen Gedichte, „man" d. h. scharfsinnige Kritiker des 24. oder 25. Jahrhunderts die Verse des letzten Gesangs nach den Worten

Und es neigte sich gleich mit Segenswünschen der Nachbar

bis zum Schluß wahrscheinlich für eine spätere Andichtung, für das Werk des berühmten unbekannten „Fortsetzers" erklären würde — mit so guten oder schlechten, ganz mit denselben halben Gründen, mit denen in der sogenannten homerischen Frage operiert wird. Dieser Kritiker würde einen Widerspruch aufdecken, mit dem keiner der im Homer entdeckten, soviel wir sehen, an Handgreiflichkeit sich messen kann. Die Verse in Urania, in denen der als so feinfühlend und taktvoll geschilderte Pfarrer freundlich scherzend nach dem goldenen Ringe fragt, den er an Dorotheens Hand gewahrt:

„wie, du verlobest dich schon zum zweitenmal?" 2c. 2c.

stehen im denkbar schreiendsten Widerspruch mit den Versen in Klio, wo dieser selbe Pfarrer die Geschichte der ersten Verlobung Dorotheas, die er hier offenbar nicht kennt, aus dem Munde des Richters — es sind noch keine zwei Stunden her — ausführlich erfahren hat. Zunächst würde er die Uraniaverse für unecht erklären, denn diese Verse spielten ganz unverkennbar auf die allgemeine Wehrpflicht an, ständen in Widerspruch mit den Gesinnungen, die Hermann im Gespräch mit der Mutter in Euterpe geäußert, und atmeten den Geist einer späteren Epoche, 1813, 1848, 1870: ja die Anspielung auf die Pariser Kommune sei kaum zu verkennen. Der Nachdichter, würde ein zweiter Forscher hinzufügen, verrate sich schon durch die Anrede Dorothea, welcher Name hier zuerst vorkomme; der echte Dichter liebe es überhaupt nicht, Vornamen in der Anrede zu verwenden, nur einmal in Terpsichore finde sich noch die direkte Anrede Lieschen, und zwar in einer auch sonst stark interpolierten Stelle, aus welcher wenigstens die beiden Verse „Zwanzig Jahre sind's nun 2c." sicher ausscheiden müßten, da hiernach Hermann erst 19 Jahre alt wäre, während er nach den Voraussetzungen der Situation „ich entbehre der Gattin" mehrere Jahre älter sein müßte. Übrigens, so würde er fortfahren, sei überhaupt die für ein solches Gedicht wenig

passende Erwähnung eines ersten Bräutigams der Heldin zu verwerfen: sie verrieten die Tendenz und den Nachdichter: auch ließen sich die Klioverse „rein ausscheiden": und „offenbar" schließe das Gedicht ganz passend mit den Worten des Pfarrers:

„also verlob' ich euch hier und segn' euch künftigen Zeiten",

denn auch die beiden folgenden Verse

„mit dem Willen der Eltern und mit dem Zeugnis des Freundes,
Und es neigte sich gleich mit Segenswünschen der Nachbar"

seien als müßiger Beisatz zu beseitigen. Gewiß ein passender Schluß, ganz so passend, wie etwa Kirchhoffs „alter Nostos" mit der „Auseinandersetzung Poseidons und der Phäaken" schließen soll. Ohne Zweifel würde dann dieser Kritiker hinzusetzen in Lachmanns Manier, die seither guter Ton bei diesen Erörterungen geblieben ist: „wem die Verschiedenheit unerheblich dünkt, wer sie nicht auf die erste Erinnerung selbst herausfühlen kann — — der thut am besten, sich um meine Untersuchungen ebensowenig zu bekümmern, als um epische Poesie, weil er zu schwach ist, etwas davon zu verstehen." Ob solche Widersprüche bei modernen Dichtern in der Zeit bequemer Schrift und deutlichen Drucks irgend etwas und was sie bedeuten, beschäftigt uns hier nicht weiter: wir wollen nur einen Thatbestand feststellen. Man hat sie — noch ohne systematische Nachforschung, soviel ich sehe — in ziemlicher Zahl entdeckt. Ich will jene bekanntesten, wie den in Wallensteins Lager von der doppelten Löhnung, die der Trompeter heute empfangen und ein paar Szenen später seit 5, 6 Wochen nicht empfangen hat — oder den im Don Carlos von dem Brief, den er von der Königin empfangen, von deren Hand er an einer andern Stelle noch nichts hat, nicht wiederholen: sondern nur eine kleine Sammlung aus Shakespeare beifügen, bei dem man sie in der That von der Straße auflesen kann. Man stößt sich in der Ilias an dem mittleren Schlachttag, wo es 11, 86 ff. Mittag und 16, 777, 4000 Verse später, nachdem alles Mögliche passiert, noch immer Mittag ist: in Shakespeares Macbeth, vielleicht dem durchdachtesten aller seiner Stücke, sind nicht weniger als vier oder fünf Widersprüche und chronologische Unmöglichkeiten, neben denen jener homerische völlig bedeutungslos erscheint.

In I, 2 erzählt Rosse den Verrat Cawdors:

Assisted by that most disloyal traitor,
The thane of Cawdor

habe der König von Norwegen den Streit begonnen: in der dritten Szene, kaum 100 Verse später, weiß Angus, der mit Rosse von Duncan entsendet zu Macbeth kommt, nicht, weshalb Cawdor der Todesstrafe entgegengeht,

— whether he was combined
with those of Norwey etc. I know not —

II, 1 sagt Banquo:

I dreamt last night of the three weird sisters,

während doch diese Nacht nach dem Gang der Handlung gar nicht vorhanden ist, so wenig als sich eine Zeit herausfinden läßt, in welcher Macbeths Brief an die Lady, I, 5, hat geschrieben werden können. In der zweiten Szene des II. Akts vollzieht sich der Mord an Duncan in tiefster Mitternacht (Szene 1: now over the one half-world u. s. w.): ein Klopfen am Thor scheucht die Gatten vom Thor weg: es ist dasselbe Klopfen, das der Pförtner in der folgenden Szene 3 hört: er öffnet: Macduff und Lenox treten ein und ihnen sagt er sehr gemütlich: we were carousing till the second cock, wir zechten bis zum zweiten Hahnenschrei, und ganz dieselbe Freiheit nimmt sich der Dichter, der nicht an uns Pedanten gedacht hat, im III. Akt, Szene 1, wo Macbeth seinen Großen genau die Zeit angiebt, wo das Gastmahl beginnen soll,

let every man be master of his time
till seven at night —

genau um diese Zeit 7 Uhr abends

the west yet glimmers with some streaks of day etc.

kehrt Banquo zurück und wird erschlagen: gleichzeitig, Szene 4, beginnt das Gastmahl, das aber, mit jener tiefsinnigen Symbolik in demselben Augenblick, wo Macbeth den Becher an den Mund setzt, durch das Erscheinen des Geistes Banquos unterbrochen wird: Macbeth soll der durch ein Verbrechen gewonnenen Krone nicht froh werden. Die Gäste brechen auf, Macbeth und die Lady bleiben zurück, „wie spät ists in der Nacht?“ fragt Macbeth, und die Lady antwortet

almost at odds with morning, which is which,

während es noch eben 7 Uhr, suppertime, gewesen ist[1]).

Überall ist hier die genaue Zeitrechnung sorglos dem Effekt des

---

[1]) Im ersten Gesang der Odyssee (Bonitz l. c. 31): „Athene ist dem Odysseus nach seiner Ankunft auf Ithaka durch Rat und That behilflich gewesen — dieselbe Athene geht“ (fährt, fliegt?) „nach Lakedämon, um Telemachos zur Rückkehr nach Ithaka aufzumuntern. Aber sie verläßt den Odysseus lange Zeit nach Tagesanbruch und kommt an demselben Tage vor Anbruch der Morgenröte nach Lakedämon. Die beiderseitige Zeitbestimmung ist ausdrücklich angegeben und für den ganzen Inhalt jeder der beiden hier zusammenlaufenden Erzählungen unentbehrlich“ — — ganz wie hier.

Wem dies nicht genügt, der lese den interessanten Aufsatz von G. Hettner, „Kritisch-Exegetisches zu Schiller und Goethe“ in Fleckeisens N. Jahrbüchern 1891, 11. Heft S. 566 ff., wo nachgewiesen ist, was seither kaum je ein Leser gemerkt hat, daß Wallensteins Tod IV, 3, IV, 4 das Gefecht, in welchem Max geblieben, heute abend stattgefunden hat, wogegen Szene 9, ohne daß die Handlung eine Unterbrechung erlitten hätte, der schwedische Hauptmann den Hergang als gestern abend geschehen erzählt und dann fortfährt:

„Heut früh bestatteten wir ihn —“

Augenblicks, der dramatischen Wirkung geopfert und damit vergleiche man die pedantische Art, mit der Lachmann und seine Schule überall dem Homer gleichsam die Uhr unter die Nase halten, ihm im ersten Buch der Ilias nachweisen, daß seine Götter nicht am 12., sondern erst am 13. oder 14. Tage zurück sein können mit der bis zur Abgeschmacktheit verfehlten Phrase, daß „man einem Dichter nie solche Verkehrtheiten zutrauen dürfe" — „in unschuldiger Zeit, die auf bestimmte Anschauung halte". Ein hinsichtlich der Aufnahme poetischer Situationen gewiß sehr unschuldiges Publikum ist das Publikum Shakespeares gewesen: sehen wir noch einiges, was er an solchen „Verkehrtheiten" sich selbst nicht übelnimmt und seinem Publikum bietet. In Romeo und Julia ist I, 3 die Mutter Capulet 28 Jahre alt: sie sagt zu ihrer 14jährigen Tochter (is she not fourteen? hat sie eben die Amme gefragt):

I was your mother much upon these years
that you are now a maid — —

und Akt V, 3 sagt diese selbe Mutter

O me, this sight of death is as a bell,
that warns my old age to a sepulchre.

Die Mutter Hamlets ist nach dem Gespräch Hamlets und des ersten Clowns in der Kirchhofszene ihre guten 46 Jahre alt, was für die Rolle doch so wenig paßte als die 19 Jahre für Goethes Hermann; in Cymbeline II, 2 ist es zu Anfang der Szene almost midnight, am Ende 3 Uhr; gröbste Rechenfehler sind in der Comedy of errors, in deren Schlußszene die Äbtissin sagt

thirty three years have I but gone in travail
of you, my sons — —

während die Rechnung, vgl. Delius, nur 25 ergiebt; in Julius Cäsar, Akt II, Szene 1

is not to-morrow, boy, the first of March?

nachher, nachdem der Sklave in den Kalender gesehen,

Sir, March is wasted fifteen days

und mag man hier einen Druck- oder was für einen sonstigen Fehler annehmen, so kann man sich doch der Belehrung nicht verschließen, die in der Stelle Comedy of errors I, 1 liegt, wo Shakespeare frischweg seine beiden Zwillinge selber verwechselt. Ägäon erzählt dem Herzog die Geschichte: sein Weib hat, als der Schiffbruch die Gatten trennt, den jüngeren Zwilling

my wife more careful for the latter-born
whilst I had been like heedful of the other,

während nicht 42 Verse später Ägäon vielmehr den jüngeren hat,

my youngest boy and yet my eldest care,

wozu Delius in seiner vortrefflichen trockenen Weise die überaus verständige Bemerkung macht, deren gleichen man in unserer sogenannten „höheren“ Homerskritik selten begegnen wird: „Sh. beachtete hier nicht, daß vorher der bei der Mutter gebliebene Sohn als der jüngere bezeichnet war.“ Hier hat der Wortwitz youngest boy — eldest care, der dem Dichter in die Feder kam, den Widerspruch verschuldet und in den meisten Fällen — die angeführten sind nur wenige von vielen — wird man keine Mühe haben, den Anlaß aufzufinden, der die „Verkehrtheit“ herbeiführte und wird bei andern an den Zufall denken, der bei der notorischen Sorglosigkeit des Dichters in Beziehung auf sein Manuskript seine Rolle spielte und der, wie beiläufig bemerkt sein mag, bei den Widersprüchen im Homer, so viele deren da sind, eine noch viel größere Rolle gespielt haben könnte — nur daß wir zum Glück für unsere philologische Industrie, unsere Programm- und Vortragsfabrikation davon nichts wissen. Das aber leuchtet allerdings von selbst ein, daß Zufälle unter Verhältnissen, wo man unsere bequemen Mittel, Gedachtes und Gedichtetes festzuhalten, noch nicht besaß, einen noch viel weiteren Spielraum hatten und daß ein einziger solcher Zufall, eine Zufallsinterpolation oder Zufallsweglassung von 5, 6 Versen die künstlichsten unserer jetzigen Kombinationen zu Falle bringen könnte. Man lese nur, wem dies nicht einleuchtet, den Vortrag, den jüngst Erich Schmidt über die Aufgaben der Faustforschung veröffentlicht hat, oder lasse sich von einem Kenner der italienischen Litteraturgeschichte, z. B. Ruth, Geschichte der italienischen Poesie I, 364 ff., über die Geschicke von Tassos befreitem Jerusalem berichten. Widersprüche aber wie die obigen oder wie der im Hamlet, dem der Geist seines Vaters erscheint und der doch an anderer Stelle von dem Lande spricht, von dem kein Wanderer zurückkehre, oder wie Ilias 6, 128 f., wo Diomedes sagt, daß, wenn sein Gegner etwa als einer der Unsterblichen herabgekommen sei, er nicht mit ihm kämpfen wolle, weil das dem Menschen übel zu bekommen pflege, gegenüber dem vorhergehenden Buche, wo er unter sehr besonderen Umständen zwei solcher Unsterblichen bekämpft und besiegt hat — solche Widersprüche beweisen gar nichts, am wenigsten wie natürlich die Nichtidentität des Dichters — sie beweisen bloß, was wir ohnehin wissen, daß kein Gedicht, das mehr als ein paar Dutzend Zeilen umfaßt, in einem Zug und Atem gedichtet wird. Jede Art von darstellender Produktion, die Massen bewältigt, sie sei nun Dichtung oder selbst nur Geschichte, führt solche Widersprüche mit Notwendigkeit herbei: fast ist es Zufall, ob der Dichter sie bemerkt und beseitigt, während der Kritiker nicht über sie wegkommt. Gegenüber den Unhöflichkeiten, mit welchen diese Kritiker bei uns jeden überschütten, der seinen Intellekt nicht ihren Kombinationen gefangen giebt, darf man vielleicht daran erinnern,

daß die meisten und hervorragendsten von ihnen keine größeren Werke rein darstellender Art verfaßt haben und also von dieser Seite der Sache, die uns nicht ganz unwichtig scheint, keine lebendige Vorstellung haben.

III.

Nach Bonitz' Formulierung (S. 16 l. c.) würde die Frage sein: ursprüngliche Einheit oder nachträgliche Vereinigung ursprünglich selbständiger Lieder? und wer der letzteren, der Redaktionstheorie, huldigt, spricht bei Bekämpfung der ersteren stets von „planmäßiger" oder gar methodischer Dichtung. Was heißt denn aber ursprünglich? und was heißt nachträglich? was sind selbständige Lieder? Daß der Dichter, den wir voraussetzen oder suchen, methodisch nach einem eines Tages von ihm ausgesonnenen Plane gedichtet — sich an einem Vor- oder Nachmittag daran gegeben, diesen Plan auszuführen und nun zuerst das Proömium und dann das fernere erste Buch und so weiter bis zum 24. gedichtet habe, das wird doch kein Mensch mit fünf gesunden Sinnen annehmen. Und auch darin hat Bonitz recht, wenn er die Einheit der Ilias (die man in ähnlicher Weise für die Odyssee formulieren könnte), in einer Fassung, wie sie dem Sinne von Nitzsch oder Bäumlein entspräche

> „dem vollkommen berechtigten und gerechten Zorn des Achilleus sichert der höchste Lenker der Welt selbst die Erfüllung (? Befriedigung) zu: aber die menschliche Leidenschaft trübt den an sich gerechten Zorn ins Maßlose. Mit der Zurückweisung der angebotenen Versöhnung wird Achilleus strafbar und durch den Tod seines teuersten Freundes büßt er für die Maßlosigkeit seines Grolles" — —

abweist. So denkt ein Schulmann des 19. Jahrhunderts, welcher alles für seine Schüler moralisch nutzbar machen will, nicht ein Dichter dieser alten, mit Lachmann zu reden unschuldigen Zeit, dessen Moral naiver, einfacher und zugleich sehr viel gesünder ist. Formulierungen dieser Art sind durchaus irreführend, selbst wo von neueren Dichtern die Rede ist; man kommt damit von dem Dichter vielmehr ab, wie das Werk von Gervinus über Shakespeare mit seinen Maßlosigkeiten beweist. Gewiß liegen sittliche Wahrheiten in den beiden Gedichten, z. B. die sehr schlichte, welche Odysseus dem armen Schelm Medon im 21. Buch der Odyssee sagt (v. 374):

> *ὄφρα γνῷς κατὰ θυμόν, ἀτὰρ εἴπῃσθα καὶ ἄλλῳ,*
> *ὡς κακοεργίης εὐεργεσίη μέγ' ἀμείνων,*

es ist wie Goethe einmal angesichts einer Kommentierung seines Faust gesagt hat: „ja ja, es liegt darin, aber ich habe nicht daran gedacht": aber die Einheit oder gar Planmäßigkeit eines Gedichts wie die Ilias oder Odyssee auf sie zurückführen zu wollen, ist so verkehrt wie möglich.

Es handelt sich bei der homerischen Frage vernünftigerweise nur um zwei Einheiten: die Einheit des Dichters und diejenige, welche in einer das einzelne verbindenden Haupthandlung besteht. Daß bei einer erzählenden Dichtung von dem Umfang und der Mannigfaltigkeit wie in Ilias und Odyssee das „Einzelne" oder ein sehr großer Teil des Einzelnen vor dem Ganzen — also vor dem was man den Plan nennt — vorhanden ist, versteht sich von selbst: es fragt sich also nur, wieviel Einheit in diesen als Ganzes uns vorliegenden Dichtungen ist und dann, durch wen sie hineingekommen ist: man könnte sich, wenn sie sonst nur richtig wäre, die ganze Kleinliedertheorie gefallen lassen und dabei doch an den einen Dichter Homer glauben, der gut oder schlecht die einzelnen Stücke, nachdem er für sie die zusammenfassende Haupthandlung gefunden, zusammengefügt, verbunden, vereinigt hätte.

Diese Gedichte geben sich so wie wir sie lesen und wie sie im wesentlichen nach jetzt allgemeiner und begründeter Annahme die Leute schon im 7. Jahrhundert v. Chr. gelesen haben, je als eine Einheit — d. h. als ein längeres erzählendes Gedicht mit einer in sich abgeschlossenen Handlung; es ist ihnen der Name eines Dichters aufgeprägt; Zusammenhang ist überall gesucht, wenn auch nicht überall mit Glück gefunden und vor allem ist in den Proömien, bei beiden Gedichten, ein großes erzählendes Gedicht angedeutet oder angekündigt: Proömien, die in jedem Fall erst gedichtet worden sind, als das meiste Übrige im Kopfe des Dichters schon fertig war, Gestalt gewonnen hatte oder auch vielleicht zu Papier oder Pergament gebracht worden war. Wir wissen wohl, daß man eben aus diesen Proömien Haupteinwände gegen eine „ursprünglich" beabsichtigte, den Gedichten wie sie jetzt sind, entsprechende Komposition entnommen hat — schon Wolf (S. 70) macht die Bemerkung, daß die 7 Verse Il. 1, 1—7 nihil ultra promittere quam XVIII. rhapsodias, und er erfindet sich S. 71 ein Proömium, wie es eigentlich hätte lauten müssen, wenn es auf unsere jetzige Ilias passen sollte[1]), und das dann freilich, wenn man es mit den prachtvollen Versen Homers vergleicht, sehr stark an jenen Schuster erinnert, der an einem Gemälde oder Standbild des Apelles oder Lysippos zuerst den Schuh tadelte, was sein Recht war, wie er aber weiter Kunstkenner spielen wollte, sich die bekannte Zurechtweisung holte: noch ärger sind die entsprechenden Verse der Odyssee durch J. Bekker und andere mitgenommen worden.

---

[1]) Man muß dieses Philologenkunststück Prolegomena S. 71 ganz hersetzen:

Κῦδος ἄειδε, θεὰ, Πηληϊάδεω Ἀχιλῆος,
ἕσθ' εἴως βασιλῆι κοτεσσάμενος ἐνὶ νηυσὶ
κεῖτο, Ἀχαίοισίν τε καὶ αὐτῷ ἄλγε' ἔδωκεν·
αὐτὰρ ἀνιστάμενος Τρωσὶν καὶ Ἕκτορι δίῳ.

Fast so schön, als die Parodie des Lutherliedes, welche man noch heute in den

Es mag sein, daß in diesen Eingängen nicht der ganze Inhalt der Gedichte angegeben oder angedeutet ist, wenngleich man unter die *μῆνις* und ihre Folgen die ganze Ilias, und unter den *ἀνὴρ ὃς μάλα πολλὰ πλάγχϑη*, die ganze Odyssee, wenn man will, begreifen kann: aber jene Forderung überhaupt zu stellen, ist kindisch. Das würde zu Überschriften führen, wie etwa in Ariosts rasendem Roland, von denen der Leser irgend eine mit den sieben ersten Versen der Ilias vergleichen wolle.

Wer diese sieben Verse gemacht hat, der hat in ihnen den Einheitspunkt der nun folgenden Erzählung — der Abenteuer, Gesänge, Lieder — die *μῆνις Ἀχιλλῆος* angegeben, auf deren weittragende Folgen hingewiesen, gesagt, daß dem allen ein Ratschluß des Zeus zu Grunde liege und eilt dann mit dem prachtvollen Schwunge

Τίς δ᾽ ἄρ᾽ σφῶε u. s. w.,

dessen Schönheit ein Geist, dem wir alle nicht wert sind die Schuhriemen aufzulösen, Milton im verlornen Paradis tief empfunden, weil nachgeahmt hat, zur Erzählung. Nicht mit demselben Glück vielleicht, aber in derselben Weise verfährt die Odyssee. Sie nennt den Mann, um den sich alles Folgende dreht, und beschreitet dann auch v. 11, wie der Epiker soll, schnell den Boden der Erzählung: die von Leuten, welche den Dichter wie einen Schüleraufsatz lesen, vermißte Andeutung des letzten Teils der Odyssee wird ein paar Verse später v. 18 gegeben — frühe genug sollte man denken. Mit all dem Gerede von „planmäßiger Dichtung" ist gar nichts gesagt: es ist vielleicht gut, daß man diesem Irrwisch die Wege weist, indem man an Goethes Wort in Wahrheit und Dichtung über die Konzeption seines Faust, oder an Wielands Brief an F. A. Wolf über seinen Oberon erinnert. Den letzteren, der bei Körte, Leben und Studien F. A. Wolfs erster Teil S. 220 steht, wollen wir hier abdrucken. „Psychologisch kann ich mirs nun doch sehr gut denken, daß Homer progressiv und nach und nach selbst die zwei Epopöen nach dem vorhandenen Plane zusammengesetzt habe. So ist mein Oberon entstanden. Ich hatte die ihm zum Grund liegende Fabel im Kopf. Nun war es wie ein organischer Keim in

---

Kirchen des Herzogtums Koburg-Gotha aus dem Bretschneiderschen Gesangbuch zu singen verurteilt ist:

Ein feste Burg ist unser Gott,
Und mehr als Wehr und Waffen;
Er hilft uns frei aus aller Not,
Er wird den Sieg verschaffen.
So böslich auch der Feind
Uns zu erdrücken meint,
So stark mit Macht und List
Er auch gerüstet ist,
Gott spottet seiner Waffen.

meiner Seele, der nach und nach immer mehr Sprossen und Blüten aus sich hervortrieb. Ich habe nie einen eigentlichen Plan dazu entworfen, wie sich etwa manche Maler zu einem historischen Gemälde eine Skizze vorzeichnen. Ein dunkles Gefühl hat mich von einem zum andern geleitet und die genetische Dichterkraft hat so lange fortgewirkt, bis alles ineinander griff und zu einem Ganzen verschmolz. Warum sollte es mit dem homerischen Erzeugnis nicht ebenso gegangen sein?" Gewiß, mutatis mutandis, warum nicht?

IV.

Eine wichtige Vorfrage und überhaupt eine sehr wichtige historische Frage wird immerhin die sein, welche Stelle bei der Feststellung desjenigen Textes, der dem jetzigen zu Grunde liegt, die Buchstabenschrift gespielt — in welchem Stadium der Entstehung der Gedichte sie eingesetzt habe. Die früheren Voraussetzungen treffen, wie man jetzt in Kürze in der für die homerische Schrift so bedeutsamen Schrift von Wilamowitz, S. 286 ff. nachlesen kann, nicht zu. Es wurde auf hellenischem Boden geschrieben um die Zeit, als größere Gedichte — und wenn es auch nur der „alte Nostos" Kirchhoffs und ähnliche gewesen wären — verfaßt wurden, und es ist in der That undenkbar, daß Ilias und Odyssee auch nur annähernd in der Gestalt und in dem Umfang, wie wir sie jetzt lesen, ohne dieses Hilfsmittel sich sollten erhalten haben. Nun sagt Wilamowitz, daß die Schrift unter den Hellenen sehr verbreitet gewesen sein könne und ohne Zweifel gewesen sei und dennoch Homer nicht geschrieben habe. „Homer kennt die Schrift nicht, seine Heroen wissen nichts davon und keine Spur deutet darauf, daß er davon wußte." Mit anderen Worten: in den Gedichten kommt nichts davon vor. Aber das beweist durchaus nicht, daß der Dichter die Schrift nicht gekannt hat; sie paßt einfach nicht in die poetische Welt, die er vorführt — so kommt auch das Reiten nicht vor, während es doch undenkbar ist, daß Leute, welche das Fahren so fleißig übten, nicht auch geritten sein sollen, was bekanntlich viel einfacher ist: die Schrift wird auch z. B. in Tassos befreitem Jerusalem nur an ein paar Stellen erwähnt. Wenn Wilamowitz nun weiter S. 290 sagt: „Wozu soll ein Dichter schreiben, wenn niemand da ist, der lesen mag?" so ist diese Frage wiederum an demselben falschen Ende angefaßt, wie früher z. B. von Friedländer die homerische Kritik S. 18 und sonst überall: „Die Frage, wann diese Gedichte zuerst aufgeschrieben worden, fällt zusammen mit der Frage, wann sich zuerst das Bedürfnis des Lesens einstellte, eine Klasse von Lesern sich zu bilden begann." Diese Frage ist in einem viel größeren Zusammenhange zu behandeln. Schrift und Surrogate der Schrift werden überall hervorgerufen durch das Bedürfnis, That=

sachen, Vorstellungen, Willensmeinungen äußerlich zu fixieren und sie gehört mithin in die Reihe der Erfindungen oder Entdeckungen, welche für den Menschen die Schranken, die Raum und Zeit ihm setzen, weniger hemmend zu machen, weiter hinauszurücken, so viel möglich hinwegzuräumen streben.

Bekanntlich sind, wo dieses Bedürfnis, eine Thatsache für künftigen Gebrauch festzubannen, oder eine Nachricht, eine Willensmeinung an einen Entfernten gelangen zu lassen, sich in einiger Stärke geltend machte, auf der Welt sehr verschiedene Wege eingeschlagen worden. In Prescotts Werken über die Eroberung von Mexiko und von Peru kann man nachlesen, mit welchen sinnreichen Mitteln sich zwei hochentwickelte Barbarenvölker zu helfen wußten. Die Azteken sind bis zu symbolischen Zeichen für Sprechen, Reisen u. s. w. gekommen, und noch merkwürdiger, origineller ist die peruanische Erfindung der Quipus[1]): den Griechen wurde für jene Zwecke zu einer Zeit, die noch nicht genau hat bestimmt werden können, als ein bequemes Mittel die in Ägypten nach und nach ausgebildete und von den Phöniziern zu sehr praktischen Zwecken verbesserte und vervollkommnete Lautschrift zugetragen: unzweifelhaft aber scheint uns von vornherein und nach der Analogie aller Erfindungen bis zur Buchdruckerkunst, dem Telegraphen und dem Telephon herab, angenommen werden zu müssen, daß, wenn jenes Bedürfnis Thatsächliches zu fixieren, stärker sich geltend machte, ein Volk, das nicht ganz auf den Kopf gefallen ist — und in solchen Dingen ist kein Volk auf den Kopf gefallen — es Surrogate gegeben haben muß. Zuerst werden solche Surrogate angewendet — vermutlich — wo gehandelt, also gerechnet wird, wovon die römischen Zahlzeichen ein Beispiel zu geben scheinen. „Konventionelle Zahlzeichen", sagt Mommsen (R. G. I, 191 f.), „hat es noch bei Scheidung der Griechen und Italiker" (also in den frühen Zeiten der Auswanderung nach dem Westen) „offenbar nicht gegeben. Dagegen finden wir für die drei ältesten und unentbehrlichsten Ziffern 1, 5, 10 drei Zeichen, I, V, X offenbar Nachbildungen des ausgestreckten Fingers, der offenen und der Doppelhand, welche weder den Hellenen noch den Phöniziern entlehnt, dagegen den Römern,

---

[1]) Prescott History of the Conquest of Peru (Routledge Edition) I, 78. The quipu was a cord about two feet long, composed of different coloured threads tighthly twisted together, from which a quantity of smaller threads were suspended in the manner of a fringe. The threads were of different colours and were tied into knots. — — The colours denoted sensible objects, as for instance, white represented silver, and yellow, gold. They some times also stood for abstract ideas. Thus white signified peace, and red, war. But the quipus were chiefly used for arithmetical purposes. The knots served instead of ciphers and could be combined in such a manner as to represent numbers to any amount they required.

Sabellern und Etruskern gemeinsam sind", bei diesen also konventionell geworden sind. Allein Ziffern waren nicht das Einzige, was man zu fixieren wünschen mußte und folglich irgendwie versuchte, und wir haben bei den Griechen aus dieser Zeit der Surrogate einen Ausdruck, *ἀναγιγνώσκειν*, und eine Stelle, die vielbesprochene Il. VI, 168 ff. Beide gehören in sofern gar sehr zur homerischen Frage, als sie uns keine Vermutungen und Kombinationen, sondern ein kleines Stück Wirklichkeit zeigen. Daß der Ausdruck *ἀναγιγνώσκειν*, wiedererkennen, keinen Sinn hat bei konventionellen Lautzeichen, ist klar: er hat nur Sinn, wenn B die Zeichen wiedererkennt, die er bei einer persönlichen Beredung mit A mit diesem vereinbart hat, und die ihm von einem Beauftragten oder Bevollmächtigten des A vorgezeigt werden. Genau so finden wir es dort in der Stelle der Ilias. Sie ist bekannt genug: König Proitos in Argos schickt den Helden Bellerophontes, den ihm sein Weib verdächtigt hat, zu seinem Schwiegervater nach Lykien, denn er selbst will ihn nicht töten:

> *πέμπε δέ μιν Λυκίηνδε, πόρεν δ' ὅγε σήματα λυγρὰ,*
> *γράψας ἐν πίνακι πτυκτῷ θυμοφθόρα πολλὰ*
> *δεῖξαι δ' ἠνώγειν ᾧ πενθερῷ, ὄφρ' ἀπόλοιτο,*

traurige Zeichen oder Sinnbilder hat er auf ein Täfelchen geritzt, das dann irgendwie so zusammengefaltet oder eingewickelt wird, daß Bellerophon selbst den Inhalt nicht sehen, beziehungsweise deuten kann: er soll es dem Lykier zeigen, es ist zugleich sein *σῆμα*, seine Legitimation: der wird es dann öffnen, sehen, verstehen — anagignoszieren — eine Prozedur, die hier als eine gewöhnliche, selbstverständliche vorausgesetzt wird. Nur war es diesmal ein *σῆμα κακὸν*, ein Uriasbrief, und es folgen nun die verschiedenen Versuche, den durch die *σήματα* bezeichneten Auftrag auszuführen. Die Stelle bei Eustathios, wo dieser über die Sache ganz vernünftig spricht, ist bei Wolf S. 49, Anm. 46. 47 abgedruckt. Der Dichter denke sich *εἴδωλά τινα*: das Wie ist ziemlich gleichgültig und auch das ist nicht von besonderer Wichtigkeit, ob der Dichter dieser Stelle die Schreibkunst, die Buchstabenschrift nicht gekannt hat, oder nur hier nicht hat kennen wollen. Die Schrift, eine relativ-moderne Sache, war für Helden ebensowenig verwendbar, als etwa der Bücherdruck für Tasso, oder das Telegraphieren in einem modernen Epos über Friedrich den Großen. Was aber hat diese Sache mit den homerischen Fragen oder Vorfragen zu thun? Etwas doch immerhin. Sie scheint uns darauf hinzudeuten, daß es bei Fortpflanzung dichterischer Erzeugnisse nicht ganz so gemütlich zuging, wie Wilamowitz S. 290 sagt: „Wozu soll ein Dichter schreiben, wenn niemand da ist, der lesen mag?" — — „Auf eine Fortpflanzung seiner Verse in der Gestalt, die er ihnen gab, oder einmal gab (denn er wird doch selbst nach Gutdünken bei

der Wiederholung geändert haben), rechnete der Rhapsode nicht. Seine Gedichte starben mit ihm oder der Kollege und Nachfolger nahm sie auf, betrachtete sie als sein Eigentum, behandelte sie danach und gab sie zu gleicher Behandlung weiter: so war das von je gewesen." — — Man hat sich in die Voraussetzung einer rein mündlichen Verbreitung und Fortpflanzung der homerischen Gedichte ganz festgerannt, und daran kann ja auch nicht der mindeste Zweifel sein, daß diese Gedichte ihre Gestalt im mündlichen Vortrag durch Improvisation oder Halbimprovisation gewonnen haben. Darauf würden, auch wenn ihnen nicht überall die Frische der lebendigen Rede als character indelebilis beiwohnte, schon die Wiederholungsverse hinweisen, die jetzt ein, gut verwendet, sehr wirksames episches Kunstmittel geworden sind, die aber ursprünglich zugleich und zunächst Gedächtnisstützen und, wie bei unseren Predigern die Bibelsprüche und bei jedem, der öffentlicht spricht, gewisse stereotype Wendungen, ein vortreffliches Mittel gegen das Steckenbleiben waren: während die Lippe den wohlbekannten geläufigen Halbvers, ganzen Vers, mehrere Verse spricht, hat der Dichter, wie entsprechend heut der Prediger oder Redner, den kurzen Moment des Besinnens oder Ausruhens, den er braucht, um den nächsten Gedankenkomplex zu fassen. Dieses improvisatorische Dichten ist eine Thätigkeit gewesen, die in der That der des Sprechers vor großen Versammlungen gleicht und nach dieser uns heute sehr geläufigen Analogie verstanden werden will. Der Redner weiß, nach längerer voraufgegangener Erwägung, was er sagen will, auch die Reihenfolge dessen, was er sagen will, auch einzelne Wendungen, Übergänge u. s. w., die er gebrauchen will: das einzelne aber muß ihm der Augenblick, die Begeisterung, jene lebendige Wechselwirkung, die zwischen ihm und dem lauschenden, gelegentlich beifallrufenden Zuhörerkreis entsteht, geben — ebendabei aber sind wirklich die fertigen Wendungen ein großes, ja kaum entbehrliches Hilfsmittel, weil kein Mensch, auch nach langer Übung, unberührt bleibt von der besonderen Situation, die er, der einzelne, gegenüber den vor ihm stehenden oder sitzenden Hunderten oder Tausenden einnimmt. Daraus folgt aber noch keineswegs, daß dem Dichter und denen, welche nach ihm oder von ihm seine Gedichte oder Lieder erhielten, ererbten — vielleicht, denn es geht auf der Welt prosaisch zu, erkauften, — eine weitere Gedächtnisstütze beim Meditieren des Vorzutragenden oder nach geschehenem Vortrag bei Fixierung des Vorgetragenen für fernere Rezitationen nicht sehr erwünscht gewesen wäre. Daß ein solches Bedürfnis vorhanden war und sich geltend machte, selbst noch ehe an große Epen gedacht wurde, das wird demjenigen nicht zweifelhaft sein, der sich deutlich gemacht hat, daß Ilias und Odyssee, man reduziere sie wie man wolle, in jedem Fall nicht der Anfang, sondern der Gipfel- und Höhepunkt einer längeren, wahr-

scheinlich ziemlich langen litterarischen (cum grano salis zu verstehen) Entwickelung gewesen sind. Das Dasein solcher σήματα, solcher Surrogate, andeutender Zeichen oder Bilder angenommen, was man anzunehmen gar nicht umhin kann, selbst wenn jene ausdrücklichen Zeugnisse nicht vorhanden wären, — was konnte denn mit solchen Zeichen Litterarisches fixiert werden? Etwas sehr Wichtiges — die Aufeinanderfolge der Szenen, der Zusammenhang der Handlung. Angenommen, der Dichter — meinetwegen einer von dem vorausgesetzten halben oder ganzen Dutzend Einzellieder-Dichter, oder nach unserer Anschauung jener Eine, der von den Griechen Homeros genannt wurde und vermutlich auch schon von seinen Eltern so genannt worden war, habe ein Lied, ein Stück wie etwa Ilias I in seinem Geiste dem Entwurfe nach fertig, habe es dann auch vor einem Publikum, einem Zuhörerkreise schon einmal vorgetragen, habe die Empfindung, daß es ihm besonders gelungen sei, daß es seinem Publikum so, in dieser Gestalt, besonders gefallen habe und hege nun den sehr natürlichen Wunsch, dieses Stück seinem Repertoir (denn mutatis mutandis hat es diese Dinge alle schon gegeben) einzuverleiben: so war es in der That, auch ohne Pergament und phönikische Zeichen nicht schwer zu fixieren, was zu fixieren war — auf Holz oder Schiefer oder sonst ein geeignetes Material den mit Band umwickelten Stab des Schutzflehenden, den Köcher oder die Pfeile des Gottes, die Berufung der Versammlung, etwa durch einen Heroldstab, den entbrennenden Streit bis zur Absage des Achilleus, die Szene in dessen Zelt, sein Gebet am Meeresstrande, die Seereise mit dem Schiffe nach Chryse, und die Schlußszene auf dem Olymp mit Bildern, rohen Zeichnungen, symbolisierenden Zeichen, mit Einem Worte, profanen selbsterfundenen Hieroglyphen aufzukritzeln. Il. VI, 168 ist vorausgesetzt, daß mit solchen Kritzeleien der Gedanke fixiert wird: töte den Überbringer und was sonst noch unter dem θυμοφθόρα πολλὰ begriffen sein mag: ebensogut hat man auf einer Tafel mit naturalistischen Zeichen, wenn noch nicht mit phönikischen Buchstaben, andeuten können, was alles eins nach dem andern vorzutragen war, und wenn dies schon für den Dichter ein nicht zu verachtendes Hilfsmittel war, so war es vollends erwünscht, wenn ein anderer, ein Rhapsode den der Dichter einen Gesang oder zwei lehrte, auf solche Weise seinem Gedächtnis zu Hilfe kommen konnte. Daß man so die Aufeinanderfolge der Szenen, den Zusammenhang also, und damit die Ilias und Odyssee als Ganzes habe aufbewahren können, wie ich früher in einer Abhandlung gemeint, die, wie es zu geschehen pflegt, einen richtigen Gedanken halbfertig zu Markte brachte, glaube ich nicht mehr: die Surrogate oder σήματα gehören einem früheren Stadium an als dem, in welchem Ilias und Odyssee ihre jetzige Gestalt gewonnen, d. h. von Homer gedichtet worden sind: die rein mündliche Fortpflanzung epischer Dichtungen aber hat unserer Mei-

nung nach schon aufgehört von der Zeit an, wo diese Dichtungen überhaupt etwas wie künstlerische Gestalt gewannen[1]).

V.

Wilamowitz sagt S. 4 seines Buchs: „Möchte doch keiner über Homers Verhältnis zur Sage reden, der nicht einmal sich klar gemacht hat, z. B. wie Shakespeares Coriolan zu dem des Plutarch, Euripides Kyklop zu dem Homers und dann Goethes Faust und Sophokles' Ödipus zur Volkssage sich verhalten." Aber dieser Rat, sehr gut an sich, wird unfruchtbar, wenn „Homer" wie auch bei ihm, sich immer wieder verflüchtigt. Wir müssen fragen, wie wird Sage zu Dichtung — und diese Frage verschlingt sich sofort mit der anderen: welches war der Stoff, der dem Geiste Homers vorlag — aus dem der Dichter seine beiden Gedichte geschaffen hat? Den Weg von der Sage zum erzählenden Gedicht — weiterhin zum großen Epos aufzusuchen, ist unter allen Umständen lohnend, mag man im einzelnen über Ilias und Odyssee und ihren oder ihre Verfasser denken wie man will. Der Gedanke, den W. ausspricht, ist sehr beachtenswert, wenn auch nicht sehr klar ausgedrückt: und freilich, während wir bei Shakespeare (oder Schiller) die Quellen größtenteils kennen, aus denen er geschöpft hat, dabei sein eigener Text leidlich feststeht und gegen alle Operationen, die Homer sich gefallen lassen muß, gefeit

---

[1]) Prescott beschreibt den Prozeß, der in solchen Fällen vor sich geht, l. c. S. 79, 80 so vollkommen, daß ich die Stelle ganz hersetzen muß. But, although the quipus suffised for all the purposes of arithmetical computation demanded by the Peruvians, they were incompetent to represent the manifold ideas and images which are expressed by writing. Even here however the invention was not without its use. For independently of the direct representation of simple objects and even of abstract ideas, to a very limited extent — — it afforded great help to the memory, by way of association. The peculiar knot or colour — — suggested what it could not venture to represent. The quipus thus used night be regarded as the Peruvian system of mnemonics.

Annalists were appointed in each of the principal communities, whose business it was to record the most important events which occurred in them. Other functionaries of a higher character, usually the amantas, were intrusted with the history of the empire, and were selected to chronicle the great deeds of the Inca or of his ancestors. The narrative thus concocted could be communicated only by oral tradition; but the quipus served the chronicler to arrange the incidents with method and to refresh his memory (dies konnten, wo es nötig war, σήματα noch besser). The story once treasured up in the mind, was indelibly impressed there by frequent repetition. It was repeated by the amanta to his pupils, and in this way history, conveyed partly by oral tradition, and partly by arbitrary signs, was handed down from generation to generation, with sufficient discrepancy of details, but with a general conformity of outline to the truth.

ist, während es mithin ein sehr leichtes, erbauliches und erquickliches Geschäft ist, dem nachzugehen, was er, wie er und warum er an seinen Quellen geändert hat, — kennen wir bei Homer diese Quellen nicht und können nur sehr mittelbar und mit höchster Vorsicht scheiden, was von ihm, dem Dichter, seine Gestalt in freischaffender Thätigkeit empfangen hat und was ihm in Rohstoffen oder in Halbfabrikaten schon entgegengebracht worden ist. Die Sprache hilft uns bekanntlich dabei auch nicht viel oder gar nichts, denn wir haben nicht den ursprünglichen Text vor uns, sondern besitzen die beiden Gedichte nur in einer überarbeiteten oder abgeschliffenen Sprache, die in jedem Falle von der ursprünglichen weiter sich entfernt, als etwa die lutherische Bibelübersetzung in einer Ausgabe vom Jahre 1848 oder 1870 von der Ausgabe von 1522 oder 1530, oder der Deliussche Text des Hamlet von dem durch Stratmann (1869) hergestellten ursprünglichen. Es ist aber unerläßlich, (und ist auch beiläufig bemerkt, für uns Laien fruchtbarer, als mit dem unlösbaren Professorenproblem, das man die homerische Frage nennt, als wenn es eine solche in der Einheit gäbe, sich zu beschäftigen) — daß man etwas tiefer steige und sich Rechenschaft zu geben suche von dem Prozeß des Dichtens, dichterischen Schaffens, geistigen Produzierens überhaupt, einer Thätigkeit, welche von der kritischen — bekanntlich, sollte man denken — sehr weit verschieden ist. Wir stoßen hier überall auf vorgefaßte Meinungen und vage Begriffe, von „Volksdichtern", Sängerschulen, naiver Dichtung, — daß die epische Poesie die älteste Art der Poesie sei, was doch nur sehr bedingt wahr ist, — man operiert mit dem Begriff Sage „die Sage stand fest" u. s. w., als wäre das ein ganz festumgrenzter Begriff, ohne weiter sich Rechenschaft davon zu geben, wer denn eigentlich der Sagende bei der Sage ist, was wir doch mehr aus allgemeinen Analogien, welche uns allerdings auch unsere eigene Umgebung und Gegenwart liefert, erschließen, als daß wir es wirklich wüßten.

Wir wählen, um den Weg von der Volkssage zur Dichtung zu charakterisieren, zwei Stellen, eine aus der Odyssee und eine aus der Ilias. Odyssee 13, 128 ff. erzählt uns das Strafwunder, das Poseidon an dem Phäakenschiff vollbringt, indem er es versteinert. Eustathios bemerkt, wozu wir ihn freilich nicht brauchen, und was er schwerlich besser wußte, als wir, daß zu dieser Sage ein Felsenriff in der Nähe von Kerkyra Veranlassung gegeben habe, — ein Riff, das die Gestalt eines Schiffes gehabt habe: wie denn dergleichen Riffe und Inselchen an vielen Orten, z. B. im Frith of Forth, wo sie mir seinerzeit aufgefallen sind, sich finden lassen, denen man mit geringem Aufwand von Phantasie die Gestalt eines Schiffes vindizieren kann. Die Ähnlichkeit trifft irgend ein Auge oder mehrere: die Vergleichung wird ausgesprochen: damit ist sozusagen die Empfängnis der Sage gegeben. Was von irgendwem als Ähnlichkeit behauptet war, wird, wo

die Vielen es wiederholen, zur Wirklichkeit, es wird, wie bei Kindern, das Vorgestellte zur Thatsache — es ist ein versteinertes Schiff. Einen Schritt weiter: es hat sich die Erinnerung erhalten, daß irgend einmal unter besonderen Umständen ein Schiff ausgefahren und nicht wiedergekehrt ist — das könnte dies Schiff sein, sagt sich die einmal in Schwung gesetzte Phantasie, unter deren Herrschaft der eine vom andern mit gläubigem Gruseln es als Thatsache hinnimmt, daß der Fels ein verwandeltes, das verwandelte Schiff sei: vielleicht wird die Aktion der Phantasie dadurch unterstützt, daß das Riff nicht zugänglich, daß es nur zuweilen, daß es nur in einiger Entfernung sichtbar ist: die Sage, d. h. naive Menschen — sagt niemals lange, „das könnte sein", sondern sie sagt sehr bald, „das ist" und sie fragt, d. h. die naiven Menschen, welche das Bedürfnis zu glauben, nicht zu prüfen, haben, fragen nun nach der Ursache oder vielmehr nach dem Urheber der Verwandlung. Es ist Poseidon; — wer sollte es anders sein? und vielleicht, wahrscheinlich fragt sie dann auch noch weiter nach dem Grund — und entweder weiß man nun noch irgend einen besonderen Umstand aus der Geschichte jenes Schiffs oder man überträgt einen sonsther bekannten, im Gedächtnis vieler haftenden sensationellen Umstand auf die Geschichte jenes Schiffs, oder man weiß irgend eine besondere dem Gott odiöse Eigenschaft des Volks, dem die Schiffsmannschaft angehört hat. Hier aber macht die Sage als Sage, als Volksgerede, als Volksunterhaltung Halt. Der Dichter findet sie als einen so weit bearbeiteten Stoff vor und giebt ihr dann die Gestalt — den zürnenden Meergott, der unwillig sich bei dem höchsten Gott beschwert, die Reden und Antworten im Olymp; er läßt den Gott herniederschreiten: man sieht das heimwärtseilende Schiff, sieht den Gott, wie er über es kommt; es wird zu Stein; dann ändert er die Szene: man sieht die Menschen am Ufer stehen, sieht nunmehr mit ihren Augen, staunt mit ihnen über das Wunder, das hier geschehen, — wo ist das Schiff hingekommen? — und die Dichtung kommt hier zum Abschluß, indem der König sich an einen Spruch erinnert, der jetzt in Erfüllung gehe, und dem Meergott ein Opfer darbringen heißt.

Entsprechend ist der Anfang des 12. Buchs der Ilias, die Zerstörung der von den Achäern gebauten Mauer, wenngleich es auch sehr möglich ist, daß wir hier eine rein dichterische Komposition vor uns haben, der ganze Mauerbau nur als ein „retardierendes Moment" ersonnen ist und hier auf sinnreiche Weise wieder weggeschafft wird. Dies ist hier gleichgültig, den Weg von der Sage zur Dichtung können wir uns gleichwohl daran veranschaulichen. Es ist nahe am Meere ein altes Mauerstück, ein Mauerrest, und eine alte Erinnerung, ein on dit, eine Sage weiß von einem kriegerischen Ereignis, das hier vorlängst geschehen, einem Belagerungswerk, das hier, wo jetzt nur

Sand und Düne ist, gestanden haben konnte, gestanden haben muß, gestanden hat: wo aber ist die Mauer hingekommen? Auch den Grund wird die Sage noch geben, sie ist durch Poseidons Groll zerstört worden, man wird bei ihrer Erbauung die Opfer vergessen haben — man hat bei ihrer Erbauung die Opfer vergessen. Die Szenen im Olymp aber, am Ende des 7. Buchs und die kraftvolle Ausführung des Zerstörungswerks 12, 10 ff., die heranstürmenden Flüsse, die Götter, die sie gegen die Mauer lenken, der Regen des Zeus, — dies ist die Sache des gestaltenden Dichters, des Einen, nicht der vielen Nicht-Dichter, deren Phantasie, deren Besprechungen, Gespräche, Geplauder die Sage hervorrufen.

An anderen Stellen wird dann umgekehrt der Dichter oder die Dichtung die Sage hervorgerufen, in das Volk hineingetragen haben: es können sich ihm Wahrnehmungen in der Natur oder der Menschenwelt zu freier schöpferischer Gestaltung bieten, deren die Sage sich noch nicht bemächtigt hat. Die *μάχη παραποτάμιος* im 21. Buch, welche einer der Kleinliederentdecker (Köchly) ein ziemlich schlechtes Lied zu nennen die Kühnheit gehabt hat, während sie doch in Wahrheit eine der großartigsten und aufs schönste durchgeführten dichterischen Konzeptionen ist, giebt uns ein Beispiel dieser anderen Quelle, welche dem Dichter die Gedanken zuträgt. Neuere Reisende (Roßmann in der Deutschen Rundschau 1876, 8. Heft) machen darauf aufmerksam, daß das Bild wie der Skamandros den Simoeis zu Hilfe ruft — daß diese poetische Konzeption unmöglich wäre, wenn der Simoeis ein selbstständiger Fluß wäre, zulässig, aber wenig bedeutungsvoll, wenn er sich zu allen Zeiten in den Skamandros ergösse, außerordentlich treffend aber für das Verhältnis, daß der Simoeis für gewöhnlich in Sümpfen stecken bleibt und nur zuweilen im Affekt des Hochwassers den Skamandros erreicht (S. 258): derselbe verständige und feinsinnige Beobachter der Natur und der Dichtung erwähnt, daß die Einwohner dort zuweilen, um Boden zu gewinnen oder zu düngen, die Binsen anbrennen und so einen Kampf des Feuers und des Wassers erregen. Es ist sehr möglich, daß etwas derart den Dichter auf die geniale Idee — Bändigung der Wassergeister durch den Feuergott — gebracht hat, die er so glänzend ausführt — eine Idee, welche allerdings der polytheistischen Naturbetrachtung nahe lag, der sich leichter als uns ein Naturvorgang in eine Mythe, Prosa in Poesie umsetzte: nur freilich, daß nicht jeder nächste Beste die Kunst besaß, sie so zu gestalten, wie es in diesem „ziemlich schlechten" Liede geschieht. Man würde vielleicht, wenn man auf diese Gestaltungskraft im einzelnen die Gedichte untersuchte, ein gutes Stück Einheit, individuelle dichterische Kraft oder Kunst entdecken, welche den verschiedenen Widersprüchen zum Trotz, die wohl verschiedene Zeit der Entstehung, Mängel der Komposition, Nachlässigkeit oder Gleich-

gültigkeit bei Verbindung des Einzelnen zu größerem Ganzen, sonst aber nichts beweisen, für die Einheit oder Individualität des Dichters spricht, nach welcher zu forschen allein interessiert und die sehr wohl denkbar ist, auch wenn die Untersuchung „ursprüngliche" Selbstständigkeit kleiner und großer Stücke erweisen sollte.

VI.

Wir haben also schon zwei Quellen oder Fundstätten für den Dichter, welche seine Gestaltungskraft anregen — Sagen und Naturvorgänge. Aber nicht überall liefern diese Quellen den Stoff, und es giebt noch eine Durchgangsstufe zwischen der Sage und der Dichtung. Ein anderes als die Sage ist die Erzählung — das Abenteuer, der Schwank, das Märchen. Auf diesem Gebiete oder dieser Stufe macht sich anders als bei der Sage schon Phantasie und ein gewisses Gestaltungstalent einzelner geltend: wer Augen und Ohren aufmacht, wird auch heute den guten und den schlechten Erzähler in manchen Exemplaren finden können. Die Form ist beim Erzählen noch ungebunden, und so ist es auch der Inhalt noch einigermaßen — beweglich, verrückbar. Daß sich die Leute im homerischen und vorhomerischen Zeitalter ungeheuer viel zu erzählen hatten, sehen wir, man möchte sagen, auf jeder Seite der Ilias und der Odyssee und sehen es auch sonst und bei diesen Erzählungen, von denen man eine gute Anzahl aus den beiden Gedichten herausschälen, „rein absondern" kann, tritt allerdings schon sehr deutlich die Neigung und Begabung des Volks, das Anschaubare, Persönliche, Individuelle herauszuheben und festzuhalten, hervor. Diese Neigung ist allgemein griechisch, sie hat dem späteren oder den späteren Dichtern die Helden und die Götter schon in bestimmteren Umrissen, zu Persönlichkeiten ge- oder verdichtet zugeführt. Diese Lust des Fabulierens, welche den Griechen zu allen Zeiten geblieben ist, nahm die Götter und hervorragende oder auffällige Menschen zum Sujet und sie wurde mächtig gefördert durch den Partikularismus der Landschaften und Städte, wie durch die Mannigfaltigkeit der landschaftlichen Bilder und Eindrücke. Der Dichter der Ilias und der Odyssee hat eine Menge solcher Geschichten gewußt, er ist viel gereist und wer weiß? vielleicht unter anderem eben zu solchen litterarischen Zwecken viel gereist, und wenn man auch zugeben mag, daß da und dort am unrechten Ort eine Geschichte angeschoben oder eingeschoben ist, so wird man doch gar manches, das uns ungeschickt dünkt, schon einfach daraus zu erklären haben, daß der Dichter der Lust des Erzählens und Ausführlich-zu-Erzählens dessen was er wußte, nicht hat widerstehen können: was bekanntlich jedem, der gut erzählt, begegnet und was ihm seine Zuhörer schwerlich übel genommen haben werden. Diese

Einzelgeschichten müßte man, will uns scheinen, zu allererst ins Auge fassen und nicht gleich von Einzelliedern sprechen, als wenn für diese Abenteuer, dergleichen nicht als Sage, sondern als Erzählungen im Volk umliefen, sich schon sogleich die metrische Form eingestellt oder von selbst ergeben hätte. Selbst eine flüchtige Durchmusterung der beiden Gedichte zeigt uns eine Menge solcher (nicht Sagen sondern) Erzählungen, deren Helden bald die Götter, bald die Menschen, bald halbgöttliche Wesen sind: wir führen eine Anzahl in der Note auf, damit ein etwaiger Leser dieser Bemerkungen sich gleich uns an dem Gedanken erfreue, in welchem Gedanken-, Vorstellungs-, Anschauungskreise der Dichter gelebt haben mag, ehe er den kühnen Gedanken eines großen erzählenden Gedichtes, eines Epos faßte[1]). Es kann nun nicht zufällig gewesen sein, daß der Krieg gegen Troja eine Art Sammelbecken für diese Abenteuer und Erzählungen wurde — der dichtenden Phantasie einen Stützpunkt, bequeme Persönlichkeiten, an denen sie sich festranken konnte, lieferte. Was an diesem Kriege im strengen Sinn historisch ist, können wir nicht mehr ermitteln — daß aber ein großes Unternehmen dieser Art — eine große Allianz zu einem schwierigen, längeren Kampf gegen eine mächtige Stadt auf jenem weltgeschichtlichen Lokal, wo Asien und Europa aneinander stoßen, stattgefunden hat, ist doch wohl sicher, und Herodot und der

[1]) An Abenteuern der Götterwelt, Geschichten aus der Götterwelt, die „man" sich erzählte und die als ungeformte Erzählungen den Gedankenkreis des Dichters gebildet haben können, giebt eine flüchtige Durchmusterung der Gedichte eine gute Anzahl: beispielsweise der sinkende Hephästos Il. 1, 586 ff., Kampf der Pygmäen und der Kraniche 3, 3 ff.; 5, 381 ff. ein ganzes Nest Götterabenteuer, Ares, Here, Hades; 8, 12 ff die Kette des Zeus; 8, 362 ff. Herakles bei Eurystheus (18, 117 ff.; 19, 132 ff.); die Liebschaften des Zeus 14, 317 ff., wo sie freilich uns nicht ganz geschickt angebracht scheinen; der Zorn des betrogenen Zeus 15, 13 ff.; ib. v. 50 ff.; Poseidon, dem Zeus entgegen nach der Herrschaft trachtend, ib. 187 ff.; die Teilung der Welt unter die drei göttlichen Brüder; 16, 180 ff. Hermes und Polymele u. s. w. Aus der Menschenwelt z. B. 3, 205 ff.; Odysseus und Menelaos in Troja; 4, 370 ff. die Abenteuer des Tydeus; 6, 130 ff. von dem mit den Göttern streitenden kurzlebenden Lykurgos; ib. 155 ff. die Geschichte des Bellerophontes; die verschiedenen Geschichten Nestors 1, 262 ff.; 7, 132 ff; 11, 670 ff.; 9, 524 ff. Kampf der Kureten und der Ätoler und die lange Geschichte des Meleagros, dem Phoinix in den Mund gelegt; 24, 534 ff. Schicksale des Peleus; 24, 602 ff. Geschichte der Niobe u. s. w. Auch die Odyssee setzt eine solche Litteratur voraus, an welcher die Phantasie des Dichters sich genährt hat — die Stellen lassen sich zwar nicht „rein ausscheiden", wohl aber die Sang- oder zuerst Erzählungsstoffe, z. B. 8, 266 Ares und Aphrodite; 8, 499 vom troischen Rosse; Buch 11 deutet eine ganze Litteratur an, wie auch 12, 60 ff. die Argo πασιμέλουσα; 19, 518; 20, 66 ff. (Pandaros Töchter); 21, 295 ff. die Kentauren, König Echetos; das Lied des Sängers vom νόστος der Achaier, 1, 326; die verschiedenen Stellen über das Schicksal Agamemnons 1, 35 ff.; 3, 193 ff., 249 ff.; 11, 385 ff., 13, 383 ff.; vor Allem die ganze lange Erzählung Nestors 3, 103 ff., welche ein sehr reiches Quellenmaterial voraussetzt; 2, 77 ff. die Abenteuer des Menelaos und besonders instruktiv 4, 240, wo Helena von den ἄεθλοι des Odysseus erzählt u. s. w.

sehr scharfblickende Thukydides haben es nicht anders gewußt. Das eigentümlich Befruchtende teilt dieses Unternehmen mit Begebenheiten, wie etwa auch die Kreuzzüge oder der Befreiungskrieg unseres Jahrhunderts waren. Beide haben ein europäisches Gesamtgefühl von großer Stärke hervorgerufen und zugleich die Nationalgeister belebt, und so hat dieses troische Unternehmen, wie immer es im einzelnen verlaufen sein mag, zugleich der griechischen Kleinstaatenwelt ein gewisses Einheitsbewußtsein gegeben und andererseits den Sondergeist und Sonderstolz auf jede besondere Stadt und Landschaft erst recht befruchtet. Beide Elemente pulsieren in den Gedichten, die aber von dem Ereignis durch einen Zwischenraum getrennt sind, den man nicht zu kurz bemessen darf, auf mehrere Jahrhunderte wird anschlagen müssen. Daß der Krieg von 1870 noch nicht episch dargestellt, nicht zum Gegenstand eines Epos gemacht werden kann, ist satis superque gerade durch die verhältnismäßig am besten gelungenen Versuche, wie etwa Wildenbruchs Vionville, dargethan: die Dinge müssen dem grellen Tageslicht der Gegenwart entrückt sein, wenn die Dichtung mit ihnen auf ihre Weise soll schalten können und daß der Dichter der Ilias und Odyssee auf die Zeit, die er für die Dichtung voraussetzt, als auf eine längstvergangene schaut, beweist das *οἷοι νῦν βροτοί εἰσιν*, der Kampf mit Feldsteinen und vom Streitwagen herab, das ganze unmittelbare Hereinragen des Olymps in die Menschenwelt und so manches andere hinlänglich.

Ohne Zweifel nun fand sich für die Erzählung einzelner Abenteuer, insbesondere nachdem, wie unzweifelhaft geschehen, große Ereignisse die Phantasie beflügelt und das Bedürfnis des Hörens gesteigert hatten, bald auch die poetische Form, die metrische Bindung, und die einzelnen Helden, die Fürsten der Landschaft oder der Insel, die Abenteuer des Krieges oder der Heimfahrt wurden in Liedern gefeiert. Dies ist die dritte Stufe: Sage, Erzählung, Lied oder metrisch gefaßte Erzählung, und man kann sich an dieser letzten Litteratur — bei der allerdings zu Anfang wenigstens und längere Zeit die Schrift keine und ihre Surrogate nur eine untergeordnete Rolle spielten — aus ihren Niederschlägen in den beiden großen Gedichten einen leidlich deutlichen Begriff machen. Bei allen geselligen Zusammenkünften in kleinen oder größeren Kreisen spielte der Sänger eine Rolle; die Sänger bildeten einen geachteten, gesuchten und namentlich einen von Selbstgefühl erfüllten Stand; den Phemios beim großen Freiermord mitgehangen werden zu lassen, obgleich er mitgegangen, kann sich der Dichter nicht entschließen; neben den Sehern, den Traum- und Vogelzeichenkundigen waren sie, die in der Welt herumkamen und vieler Menschen Städte sahen und Sinn und Art kennen lernten, diejenigen, welche neben und im Gegensatze zu den handwerks- oder kunstmäßigen Betrieben und Geschicklichkeiten das

eigentliche W i s s e n besaßen und sozusagen die Wissenschaft repräsentierten. Sie besaßen auch etwas, was man schon nicht mehr ganz entbehren konnte, — geschichtliches Wissen (πρὸ τ' ἐόντα), das freilich noch ohne alle kritische Sichtung mit Kenntnis der Sagen zusammenfloß. Man muß aber hier mit einigen Irrlichtern abrechnen, die hier ihr Wesen treiben und wo die konkreten Begriffe fehlen, als Wort zur rechten Zeit sich einstellen — die „Volksdichter", die „Sängerschulen", die naive Dichtung, die unschuldige Zeit und ähnliche. Unter dem ersten Wort kann man sich in Wahrheit für die vorhomerische, homerische und unmittelbar nachhomerische Zeit nichts Vernünftiges denken, und von den Sängerschulen wären wir begierig, den Stundenplan kennen zu lernen. Jeder Dichter dichtet für das Volk — für ein Publikum, wie wir jetzt sagen, zum mindesten jeder erzählende und dramatische Dichter, und mögen wir uns eine Zeit, ein Publikum noch so naiv, oder wie Lachmann sagte, noch so unschuldig denken, wie es das Homers und Shakespeares ohne Zweifel war und wie es auch ein guter Teil vom Publikum des neunzehnten Jahrhunderts noch ist: es hat gewisse Zu- und Abneigungen, Geschmacksrichtungen, Urteile, Vorurteile, Liebhabereien, auf welche der Dichtende sich einrichtet: völlig naiv also ist er niemals und kann es nicht sein: ein Verstandeselement ist, fast sollte man sagen, beim Dichten selbstverständlich, und es wäre auch nicht schwer, es in den Homerischen Gedichten nachzuweisen. Was aber Sängerschulen sind, danach fragt man unsere Weisen vergebens: man hört nur von „Pflege des epischen Gesanges", ohne daß man etwas Näheres zu hören bekommt; „die Nachrichten über Homers Geburt", sagt Bonitz Seite 13, „an verschiedenen Orten, zu verschiedenen Zeiten sind Nachrichten über den Beginn des epischen Gesanges daselbst" — den B e g i n n des epischen G e s a n g e s — „die Folge der Zeit und der Orte ergiebt eine Geschichte der Ausbreitung epischer Dichtung auf der griechischen Küste Kleinasiens und den Inseln": es fehlt nur noch, anzugeben, wieviel Kilometer täglich diese Dichtung zurückgelegt hat. Dies, mit Erlaubnis, sind leere Worte: eins aber ist zweifellos — daß mit der metrisch gefaßten Erzählung die K u n s t d i c h t u n g entsprang und mit dieser die I n d i v i d u a l i t ä t des Dichters oder Sängers stärker hervortrat. Mit anderen Worten: eine Erzählung wiederholen kann jeder, sie aber in poetische Form fassen, und zwar so, daß sie nicht bloß ihm selbst und einigen gefälligen Freunden gefällt, das kann nicht jeder, zum mindesten nicht jeder gleich gut, und die homerischen Gedichte, welche überhaupt überall, nicht bloß auf dem Fechtboden von Troja, vielen Sinn für individuelle Tüchtigkeit zeigen, von Ruhm, von Geltung bei den Künftigen zu sagen wissen, behandeln überall den Sänger als einen Mann, der von der Muse mit einem spezifischen Geschenk begnadigt ist: sie ist es, welche den Demodokos, den Phemios

lehrt: das aber scheint uns eine ganz willkürliche und dabei im höchsten Grade unwahrscheinliche Annahme, daß zu der Zeit, wo für die Sage und Erzählung die poetische Form aufgekommen war und aus den Sagen und Erzählungen Lieder geformt wurden, jeder ohne weiteres sich hätte aneignen, weiterverbreiten, zu- und absetzen, verändern dürfen, was ein andrer geschaffen. Wenn auch natürlich der Begriff des geistigen Eigentums, der ja selbst für uns noch schwer zu definieren und bekanntlich noch schwerer zu respektieren ist, noch nicht vorhanden war, so hielt doch, wer ein gutes Lied gemacht, einen Stoff, ein Abenteuer in gefällige Form gebracht hatte, darauf, daß „man" wußte, daß er, Demodokos, Phemios wie er heißen mochte, dies gethan: so „unschuldig" ist keine Zeit, welche überhaupt künstlerisch produziert, daß sie nicht, Publikum und Dichter, den Namen, die Persönlichkeit des Schöpfers mit dem Werke in Verbindung brächte. Wir denken, der Schluß ist bündig, daß da, wo ein Dichter einen besten Riemenschneider mit Namen nennt, und gute Sänger mit Namen nennt, das Stadium längst erreicht war, wo die Dichter oder Sänger selbst etwas auf ihren Namen und einigermaßen auch auf ihr „geistiges Eigentum" hielten. In diesem Stadium wird denn auch der Hexameter als bequemste Form ausgebildet worden sein, und kein Zweifel, daß eine sehr reiche Litteratur, uneigentlich gesprochen, sich gebildet hat und daß, was nicht im mindesten gleichgültig ist, auf diesem Wege Ruhm und gutes Gemach zu erlangen war: sowie zu Shakespeares Zeiten mit Zugstücken für die Bühne einiger Ruhm und vieles Geld zu erlangen gewesen ist.

VII.

Dies nun liegt völlig klar zu Tage und versteht sich beinahe von selbst, daß nicht wenige solcher Lieder ihrem Inhalt nach in die Ilias und Odyssee verarbeitet worden sind, und einzelne vielleicht ebenso wörtlich oder nahezu wörtlich, wie etwa die Stellen aus Holinsheds Chronik in Shakespeares Macbeth oder die Stellen aus der Plutarchübersetzung in Antonius und Kleopatra oder die aus Tschudis Chronik in Schillers Tell hineingearbeitet worden sind. Aber dies kann nicht auf dem Wege einer mehr oder weniger äußerlichen Anfügung oder Redaktion, — nicht wie Erich Schmidt in seinem jüngsten Vortrag über die Aufgabe der Faustforschung sich ausdrückt, mit den Mitteln des Buchbinders, sondern nur in Kraft eines neuen dichterischen Aktes geschehen sein. Dieser neue dichterische Akt, den vorhandenen Stoff an Sagen, Erzählungen, Liedern, eigenen und fremden, originalen poetischen Konzeptionen zu einem Gedichte zu gestalten, wird, nachdem jene Stufe der Abenteuer in Versen erreicht war, nicht lange auf sich haben warten lassen. Eine Erzählung will fortgesetzt sein,

und sie hat eine, im Bewußtsein des Dichtenden wie in der Stimmung der Hörenden begründete, Tendenz sich breit zu ergießen, dabei sich in Windungen zu ergehen, Näheres und Entfernteres heran- und hereinzuziehen; und dies zugegeben, wie jede Kinderstube es zuzugeben nötigt, so ergiebt sich weiter, für den Dichter mehr noch als für sein Publikum, das Bedürfnis eines Themas, einer zusammenfassenden Haupthandlung. Dieser einheitschaffende dichterische Schritt, der eine Einheit oder mit andern Worten ein Gedicht schafft, ist in der Ilias und in der Odyssee geschehen, und derjenige, der ihn gethan, ist uns Homer: ob ihn schon früher jemand gethan oder versucht hat, können wir nicht wissen. Für allen Stoff, der sich auf den Kampf um Ilios bezog, fand dieser Dichter mit glücklichem Griff die notdürftigste Einheit — die μῆνις des Haupthelden — nicht, wie in jener schlechtüberlegten Stelle der Prolegomenen Wolf phantasiert hat, das κῦδος dieses Haupthelden, sondern etwas viel Konkreteres. Was gewann er damit?

1. einen überaus wirkungsvollen Anfang, denn von was hören die Menschen lieber singen und sagen als von Entzweiung, Streit, Hader bedeutender Männer?

2. die Möglichkeit, indem er den zürnenden Haupthelden in sein Zelt, also beiseite schob, für andere Helden und Abenteuer Raum zu schaffen, wodurch er

3. zugleich die Erwartung auf das Wiedererscheinen dieses Haupthelden spannte, diesem den ersten Platz ausdrücklich vorbehielt, und so eine natürliche Steigerung des Interesses bei seinen Zuhörern, — vielleicht bei sich selbst, dem Dichtenden herbeiführte.

In der Odyssee haben wir denselben Kunst- oder Naturgriff, der hier freilich sehr viel näher lag. Die Heimkehr, der νόστος setzt den Mann als noch nicht heimgekehrt, als fern, giebt auf anderm Wege jene Möglichkeit 2 und 3: Raum ist geschaffen für Szenen und Vorkommnisse, die nicht unmittelbar, sondern nur mittelbar auf den Haupthelden sich beziehen: diesem Haupthelden aber ist wie dort der erste Platz vorbehalten und das Interesse steigert sich fortwährend und selbst in noch höherem Grade als in der Ilias.

Dies ist Einheit, so weit geht sie und sie reicht für das Epos vollkommen aus: alles Weitere ist Künstelei. Von „planmäßiger Komposition", von methodischem Dichten, einer „methodisch fortschreitenden Dichtung" zu sprechen, ist verkehrt, und man kann sich allen Spott, welchen die Anhänger und Nachfolger Lachmanns auf die kleinliche Harmonistik, mit welcher man Widersprüche beseitigen will, gefallen lassen, nur daß sie freilich diejenige Einheit nicht treffen, die allein gehütet werden kann oder muß, wenn vernünftige Gründe für sie sprechen — die Einheit des Dichters. Lachmann macht sich lustig oder entrüstet sich über diejenigen, welche „nach Weiberart um ihren

lieben Homer und ihre lieben Vorurteile jammern": diese Menschenklasse ist uns eigentlich noch nicht vorgekommen. Er meint vielleicht die naiven Leute, welche darauf los vermuteten oder behaupteten, daß Homer in seiner Jugend die Ilias, in seinem Alter die Odyssee gedichtet habe. Diese Leute wollten etwas wissen, was wir nach dem Stande unserer Nachrichten schlechterdings nicht mehr wissen können: sie sind also in demselben Spitale krank, wie diejenigen, welche so vornehm über jene Thorheit spotten, nur liegen sie in einem anderen Flügel des Gebäudes. Es handelt sich um die Frage, ob ein Dichter, ein einziger und ein Dichter, oder ein halbes oder ganzes Dutzend Dichter und ein oder ein paar Redakteure die eigentlichen Faktoren gewesen sind, mag auch die Einheit des Gedichtes noch mehr zu wünschen übrig lassen, als z. B. Goethes Faust — und jene Einheit oder Existenz des Dichters, und wenn es sich auch um nichts handelt, als um den Namen und die dichterische Individualität, welche aus den Dichtungen zu uns spricht, wird man allerdings nicht aufgeben, auf jene Addition halber Gründe hin, mit welcher ein Teil unserer Philologen für alle möglichen Kombinationen uns zu gewinnen oder auch zu bruskieren sucht. Man wird schließlich allen Nosten und Telemachieen und wie die Dinger alle heißen, zum Trotz anerkennen müssen, daß hinter Stellen, wie Ilias 1, 43—52, Odyssee 21, 392—430 und hundert anderen ein großer und herrlicher Menschengeist steht, einer von jenen, wie sie alle 400 oder 500 oder 1000 Jahre einmal kommen — wie sie in besonders glücklichen Zeiten und günstigen Orten, Athen oder Weimar vielleicht einmal paarweise erscheinen, niemals aber in Scharen auftreten. Die Lebensgeschichte solcher Männer, welche die Vorzüge des Intellekts ihres Volkes in so hervorragendem Maße besitzen, daß in ihren Worten und Schriften jeder ihrer Volksgenossen sein Bestes wieder und zugleich neu ausgesprochen findet, pflegt dem allgemeinen Bewußtsein zu entschwinden — vergl. Shakespeare — aber Eines bleibt, ihr Name. Es ist fast gemütlich, wenn ein so großer Gelehrter wie Bonitz, wo er die Tradition der Alten über den Dichter mit Recht auf wenig über Null reduziert, davon kein Wort sagt, daß zum mindesten Eines überliefert ist, — sein Name. Die Etymologien ὁμοῦ und ἀραρίσκειν und ihresgleichen gehören, wie man nachgerade allgemein anerkennt, ungefähr dahin, wo man das Wort Bischof davon ableitete, daß er „bi den schofen" bleiben soll, und wir sehen mit Genugthuung, daß auch Wilamowitz, dessen Buch überhaupt einen gesunden historischen Realismus atmet, in dem Namen das Wort für Geisel oder Genosse, also einen schlichten Menschennamen anerkennt (l. c. S. 378). Wenn er aber S. 406 sagt, „Homer ist das griechische Epos", so verläßt er den relativ sicheren historischen Boden wieder, auf dem mit jenem Namen uns die einfache Thatsache entgegentritt: Homer ist unter sämtlichen Dichtern,

welche in erzählender Dichtung sich versuchten, der ohne Vergleich größte, volkstümlichste, begabteste, — mit einem Wort der berühmteste gewesen und darum hat man seinen Namen behalten, ist sein Name auf die Nachwelt gekommen.

VIII.

An diesem Namen also halten wir zunächst fest, nicht, um nicht wie Lachmann sagte nach Weiberart um unsern lieben Homer jammern zu müssen, sondern einfach, weil dieser Name, der seit Menschengedenken mit diesen Gedichten in Verbindung gebracht worden ist, in einer sonst in dichten Nebel gehüllten Gegend ein Sichtbares, — ein Thatsächliches, Geschichtliches, nicht erst durch Hypothese und Kombination mehr oder weniger wahrscheinlich zu Machendes ist. Was sich weiterhin, außerdem, als Tradition giebt, hat wenig oder keinen Wert: die Namen der Städte, die sich um die Ehre stritten, Geburtsort des Dichters zu sein z. B. bedeuten nicht bloß sieben, sondern unbestimmt viele Möglichkeiten, also nichts, die sonstige „Tradition" über sein Leben bedeutet aber auch das nicht, was Bonitz z. B. mit jener vagen Ausdrucksweise, mit der in diesen Fragen operiert zu werden pflegt, sie bedeuten lassen will — „sie gestalten sich, sagt er, zu einer Nachricht über die allmähliche Ausbildung des epischen Gesanges in den Städten und unter den Stämmen der Hellenen, die ihn vorzugsweise gepflegt haben": (S. 16) oder S. 36 bezeichnet sie die ungefähre Folge der Entstehung der berühmten Sängerschulen — „während der nächsten 4 Jahrhunderte", terminus a quo ist nicht angegeben. Hier weiß man also ganz plötzlich etwas über eine litterarische Bewegung, die sich über 12 Generationen redender Menschen in Städten und Stämmen erstreckt hätte, wozu denn doch in der That mehr als Einheitshirtenglaube gehört.

Man wüßte natürlich ungeheuer gern Näheres über diesen Namen, d. h. diesen Mann, und der brennende Wunsch, aus diesem Namen etwas Reales zu machen, hat eben die sogenannte Homerische Frage recht eigentlich hervorgerufen. In der Hauptsache ist man nicht zum Ziele gelangt; die Hauptfrage liegt auf demselben Fleck, wo sie vor 100 Jahren gelegen hat und wo sie vermutlich liegen bleiben wird; man muß sich des vielen getröstet, das man nebenbei gelernt hat, und sich resigniert sagen, daß selbst bei einem Dichter, der uns näher steht und bei dem die Quellen nicht so ganz verschüttet worden sind, wie bei Homer, bei Shakespeare, über Lebensumstände und Entwickelungsgang — eigentlich nur über jenes, das Äußerliche — zwar einiges ermittelt worden ist, was aber in Wahrheit unsern Wissensdurst mehr reizt als stillt, und mehr Probleme

stellt als löst. Ist es eine so wertvolle Kunde, daß seine Mutter Mary hieß, eine geborene Arden war und einiges Vermögen besaß? Man hat sich bei Shakespeare eingestehen müssen, daß man nichts Bedeutendes gefunden hat, weil nichts Bedeutendes da war, — weil der Dichter, äußerlich betrachtet, kein bedeutendes Leben gelebt hat, — sein Leben sind seine Werke: und sehr möglich, daß es bei Homer nicht anders gewesen, daß von dem Dichter auch zur Zeit, wo man ihn kannte, nicht viel Besonderes zu erzählen war und um liegengebliebene Taschentücher oder Schnupftabaksdosen wie bei Schiller und Goethe bekümmerte man sich damals noch nicht. Auf die Werke sind wir also als auf das eigentlich wissenswerte, als auf den eigentlichen Inhalt eines hochbedeutenden Menschenlebens zurückgeworfen. Es wäre die Frage, ob hier nicht doch einzelnes Individuelle sich fassen läßt. Lessing, der die Wolfischen Zeiten nicht erlebt hat, hat doch im guten Glauben an den Einen Homer einiges gefunden, was zum mindesten mehr Bildungs- und Nahrungswert hat, als so vieles, was über die Homerische Frage von Professoren für Professoren, von Verfassern von Schulprogrammen für Verfasser anderer Schulprogramme geschrieben worden ist.

IX.

„Homer ist zur Zeit kein vielgelesener Dichter mehr — — die konventionelle Bewunderung wird weiter geredet — — Homer ist eine Macht, aber eine überwundene. Selbst die Philologen kennen ihn meist so schlecht wie die Frommen die Bibel. Aber die Homerische Frage ist populär", sagt Wilamowitz. Diese Worte müßte man, sollten wir denken, wenn sie wahr sein sollten, geradezu umkehren. Die Homerische Frage beginnt sehr langweilig zu werden, Homer aber ist mehr als je ein wertvolles, unendlich Licht mit seinem Licht verbindendes Besitztum der Menschheit: und er wird in Wahrheit mehr gelesen als jemals früher. Daß „die Philologen" weniger, als zu wünschen gewesen wäre, dazu beigetragen haben, die „konventionelle Bewunderung" in ein wirkliches liebevolles Verständnis zu verwandeln, und ihn in diesem Sinn „meist" so schlecht kennen wie „die Frommen" die Bibel, läßt sich nicht ganz bestreiten. Jener Vortrag, den Bonitz einst 1860 zu Wien über den Ursprung der Homerischen Gedichte gehalten hat, ist der Zahl der abgesetzten Exemplare nach zu schließen wohl diejenige philologische Schrift über Homer, welche am meisten Glück gemacht hat, und sie verdient es auch in mancher Hinsicht: daß sie das Verständnis des Dichters im mindesten gefördert hätte, wird man nicht sagen dürfen. Man kommt hier aus der Verwirrung gar nicht heraus: der so feine Gelehrte findet das „Schöne und Bewundernswerte" „im einzelnen": fährt dann aber

(S. 19) nachdem er einen sehr guten Überblick über die Ilias als Gedicht gegeben, also fort: „man kann es sich unmöglich vergegenwärtigen, ohne sich von dem klaren Zusammenhang des Ganzen, dem Abschluß innerhalb passend gesteckter Grenzen, der Gruppierung des einzelnen um einen gemeinsamen Mittelpunkt zu überzeugen.“ Das ist doch alles, was wir brauchen, ja mehr als wir brauchen, um verbunden mit dem, was Bonitz mit dem sehr vagen Ausdruck das (bewundernswerte) einzelne nennt, den einen Dichter vor uns zu haben: denn beides zusammen, nur beides zusammen, macht ein poetisches Gebilde zum Gedicht, und einen, der sich metrischer Formen bedient, zum Dichter, und es ist eine abenteuerliche Vorstellung, daß ein halbes Dutzend das bewundernswerte Einzelne, und ein oder ein anderes halbes Dutzend dann das bewundernswerte Ganze gemacht hätte. So wird man denn doch wohl allmählich wieder da anlangen, wo man in diesen Dichtungen wieder den redlichen Gewinn wird suchen können: sich mit dem Geiste des Dichters, seinem schöpferischen Genius nachdenkend, nachempfindend, nachschaffend berühren. Zieht sich etwas wie dichterische Individualität durch diese Gedichte? — ist doch wohl die Frage, oder dasjenige an der sogenannten Homerischen Frage, was man mit einigem Recht in Wilamowitz' Ausdruck „populär“ nennen kann, d. h. interessant für diejenigen, welche nicht die Prätention erheben, jene ganze sogenannte Frage lösen zu wollen. Das ist unzweifelhaft und auch nie ernstlich bestritten worden, daß diese Gedichte, und zwar Ilias und Odyssee gleichmäßig, die vollkommensten Erzählungen sind, dieser Dichter also der vollkommenste Erzähler gewesen ist, den wir in irgend einer Litteratur kennen. Und wenn man (Christ, griechische Litteraturgeschichte S. 34) sagt, daß er als echter Volksdichter aus dem Herzen und in dem Sinn seines Volkes spreche und daß ein Hauptvorzug seiner Dichtungen auf Rechnung nicht seiner Person, sondern seines Volkes und seiner Zeit zu setzen sei, so ist das gerade so wahr und gerade so falsch, als es von Goethe oder Shakespeare wäre, ganz abgesehen davon, daß wir die Zeit nicht genau bestimmen können und das Volk dieser Zeit nur eben aus diesen Gedichten selbst einigermaßen kennen. Das völlige Zurücktreten seiner Person hinter den erzählten Ereignissen, das rasche Hineinführen in die Handlung, das sich schon gleich in oder nach den ersten Versen des Eingangs beider Gedichte zeigt; das Dramatisieren der Handlung, die durch das ganze Gedicht in beständigem und stets belebtem Gespräch verläuft; die Art der Schilderung, die — in der Regel wenigstens — durch das Konsekutive der Handlung, wie Lessing gesagt hat, oder so geschieht, daß er uns die Dinge auf höchst natürlichem, also künstlerisch oder dichterisch wirksamsten Wege mit den Augen der Beteiligten sehen läßt; das lebendige Interesse, das er uns für das Kleinste und Trivialste ein-

zuflößen weiß, indem er uns seine eigene Freude an diesem Kleinen und Einzelnsten, der Sturmhaube, dem Bogen, dem Szepter, dem Maultierjoch mitteilt; die Feinheit der Charakterzeichnung, mit der er Nestor den Greis, Priamos den alten Mann, Agamemnon den gefürchteten Herrschgewaltigen, den biederen frommresignierten Eumaios, den unternehmenden Philoitios, den boshaften und aufgeblasenen Melanthios, den Gleißner Eurymachos, den frechen Antinoos vorführt; der Anteil, den er neben den großen Heldengestalten für jede Nebenfigur übrig hat, deren keine er einführt, ohne sie wenigstens durch einen Pinselstrich als den besten Riemenschneider, als guten Vogelzeichendeuter, als gastfreien am Wege wohnenden Mann zu individualisieren; die übersprudelnde Lust des Fabulierens, der sich Geschichte an Geschichte reiht, die künstlerische, gestaltenschaffende Phantasie, der Naturphänomene zu Götterkämpfen werden und jedes Gleichnis zu einer Handlung: das alles sind sehr individuelle Eigenschaften und sie finden sich in dieser Stärke und in dieser Vereinigung zum mindesten schlechterdings bei keinem, auch bei keinem griechischen Dichter wieder. Zunächst bei einem dieser Punkte wollen wir stehen bleiben.

Etwas verhältnismäßig sehr Einfaches, für einen Dichter sich von selbst Verstehendes, sind die Vergleichungen, die Bilder, Gleichnisse. Nehmen wir, ohne lange zu wählen, etwa das 4. Buch der Ilias und stellen zusammen, was sich hier an bildlichen Ausdrücken, eigentlichen Bildern, halb ausgeführten und ganz ausgeführten Gleichnissen findet. Es sind in 544 Versen nicht weniger als 13 Nummern, während ich in Goethes Hermann und Dorothea nicht mehr als drei finde. Hier haben wir zunächst den einfach bildlichen volkstümlichen Ausdruck, v. 510 der Achäer Haut ist nicht von Stein oder Eisen, 513 Achilleus „verkocht" seinen Groll (πέσσει); die einfache Vergleichung v. 253 ist Idomeneus einem Eber an Stärke gleich, 462 fällt ein getroffener Krieger wie ein einstürzender Turm, v. 471 stürmen Troer und Achäer aufeinander, λύκοι ὥς. Solche Gleichnisse zu machen braucht man kein großer, braucht man überhaupt kein Dichter zu sein: wohl aber scheint uns dies einigermaßen nötig, bei den Gleichnissen 130 f., wo Athene von Menelaos den Pfeil abwehrt, wie die Mutter die Fliegen von ihrem schlafenden Kinde, 422 ff. wo die schwellende Woge, die sich am Gestade bricht, die andringenden Phalangen der Danaer bezeichnet: 141 ff. wo das Blut, das dem Menelaos die Schultern färbt, Rot auf Weiß nicht etwa einfach mit dem auch schon damals vielleicht trivialen Bild vom Purpurfärben bezeichnet, sondern der Hergang bei diesem Färben auf höchst originelle Weise vorgeführt wird, eben wie v. 243 ff. die Argiver nicht einfach mit scheuen Rehen verglichen, sondern diese Rehe selbst uns in einem der unvergleichlichen Tierbilder, in denen

Homer unerreicht geblieben ist, uns vor Augen gestellt werden, oder wie wir 432 ff. die Schafe, mit denen die Troer verglichen werden, melken sehen und dazu blöken hören. Und für schlechthin originell und einem anderen als dem höchst- und eigentümlich begnadeten Dichter unerreichbar halten wir die drei Gleichnisse 275 ff., 452 ff., 482 ff. An der letztgenannten Stelle gestaltet sich das Bild von der zur Erde fallenden Schwarzpappel zu einer Geschichte des Baumes von da, wo er im Wiesengrund aufwächst, bis zu seiner Verarbeitung zu Radspeichen; 275 ff. sehen wir das pechschwarze Gewölk, mit dem die Wolke der Fußvölker (v. 274) verglichen wird, mit den Augen des Hirten, sehen ihn, indem das Gleichnis sich zu einer Geschichte gestaltet, wie er seine Schafe unter das Schutzdach einer Höhle treibt, und ebenso 452 ff. läßt der Dichter die Gießbäche zusammenfließen und ihre gewaltigen Wasser mischen, um das Kampfgetümmel zu versinnbildlichen: er beteiligt uns aber mit einem Kunstgriff von höchster weil einfachster Genialität sozusagen unmittelbar an dem Vorgang, indem er einen einführt, auf welchen die Naturerscheinung wirkt

τῶν δέ τε τηλόσε δοῦπον ἐν οὔρεσιν ἔκλυε ποιμήν

— mit dessen Ohren wir hören.

Diese Eigentümlichkeit aber wird man so ziemlich durch die ganze Ilias und Odyssee finden, und es ist vielleicht nicht überflüssig zu erinnern: erstens, daß die Fähigkeit, Bilder zu schaffen, Vorgänge in der Menschenwelt durch Vergleichungen aus dem Leben der Natur, der Pflanzen und Tierwelt u. s. w. und umgekehrt anschaulich zu machen, eines der wesentlichen Merkmale ist, durch welche sich der geistvolle Mensch, der Mann oder die Frau von Geist von den geistlosen unterscheidet, der Geistlose findet keine Vergleichungspunkte und schafft deshalb keine Bilder; zweitens daß — was mit dem vorigen eigentlich unmittelbar gegeben ist, die Häufigkeit, die Art, das Bezugsfeld der Bilder etwas in hohem Grade Individuelles sind, was wir nicht bloß bemerken können, wenn wir große Dichtergeister, Sophokles oder Shakespeare oder Goethe oder Schiller oder Milton hinsichtlich dieses Punktes vergleichen, sondern auch schon, wenn wir aufmerksam oder auch nur mit offenem Ohr auf die Gespräche, die jeder Tag bringt, achten. Es ist dies also ein sehr wesentliches Mittel, die Eigenart einer Dichtung, das heißt in unserm Falle die Einheit eines Dichters, die Identität der dichtenden Persönlichkeit festzustellen, und eine vergleichende Untersuchung des Gleichnisses bei unsern hervorragenden Dichtern würde, dünkt uns, ein recht wertvoller Beitrag zur Lösung der sogenannten Homerischen Frage sein. Man könnte einwenden, daß gewöhnliche Leute, daß das Volk, daß Menschen, die ihre Beschäftigung in enger Fühlung mit der Natur hält und nicht zu Abstraktionen und verwickelten Gedankenkomplexen führt, gern in Vergleichungen und Bildern und zwar in oft sehr glücklichen und

treffenden Bildern sprechen, ohne daß man den betreffenden sonst viel Geist nachrühmen könnte. Ganz richtig: aber wer aufmerksamer beobachtet, wird auch hier individuelle Unterschiede nicht vermissen, vermissen aber wird er eins, was eben die Homerischen und anderer großer Dichter Bilder charakterisiert — die plastische Gestaltung, die geistvolle Ausführung. Man findet in der Ilias bekanntlich eine weit größere Anzahl Bilder und ausgeführte Gleichnisse als in der Odyssee: wir berühren die Frage der Identität oder Nichtidentität des Dichters, welche die Zunft sich die Miene giebt als völlig im letzteren Sinn entschieden anzusehen, nicht weiter: ein Argument für die Nichtidentität kann man daraus nicht entnehmen. Diese Verschiedenheit ist sehr einfach zu erklären. Die Ilias spielt ganz im Feldlager, hat den Einen Schauplatz, vor und in Troja, vollzieht sich in Kampfszenen, unter lauter Kriegern, und dem einigermaßen zur Eintönigkeit neigenden Stoff gegenüber zeigt sich eben der große Dichter unter anderem darin, daß der Reichtum und die Beweglichkeit seiner Phantasie Abwechselung schafft durch diese zahlreichen, an einzelnen Stellen wie bekannt sich drängenden und fast überstürzenden Bilder: in der Odyssee ist die Handlung zwar nicht lebendiger, sie ist vielfach selbst weniger aufgeregt als in der Ilias, aber sie ist mannigfaltiger, sie sättigt durch den bunten Wechsel der Szene, der Vorgänge und ihrer Schauplätze von selbst die Phantasie und stillt jenes Bedürfnis nach Abwechselung, das in der Ilias im Geist des Dichtenden die zahlreicheren Bilder wachgerufen hat. In der Odyssee würde wahrscheinlich ein Überreichtum an Gleichnissen, wie er der Ilias so wohlansteht, geradezu als ein Fehler empfunden werden, wie wir ihn im Märchen als Fehler empfinden würden. Die Manier aber, in welcher das Gleichnis behandelt wird, ist in beiden großen Gedichten unzweifelhaft die gleiche.

Indes sind es nicht die Gleichnisse allein, wie natürlich, in denen sich Individualität zeigt, auch nicht das, was man den Stil im ganzen zu nennen pflegt, von dem ein geistreicher Franzose das bekannte geistreiche Wort gesagt hat, daß er der Mensch sei. Wilamowitz hat sehr gut darauf hingewiesen, daß sich in den Gedichten gewisse, ganz individuelle Neigungen, Eigenheiten zeigen, wie in manchen Teilen der Odyssee die Hundeliebhaberei — vielmehr in der ganzen Odyssee, wir setzen hier hinzu, in der ganzen Ilias ebenso entschieden die Pferdeliebhaberei, für welche in jener ein ebenso mäßiger Raum war, wie für die Hundeliebhaberei in dieser. Was 14, 30 steht, daß Odysseus, als Eumäos Hunde auf ihn losstürzen, sich niedersetzt und klug berechnend (*κερδοσύνῃ*) den Stock fallen läßt, wird, wie in der Stelle bei Plinius N. H. 8, 40 so von modernen Hundekundigen bestätigt; eine nicht minder feine Beobachtung ist 16, 162 wo die Hunde auf die Erscheinung der Göttin reagieren, nur Odysseus und die Hunde

sehen sie und diese bellen nicht, sondern ziehen sich winselnd zurück: — Tiere mit scharfen Sinnen merken das unheimliche, außergewöhnliche, wo es der Mensch mit seinen stumpfen Sinnen nicht oder noch lange nicht merkt: und in der unvergleichlichen Geschichte vom Hund Argos im 17. Buch hat derselbe Dichter dem ganzen Geschlecht ein unvergängliches und wohlverdientes Denkmal gesetzt. Dies scheint uns ebenso individuell, wie Goethes Aversion gegen das Tier[1]), dem er selbst in Hermann und Dorothea, wo ein braver Hund oder ein paar brave Hunde so wohl angebracht gewesen wären, keine Stelle gegönnt hat. Dies ist aber nur ein Zug von vielen. Die ganze Art, wie der Dichter zur Tierwelt steht, ist durchaus individuell: die thränenvergießenden Pferde, der Sperlingsmutter liebe Kinder, die Jagdbilder gehören ebendahin, wo den Argos die Moira des schwarzen Todes erfaßt. Dagegen könnte man zweifeln, ob der Dichter wirklichen Krieg gesehen hat, so genau er auch die verschiedenen Verwundungen und die letzten Bewegungen Sterbender in der Ilias und beim Freiermord in der Odyssee beschreibt: die Heeresbewegungen, die Art der Kämpfe vom Wagen herab, die sehr passive Rolle, welche die Massen spielen, die *γεφυραὶ πολέμοιο*, aus denen man nichts Rechtes zu machen weiß u. s. w. scheinen zu beweisen, daß der Dichter keine rechte Anschauung von der Wirklichkeit des Krieges gehabt hat. In allen diesen Dingen huldigt man vielfach einem Dogmatismus, als wenn der Dichter Wirklichkeiten schildern wolle, während er doch wie alle Dichter mit der Phantasie für die Phantasie Illusionen, liebliche Täuschungen schafft. Im Gedicht baut man eine Mauer mit Türmen und Thoren und Fahrwegen an einem Tage und nicht in der Wirklichkeit, und es ist hier am Platze, daran zu erinnern, wie auch Shakespeare die Mehrzahl seiner Stücke auf Unmöglichkeiten aufbaut oder die Katastrophe sehr oft unter physischen und psychologischen Unmöglichkeiten sich vollziehen läßt. In diese Kategorie gehören beiläufig alle die Unmöglichkeiten, an denen der kritische Dogmatismus (sit venia verbo) so oft sich stößt, wie z. B. die Täuschung der Freier durch das Gewebe der Penelope, ein Märchenzug, oder die Herausforderung des Hektor an die achäischen Helden, nachdem der Zweikampf zwischen Menelaos und Paris einen Ausgang genommen, der eigentlich nach psychologischen Gesetzen irgend welche Art von Vergleich oder neuem ritterlichen Zweikampf unmöglich machen würde; es gehört dahin der unmögliche Vorschlag, den der Herold Idäos überbringt, die Schätze zurückzugeben und die Helena zu behalten; es gehört dahin die fast gedankenlose Teichoskopie, wo der

---

[1]) „Wundern kann es mich nicht, daß der Mensch die Hunde so sehr liebt,
Denn ein erbärmlicher Schuft ist wie der Mensch so der Hund,“
womit man die rührend hundefreundlichen Worte der Odyssee 17, 226 f. vergleiche.

alte Priamos, der allerdings schon ein wenig kindisch zu werden beginnt, im 10. Kriegsjahre sich die Helden beschreiben läßt, unter anderem den Odysseus, der doch selbst einmal in Troja, und zwar mit Menelaos als Gesandter gewesen sein soll; es gehört dahin die Stellung des Paris in Troja, der ruhig die Stadt einem 10jährigen Krieg preisgeben und sich erlauben darf, den Vorschlag Antenors mit einem car tel est notre plaisir abzulehnen: es ist gar kein Versuch gemacht, diese Stellung zu motivieren. Quandoque bonus dormitat Homerus, und in Wahrheit dormitieren in solchen Dingen alle, auch unsere größten Dichter, am meisten Shakespeare, weil dieser am wenigsten an das gedacht hat, was man jetzt mit einem der beliebten Abstrakte „die Kritik" nennt. Diese Kritik hat unter anderem gefunden, daß in der Odyssee eine ganz andere politische und gesellschaftliche Welt oder Verfassung vorausgesetzt werde, als in der Ilias. Hier in der Ilias geht es im Grunde sehr einfach zu: bei den Achäern haben wir die Verfassung und den Gesellschaftszustand, der sich im Krieg und Feldlager von selber macht, und wie diese Dinge im heiligen Ilios bestellt waren, braucht der Dichter nicht im einzelnen darzustellen: in der Odyssee auf Ithaka haben wir einen rein poetischen Zustand, wo streng genommen in 20 Jahren niemand Koch und niemand Kellner war: wir wissen aber doch auch nicht so recht, wie es im Reiche des Königs Lear ausgesehen hat, oder in Wien, als, wie uns Shakespeare in Maß für Maß erzählt, Vincentio I. dort Herzog war, oder als Prospero in Mailand regierte.

X.

Unsere Gedanken sind Gedanken eines einfachen Lesers und machen keinen Anspruch darauf, von den Großmeistern der Wissenschaft beachtet oder auch nur gelesen zu werden: darauf muß verzichten, wer, wenn er aufrichtig sein will, bekennen muß, daß ihm Lachmanns Betrachtungen, wie oft er versuchte, sich durch erneute Lektüre — der Betrachtungen meine ich und Homers — in ihren Gedanken ganz hineinzufinden, immer als ein grundverkehrtes, von Dichters Lande, wohin man bekanntlich gehen muß, um den Dichter zu verstehen, weit abliegendes Buch erschienen sind. Es mag ein Irrtum sein, aber wir haben uns wohl dabei befunden, in den Gedichten den feinen großen Geist zu finden, der sie geschaffen — und wäre es auch nur geschaffen haben kann: ihm nachzugehen in den Eigentümlichkeiten seines Schaffens, — von den äußeren oder mehr auf der Oberfläche liegenden Vorzügen der frischen Auffassung und Wiedergabe der sichtbaren Welt bis zu jenen Ahnungen oder Offenbarungen einer tieferen ethischen Auffassung, wie jene allbekannte Stelle der Ilias 12, 230 ff.

τύνη δ' οἰωνοῖσι τανυπτερυγέσσι κελεύεις
πείθεσθαι· τῶν οὔτι μετατρέπομ' οὐδ' ἀλεγίζω

εἴτ' ἐπὶ δέξι' ἴωσι πρὸς Ἠῶ τ' Ἠέλιόν τε
εἴτ' ἐπ' ἀριστερὰ τοίγε ποτὶ ζόφον ἠερόεντα·
ἡμεῖς δὲ μεγάλοιο Διὸς πειθώμεθα βουλῇ,
ὃς πᾶσι θνητοῖσι καὶ ἀθανάτοισιν ἀνάσσει·
εἷς οἰωνὸς ἄριστος· ἀμύνασθαι περὶ πάτρης.

und jene andere, ihr ebenbürtige, in der Odyssee 14, 386:

καὶ σύ, γέρον πολυπενθές, ἐπεί σέ μοι ἤγαγε δαίμων,
μήτε τί μοι ψευδέσσι χαρίζεο μήτε τι θέλγε·
οὐ γὰρ τοὔνεκ' ἐγώ σ' αἰδέσσομαι οὔτε φιλήσω,
ἀλλὰ Δία ξένιον δείσας, σαὐτὸν δ' ἐλεαίρων.

Wir sind also nicht der Ansicht, daß Homer heute eine „überwundene Macht“ sei: noch wird er an unsern Gymnasien im Original gelesen, und das letzte was wir an das Barbarentum verlieren werden, wird wie dort bei den Hellenen von Olbia im Skythenlande, Homer sein. Darüber möchten wir noch ein paar Andeutungen geben, die uns die fruchtbarste Art, einen Dichter zu lesen — mit der Jugend nämlich, die ihn zum erstenmal kennen lernt — nach und nach eingegeben hat, oder hat finden lassen. Ich habe wohl den einen oder andern Gelbschnabel seinen Obersekundanern mit der ganzen Suffisance des Halbwissers einleitend sagen hören, daß es eigentlich einen Homer nie gegeben habe: im Gegensatz dazu würde ich meinen, daß ein vernünftiger Lehrer, sobald Homer wirklich gelesen, nicht bloß buchstabiert und präpariert werden kann, schon in der ersten Stunde mit der Lektüre, und wenn es nur fünf Verse sind, beginne, dimidium qui coepit, habet, nachdem er kurz einleitend

1. den Schülern das Blutwenige gesagt hat, was über Name, Zeit, Heimat des Dichters gewußt oder gemutmaßt werden kann,

2. ihnen ferner gesagt hat, daß dies auch nicht das Wichtigste sei, daß man doch viel von ihm erfahre, wenn man seine Gedichte lese, die in jedem Falle den eigentlichen Inhalt seines Lebens gebildet hätten,

3. daß in Wahrheit der höchste Genuß und Gewinn bei der Lektüre dieser Dichtungen darin bestehe, durch sie in unmittelbare Berührung, Fühlung mit einem der gesundesten und herrlichsten Menschen aller Zeiten zu kommen, den Spuren seines Geistes in diesen Werken nachzugehen; und

4. würde ich noch ein Wort darüber fallen lassen, daß derjenige, welcher diese Gedichte im Original lesen kann und gelesen hat, ein sehr wertvolles Besitztum voraus hat vor dem, der sie nur in der Übersetzung und dieser wieder vor dem, der sie gar nicht liest oder lesen kann:

Dir würzt umsonst der Lenz die Luft,
Du scheidest aus dem Erdenleben
Und kanntest nie der Rose Duft

wie es in Lenaus Savonarola heißt.

Dann aber nach diesem Proömium salbadere man nicht über die einzelnen „Schönheiten", sondern lasse mit Geschmack, — also möglichst wörtlich, übersetzen, nütze dabei die herrliche Freiheit unserer poetischen Sprache in der Wortstellung, die sich so leicht der Homerischen anschmiegt; lese viel: nicht so wenig, wie die verzopfte Philologie früherer Tage, die zu jeder Partikel Exkurse gab, aber auch nicht so viel als selbstgefällige Lehrgangs- und Lehrprobenphilologen in Einer Stunde gesinnungsunterrichtlich verarbeitet zu haben sich selbst und ihren Lesern aufreden wollen. Was man nicht übersetzen lassen kann, davon gebe man, nicht zu knapp, den Inhalt, erzähle ihn womöglich, wofern der Lehrer dieser in Deutschland nicht sehr verbreiteten Kunst mächtig ist.

Wir möchten im folgenden aphoristisch und ohne weitere Prätention kurze Bemerkungen geben, die sich uns bei unseren Wanderungen in der homerischen Welt aufgedrängt haben, und die wir sonstwo gefunden zu haben uns nicht bewußt sind: eine Auswahl von solchen, denn ausschöpfen lassen sich diese Dichtungen nicht. Zunächst aus der Odyssee, dem „Pensum" der Sekunda.

Liest man Buch 3 und 4, so hat man Gelegenheit genug, auf die Feinheit der Charakteristik aufmerksam zu machen, die ein wichtiges Moment bei der ganzen Lektüre bleiben muß: Nestor, der endlos redende, aber grundgute und in seiner Gutmütigkeit auch feine Greis; fein ist z. B. 3, 196 ff. Nestor rechnet den Odysseus offenbar zu den *καταφθίμενοι*, den Umgekommenen, lenkt aber den Sohn sogleich ab, indem er ihm den Orestes als Vorbild vorführt, der eine Rachepflicht erfüllt hat, wie sie auch ihm obliegt, bringt ihm also das Bittere schonend und zugleich in heldenhaftem Geiste bei. Man mache dann im 4. Buch darauf aufmerksam, wie geschickt der Dichter die Einförmigkeit, die im Sujet liegt — Besuch des jungen Mannes an zwei Fürstenhöfen hintereinander und zu gleichem Zweck — vermieden hat: das vornehme Haus, der vornehme Herr, Menelaos, und seine Frau vom Götterstamme, die berühmte Helena, gegenüber dem gemütlich-patriarchalen Wesen in Pylos; die nette Unschicklichkeit oder Ungeschicklichkeit des Telemachos v. 70, der noch nie aus seiner Insel herausgekommen ist, und seinem Begleiter Pisistratos bei Tische zuflüstert, was bei den Alten sicher ebensowenig comme il faut war, als bei uns — merke etwa bei dem reizenden Proteusmärchen die Gefühllosigkeit an, mit welcher der Dichter den Meergeist dem Menelaos den an seinem Bruder geschehenen Mord erzählen läßt, besonders v. 547.

v. 655 kommt die erste Warnung an die Freier aus dem Munde Noemons: Mentor ist mit Telemachos nach Pylos gegangen und doch hat N. ihn gestern in Ithaka gesehen, *Μέντορα ἠὲ θεὸν*, es geht nicht mit rechten Dingen zu: dies ist der erste tragische Akkord in dem Gedichte, dem v. 770 ff. ein zweiter folgt: in Worten über-

mütigen Hohnes der Freier, welche ihr Schicksal herausfordern, — τὰ δ' οὐκ ἴσαν ὡς ἐτέτυκτο: diese immer sich steigernde Tragik findet im letzten Teil ihr Recht, und dort erst braucht man ein Wort darüber zu sagen, worauf die Wirkung solcher Stellen wie Wallensteins

„ich denke einen langen Schlaf zu thun“ ꝛc.

auf die Gemüter der Hörenden beruht. — Am Schluß des 4. Buchs v. 787 macht man die erste Erfahrung, kann sie auch den Schüler machen lassen, wie Homer alle Töne in seiner Gewalt hat: die Art, wie das εἴδωλον der Schwester Iphthime, welche der Penelope im Traume erscheint, spricht, und v. 838 plötzlich abbricht, versetzt uns ganz in die Stimmung des Traumlebens. Dasselbe kann man überall bei den Traumerscheinungen beider Gedichte beobachten und entsprechend in der ersten Nekyia Buch 11, wo man darauf aufmerksam machen muß.

Im 5. Buch darf man nicht unterlassen, auf die Feinheit, den feinen gesellschaftlichen Takt möchte man sagen, mit dem Hermes seinen unangenehmen Auftrag ausrichtet, aufmerksam zu machen: wie denn Homer in den Reden besonders groß ist v. 97—115, die Einleitung — die Betonung der Notwendigkeit, sich dem Willen des Zeus zu fügen — das allmähliche Hinlenken auf die unangenehme Hauptsache, die dann schnell mit einem Verse 112 herausgesagt wird. Bei den vier Versen 291 ff., deren Kraft durch die folgende Klage des Odysseus verstärkt wird, merke man an, daß dies doch wohl die kürzeste zugleich und schönste Sturmbeschreibung in der gesamten Litteratur ist, enthalte sich aber auch der Frage nicht, wodurch der griechische Dichter und überhaupt die antike Dichtung bei allen solchen Beschreibungen gegenüber den neueren im Vorteil war. Ehe man die Frage dem Schüler vorlegt, muß man sie sich freilich selbst vorgelegt haben.

Im 6. Buch: Nausikaa und Odysseus, mag man — aber nur mit Einem Worte, auf die überaus geschickte Motivierung hinweisen, wie jener Aufschrei der Mädchen herbeigeführt wird, der den Odysseus aus seinem tiefen Schlafe weckt. Die nun folgende Szene pflegen Pedanten, welche den Schüler sich nicht anders als mit gemeinen Gedanken beschäftigt zu denken vermögen, nicht zu lesen: vielmehr aber soll sie in ihrer herrlichen Reinheit gelesen und es sollen die jungen Menschen gerade hier darauf aufmerksam gemacht werden, wie schön der Dichter die an sich mißliche (oder widerwärtige) Szene behandelt hat. Wie macht es denn der Dichter, um der Szene das Anstößige, Widerwärtige zu benehmen? — nicht der blätterdichte Zweig thut es, der μήδεα φωτὸς die Scham verhüllt, sondern das gewaltige Bild vom Löwen, das den Helden zu einer Furchterscheinung macht und breit ausgeführt wird, so daß er uns wie den auseinanderstäubenden Mädchen nicht nackt, sondern nur furchtbar (σμερδαλέος) erscheint und daß wir

uns der Nausikaa freuen, daß sie, die Königstochter, der Athene selbst Mut ins Herz gegeben, stehen bleibt. — Schön ist auch, kraft eines Kunstgriffs, den wir in den Gedichten häufiger gewahren 225 ff., die Weisung an Odysseus, ihr nur bis an den Hain der Athene zu folgen: sie kommt bis hart an das Aussprechen dieser Weisung, bricht aber vorher ab und es kommt nun eine lange Beschreibung der Stadt in 12 und mehr Versen, und sehr auf Umwegen — denn sie geniert sich mädchenhaft den Grund zu sagen, der aber schließlich doch gesagt werden muß — kommt sie v. 285 damit hervor. Es ist dieselbe Kunst, welche in der Ilias dem alten Nestor in Greisenweise und hier die Jungfrau in Mädchenweise sprechen läßt: und an den prächtigen Phäakenklatsch v. 274—284 wird Goethe gedacht haben, als er in den homerischen Gedichten „uralte Gegenwart" ausgesprochen fand.

In Buch 7 v. 36: *τῶν νέες ὠκεῖαι, ὡσεὶ πτερὸν ἠὲ νόημα*: die Phäakenschiffe sind schnell wie ein Vogelfittich oder ein Menschengedanke — das soll ein „Volksdichter" sein?

v. 92 heißt es von den goldenen und silbernen Hunden, welche Hephästos geschaffen, jener selbe Hephästos, der in der Ilias 18, 418 ff. die goldenen Jungfrauen so künstlich gebildet hat, daß sie sogar Verstand und Sprache haben, ganz mit demselben Künstlerhumor, daß sie das Haus des hochgesinnten Alkinoos bewachen, und dann

v. 94: *ἀθανάτους ὄντας καὶ ἀγήρως ἤματα πάντα.*

Gewiß — und nicht bloß weil sie von Gold und Silber sind; unsterblich und altersfrei ist, was ein Gott oder ein gottbegeisterter Mensch mit Künstlersinn schafft.

Buch 8: Die Phäakenspiele: vielleicht thut der Lehrer wohl, um den homerischen Stil kennen zu lernen, das 23. Buch der Ilias, die Leichenspiele zu Ehren des Patroklos zu lesen. — v. 568 f.: Es soll Poseidon ein großes Gebirge um die Stadt der Phäaken legen: da wird also wohl der spätere Philolog Mühe haben, die Insel zu identifizieren. Es ist, als hätte der Dichter sich gegen die Naseweisheit späterer Geschlechter vorgesehen, welche überall wissen wollen, wen und was der Dichter gemeint habe; solche Leute hat es gewiß sehr frühe gegeben. Die Phäakeninsel ist ein Phantasieland und ihre Bewohner ein Phantasievolk: ob eine und welche Wirklichkeit den Dichter auf diese Schöpfung gebracht hat, wissen wir nicht. Vergl. Shakespeare Tempest I, 1 ed. Delius: the still vexed Bermoothes — welche Sh. aus verschiedenen Reiseberichten gekannt haben kann: man vermutet, daß Sh. bei der Schilderung des Schiffbruchs ꝛc. und der Beschreibung der verzauberten Insel einen Bericht aus dem Jahre 1610, a discovery, of the Isles of the Bermudas otherwise called the Isle of Divels — benutzt — frei benutzt habe. Was für Berichte ꝛc. Homer „benutzt" hat, wissen wir leider nicht: vielleicht

auch ist die Stelle gar nicht so naiv gemeint, der Dichter will vielleicht neckend sagen — sucht nicht nach der Insel, ihr findet sie doch nicht.

Bei den sogenannten ἀπόλογοι, welche mit dem 9. Buche beginnen, dem Gedicht im Gedichte, wird man, etwa wenn die Kyklopeia gelesen ist, wohl thun, an die Schüler die Frage zu richten, worauf es eigentlich beruht, daß die Erzählung der Abenteuer des Odysseus jedes Menschenherz, das sich etwas Natur bewahrt hat, so sehr anspreche. Der gefragte Schüler wird zunächst mit der Lebendigkeit der Darstellung, den allgemeinen homerischen Vorzügen kommen, — gut, aber es sind doch zwei besondere Mittel, Kräfte dabei in Bewegung, 1. wer erzählt? — Der es selbst erlebt, in der ersten Person und zwar in einer relativ behaglichen Lage, der nahen Heimkehr versichert, — deren Empfindung dem Hörer oder Leser sich unwillkürlich mitteilt und 2. wem erzählt er es denn? Uns? — o nein, den Phäaken, — indem er dieses Mittelglied einschiebt, macht er uns zu unmittelbaren Hörern, — wurde der spätere griechische Hörer oder Leser und wird auch der Leser des 19. Jahrhunderts selbst zum Phäaken, zum ersten Hörer, mit Ausnahme einiger χαλκέντεροι, einigen Leuten mit ehernen Eingeweiden, die niemals zu ersten Hörern werden. Dagegen erheben sie ein Freudengeschrei, wenn sie Spuren entdeckt zu haben glauben, wie 12, 374 ff., daß die Erzählung „ursprünglich“ in der dritten Person gehalten gewesen sei: als ob dies, selbst angenommen es sei unbestreitbar, für die Hauptfrage: Identität des Dichters das allermindeste beweise. Die zwei Verse 389. 390 sind aber dadurch sehr gut motiviert, daß Odysseus den Phäaken erzählt, denen allerdings der Skrupel kommen konnte, woher er denn die Vorgänge im Olymp so genau wisse. Den Scholiasten hat noch ein anderer Punkt Skrupel gemacht, wie es denn gekommen, daß der allschauende Helios — man vergl. die Stelle, die er 8, 270 ff. bei dem Abenteuer des Ares und der Aphrodite spielt — nichts von dem Rindermord merkt, erst einer Botin bedurft habe, die ihm das meldete. Es hat also auch schon damals solche Leute gegeben.

v. 394: εἷρπον μὲν ῥινοί ꝛc. Der Dichter hat auch das Schauerliche in seiner Gewalt, wie 9, 405 ff. den Humor des Wortwitzes. Ein reizenderes Wortspiel, als das hier 407 ff. οὔτις μήτις μῆτις ἀμύμων, wird man schwerlich irgendwo sonst finden. — v. 525 kommt wieder ein tragisches Moment zu seinem Recht: Odysseus versündigt sich mit dem Wort, das er mit Hohn dem Cyklopen zuruft, daß auch der Erderschütterer selbst ihm das Auge nicht mehr heilen werde. Der Groll Poseidons ist also nicht unberechtigt.

B. 11, 37 ff.: Es ist der Mühe wert, die Gründe sich zu vergegenwärtigen, weshalb Wolf u. a. die sechs Verse 37—43 in

Klammern einsperren. Wir sehen nur, daß Zenodot und Aristophanes sie für unecht erklärt haben aus den schlechten Gründen, welche die Scholien anführen, während man doch sich sagen muß, daß, sobald v. 37 die Konzeption gegeben war, die Seelen aus dem Erebos hervorwimmeln zu lassen, dem Dichter mit einer fast absoluten psychologischen Notwendigkeit Verse kommen mußten, die dieses Gewimmel ins Einzelne — d. h. Poetische, Anschauliche, Wirksame umsetzten. Sie einem Fortsetzer, Eindichter, Interpolator zuzuschreiben, ist so unwahrscheinlich als möglich.

v. 75 ff.: die tiefempfundene Elpenorepisode zeigt, wie freilich dieses ganze Buch, den Dichter wieder in seiner Virtuosität des Grau-in-Grau-Malens, des Traumerzählens. Dies *κακὸν δ' ἀνεμώλια βάζειν*, wie 464, wie 4, 837: anemolisch, windschaffen ist alles, was im Traum geschieht.

v. 368 ff.: *μῦθον δ' ὡς ὅτ' ἀοιδὸς ἐπισταμένως κατέλεξας* — man muß die Stellen in der Ilias und der Odyssee sammeln, in denen das Gedicht auf sich selbst, der Dichter auf sein Gedicht anspielt.

B. 12, v. 188: *ἀλλ' ὅγε*, singen die Sirenen, *τερψάμενος νεῖται καὶ πλείονα εἰδώς*: was denkt sich der Dichter unter dem Mehreren, welches der weiß, der den Gesang der Sirenen vernommen? Hier wohl Abenteurer, Sagen, Götter- und Menschengeschichten, wie sie seinem eigenen Dichten zu Grunde lagen, er selbst, Homer, war ein *πλείονα εἰδώς*.

v. 447: *ἔνθεν δ' ἐννῆμαρ φερόμην* — — ist niemand, der fragt, wovon er in diesen neun Tagen gelebt hat? Der würde dann auch sagen können, was die Achäer in den neun Jahren vor der *μῆνις* angefangen haben.

B. 13, v. 9: *ἀκουάζεσθε δ' ἀοιδοῦ*, vergl. 17, 262. 271. Alkinoos hält hier einen eigenen Sänger, und dies wird denn wohl ein Zug aus der wirklichen Welt sein, welche den Dichter umgab, davon wird auch Homer gelebt haben: wie mutatis mutandis Shakespeare und seinesgleichen, Dichter und Schauspieler zugleich, von den vornehmen Herren gelebt haben, die reich genug waren, häufig, regelmäßig, sich etwas aufspielen oder vorspielen zu lassen. Diese Vornehmen bildeten aber nicht das einzige Publikum, sowenig als bei Shakespeare: es war auch Volk dabei, das sich köstlich amüsierte, wenn Thersites Prügel bekam, wie sich das Publikum Shakespeares freute, wenn, wie meist bei ihm, es, das Volk recht dumm dargestellt wurde, und wie sich auch unser Publikum freut, wenn es selbst das Volk mit Witz persifliert wird.

Die Rede der Athene 13, 236 ff. zeigt wieder den denkenden, nicht den naiven oder gar den sogenannten Volksdichter. In Hirtengestalt beantwortet sie dem Odysseus die Frage nach dem Land, in

dem er sich befindet: beschreibt es in 12 Versen, welche seine (und damit unsere) Ungeduld aufs höchste spannen, dann erst v. 248 nennt sie den Namen Ithaka.

v. 382: Die Agamemnonlegende beschäftigt diesen Dichter sehr. Hatte er vielleicht die Absicht, sie besonders zu bearbeiten?

B. 14, 55 ff.: Hier, und überhaupt im letzten Teile der Odyssee, wäre über das Ethische bei Homer zu sprechen: ein fruchtbares Thema, wenn man es nicht dogmatisch und pädagogisch wie Nägelsbach oder Bäumlein, sondern historisch behandelt. Homer hat sittliche Grundsätze und Anschauungen, wie jeder gesunde Mensch sie hat, das Gute belohnt, das Böse bestraft — er hat noch viel mehr, eine feinere und tiefere Moral, die sich gelegentlich, wie unwillkürlich ausspricht, so Ilias 12, 237 ff., so hier, so 17, 475 nach dem ersten Wurf (Antinoos) die schöne tiefsinnige Stelle *πτωχῶν θεοὶ καὶ Ἐρίννυες*. Hier an unserer Stelle spricht er vielleicht mit vollem Bewußtsein, mit Tendenz: wenigstens konnte ein aristokratisches Publikum diese Moral sehr wohl brauchen, und sie ist um so schöner, als das *πρὸς γὰρ Διός εἰσιν ἅπαντες* — — zugleich die unvergleichlich-schöne Charakterfigur des Eumäos einführt. Er ist ein Frommer, man gehe seine Reden durch: 14, 388. 389. 405. 406. 444 ff.; 17, 240; ganz besonders 20, 238 und dagegen 20, 160 ff. den Philoitios. Eumäos ist ergeben, stellt die Dinge den Göttern anheim, Philoitios leidenschaftlich, will etwas thun, hat schon daran gedacht, auszuwandern — den Gedanken aber nicht weiter verfolgt, weil er noch immer auf die *σκέδασις* der Freier hofft, den ihm süßen Gedanken der Rache denkt.

v. 144: Wie sich große Dichter in einem wohl natürlichen, aber doch nicht häufigen Gedankenausdruck begegnen. Pry thee, sagt Shakespeare im Wintermärchen, pry, no more, cease: thou knowest — he dies to me again when talked of.

B. 15, v. 77: *ἅλις ἔνδον ἐόντων*. Man frage hier, wie Homer den Menelaos in der Odyssee charakterisiere? Als einen richtigen Adeligen — einen vornehmen, gutmütigen, auf seinen großen Besitz stolzen, nicht sehr klugen, in kleiner Sache große Worte machenden (v. 78. 79) Grand Seigneur. Helena — auch das ist aristokratisch — ist viel klüger als er. — v. 319—334: von einem humanen Dichter für ein aristokratisches Publikum gedichtet.

B. 16: Telemachos erscheint: das Wort hat der Sauhirt: von Odysseus' Empfindungen beim Anblick des Sohnes schweigt der Dichter. Ebenso fein ist 17, 264 ff. nur leicht die Aufregung angedeutet, welche den heimkehrenden Odysseus beim Wiedersehen seines Hauses ergreifen muß: er faßt ganz unmotiviert den Eumäos bei der Hand. „Was er mir weise verschweigt, zeigt mir den Meister des Stils."

v. 245: Die große Zahl der Freier — ungefähr wie in Schillers Räubern sollte es scheinen „viele 1000 Dragoner, Husaren

und Jäger — — wir drei, Roller, Schweizer und ich fechten im Gedränge." Der deutsche Dichter hatte nur die Rodomontade, der griechische, glücklichere, auch Vater Zeus und Athene zur Verfügung, um das Unwahrscheinliche wahrscheinlich, ja natürlich erscheinen zu lassen.

v. 294: *αὐτὸς γὰρ ἐφέλκεται ἄνδρα σίδηρος* — ex ungue leonem, es sind nur wenige Worte, aber es giebt nur einen, der sie machen kann.

v. 401: *δεινὸν δὲ γένος βασιλήϊόν ἐστι κτείνειν* — der Dichter ist loyal, legitimistisch gesinnt, was auch zu den individuellen Zügen gehören möchte.

Man mache übrigens, wo man diese Partieen mit Jünglingen liest, darauf aufmerksam, welches herrlich-poetische Motiv der unerkannte Odysseus ist — alles was er sagt, z. B. v. 100, gewinnt eine tiefere, weil nur dem Hörer, Leser verständliche Bedeutung.

B. 17, v. 51: Die *ἄντιτα ἔργα*, von denen Telemachos der Penelope spricht, sind in Wahrheit schon im Gange: er spricht aber hypothetisch, versucht nicht die helfenden Götter mit zuversichtlicher Rede.

v. 291: Geschichte vom Hund Argos. Droysen, Leben Yorks I, 184. „Als er (Januar 1807 nach dem unglücklichen Feldzug) in sein Zimmer trat, ward er von seiner Frau, seinen Kindern nicht wiedererkannt. Aber das Vögelchen im Käfig flatterte wie vor Freuden hoch auf, fiel dann tot hin."

v. 369: Vortrefflich ist Melanthios geschildert — die richtige Sklavendreckseele, gemein, übermütig gegen seinesgleichen und gegen Niedrigere — zudringlich, anmaßend, sich wichtig machend bei Vornehmeren.

v. 475: Die schöne Stelle mit den *πτωχῶν Ἐρίννυες* nach dem ersten Wurf (Antinoos). 482: das Tragische kommt nun auch von der anderen, der Freier Seite: „wenn es nur kein Gott vom Himmel ist," sagt *τις* von den Freiern 487, sie sprechen sich selbst das Urteil.

v. 518 ff.: Das Gedicht spielt auf sich selbst an, der Dichter auf sein Gedicht. Der Widerspruch, den Nitzsch zwischen v. 522 und der Erzählung des 14. Buchs findet, existiert nicht. Der Sauhirt macht die Geschichte des *ξεῖνος* nur noch etwas besser, schöner, interessanter, wie dies denn doch auch wohl im Leben passiert. v. 542: *γελάσσε δὲ Πηνελόπεια* — man freut sich ordentlich, daß sie doch noch lachen kann.

B. 18: der Kampf mit dem Bettler Iros nimmt sich zunächst wie eine Burleske aus: als Einzelabenteuer, Kleinlied, hätte er gar keinen Sinn, er ist für diesen Zusammenhang gedichtet und dient dem Dichter dazu, 1. den Antinoos, den frivolen, frechen, gefühllosen (v. 85 ff.) und in ihm die ganze Freierei zu charakterisieren; 2. v. 74 den Bettler die Maske zum ersten Mal etwas lüften, den Freiern in unheimlicher Weise seine Kraft zeigen zu lassen: dazu

bedarf es der Rückverwandlung nicht und man braucht nicht noch besonders die Athene zu bemühen. Das Tragisch-ergreifende und zugleich Ethisch-befriedigende liegt nun darin, daß die Freier sich köstlich amüsieren über diese Kraft, die sich sobald an ihnen selbst erproben soll und v. 112 wünschen sie sich ahnungslos selbst das Verderben.

v. 124: Die herrliche Stelle, Odysseus warnende Rede an Amphinomos — welch ein Dichter! Man frage nicht, ob das Gedicht eine sittliche Tendenz oder „Idee" habe, sondern, ob der Dichter aus einer tief-ethischen Gedankenwelt schöpfe.

v. 215.: Penelope erscheint selbst: die Beschimpfung des ξεῖνος ist eine ernste Sache und es wird viel Wesens daraus gemacht, denn die Gastfreundschaft ist eine der damaligen Gesellschaft unentbehrliche soziale Tugend: ihre Verletzung wird so ernsthaft genommen, wie heutzutage ein grober Verstoß gegen die Höflichkeit, die für unsere Verhältnisse auch eine solche notwendige Tugend ist.

v. 243 ff., 290 ff.: darf man wohl die Frage aufwerfen, ob Homer unter seinem ersten Publikum auch Frauen als Zuhörerinnen hatte. Warum nicht?

v. 346 ff.: Der zweite Wurf — er dient dem Dichter, die zweite Hauptfigur unter den Freiern, den gleißnerischen Eurymachos, einen au fond tiefgemeinen Gesellen, als welchen ihn 21, 331 Penelope schön und vornehm zurechtweist, zu charakterisieren.

B. 19, v. 100 ff: Preis eines guten Königs, auch hier sittliche Anschauung und großer Sinn des Dichters. — Die erste Zusammenkunft der Gatten ist schön und unentbehrlich, die Erzählung der Penelope an den Bettler treuherzig, sie vertraut ihm unwillkürlich, der inneren Stimme nach: Odysseus aber muß sie selbst gesehen haben, ihrer gewiß geworden sein, ehe er das Werk der Rache beginnen kann.

v. 313: Wie schön, daß Eurykleia den Odysseus in unwillkürlicher Prosopopoiia direkt anredet, — er steht oder sitzt vor ihr. Nun erkennt sie ihn, nachdem ihr die Ähnlichkeit mit ihrem verlorenen Herren aufgefallen, an der Narbe von der Eberjagd: wobei man sich denn, nach jener unvergleichlichen Pedanterie, mit der man von einem doppelten sich widersprechenden Motiv faselt, die Frage aufwerfen müßte, ob die Narbe auch an dem verwandelten oder nur an dem unverwandelten, nur durch Alter und Leiden schwer erkennbar gemachten Odysseus sich befunden habe. Poetisch brauchbar ist aber weder dieses noch jenes „Motiv" allein für sich, sondern sie sind nur brauchbar als ineinanderspielend, und so, daß der Dichter bald das eine, bald das andere in den Vordergrund rücken kann. Eine Odyssee, welche nur mit einem durch 20jährige Abwesenheit und Entbehrungen und Irrfahrten unkenntlich gewordenen Odysseus operierte, der sich dann schließlich als der richtige legitimiert, hätte

ein sehr armseliges Poem gegeben. Die Eberjagdgeschichte ist fast mutwillig in so großer Länge hier angefügt — sie spannt uns nicht bloß, sie spannt uns auf die Folter. Man vergleiche aber die langen Reden Nestors in der Ilias.

v. 495 ff.: der erste Gedanke, sehr charakteristisch, der Eurykleia, als sie ihren Herrn wieder hat, ist Rache an ihren Mitmägden: über die sie sich in den 20 Jahren hat krank ärgern müssen. Das mahlende Weib B. 20, 110 ff., ein Beweis, wie Homer auch petit peuple zu charakterisieren versteht, hat ein anderes Motiv, die Freier zu verwünschen, die ewige Plackereien, die der Unfug ihr auferlegt.

v. 565: ἐλέφαντος ἐλεφαίρω κέρας κραίνουσι — der Wortwitz schafft hier das durch die Ausführung des Dichters reizende Märchen und hat es vielleicht schon vorher geschaffen.

v. 586 ff.: Ein Kommentar bemerkt zu der Stelle von den aufgestellten Äxten. „Allerdings möchte es schwierig sein, hindurch zu schießen." Gewiß, sehr schwierig — ungefähr so schwierig, wie der Apfelschuß im Tell. Die wirksame Zweideutigkeit v. 584 ff., „ehe diese Lumpen hindurch schießen, wird Odysseus kommen," welche der Zuhörer anders versteht als Penelope, an welche sie gerichtet sind, hat derselbe Kommentator natürlich nicht bemerkt — so wenig als das Immernäherrücken der Rache — man fühlt es wie schwüle Luft über dem Gedicht.

v. 284 ff.: Der dritte Wurf — immer aufs neue fordern die Freier ihr Schicksal heraus. Der kritische Mythus von den „drei Würfen," aus denen so viel Aufhebens gemacht wird, — legt's zu dem übrigen. Aller guten Dinge sind drei; zuweilen ist auch bei den schlimmen die Zahl wirksam; Ktesippos, der auf seine κτέατα pocht, ist nicht Eurymachos und Antinoos, ein Rindsfuß kein Schemel und wenn die drei Würfe dem Professor zu viel sind, beweist dies, daß sie es auch den Zuhörern waren? Den Kindern, denen man sie erzählt, sind sie es nicht.

v. 303 ff.: Sehr gut ist der veränderte Ton in der Rede des Telemachos und ihre Wirkung auf die Freier getroffen; es geht etwas vor, sie ahnen es halb, können aber nichts dagegen machen, ihre Sinne verwirren sich — es folgt die Vision des Theoklymenos mit dem schauerlichen ἡδὺ γελάσσαν v. 358.

B. 21, 144 ff.: Leiodes: die halbe Reue kommt zu spät. Seine Rede ist voll tragischer Momente, die jetzt überhaupt die ganze Atmosphäre erfüllen: es ist alles beziehungsvoll: so v. 268, τόξον πειρώμεσθα: so 274 ff., die Rede des Antinoos: er spricht von der Ate, nicht genug kann er (wie aus andern Gründe Agamemnon Ilias 19) das Wort bekommen, während er ihr selbst verfallen ist.

v. 356: Penelope muß, während das Werk der Rache vor sich

geht, beseitigt werden. Der antike Dichter hat das leicht: Athene gießt ihr Schlaf über die Wimpern.

B. 12: Die Mordszene ist wie so manches andere in Dichters Land, nur poetisch möglich: übrigens bewegt sich der Dichter der Ilias hier auf vertrautem Boden. Man erkennt ihn v. 180 ff., wo er doch noch Zeit hat, Geschichten von Helmen und Speeren zu erzählen.

v. 201 ff.: Erscheinung Mentors — wie macht es der Dichter, daß die Erzählung des Gemetzels nicht langweilig wird? — Unter anderem 330 ff.: dem Dichter ist es zu schade um seinen Kollegen Phemios, er darf ihn nicht umkommen lassen. Auch den Herold nicht und dieser giebt Veranlassung, v. 311 *ἐπιμειδήσας* die grausige Szene mit etwas Humor zu unterbrechen.

v. 374: Wenn man von homerischer Ethik sprechen will, so muß man von so einfachen Stellen wie diese und etwa 23, 63. 64 ausgehen.

B. 23, 148 ff.: Der Klatsch auf Ithaka ist von derselben Sorte wie der auf Scheria.

B. 24, 15—204 ist darum interessant, weil es uns zeigt, wie ein armseliger unzweifelhafter Fortsetzer, Nachdichter und Dichterling sich wirklich ausnimmt. Alles was nachweisbar eben so dumm ist, ist unzweifelhaft unecht. Ueber das Übrige lassen sich noch 2000 Jahre lang Programme schreiben.

Zur Ilias.

Man pflegt die Ilias mit Gereifteren, nach der Odyssee, zu lesen, und mit Recht, es gehört mehr dazu, den Homer der Ilias, als den der Odyssee zu würdigen, wenn auch der „höhere poetische Wert“ des ersteren Gedichts nur einer von den auf diesem Gebiet grassierenden, dogmatischen Sätzen ist, die einer dem andern gedankenlos nachspricht: Dichtungen ersten Ranges überhaupt quantitativ, mit dem Meterstab zu vergleichen, ist kindisch. Aber die Odyssee hat zugleich alle Reize einer novel und vergnügt auch den minder regsamen Schüler, die Ilias verlangt einen feineren poetischen Sinn, so gleich der Anfang, — der prachtvolle Schwung, mit welchem der Dichter sogleich nach kurzem Präludium in den vollen Strom der Erzählung reißt, *Τίς δ' ἄρ' σφῶε* u. s. w. Übrigens mache man (ohne weitere Polemik) auf v. 5 — *Διὸς δ' ἐτελείετο βουλὴ* aufmerksam, welcher klärlich auf ein größeres Epos hinweist. Ein Ratschluß des Zeus also liegt der folgenden großen Aktion zu Grunde.

v. 43—52: die grandiose Schilderung des niedersteigenden Apollon bis zu den brennenden Scheiterhaufen, auf welchen die Leichen der von seinen Pfeilen Erlegten verbrannt werden: welcher Teil derselben giebt Motive für den Bildhauer? welcher für den Maler?

v. 63: καὶ γάρ τ' ὄναρ ἐκ Διός ἐστιν — sollte es schon damals Leute gegeben haben, die das bezweifelten?

v. 70 von Kalchas: ὃς ἤδη τά τ' ἐόντα, τά τ' ἐσσόμενα, πρό τ' ἐόντα: er weiß also überhaupt mehr als andere — die letztere Bezeichnung, er weiß auch das früher Gewesene, ist historisch, für die Geschichte der Geschichte, die Ursprünge der Geschichts- und mithin überhaupt der Wissenschaft von Wichtigkeit.

v. 247 ff.: hier haben wir die erste Rede Nestors: und sie allein schon zeigt den überlegenen Dichter-Künstler und die Gedankenlosigkeit des Geredes von „Volksdichtern": man lese doch die Verse 265—271 mit ihren senilen Weitschweifigkeiten und Tautologieen. Man kann die These aufstellen: alle Reden Nestors in der Ilias können nur von einem und demselben Dichter herrühren. Warum? weil ein Nachahmer oder Fortsetzer, oder „weit schwächerer" Dichter unmöglich in diesen Reden hätte die feine Grenze innehalten können, wo man über die Eigenart und Rednerei eines Greisen heimlich lächelt, aber nicht lacht, und bei der Länge der Rede nur eben erst anfängt, sich zu langweilen. Bemerkenswert und gemeinhin soviel ich sehe, nicht angemerkt ist, daß Nestor hier keinen Vermittelungsvorschlag macht, sondern nur nach gutmütiger Greise Art Versöhnung predigt.

v. 442: Odysseus, der Abgesandte an Chryses, vergiebt in seiner Rede sich selbst und dem Agamemnon nichts. Er entschuldigt diesen nicht, sondern führt nur das Thatsächliche an und zieht sich so mit Geschick und in einer seiner würdigen Weise aus der heiklen Affaire.

v. 457. 473: An Lachmanns ꝛc. Adresse: wo hört das denn Apollon, der doch auch mit zu den Äthiopen gegangen ist v. 424? Er hört es im Götter — überall — und — nirgends, von wo, οὐρανόθεν v. 194 auch Athene gekommen ist. 492 ἐκ τοῖο — seit wann denn? „Es war einmal" sagt das Märchen, das man auch nicht mit der Uhr oder dem Kalender in der Hand lesen darf. — v. 592 fällt Hephästos einen ganzen Tag lang, vergl. v. 195, v. 44: wie bewegen sich die Götter? Schnell, langsam, mit Wagen, ohne Wagen je nach dem Bedürfnis der dichterischen Wirkung.

B. 2, 56 ff.: Die Worte des Traumgottes auf kleinem Raum dreimal wiederholt: zu welchem Zweck? mit welcher Wirkung? Mit der Wirkung eines Zaubers, der den Agamemnon nicht losläßt und also auch uns noch beeinflußt. Der Dichter wird beobachtet haben, daß die Menschen alle, manchmal auch mit wachen Sinnen, unter dem Zauber oder Bann eines Wortes, einer Vorstellung stehen, neben der alle anderen, auch nahe und nächstliegende, verschwinden. Man kann übrigens einmal in usum delphinorum die sämtlichen Traumerscheinungsstellen der beiden Gedichte zusammenstellen.

v. 79 ff.: Warum hält denn Nestor hier keine lange Rede?

Er, der Erfahrene, schöpft Verdacht, wird nachdenklich; Homer fällt nicht aus der Rolle. — 101 ff.: Geschichte des Szepters: hier hinzuweisen auf zweierlei, 1. auf das retardierende Moment im Epos; und 2. auf die Freude des Dichters am Einzelnen, die wir mit ihm fühlen, nötigenfalls von ihm lernen müssen: wer sie nicht mitfühlt, versteht den Dichter nicht, Homer nicht und Goethe nicht. — 188 bis 198 und 211 ff. Die ganze Thersitesszene beweist, daß Homer für ein adliges Publikum gedichtet — ein solches in erster Reihe berücksichtigt hat. Die monarchisch-legitimistische Gesinnung ist die gleiche wie in der Odyssee, der Humor der gleiche wie in der Irusszene Odyssee 18. — 325: das τέρας mit dem Drachen und den Sperlingen, ὅου κλέος οὔποτ' ὀλεῖται — nein, denn das Gedicht wird es verewigen. — 360 in der Rede Nestors: er schlägt eine neue Aufstellung und Organisation vor. Sind die Achäer denn vorher anders aufgestellt gewesen? und ist nicht das große Lob, das Agamemnon seiner Weisheit spendet, als bloße Höflichkeit mit einem, für den Hörer verständlichen, leisen Anflug von Ironie aufzufassen? — Man übersehe die Charakteristik Agamemnons nicht, der keine Lieblingsfigur des Dichters ist: er spricht, trotz der Selbstanklage v. 375 ff., mit Herrscherkraft und Autorität.

B. 3, v. 38 ff.: Warum schilt Hektor den Paris bloß? warum lassen sich die Trojaner von diesem das alles gefallen? Weil es sonst keine Ilias gäbe. Ein Dramatiker hätte hier motivieren — die Stellung des Paris als eines Parteiführers oder sonstwie erklären müssen. v. 56 ἀλλὰ μάλα Τρῶες δειδήμονες, ist keine Motivierung. — 200 ff. darauf hinzuweisen, daß Odysseus den Dichter der Ilias ganz besonders interessiert: obgleich er ihm keine besondere ἀριστεία gewidmet hat. — 304 ff. vergl. 7, 365 ff., Charakteristik des Priamos: Nestor ist ein Greis, Priamos ein alter Mann. — 350 ff., das Gebet des Menelaos. Der Dichter der Ilias hat dieselbe ernste ethische Grundanschauung, wie der Dichter der Odyssee. — 369 ff., Entrückung des Paris, Eingreifen der Aphrodite: das Unwahrscheinliche wird durch das Eingreifen der dämonischen Macht wahrscheinlich — ein Vorteil, den der Grieche in großem Umfang vor den neueren Epikern voraus hat. —

B. 4, v. 125: ἆλτο δ' οἰστὸς
ὀξυβελὴς καθ' ὅμιλον ἐπιπτέσθαι μενεαίνων

und Schillers (Wallenstein):

Denn wenn die Kugel los ist aus dem Lauf,
Ist sie kein blindes Werkzeug mehr, sie lebt,
Ein Geist fährt in sie, die Erinnyen
Ergreifen sie, des Frevels Rächerinnen
Und führen tückisch sie den ärgsten Weg.

Beides ist Poesie, höchste Poesie sogar und doch ganz verschieden. Wiefern? wodurch?

v. 155—182: die lange Rede, die Agamemnon dem verwundeten Menelaos hält. Das ist auch nur in der Poesie möglich, daß man einem Verwundeten eine 30 Verse lange Rede hält und dann erst v. 193 zum Arzt ὅττι τάχιστα schickt. Übrigens zeigt die Ilias mehr Reden, Redefluß, Vorliebe für Reden, als die Odyssee und wenn man von der petitio principii des Einen Dichters aus ebenso leicht operieren dürfte wie von der petitio principii der Kleinliedertheorie aus, könnte man darüber allerlei mutmaßen. — 292 ff.: Weiterer Beitrag zur Charakteristik Nestors: er macht alles sehr sorgfältig, einsichtig, nach reichlicher Erfahrung, predigt gern auch hier, spricht in Tautologien, auch hier — und Agamemnon weiß ihn, nicht nur hier, sehr gut zu behandeln, sein Ansehen für seine Zwecke zu nützen. — 401. 410 ff.: Diomedes versteht keinen Spaß, ein durchaus gediegener, zuverlässiger, wenig aus sich herausgehender Held.

Übrigens ist dies Buch bestimmt, den Agamemnon zu heben, in seiner Bedeutung zu zeigen, ihn als Oberfeldherrn, βασιλεύτατος, erscheinen zu lassen: er ist nicht allein ein tapferer und kraftvoller, sondern ein fähiger Herrscher.

Buch 5.: Diomedes' Aristeia.

265 ff.; 8, 184 ff.; 9, 123; 10, 490 u. s. w.: Die Pferdeliebhaberei ist, wie bemerkt, in der Ilias sehr ausgesprochen; wie die Hundefreundschaft in der Odyssee: mit Recht findet Wilamowitz darin individuelle Züge eines Dichters, denen man nachgehen müsse: sie sind wahrscheinlich viel zahlreicher als man denkt und man wird deren vielleicht viele finden, sobald es wieder zum guten Ton gehören wird, an den Einen Dichter zu glauben. — 306: κοτύλην δέ τέ μιν καλέουσιν — wer nennt es denn so? Die Leute überhaupt, oder die Ärzte von Profession, die Sachkundigen? Auch die anatomisch-medizinischen Kenntnisse sind etwas Individuelles, und es hat jemand vermutet, daß Homer irgendwo Arzt bei einem Heere gewesen sei, weil er eine so genaue Kenntnis des menschlichen Körpers, der Verwundungen u. s. w. verrate, sowie man aus einer Anzahl von Stellen bei Shakespeare hat nachweisen wollen, daß er notwendig eine Zeit lang in einer Gerichtsstube müsse beschäftigt gewesen sein: dieser Mann war jedenfalls auf einer richtigeren Fährte als jene, welche vermuten, daß Homer Zusammenfüger, Fortsetzer, Redakteur des griechischen Epos oder gar nicht gewesen sei. v. 654: Ἄϊδι κλυτοπώλῳ — dem Hades mit seinen berühmten Rossen — bei Homer findet sich nichts, was das Beiwort erklärte: doch kann man sich solche Erklärungen leicht ausdenken. Man lernt aus diesem Beiwort, daß der Ἀΐδης κλυτόπωλος schon eine fest umrissene Gestalt in Sagen, Erzählungen oder Gedichten bildete, welche für Homer mittelbar oder unmittelbar Quellen waren.

Man macht viel Wesens daraus, daß Diomedes in diesem Buch oder Gesang mit Göttern kämpfe, wogegen er

B. 6, 128 ff. sich ausdrücklich dagegen verwahre: dergleichen pflege dem Sterblichen übel zu bekommen. Ich weiß nicht, wo hier der Widerspruch herkommen soll: er hat mit Göttern gekämpft — Aphrodite verwundet ohne Kampf, und Ares: — Aphrodite, die nicht in den Männerkampf gehört und welche diese Demütigung verdient hat, weil sie an dem ganzen Unheil schuldig ist, und Ares, dem Athene gern die Schmach gönnt, von einem Sterblichen besiegt zu werden: wogegen, als er gegen den hohen Gott, den der Athene ebenbürtigen Apollon angeht, in seiner Kraft sich vergessend, da wird er von diesem in der prachtvollen Stelle 5, 440 ff. rauh an seine sterbliche Herkunft gemahnt. Trotz dieser Mahnung kämpft er (oder eigentlich er und Athene) bei dem fortdauernden Getümmel gegen Ares: vielleicht aber — warum nicht? — besinnt er sich darauf, daß das sein Bedenkliches hat 6, 128. — Es ist auch möglich, daß da und dort sich das religiöse Gefühl seiner Zuhörer nicht so recht in dieses Kämpfen gegen die Götter hat finden können und der Dichter mit jenem Verse und was ihm folgt, milderte, beschwichtigte, auch v. 145. 146 durch die Vergleichung *φύλλων γενεὴ* gegenüber dem *φῦλον ἀθανάτων* 5, 441 diesem Gefühl gerecht wurde. — 358. *ὡς καὶ ὀπίσσω*

ἀνθρώποισι πελώμεθ' ἀοίδιμοι ἐσσομένοισιν

spielt wieder der Dichter auf sein Gedicht an, wozu man aus neueren Dramen ꝛc. Parallelen sammeln kann. — 407 ff. Man stößt sich etwas an der langen Rede der Andromache an einer so gemütvollen Stelle. Man, d. h. wir: vielleicht griechische Hörer nicht, denn diese und so auch ihr Dichter werden im allgemeinen zu denjenigen Menschen gehört haben, deren Schmerz und Sorge sich lindert und erleichtert, wenn sie ihn aussprechen und ausmalen.

Charakteristik Hektors in diesem Buch und Paris — letztere mit dem homerisch-prachtvollen Tierbild, 506 ff., mit dem man Buch Hiob 39, 19—25 vergleichen wolle.

B. 7, 180 ff.. 189: *κλήρου σῆμα*. Die Stelle ist für die *σήματα* die Schriftsurrogate, nicht ganz ohne Wert, obgleich sie nur bestätigt, was sich eigentlich von selbst versteht, denn auf dem Boden der Geschichte hat man gern Brief und Siegel auch für das Selbstverständliche. — 290 ff. Man könnte hier etwas über die in der Ilias zu Tage tretende Ansicht vom Kriege sagen: — *εἰσόκε δαίμων ἄμμε διακρίνῃ*. Ein ethisches höheres religiöses Moment ist schon vorhanden — nicht die eigene größere Kraft bloß, nicht bloß das Recht der Stärke entscheidet: der Dämon, das unheimlich-unbegreifliche Göttliche giebt den Sieg, entscheidet den Ausgang.

B. 8, 535 ff., die Hybris Hektors, die aber doch immer etwas Gehaltenes, Edles hat. Man mache sich doch einmal deutlich, was

dazu gehörte, einen Hektor zu schaffen: wie kann man da noch von Sagen, Volksdichtung und Kleinlied sprechen!

B. 9, 31 ff. Diomedes ist nicht rasch zum Wort und hält auch keine langen Reden: ihm ist es aber v. 48—49 wirklich Ernst, daß er allein mit Sthenelos in Ausfechtung der Sache bleiben wolle, *σὺν γὰρ θεῷ εἰλήλουθμεν* paßt für ihn ganz gut: dagegen Ajas 7, 194: die Achäer sollten leise zu Zeus beten, damit die Troer es nicht hörten (stärkere Gebets- und Gelübdeeinflüsse in Bewegung setzten) — *ἠὲ καὶ ἀμφαδίην, ἐπεὶ οὔτινα δείδιμεν ἔμπης.*

53 ff. Wieder eine der unvergleichlichen Reden Nestors. Man kann sie dem Schüler etwas analysieren, auch um an ihr den eigentümlichen Humor des Dichters kennen zu lehren. Z. B. den Schluß, der mit großem Wort im Grunde eine Trivialität sagt *νὺξ δ᾽ ἥδ᾽ ἠὲ διαῤῥαίσει στρατὸν ἠὲ σαώσει,* was doch stark an Horaz erinnert:

quidquid dicam aut erit aut non:
vaticinari etenim magnus mihi donat Apollon.

Von v. 225 an die großen Reden: sie sind wie alle homerischen Reden ohne Ausnahme fein angelegt und motiviert, die lange des Achilleus und des Phönix, wie die kurze des Telamoniers: vielleicht für unsern, schwerlich aber für der Griechen Geschmack zu lang. Und wenn es der Geschmack des Dichters war — was geht es uns an?

B. 10. Die Doloneia, ein Buch, von dem Lachmann sagt, daß es sich „rein absondere“: reine Phrase, die wir in unserer Thorheit schon oft gehört, aber nie so recht verstanden haben. Mag es sich denn rein absondern — vorher oder nachher — vor oder nach was? gedichtet sein: in jedem Fall ist es hier an guter Stelle eingesetzt, auch mit dem berühmten Widerspruch 9, 710—713; 10, 1—5 versehen, was zwar etwas ganz anderes sein soll, als der vom Ende Buch 1 und Anfang Buch 2. Der Gesang verdankt seine Stelle und vermutlich seine Entstehung dem Wunsch oder Bedürfnis, die Zuhörer, die schon so viele Fehlschläge der Achäer an sich haben vorüber gehen lassen müssen, nunmehr wie im wirklichen Krieg durch ein gelungenes Einzelabenteuer zweier Helden schadlos zu halten, bei guter Laune zu erhalten: nur so, nicht als Einzellied oder Kleinlied, wenn man sich den unsinnigen Ausdruck einmal gefallen lassen will, bedeutet es etwas. Das Buch enthält nichts, was der besten Partien der Ilias unwürdig wäre: z. B. ist die Waffenanlegung v. 254 ff. darin und die Geschichte der Sturmhaube 265 ff. guthomerisch, wenn man gleich natürlich nicht in Abrede ziehen kann, daß dergleichen auch einmal einem Nachahmer oder Schüler gelingen könne. Guthomerisch ist auch 446 bis 464, daß Odysseus den Dolon ausfrägt, Diomedes ihn ohne Weiteres niederstößt.

B. 11: Für eine Aristeia des Agamemnon ist es wieder Zeit.

v. 122 tötet Agamemnon zwei Söhne des Antimachos, welcher der Auslieferung der Helena am meisten widersprochen hat. Hier ist ein ganz schwacher Versuch (χρυσὸν Ἀλεξάνδροιο δεδεγμένος), das sonst Unbegreifliche, die Fügsamkeit der Trojaner gegen Paris, zu motivieren. — v. 197 ff.: umsichtig wird das Wiedererscheinen des Achill vom Dichter vorbereitet. — An die Eberjagdsgeschichte im 19. Buch der Odyssee, bei der uns der Dichter im packendsten Augenblick mit einer langen Digression neckt, erinnert es einigermaßen, daß Patroklos hier 655 ff., wie er sich nach dem verwundeten Machaon bei Nestor erkundigen soll, von diesem mit einer Rede von 150 wohlgezählten Versen regaliert wird.

B. 12, 212. 213: Οὐδὲ ἔοικεν
δῆμον ἐόντα παρὲξ ἀγορευέμεν —
der Ausdruck „wenn man Volk ist" frappiert. Das aristokratische „Zeitbewußtsein", oder richtiger die aristokratische Grundstimmung des Dichters ist wie bei Shakespeare unverkennbar: kein athenischer Staatsmann würde wohl jenen Vers vor der Ekklesia zitiert haben. — 220 ff.: die berühmte Stelle, Hektors Wort an Polydamas: auch in der Parallelstelle 15, 494 ff., wo Hektor die Seinen befeuert, zeigt sich ein sehr geläuterter Patriotismus. Der große Dichter, überhaupt der große Geist lebt in seiner Zeit und nährt sich von ihren Kräften, aber strebt über sie hinaus: hier ist das Bewundernswürdige, daß Hektor der Hybris verfällt und dabei doch jene erhabene Moral vom εἷς οἰωνὸς ausspricht, die weit über seine Zeit und ihre Gewöhnlichkeiten hinausgeht. Man suche Ähnliches bei andern Dichtern, z. B. was Dante Inferno 14 von Kapaneus sagt.

Man kann die Schüler darauf aufmerksam machen, daß der kritische Augenblick des Kampfes gerade in die Mitte des Gedichts fällt und dabei etwas über Komposition und Kompositionstalent sagen — nämlich, daß es recht selten ist und daß dazu unter anderem Geschmack und überhaupt dieselben Eigenschaften gehören, welche der Dichter in dem, was Bonitz „das bewundernswerte Einzelne" nennt, beweist.

B. 13: Ein gutes Beispiel, wie die Phantasie des Dichters mit seinen Göttern spielt, ist v. 17 ff., wo Poseidon zuerst mit vier Schritten nach Ägä kommt, dann aber seinen Wagen anspannen läßt. Die Schilderung des über das Meer hinfahrenden Herrschers kann nur von demselben Dichter sein wie 1, 42 ff.; 528 ff., wie 20, 61 ff. und dieser wieder derselbe, der in der Odyssee den Helios drohen läßt, daß er, wenn er keine Satisfaktion erhalte, künftig den Toten scheinen werde. — v. 334 ff: das Verhältnis Poseidons zu Zeus:

Διὶ δὲ κρατερῶς ἐνεμέσσα.
ἦ μὰν ἀμφοτέροισιν ὁμὸν γένος ἠδ᾽ ἴα πάτρη,
ἀλλὰ Ζεὺς πρότερος γεγόνει καὶ πλείονα ᾔδη·

Wissen also giebt Macht: ein eigentümlicher Respekt vor dem Wissen giebt sich an mehreren Stellen kund: das möchte auch zu den individuellen Zügen gehören.

B. 14, 153 ff., resp. 233 ff.: die herrliche Dichtung von der *Διὸς ἀπάτη*. Hier ist keine Sage, sondern frei erfundene Poesie — geschaffen von einem Dichter, den man nicht Kunst- und nicht Volksdichter nennen kann, was überhaupt eine ganz unzutreffende Unterscheidung ist. Man kann diese Poesie ein wenig näher ins Auge fassen, z. B. 249 ff., wo der Schlafgott erzählt, es sei ihm schon einmal beinahe sehr übel bekommen, den Zeus zu überlisten: dieser hätte ihn ins Meer geworfen, wenn ihn nicht die Nacht, die Götter und Menschen bezwinge, gerettet hätte. Der reife Leser — denn für Lektüre in der Schule eignet sich das Stück so wie es ist in Wahrheit nicht — mag immerhin Odyssee 8, 266 ff. vergleichen: das Schöne, ja Herrliche an diesem Gedicht sind die fünf Verse 346—351, wo alles Sinnliche, alle Erdenschwere und Erdengemeinheit versinkt, die Umarmung des Zeus und der Here zu einem kosmischen heiligen Akt wird — das ist die Art, wie ein edler Geist dergleichen behandelt. Ein kleines Lied aber kann weder dies noch auch Odyssee 8, 266 ff. — obwohl dies eher — „ursprünglich" gewesen sei. Warum nicht? weil der große Zusammenhang epischer Bilder allein solche Poesie hervorruft, hervorrufen kann. Es ist, als ob uns über dem Untersuchen ganz der Gedanke verloren gegangen sei, daß nicht bloß kleine Lieder, Einzellieder sich zu großen Gestaltungen sammeln, den Dichter zu solchen drängen, sondern daß auch das große Gedicht die kleinen Lieder, namentlich jene berühmten, die sich „rein ausscheiden" lassen, das Ganze also das Einzelne e r s t h e r v o r r u f t: — die wahre dichterische Stimmung kommt doch wohl erst, wo ein Dichter in ein Großes, in eine Welt von Gestalten und Handlungen, eine *Διὸς βουλή* sich versenkt hat.

B. 15: Hektors patriotische Rede 485 ff., 494 ff.: solche Stellen lasse man auswendig lernen.

B. 16: Eine bemerkenswerte — und recht individuelle, denken wir — Anschauung, Auffassung finden wir v. 383 ff., die Beschreibung des herbstlichen Regens, den Zeus sendet:

ὅτε δή ῥ' ἀνδρέσσι κοτεσσάμενος χαλεπήνῃ,
οἳ βίῃ εἰν ἀγορῇ σκολιὰς κρίνωσι θέμιστας,
εἰς δὲ δίκην ἐλάσωσι, θεῶν ὄπιν οὐκ ἀλέγοντες

also schlechtes Wetter als Strafe für schlechte Rechtsprechung: beim Rechtsprechen sind also die Menschen nach dieser Anschauung den Göttern unmittelbar verantwortlich.

B. 17: *Μενελάου ἀριστεία*. Es dauert etwas lange — es wird nachgerade Zeit, daß eine solche kommt. Die Figur des Mene-

laos in der Ilias stimmt mit der in der Odyssee, nur ist er hier älter, etwas bedeutender — während der Nestor in der Odyssee etwas jünger erscheint als der der Ilias. — v. 32: ῥεχθὲν δέ τε νήπιος ἔγνω — sprichwörtlicher Klang. Wie entstehen Sprichwörter? — v. 198 ff.: Hektor in Achills Waffen — verhängnisvoll, es wird uns bange um ihn — daher der Monolog des Zeus über ihn — vgl. Sophokles Ajas 661 ff., wo ein wenigstens verwandter Gedanke, der aber an tragischer Kraft die Stelle der Ilias nicht erreicht

ἀλλ' ἔστ' ἀληθὴς ἡ βροτῶν παροιμία·
ἐχθρῶν ἄδωρα δῶρα κοὐκ ὀνήσιμα.

Übrigens muß man doch sagen, daß, obwohl Homer mit großem Geschick Abwechslung in die Kämpfe bringt, diese doch, wenigstens für unsern Geschmack, langweilig zu werden drohen. — 426 ff.: die Konzeption von Achills weinenden Rossen ist sehr gewagt — die vom Hund Argos in der Odyssee ist glücklicher. Die weinenden Rosse gehören ins Märchen, nicht ins Epos.

B. 18: Man atmet auf von den Kämpfen, beinahe ein ganzes Buch lang — und welch' schönes Buch, hervorgerufen dadurch, daß das Gedicht als Ganzes dem Geiste des Dichters vorschwebte, was von „methodischer Dichtung" allerdings so weit als möglich verschieden ist. — 356—368 von Zenodot verworfen, mit Recht: es ist Federübung eines Dichterlings. — 332: Charis, die Gemahlin des Hephästos, — in der Odyssee 8 ist es Aphrodite: daraus irgend etwas zu schließen ist voreilig, ehe man nicht untersucht hat, wie weit die Freiheit dichterischen Schaffens gegenüber der Götterwelt und der Volksvorstellung und Sage gegangen sein kann. Welch ein großartiger poetischer Fund die Waffenschmiedung gewesen, hat uns Lessing gelehrt, und nicht bloß wie Lessing zeigt in die Werkstätte des Hephästos, sondern recht eigentlich in die Werkstätte des Dichters selbst treten wir dabei ein: die Kunstwerke des Feuergotts werden zu Bildern menschlichen Lebens, werden wieder Leben und der vollendete Schild wird zu einem Weltbilde.

B. 19, v. 11 mache man aufmerksam, wie Homer den Eindruck der göttlichen Waffen schildert gegenüber Virgil. — v. 63 ist die Anspielung des Dichters auf sein Gedicht sehr deutlich ausgesprochen. — v. 77 ff. die Rede Agamemnons. v. 77 hat Wolf in Klammern eingesperrt; er hat also die ganze Rede nicht verstanden. Agamemnon spielt den Bescheidenen, spricht vom Platze, nicht ἐν μέσσοισιν: vortrefflich ist die lange Geschichte von der Ate: das Peinliche der Situation schwemmt er mit Worten weg, das ἄτη, ἀάσθη will gar kein Ende nehmen, vgl. Odyssee 21, 288 ff. in der Rede des Antinoos. — v. 152 ff.: Odysseus, der beim Ausbruch des Streits nicht das Wort genommen, bringt jetzt sehr verständig ein Frühstück in

Vorschlag. — v. 404: das sprechende Roß Xanthos ein Märchenzug, den man im Epos kaum schön finden kann.

B. 20, v. 307 ff.: Äneas interessiert den Dichter besonders — man könnte auf den Gedanken kommen, daß hier persönliche Beziehungen zu einem Fürstenhause mit im Spiel sind.

B. 21: Die Kraft des Dichters erschöpft sich nicht: für Achilleus, welchem der erste Teil des Gedichts den ersten Platz ausdrücklich vorbehalten hat, hat er Kämpfe besonderer Art aufgespart — eine neue Ära beginnt. — v. 74: den Lykaon läßt er verworren sprechen in der Todesangst. — v. 441: auch ein „bewundernswürdiges Einzelne“: *νηπύτι᾽ ὡς ἄνοον κραδίην ἔχες*, ein verstandloses Herz. Schiller:

Ja der verdient betrogen sich zu sehn,
Der Herz gesucht bei dem Gedankenlosen.

B. 22, v. 37 ff.: Die lange Rede des Priamos: auch sonst machen wir die Bemerkung, daß die homerischen Menschen — vielmehr daß der Dichter seine Menschen das Schreckliche sich erleichtern läßt dadurch, daß sie es ganz aussprechen, ja es sich ausmalen, vgl. B. 6.

v. 309, 305: *ἀλλὰ μέγα ῥέξας τι καὶ ἐσσομένοισι πυθέσθαι* — vergessen wir nicht, daß die *ἐσσόμενοι* eben die Zuhörer des Dichters sind.

B. 23, v. 59 ff.: die Erscheinung der Seele des Patroklos: es sind ganz besonders diese Szenen, bei welchen man die Meisterschaft bewundern muß, mit welcher der Dichter die Sprachtöne oder die verschiedenen Farbentöne der Sprache, wenn der Ausdruck gestattet ist, zu handhaben weiß. Man kann nicht sagen, worin das Traurige, Müde, Traumhafte im Einzelnen liegt: es ist aber da und macht sich geltend und zwar mit einer Kraft, wie außer Goethe wohl kein Dichter sie wieder erreicht hat: ganz wie in Odyssee 11 und an den andern hierherzuziehenden Stellen: mit denen man dann die Nachpfuscherei im 24. Buch vergleichen muß. — v. 103: *ὢ πόποι, ἦ ῥά τίς ἐστι καὶ ἐν Ἀΐδαο δόμοισιν ψυχὴ καὶ εἴδωλον* — darüber geht man meist zu leicht weg. Wenn nicht eigentliche Skepsis in diesen Dingen schon erwacht ist, so ist doch schon das Denken, nicht bloß die Phantasie darauf gerichtet gewesen. — Die Botschaft der Iris 192 ff. an die Windgeister läßt sich auch wohl „rein ausscheiden“ und ist auch gerade nicht sehr glücklich erfunden, aber zu dem Zwecke erfunden, die Klagen und Trauerszenen zu unterbrechen. — Ganz in seinem Element ist der Dichter bei den Leichenspielen, namentlich dem Wagenrennen: man kann, obwohl das gegenwärtig nicht fashionabel ist, bei diesem Buch doch kaum umhin, an den Dichter der Phäakenspiele in der Odyssee zu denken. Belebt, pikant gemacht ist die Szene hier wie dort durch einen Mißklang, der sich weiterhin in Wohlgefallen auflöst und Antilochos spielt hier die Rolle, die dort Euryalos spielt. Dieser, Antilochos, macht ein gutes Geschäft

bei diesen Spielen und das schadet ihm in der Sympathie des Dichters und seiner hellenischen Zuhörer nicht: obgleich er sich stark hervordrängt und Homer ihn als einen etwas naseweisen Vertreter der Jugend gegenüber den παλαιότεροι ἄνθρωποι zeichnet. Es ist immerhin ein starkes Stück, daß er sich neben Ajas und Odysseus zum Kampfe stellt. Übrigens ist auch Menelaos bei dem Konflikt mit Antilochos seiner sonstigen Rolle gemäß durchgeführt, gutmütig, für geschickte Höflichkeit und Schmeichelei leicht besiegbar. — Endlich beachte man noch 884 ff. die ausgesuchte Artigkeit des Peliden gegen Agamemnon: sie setzt die langausgesponnene μῆνις, ein großes langes Gedicht also voraus. Die Einigkeit zwischen dem Helden und dem König ist nun erst völlig hergestellt, die Dichtung nach dieser Seite hin zur Ruhe gekommen.

B. 24: Besonders bemerkenswert durch seine ernste, fast düstere Weltauffassung v. 525 ff. ὡς γὰρ ἐπεκλώσαντο. — Es hat Leute gegeben, welche aus diesem Umstand auf einen anderen Dichter schlossen — sonderbar, als wenn dem Epiker versagt wäre, was beim Dramatiker selbstverständlich ist. Das Buch hat einen schwermütigen Charakter, diese Seite seines Wesens hätte nun eben der Dichter hier ausklingen lassen, etwa wie Shakespeare in der Figur des Prospero im Tempest. — 592 ff. bittet Achill den Patroklos um Verzeihung, daß er Hektors Leiche dessen Vater ausgeliefert, mit dem sehr griechischen Zusatz ἐπεὶ οὔ μοι ἀεικέα δῶκεν ἄποινα — Worte, welche einige alte Kritiker zartfühlend tilgen wollen. Sie sollen uns vielmehr mahnen, auch an die realistische Kehrseite der homerischen Welt zu denken. — Schön ist die Totenklage um Hektor und namentlich schön, daß das ganze Buch dem überwundenen Manne, dem Hektor, gewidmet ist. Ich weiß nicht, ob mein Gefühl richtig ist: die Charakterfigur des Hektor aber beweist mehr als irgend eine den originellen schaffenden Dichter- und Künstlergeist, der alle Dutzendsänger und Dichter, die es doch sicher damals auch gegeben hat, um Hauptes-länge oder Turmeshöhe überragt.

6. Realistische Bemerkungen zu Horatius.

(Fleckeisens Jahrbücher 1881.)

Vor einigen Jahrzehnten hat ein durch die Klarheit seines Denkens hervorragender Mann, Gustav Rümelin, ein kleines Buch über Shakespeare veröffentlicht, dem er im Gegensatz zu den Überschwenglichkeiten des damaligen Shakespearekultus den nüchternen Titel gab: „Shakespearestudien eines Realisten". Er untersucht, ohne sich in die dithyrambischen Übertreibungen des damals noch in voller Autorität stehenden Werkes von Gervinus u. a. zu verlieren, ruhig die Beschaffenheit der Bühne und des Publikums jener Zeit, forscht nach den Spuren, welche die Dichtungen jenes großen Geistes in den Gemütern der Zeitgenossen etwa hinterlassen haben, nach den Ursachen, welche bewirkt haben können, daß diese Dichtung beinahe ein Jahrhundert lang wie verschollen und vergessen war, und bahnt sich und seinen Lesern so den Weg zu einem Verständnis des Dichters, welches dem geschichtlichen Sinne Genüge thut, ohne die Bewunderung und die Andacht zu schädigen, mit welcher wir vor der Gestalt eines großen und einzigen Mannes stille stehen. Bei einem Dichter wie Horatius, der weder sich selbst für einen Genius vom allerersten Range gehalten hat, noch auch von der Nachwelt jemals für einen solchen gehalten worden ist, laufen wir keine Gefahr, uns über die immerhin sehr engen Grenzen, welche seinem Dichten gesteckt waren, hinweg zu täuschen: um so weniger, als diese Dichtungen fast auf Schritt und Tritt an die Persönlichkeit des Dichters mahnen, ja man möchte sagen, fast ihren Hauptreiz aus dieser ihrer subjektiven Färbung ziehen. Horaz ist darum, wenn auch aus völlig verschiedenen Gründen, neben Homer von allen Dichtern des Altertums der populärste, derjenige mit dem wir uns am meisten persönlich berühren: wer sich lange mit ihm beschäftigt hat, steht geradezu unter dem Eindruck, als hätte er ihn gesehen, selber sprechen hören, als hätte er mit ihm gelebt.

Es würde demnach, sollte man denken, etwas sehr Überflüssiges sein, wenn jemand uns mit „Horazstudien eines Realisten" kommen wollte. Horaz ist, könnte man einwenden, eigentlich immer sehr realistisch aufgefaßt worden: so realistisch in der That, daß man selbst alle Mädchennamen in Gedichten, welche offenbar nur Übersetzungen oder Nachdichtungen sind, für leibhafte Wesen genommen hat. Man hat auch, kann man weiter sagen, nach jeder Anspielung historischer Art emsig geforscht, um Zeit und Anlaß jedes Gedichts mit möglichster Sicherheit zu bestimmen, und in vielen Fällen mit

Glück, so daß, soweit der Text feststeht, fast überall eine befriedigende Erklärung — die sogenannte Sacherklärung meinen wir — geliefert und, wo dies nicht gelungen, wenigstens der Grund, weshalb wir nicht weiter vordringen können, einleuchtend gemacht ist. Demnach würde also alles auf guten Bahnen und das Ideal der Kommentierung eines Dichters — Erklärung der Persönlichkeit durch die Werke, der Werke durch die Persönlichkeit — bei diesem Dichter nahezu erreicht sein. Man könnte schon den kühnen, nach dem Stand unseres Wissens über ihn und über seine Zeit nicht überkühnen Gedanken fassen, einen Kommentar zu Horatius in der Form einer Biographie des Dichters zu schreiben.

Ganz so sanguinisch können wir indes die Dinge doch noch nicht ansehen, so sehr man auch die Fortschritte in dieser Richtung anerkennen mag: namentlich glauben wir, obgleich dies schwer zu konstatieren ist, daß bei unserer Schulinterpretation dieser biographisch-realistische Gesichtspunkt noch sehr zurücktritt und da allerlei Tendenzen sich geltend machen, welche jener Erfassung der Persönlichkeit des Mannes in seinen Werken im Wege stehen. Zum Beispiel führt es von dieser realistischen Auffassung, die zugleich die wirklich ideale, weil allein wahre ist, geradezu ab, wenn man, wie Nauck, Düntzer, Kayser u. a. thun, jeder Ode deutsche Überschriften — und mitunter was für welche! — oktroyiert und Oden, Satiren und Episteln mit Dispositionen, mit Unterabteilungen bis ins aa hinein, überspinnt: ganz abgesehen von den moralisierenden Tendenzen, die man vielfach dem Dichter leiht, gleich als hätte er bei seinem me . . ultimi noscent Geloni auch schon an die gelonische Gymnasialjugend gedacht. Dies ist ein Hindernis und zwar ein sehr starkes, welches der realistischen Auffassung in unserem Sinne im Wege steht, aber keineswegs das einzige. Ein anderes liegt in der Gelehrsamkeit selbst, die man auf die Erklärung des Dichters wendet, wofür der so verdienstliche und in vielem Betracht erfreuliche Orellische Kommentar das Beispiel giebt: man hat so viel über den Dichter gelesen und geschrieben, daß man durch diese Massen den Weg zum Dichter selbst nicht mehr findet. Wie oft verbaut eine gelehrt aussehende Scholienstelle das einfache Verständnis, und mit welcher Liebhaberei zitieren unsere Kommentare solche Scholienstellen, welche doch immer in neun von zehn Fällen uns nicht mehr sagen, als die Stelle des Gedichtes selbst jedem verständigen Leser sagt. Endlich steht der historischen, realistischen, richtigen Auffassung noch der kritische Aberglaube entgegen, der den Dichter durchaus nichts Verkehrtes und Verfehltes sagen lassen will und lieber halbe Oden neu zusammen konjekturiert, ehe er zugiebt, daß auch ein so gescheiter Mann wie Horaz dann und wann etwas sehr Verfehltes habe produzieren, etwas ziemlich Dummes habe sagen können. In dieser Beziehung kann es keinen größeren Rückschritt

geben, als das bekannte Werk von Lehrs, der doch in diesem seinem Buche selbst den Beweis auf vielen Seiten erbringt, daß ein vortrefflicher Gelehrter von großem Scharfsinn überaus Verkehrtes zu Tage fördern kann.

Wir glauben demnach, daß es sich noch immer lohnt, wieder und wieder zu verlangen, daß der Erklärer nach bester Möglichkeit sich erst zum Zeitgenossen des Dichters mache, daß er sich bei jeder nicht unmittelbar einleuchtenden Partie frage: wie mußten die ersten Leser, die Leser, welche der Dichter selbst im Auge hatte, dieselbe verstehen? Erst von hier aus wird er den letzten Schritt wirksam thun können, nämlich den: sich in die Intention, die Stimmung, die Seele des Dichters selbst zu versetzen. Von diesem Gesichtspunkt aus möchten wir auf diesen Blättern einige Stellen behandeln, wo uns die Kommentare, welche wir verglichen haben, nicht völlig Genüge thun.

So erscheint uns in sat. II, 3, 305—326, dem Schlußabschnitt der langen Satire, die eigentliche Pointe in den Erklärungen nicht recht getroffen zu sein. Zunächst möchten wir nicht mit Krüger glauben, daß die ganze Satire darauf angelegt sei, die stoischen Aretalogen lächerlich zu machen, sondern der Dichter hat die Einkleidung — Gespräch mit dem neugebackenen Stoiker Damasippus, der ihn auf seiner Villa überfällt und ihm über seine Trägheit eine Predigt hält — gewählt, um den im Grunde sehr wahren Satz, daß alle Welt in einer gewissen Art närrisch sei, in breit behaglicher Weise auszuspinnen. Nachdem Damasippus mit seinen Deduktionen fertig geworden ist und mit dem Satze geschlossen hat, daß, wer ihn einen Narren heiße, das Gleiche von ihm zu hören kriege, da auch ihm der Zopf oder was immer hinten hänge: stellt sich der Dichter begierig, nun auch seine Fehler kennen zu lernen, die ihm denn auch der Stoiker nicht vorenthält. Zur Orientierung ist daran zu erinnern, daß das zweite Buch der Satiren im J. 30 v. Ch., als Horatius im 35. Lebensjahre stand, veröffentlicht worden ist, und daß der Dichter die Villa, auf welcher die Szene spielt, schon einige Jahre her besessen hat.

Welche Fehler bringt nun der Stoiker auf ihn? 1. seine Bauwut: primum aedificas, hoc est longos imitaris, v. 307 ff., was dann in etlichen 14 Versen breit ausgeführt wird; 2. sein Dichten, adde poemata v. 320; 3. seine horrenda rabies v. 323: non dico horrendam rabiem u. s. w.; 4. cultum maiorem censu v. 324, und endlich 5. mille puellarum, puerorum mille furores v. 325.

Suchen wir uns nun in die Seele der ersten Leser zu versetzen, welchen diese Konfessionen zu Gesicht gekommen sind und welche darum auch der Dichter zunächst im Auge gehabt haben wird. Nur sie haben die Pointe sofort und vollständig verstanden; für uns sind

Umwege dazu nötig. Hatten diese Freunde — solche haben wir uns als erste Leser oder Hörer der Gedichte naturgemäß zu denken — bis v. 300 gelesen, oder besser hatte ihnen der Dichter bis dahin das Gedicht vorgelesen, so werden sie allerdings begierig gewesen sein, welche Fehler sich denn ihr humoristischer Freund von dem Stoiker beilegen lasse, und sie werden besser als seine Kommentatoren die Komik der Verse verstanden haben, welche einfach darin besteht, daß Horaz sich ungefähr das gerade Gegenteil seiner wirklichen Fehler hier vorwirft oder vorwerfen läßt. Accipe: primum aedificas hoc est longos imitaris: „vor allem: du bist ein Baunarr, ahmst die großen Herren nach" — „wahrscheinlich auf dem Sabinum" bemerkt sehr weise Krüger. Gewiß: wo denn sonst? was aber wird und kann er dort groß gebaut haben? einen neuen Kamin vielleicht oder einen Gartenzaun oder etwas Derartiges, was den Freunden bekannt, wovon unter ihnen die Rede war: und hier, an dieser ersten Stelle Fehler Nr. 1, kann doch wohl kein Zweifel sein, daß die komische Wirkung des aedificas auf der Winzigkeit des eben im Bau begriffenen Stücks Wohnung, die des longos imitaris und was weiter folgt darauf beruht, daß der Gedanke „Horaz wolle den großen Herrn spielen" in lächerlichem Gegensatz zur Wirklichkeit stand: daß in Wirklichkeit kein Mensch mit dem longos imitaris weniger in Verbindung gebracht werden konnte, als ihr guter Freund Flakkus, den wir so weit wenigstens auch kennen, um zu wissen, daß er sein Leben lang das Gegenteil eines Baunarren und eines Grandseigneur war.

Damit ist aber schon ziemlich gegeben, daß es auch mit Fehler Nr. 3, 4 und 5 — Nr. 2 die poemata können wir beiseite lassen, da hier der Humor ohne weiteres einleuchtet — nicht viel anders stehen wird.

Auch die horrenda rabies wird den Freunden vermutlich an Horaz eine sehr neue Erscheinung gewesen sein. Man beruft sich zwar dafür, daß Damassippus hier „wirklich eine schwache Seite des Dichters treffe" (Krüger) auf epist. I 20, 25, wo dieser sich selbst mit den Worten charakterisiert irasci celerem, tamen ut placabilis essem; allein das ist denn doch etwas ganz anderes als eine horrenda rabies. Horaz nahm leicht etwas übel, ließ sich aber leicht begütigen: dies und nicht mehr sagt die Epistelnstelle, und sat. I 3, 29 iracundior est u. s. w. kann vernünftigerweise nicht auf Horaz gedeutet werden. Der Ausdruck horrenda rabies aber bezeichnet eine meisterlose Wut, die sich namentlich auch im Äußern kundgeben muß, weil der rabiosus sich nicht mehr beherrscht. Daß wir aber den Horaz uns vielmehr als einen auch in seinem äußern Wesen eher ruhigen, selbst phlegmatischen Mann (Epicuri de grege porcum, ep. I 5, 15) zu denken haben, der, wenn einer sich zu beherrschen

wußte, das geht, man möchte fast sagen, aus jeder Zeile seiner Gedichte, nämlich derjenigen, in welchen er Original ist, hervor. Die horrenda rabies von Horaz sich selbst beigelegt, wirkte ebenso komisch, wie es komisch wirken würde, wenn sich unter uns etwa L. Uhland oder E. Mörike der Berserkerwut hätte anklagen wollen.

Vollends unzweifelhaft ist dieser Charakter der Komik unserer Stelle an Fehler Nr. 4 cultum maiorem censu. Hier genügt schon die 6. Satire des ersten Buchs, namentlich v. 100 ff. und von 110 an, wo der Dichter seine ganze Lebensweise schildert, welche denn ebenfalls das gerade Gegenteil eines cultus censu maior ist. Man vergleiche damit das Hoc erat in votis, die 6. Satire des 2. Buchs: vielleicht diejenige, welche uns, wenn wir sie cum grano salis zu lesen verstehen, am besten das ganze Wesen des Mannes enthüllt. Aber freilich eine neue Toga wird dann und wann unerläßlich gewesen sein: und es ist mithin sehr möglich, daß Horaz einmal jene Freunde, welche er in dieser Satire v. 65 ff. erwähnt und welche wir uns als die ersten Leser oder Hörer seiner Gedichte denken dürfen, in einem solchen neuen Kleidungsstück überrascht hat und ihnen hier ein Gelächter bereitet, indem er sich als einen Menschen schildert, der zu hoch hinaus wolle — der Mann der aurea mediocritas. Ut tu semper eris derisor wird ihm dort v. 54 zugerufen, und wir erlauben uns auch in dem mille puellarum, puerorum mille furores den derisor, den Humoristen zu erkennen, der der komischen Wirkung halber sich eine der Wirklichkeit entgegengesetzte Rolle zuteilt. Man kann freilich aus den Oden zwar kein Mille, wohl aber ein halbes oder ganzes Dutzend puellae und einige pueri ins Feld führen; aber wenn diese, gewiß zum Teil sehr schönen, für uns schon darum, weil sie uns einige der herrlichsten Blüten griechischer Lyrik gerettet haben, unschätzbaren Gedichte eines Poeten, der so wahr und bescheiden von sich sagte: ego apis Matinae more modoque grata carpentis thyma per laborem plurimum circa nemus uvidique Tiberis ripas, operosa parvus carmina fingo, etwas wie furores, wie wirkliche L e i d e n s c h a f t aussprechen sollen: so müssen wir dem einen vollständigen Unglauben entgegenstellen. Für eine wirklich tiefe Empfindung sind uns diese Chloë, Glycera, Lydia, Lalage, Lyde u. s. w. einfach schon zu v i e l e: und es zeigt sich, unserer Meinung nach, in allen diesen Gedichten zwar eine große Kraft der Anempfindung oder Nachempfindung, nicht aber wirklicher so zu sagen o r i g i n a l e r E m p f i n d u n g. Wir halten alle diese besungenen Mädchen für bloße Namen oder Schatten, Schatten wenigstens für unsern Dichter, mögen sie auch für das griechische Originalgedicht, welchem die erotischen Lieder nachgedichtet sind, immerhin Wesenheiten gewesen sein. Wir denken uns nun, daß Horaz mit diesen Übertragungen, dieser Verpflanzung des Aeolium carmen nach Latium

lange beschäftigt war, daß seine Freunde mit diesen Bestrebungen bekannt waren, daß er ihnen gelegentlich etwas davon zum Besten gab, und daß die Pointe dieser Stelle für sie darin lag, daß der Dichter diese mehr als platonischen Verhältnisse zu schattenhaften Heroinen griechischer Gedichte mit mille puellarum furores bezeichnete, während er in Wahrheit das gerade Gegenteil einer verliebten Natur war. Das letztere kann man freilich nicht mathematisch beweisen; da wir aber eigentlich nur die Wahl haben, die sämtlichen erotischen Gedichte für Gelegenheitsgedichte eines bald für eine Lydia, bald für Chloë u. s. w. in wirklicher Liebe Erglühten zu halten, oder sie sämtlich als anempfundene Nachdichtungen aufzufassen, so müssen wir sagen, daß uns das letztere sehr viel wahrscheinlicher dünkt. Einen Unterschied in dieser Hinsicht zu gunsten der bona Cinara oder der Lalage dulce ridens zu machen, scheint uns ganz unstatthaft, und es ist ein arger Mißbrauch, wenn in unseren Ausgaben noch immer das reizende, ganz zweifellos ursprünglich griechische Duett Donec gratus eram tibi zwischen Horatius und Lydia verteilt wird. Es wird freilich bei uns in Deutschland, wo man sogar nach einer wirklichen irdischen Laura für Schillers Lauralieder sucht, schwer sein, für diese — scheinbar so nüchterne — Anschauung viel Zustimmung zu finden.

Einmal im Zuge, möchten wir noch zu einer und der andern Stelle realistische Glossen machen. Das dritte Buch der Oden beginnt bekanntlich mit sechs in dem gewichtigen alcäischen Maß gehaltenen, sehr ernsthaften Gedichten, welche zwar keineswegs einen Cyklus darstellen, wie man es wohl bezeichnet hat, doch aber offenbar der Gleichheit des Tons und Charakters wegen zusammengestellt sind. Unter diesen ist das dritte, Iustum et tenacem propositi virum das Rätselhafteste: und daß Peerlkamp die Stelle der Juno beseitigt und Lehrs dem Gedicht ein paar Dutzend Verse abschneidet, ist nicht verwunderlich, wenn man überhaupt die Pferdekurmethode sich gefallen läßt. Orelli hat an die Stelle bei Sueton im Leben Cäsars 79 erinnert: quin etiam varia fama percrebruit migraturum Alexandream vel Ilium, translatis simul opibus imperii exhaustaque Italia dilectibus et procuratione urbis amicis permissa: und er sagt weiter, indem er den Gedanken abweist, daß Augustus selbst »dominator nimis callidus ac prudens« dieses Projekt gehegt hätte — »nullum enim huius rei vestigium nobis servatum est« — daß Horaz betroffen über das Unheilvolle einer solchen Translation des Reichs, wie sie Constantinus später wirklich ausgeführt habe, diese Vision (φαντασία) poetisch gestaltet habe: er hat mit dieser Vermutung Beifall gefunden. Wenn er aber sagt, es sei keine Spur übrig, daß Augustus selbst sich mit jenem Projekt beschäftigt habe, so hat er den von ihm selbst angeregten Gedanken, wie so häufig, nicht zu Ende gedacht. Daß jener Gedanke einer Verlegung der Residenz in hohen

Kreisen besprochen worden ist, daß er die regierenden und somit auch den Augustus irgendwie mehr oder weniger lebhaft, mehr oder weniger ernsthaft beschäftigt hat, davon haben wir allerdings eine Spur und zwar eine sehr deutliche — eben unser Gedicht, das ohne eine solche Voraussetzung überhaupt keinen verständigen Sinn hat: wie denn Orelli ganz unerklärt läßt, auf welche Weise Horaz auf jene „Phantasie" gekommen sein sollte, die denn doch für den Dichter nicht besonders nahe liegt. Wohl aber lag sie dem Politiker nahe, und mit jener Voraussetzung hat das Gedicht einen sehr guten Sinn und besitzt einen sehr bedeutenden historischen Wert.

Es ist hier am Platze, über Horaz den Politiker oder Nichtpolitiker überhaupt ein Wort zu sagen. Er wehrt sich bekanntlich an verschiedenen Stellen gegen den Verdacht, sich auch nur im mindesten mit Politik abzugeben: am deutlichsten oder vielmehr am ostensibelsten vielleicht in der so harmlos aussehenden 6. Satire des 2. Buchs. Über sein Verhältnis zu Maecenas sagt er dort v. 40ff.:

septimus octavo propior iam fugerit annus,
ex quo Maecenas me coepit habere suorum
in numero — dumtaxat ad hoc, quem tollere raeda
vellet iter faciens et cui concredere nugas
hoc genus: „hora quota est? — Thraex est Gallina Syro par? —
matutina parum cautos iam frigora mordent"
et quae rimosa bene deponuntur in aure —

und ein paar Verse weiter beklagt er sich, daß man politische Neuigkeiten von ihm wissen wolle:

frigidus a rostris manat per compita rumor:
quicumque obvius est me consulit: „o bone (nam te
scire, deos quoniam propius contingis, oportet),
numquid de Dacis audisti?" — nil equidem. — „ut tu
semper eris derisor." — at omnes di exagitent me,
si quicquam —.

Die Leute geben sich aber damit noch nicht ganz zufrieden, sie verlassen das Gebiet der auswärtigen Dinge und fragen nach einer innern Angelegenheit:

— „quid? militibus promissa Triquetra
praedia Caesar an est Itala tellure daturus?"
iurantem me scire nihil mirantur ut unum
scilicet egregii mortalem altique silenti.

und wir d. h. unsere Kommentatoren, sind sehr geneigt, dem derisor dies alles aufs Wort zu glauben, ihm zu glauben, daß Maecenas ihn höchstens zuweilen gefragt habe, wieviel Uhr es sei, und daß er von den Dakern und von der Äckerverteilungsfrage so wenig verstehe wie ein neugeborenes Kind. Wir unserseits glauben vielmehr, daß die

guten Freunde dort ganz recht hatten, ihn für einen Derisor zu halten und ihn als einen Menschen, der aufs schönste zu schweigen verstehe, zu bewundern. Es ist eine blanke Unmöglichkeit, daß der Privatsekretär eines der hervorragendsten Staatsmänner der neuen Ära — denn darauf wird doch die Stellung des Horaz bei Maecenas dem Wesen nach hinausgekommen sein — von der Politik nichts gewußt habe: vielmehr scheint uns die Freundschaft des Maecenas und Horaz, die sich allmählich zu einem so hohen Grade von Intimität entwickelte, gerade darauf zu beruhen, daß der erstere den letztern als den gescheiten, eben in den politischen oder politisch-sozialen Fragen, welche jene Übergangszeit stellte, klar sehenden und klar resignierten, sowie zugleich diskreten Mann mehr und mehr schätzen lernte. Denn daß zwei so gescheite Männer in einer Zeit, welche der Regierungskunst unaufhörlich die schwierigsten Probleme stellte, nicht bloß vom Wetter und von griechischer Litteratur und den letzten Gladiatorenkämpfen mit einander gesprochen haben, leuchtet ein, und die vier Bücher der Oden, sollte man denken, geben dafür sehr ausreichende Beweise. Das egregium altumque silentium aber, das in dem scherzhaften Gedichte die enttäuschten Neugierigen an ihm zu loben wissen, schreibt er sich in einem sehr ernsthaften Gedicht III, 2 ziemlich unumwunden selbst zu: est et fideli tuta silentio merces: vetabo, qui Cereris sacrum volgarit arcanae u. s. w., oder sollen wir glauben, daß hier von den eleusinischen Geheimnissen im wirklichen Sinne gesprochen sei? wenn aber nicht, wovon spricht er denn?

Es ist nicht unsere Sache, hier diese politische Seite des Mannes in den Gedichten nachzuweisen, obgleich wir allerdings der Meinung sind, daß in diesen Gedichten sehr viel mehr Politik enthalten ist und sehr viel mehr von den ersten Lesern politisch aufgefaßt und verstanden worden ist, als wir gewöhnlich annehmen. Daß aber das vorliegende Gedicht Iustum et tenacem ein politisches ist, sollte doch wohl einleuchten. Ich weiß nicht, ob schon jemand auf den Gedanken gekommen ist, daß in der Schlußstrophe von III, 3

> non hoc iocosae conveniet lyrae:
> quo, Musa, tendis? desine pervicax
> referre sermones deorum et
> magna modis tenuare parvis

die dei in den sermones deorum ebenso, wenngleich etwas versteckter, doppelsinnig genommen sein könnten, wie in dem deos quoniam propius contingis in der 6. Satire des 2. Buchs: in jedem Falle aber ist klar, daß in dieser Schlußstrophe der Schlüssel des Gedichtes enthalten ist. Der Dichter fügt eine Entschuldigung in vier Zeilen hinzu, nachdem er in den 68 vorangehenden Zeilen das ernsthafte, das er hat aussprechen wollen, wirklich ausgesprochen hat. Wenn irgendwo, so gilt hier das »qui s'excuse s'accuse«.

Er entschuldigt sich, weil er etwas gethan, was eigentlich außerhalb seiner Sphäre liegt — hat denn aber diese Entschuldigung irgend einen verständigen Sinn, wenn das Gedicht nichts sein soll als eine Verherrlichung der constantia u. s. w., des Romulus oder eine Verherrlichung des römischen Namens? ist es denn nicht vielmehr ein Unrecht der Poesie, die sermones referre deorum, sofern hinter diesen sermones deorum eben nichts anderes steckt als Poesie, diese sermones wirklich nichts sind als Göttergespräche?

Nicht als wäre das Gedicht ein politisches Tendenzgedicht. Es ist nur der poetische Widerschein einer politischen Frage oder Idee, welche die regierenden Kreise, die dei in der Sprache der Neugierigen in sat. II, 6 seinerzeit beschäftigt hat — vielleicht auch das größere Publikum eine Zeitlang in Aufregung erhalten haben mag. Wir wissen aus der Stelle bei Sueton, daß diese Idee einer Verlegung der Reichsregierung nach Ilios oder Alexandria gegen das Ende von Cäsars Leben das Publikum — und mithin vorher oder gleichzeitig die regierenden Kreise und Cäsar selbst — beschäftigt hat: eine Idee, deren Auftauchen bei der offenbar großen Veränderung, welche nach Niederwerfung der Optimatenrepublik vor aller Augen sich vollzog, überaus natürlich erscheint. In welcher nähern Gestalt diese Idee in den regierenden Kreisen ventiliert worden ist — ob eine temporäre oder dauernde Verlegung beabsichtigt wurde — ob die Sache überhaupt schon auf ihre Ausführbarkeit geprüft oder ob sie nur eben ein momentan auftauchendes Projekt, eine vorübergehende Idee war — das wissen wir nicht. In jedem Falle war es eine Idee, die in der Zeitatmosphäre ganz natürlich sich bildete: eine Idee, für welche sich einiges, gegen welche ohne Zweifel sich sehr vieles sagen ließ, die aber schließlich doch nicht viel unweiser und ebenso natürlich war wie in alten Tagen, nach dem gallischen Brande, die Idee, mit Sack und Pack nach Veji auszuwandern — ganz abgesehen davon, daß ja während des letzten Bürgerkriegs die opes imperii, wenigstens im Sinne einer Partei, thatsächlich eine Zeitlang in Thessalonich sich befunden hatten, und daß später, als die Zeit erfüllt war, jene Idee durch Konstantinus wirklich realisiert worden ist[1]). Beachtung mag da noch verdienen, daß auch Konstantinus, wie man im Anfang des 17. Kap. von Gibbons großem Werke nachlesen kann, zuerst die sagenberühmte geheiligte Stätte von Ilios für seine neue Residenz im Auge hatte. Ein solcher Gedanke aber, wie Suetonius ihn andeutet und wie ihn nicht ein einzelner Schriftsteller erfindet, ein Gedanke, der den thatsächlichen Verhältnissen mit einer gewissen Notwendigkeit ent-

[1]) Wie geläufig übrigens dem Römer diese Vorstellung von einer Verlegung der Macht war, zeigt das schlechte Argument Ciceros de lege agr. I, 18: Capuam deduci colonos volunt: illam urbem huic urbi rursus opponere, illuc opes suas deferre et imperii nomen transferre cogitant.

sprungen und darum auch einer Zukunft gewiß ist — ein solcher Gedanke verschwindet nicht ohne weiteres wieder: er lebt fort und taucht gelegentlich wieder auf, wovon alle, welche wie wir z. B. einen großen Umschwung der öffentlichen Dinge selbst erlebt haben, sich sattsam überzeugen können.

Der Kampf um die Republik erneuerte sich nach Cäsars Tode; die Führer der alten republikanischen Partei und nachher die Mitbewerber um die höchste Gewalt verschwanden vom Schauplatze; Octavianus blieb Sieger; aber in Rom hemmten doch auf Schritt und Tritt hunderttausend Erinnerungen, hunderttausend Thatsächlichkeiten die freie Entfaltung des neuen monarchischen Prinzips, der neuen monarchischen Politik: was ist natürlicher, als daß auch jene Idee in irgend einer Gestalt für kürzere oder längere Zeit wieder auftauchte? So weit lebte sie jedenfalls wieder auf, so weit bewegte sie das Interesse der Menschen, daß sich ein Dichter, der dem regierenden Kreise nahe lebte, der in der That, wie dort die guten Freunde sagen, deos propius contingebat, mit derselben beschäftigte und sie zum Gegenstand eines Gedichtes machte. Er hat diesem Gedicht die Form gegeben, welche wir mehrfach bei seinen politischen und politisch gefärbten Gedichten finden — die Form einer Rede, die er irgend einem Gott oder Helden der Geschichte in den Mund legt: I, 15 (das doch ohne Zweifel auf Antonius gemünzt ist) dem Nereus; III, 5 dem Regulus; IV, 4 dem Hannibal. Der langen Rede kurzer Sinn, welcher den ersten, d. h. den zeitgenössischen Lesern gewiß sofort verständlich war, ist also einfach der: „denkt nicht an eine Verlegung des Regierungssitzes nach Ilios, es liegt ein Fluch auf diesem Boden.“ Dies ist der poetische Ausdruck für den sehr prosaischen, nüchternen und richtigen Gedanken: die Römer würden aufhören zu sein, was sie sind, wenn der Sitz ihrer Macht nach Ilios verlegt werden würde. Das civium ardor prava iubentium beziehen wir auf diese Idee, sofern sie im Publikum einigen Anklang gefunden hatte; der iustus et tenax propositi vir ist uns Augustus, der jenem für diese Zeit allerdings ideologischen Gedanken nicht zustimmte, und nur unter dieser Voraussetzung scheint uns befriedigend die rasche Wendung erklärbar, mit der das Gedicht zu einer Apotheose des Romulus wird, des Gründers von Rom auf der Stelle, von welcher es jener unweise Gedanke losreißen wollte, sowie das nachdrückliche Ilion, Ilion, von dem man ohne jene politische Beziehung schlechterdings gar nicht begreifen würde, woher es plötzlich hereingeschneit kommt. Mit jener Voraussetzung ist es ein ebenso geistvoll konzipiertes wie geistvoll durchgeführtes Zeitgedicht, ohne sie eine Phantasie in schönen Phrasen und Versen ohne greifbare Gedanken.

Wir möchten noch, ehe wir uns mit unserem Realismus an die berühmte Marsyasstelle sat. I, 6, 119 f. wagen, wo er uns besonders

nötig scheint, um aus der unnützen Scholiengelehrsamkeit herauszukommen, ein paar Worte über die Ode III, 27 an Galatea sagen, welche Lehrs für „ein blödsinniges Gedicht“ erklärt: der Ausdruck gefiel ihm so gut, daß er nach einer Kritik von vier Seiten mit dem Worte schließt: „ich bin des Weilens unter dem Blödsinn müde“. Vielmehr aber ist es eine Qual, auf vier Seiten einen Dichter (und wenn es selbst ein Interpolator wäre) schulmeistern hören zu müssen in einem Tone, der selbst dem Aufsatz eines Tertianers gegenüber nicht von gutem Geschmack zeugen würde, und mit Gründen, die in der That zu schlecht sind, um widerlegt werden zu können. Denn mit Gründen und Fragen wie die: „warum fährt Europa denn hinüber in der Nacht unter Sternen? . . fand Jupiter sie denn so spät noch Blumen sammelnd auf der Flur? Oder holte er sie allerdings bei Tage, aber die Reise war weit“ u. s. w. — mit solchen Fragen kann man aller Mythologie, ja jeder Art von Poesie den Hals zuschnüren. Wir wären in der That begierig zu erfahren, wieviel mit dieser Art von Kritik etwa noch vom ersten Gesang von Miltons verlorenem Paradies oder vom dritten Gesang von Dantes Hölle übrig bliebe.

Bei diesem Gedichte wird es uns nun freilich wenig helfen, nach den ersten Lesern zu fragen. Diese haben das Gedicht nicht anders lesen und nicht anders verstehen können als wir auch: höchstens daß ein kleiner Teil von ihnen gewußt haben kann, wen Horaz unter dem Namen Galatea angeredet hat, vorausgesetzt, daß er wirklich eine thatsächliche Situation einer ihm bekannten Persönlichkeit im Auge gehabt hat. Es wäre freilich eben so gut möglich, daß ihm irgend ein griechisches Original diese Situation, also den poetischen Stoff, das Motiv des Carmen an die Hand gegeben hätte.

Die eigentliche Discrepanz, der eigentliche Fehler des Gedichts, ist in der langen Diatribe bei Lehrs gar nicht deutlich gemacht. Er besteht darin, daß der Schluß nicht zum Anfang paßt, ja ihm widerspricht. Der erste Teil — zunächst bis v. 24 — soll die Galatea beschwören, die Seereise doch lieber nicht zu machen, selbst wenn die Zeichen nicht ungünstig seien: es ist immer eine böse Sache um eine Seereise: und selbst Europa, fährt nun der Dichter fort bis v. 28, hat doch zu zittern gehabt vor den Schrecken des Meeres. Der Schluß des Gedichtes aber v. 73—76 tröstet ja die Europa über die ausgestandene Meerfahrt, kündigt ihr die Größe ihrer Bestimmung an als uxor invicti Iovis, nach welcher ein Weltteil sich nennen wird. Könnte Galatea dort, wohin sie übers Meer zu reisen gedenkt, ein analoges großes Glück finden wie Europa, so wäre es ja verkehrt, ihr von dieser Meerfahrt abzuraten, wie der erste Teil thut.

Dieser Widerspruch ist klar vorhanden, und keine Interpretationskunst kann ihn wegschaffen: das Gedicht, mit andern Worten, ist mißlungen. Die Aufgabe des Interpreten kann hier nur darin be-

stehen, zu erklären, wie der Dichter zu einem solchen Widerspruch, Fehler, Mißgriff, wie man es nennen will, gekommen ist. Und dies, sollten wir denken, ist nicht schwer zu zeigen. Das Thema des Gedichtes ist einfach: einer Freundin, welche übers Meer zu verreisen gedenkt, diese Reise zu widerraten. „Ich will dir kein böses Zeichen wünschen: im Gegenteil; und wenn es nicht anders sein kann, so magst du auch in der Ferne alles Gute finden; aber eine schlimme Sache ist es immer mit einer solchen Reise, also bleibe lieber hier.“ Dies ist, wie man sieht, kein Stoff für eine Dichtung im hohen Stil, und so trägt das Gedicht auch in der That in seinem ersten Teil eher einen gemütlichen Charakter, der merklich absticht von dem pathetischen Tone des zweiten Teils. Bei dichterischer Gestaltung jenes einfachen Gedankens nun, welcher dem Horaz das Gedicht eingab und der auch in seinem ersten Teile bis v. 24 rein zum Ausdruck kommt, drängt sich seinem Geiste das Bild der Europa auf — oder wenn man lieber will, bot sich seiner Phantasie die Gestalt der Europa dar: an sich sehr passend, denn auch Europa verließ eine freundliche und gesicherte Umgebung, auch sie vertraute sich arglos dem Meere und merkte erst, als es zu spät war, dessen Gefahren. So würde, wenn man mit Gedichten so willkürlich schalten dürfte wie unsere hyperkritische Schule thut, ein vollkommen einheitliches Gedicht herauskommen, welches bis v. 28 ginge; den Rest würde man für Blödsinn oder für das Werk eines Interpolators erklären, als ob die Dichter-Interpolatoren, welche Poesie schaffen können, wie denn doch v. 75—78 unzweifelhaft ist, nur so auf den Bäumen wüchsen. Das Richtige aber ist einfach, daß der Dichter der Versuchung nicht widerstanden hat, die Situation der Europa poetisch auszumalen. Einmal in diesem Gedankenstrom aber mußte er fast mit Notwendigkeit von dem ursprünglichen Gedanken und Stoff nicht bloß abirren, sondern geradezu in einen Widerstreit mit ihm geraten. Denn der Stoff der Europalegende läßt eine gemütliche Behandlung nicht zu; er ist das gerade Gegenteil des gemütlichen, er ist erhaben, und je mehr der Dichter sich in diesen Stoff hineindachte, um so mehr machte derselbe sein immanentes Gesetz — das Gesetz, das jeder poetische Stoff in sich selbst trägt — geltend und gewann es über den Dichter. Der Monolog der Europa mag in einem und dem andern Ausdruck mißlungen sein: das poetische der Legende selbst aber ist mit dem Sinne eines echten Dichters erfaßt, und namentlich der Schluß uxor invicti Iovis esse nescis „du bist des unbesiegten Jupiter Gattin und verstehst noch nicht es zu sein,“ das bene ferre magnam disce fortunam trifft so sicher das, was man die poetische Seele der Europalegende nennen kann — den Kontrast zwischen dem Jammer der armen, schwachen, kindisch klagenden Sterblichen und dem ungeheuren übergewaltigen Glück, das ihr bestimmt ist — daß

einem eine Kritik, die hier mit „Blödsinn" um sich wirft, in der That viel unbegreiflicher wird, als dem Kritiker das Gedicht gewesen ist. Aber freilich: die gewaltigere Poesie, der tiefere Gedankengehalt des Europastoffes drückte notwendig den bescheidenern, der dem Dichter ursprünglich vor der Seele stand und halb oder ganz ausgeführt vor ihm lag, und so ist der unleugbare Widerspruch in das Gedicht gekommen. Das Gedicht als Ganzes mithin ist verfehlt, obgleich es voll von Poesie ist.

Wir denken übrigens, daß da, wo ein Dichter wie Horatius oder Klopstock als der erste eine ganz neue Richtung einschlägt, für welche die Sprache selbst erst gebildet, fast geschaffen werden muß, ein billiger Beurteiler oder vielmehr, da dem Horaz selbst an der Billigkeit oder Unbilligkeit unsers Urteils nichts mehr gelegen ist, ein vernünftiger Erklärer dem Rechnung tragen und die Poesie, welche dem Ausdruck zu Grunde liegt, herausfinden muß, selbst wenn dieser Ausdruck jene Poesie nicht voll, ganz und wirksam ausgeprägt zur Erscheinung gebracht haben sollte. Die Zeilen 53—56 antequam turpis macies decentes occupet malas teneraeque sucus defluat praedae, speciosa quaero pascere tigres sind gewiß hölzern; von dem Erklärer aber muß man verlangen, daß er in einem solchen Falle die Poesie des zu Grunde liegenden Gedankens erfasse: und in dieser Hinsicht scheint uns das Buch von Lehrs hier wie an vielen andern Stellen einen argen Rückschritt zu bezeichnen.

Wir kommen, indem wir unsern realistischen Spaziergang fortsetzen, zu der Stelle sat. I 6, 119 ff.:

> deine eo dormitum, non sollicitus mihi quod cras
> surgendum sit mane, obeundus Marsya, qui se
> voltum ferre negat Noviorum posse minoris:

eine Stelle, welche sehr viel behandelt, aber ganz gewiß nicht erledigt ist und bei welcher der seltsame Fall eintritt, daß ein wichtiger archäologischer Fund der neuesten Zeit (1872), indem er uns über die hier genannte Bildsäule selbst erwünschten Aufschluß giebt, die Erklärung des Zusatzes qui se . . minoris erst recht schwierig, diesen Zusatz erst recht unverständlich zu machen scheint.

Bevor dieser Fund, von dem wir alsbald zu sprechen haben werden, wenigstens *eine* Hauptsache sicher fixiert hatte, waren die Kommentatoren und die Archäologen, welche auf unsere Stelle Bezug nahmen, im Unklaren, was sie sich für ein Marsyasbild zu unserer Stelle denken sollten. Die einen, z. B. Düntzer, dachten an den geschundenen Marsyas der bekannten Legende und sprachen von einer Gruppe, einer „Gruppe, welche das römische Forum zierte," wie K. O. Müller, Archäologie der Kunst, herausg. von Welcker S. 550 sagt; andere hielten sich an einige Stellen des Servius und der Scholien, die wir kennen lernen werden, und nahmen unsern Marsyas

als den Silenus Marsyas — einen Schlauchsilen, wie K. O. Müller diese Bilder getauft hat — wie er auf griechischen und kleinasiatischen Münzen und auch auf einigen römischen Münzen der gens Marcia, einer echten und einer unechten, erscheint. In einer Zeichnung nach der Abbildung in dem großen Münzwerk »familiarum Romanarum numismata omnia« (Amsterdam 1734) erlauben wir uns den letztern den Lesern vorzustellen.

Nun sind im September 1872 auf dem Forum zwei Marmortafeln oder Marmorplatten mit Reliefs gefunden worden: Reliefs, welche einen Vorgang auf dem Forum aus der Zeit Trajans darstellen und auf dem Forum Romanum zu sehen sind. Den Hintergrund dieser Reliefdarstellungen bilden die Gebäude des Forums, auf diesen Reliefs,



deren genauere Beschreibung von H. Jordan verfaßt man in Bursians Jahresbericht 1873 Bd. II S. 725—761 nachlesen kann, erscheint, und zwar auf beiden Platten, der Ost- und der Westschranke, wie Jordan sie nennt, eine Abbildung, welche dem Bilde auf der eben erwähnten Münze genau entspricht; nur daß der rechte Arm beschädigt, das Gesicht etwas geschunden ist; daneben der ruminalische Feigenbaum. Mit den topographischen Fragen, wo er gestanden, haben wir uns nicht zu befassen: wahrscheinlich, glaubt Jordan mit Urlichs a. a. O. S. 757, in der Nähe des prätorischen Tribunals. Das stimmt mit der Stelle bei Martialis II, 64: si schola damnatur — wenn du kein Rhetor werden willst, so versuche es mit dem Advokaten, für die es Arbeit genug giebt — fora litibus omnia fervent, ipse potest fieri Marsya causidicus, und schließlich auch mit den Scholien, welche uns freilich nicht gerade mehr sagen, als schon in den Worten des Horaz liegt: es seien dort Prozessierende und Geschäftsleute (qui inter se lites atque negotia componebant) — auch Ankläger, fügt er zum Überfluß hinzu — zu treffen gewesen (Acron); Horaz denke an ein vadimonium sistendum apud signum Marsyae (Porphyrion); der Vollständigkeit wegen kann man gleich hinzufügen, daß es nach demselben Scholiasten damals zwei Brüder Novii gegeben habe, von denen der jüngere ein ganz besonders schlimmer Wucherer (tumultuose faenerator) gewesen sei; der Scholiast, dessen Weisheit wir in dem sog. Kommentator Cruquianus finden, kraft der bekannten Scholiastenkrankheit bestrebt, es noch besser zu machen als gut, unterläßt nicht auch seinerseits mit dem mane der Horazstelle zu wuchern und versichert, daß der jüngere Novius schon ganz frühmorgens, summo mane, dem Wuchergeschäft turpissime obgelegen habe. Dies kann uns gleichgültig sein, ebenso,

ob der jüngere Novius ein Bruder oder ein Vetter des älteren gewesen ist.

Durch den Fund vom Jahre 1872 ist nun unwidersprechlich festgestellt, daß dieser sogenannte und hier bei Horaz genannte Marsyas der Silen — lassen wir uns den Namen, den K. O. Müller ihm gegeben, gefallen — der Schlauchsilen gewesen ist, und daß er nichts gemein hat mit den zahlreichen Abbildungen, welche die bekannte Geschichte des über Marsyas gesprochenen, im Vollzug begriffenen Urteils zum Gegenstande haben, von denen man eine Auswahl in Müller-Österleys Denkmälern I Tf. 43, Nr. 204; II Tf. 14, Nr. 149, 150, 151, 152, 153 zur Hand hat. Wie immer man den „Marsyas" der Basreliefs vom Forum und der Münze deuten mag: so viel lehrt doch der erste Anblick, daß dieser Silen mit dem wie es scheint wohlgefüllten Schlauche nichts gemein hat mit dem unglücklichen phrygischen Pfeifer, der kühn genug war, er der lächerliche „Deaster" — wie ihn mit selbstgeschaffenem lateinischem Wort Eckhel doctr. num. IV 493 ff. einmal über das andere Mal nennt — einen der Großen des Olympos zum Wettkampfe herauszufordern und dem dafür von dem Gott der idealen Musenkunst die Haut über die Ohren gezogen wird. Der Konfusion des Silens mit dem geschundenen Marsyas, welche von den alten Scholien bis herab auf Böttiger (Wielands att. Museum I 330), ja, bis auf Düntzer und Kirchner und die Stuttgarter Realencyklopädie (Art. Marsyas) geht, muß jetzt durch den Fund auf dem Forum ein Ende gemacht sein.

Allein so leichten Kaufes kommen wir nicht los. Das Fatale ist, daß der Witz des Horaz, qui se voltum ferre negat Noviorum posse minoris, im Grunde den überwundenen, geschundenen, oder der Schindung entgegensehenden Marsyas voraussetzt. Die Bemerkung beim comm. Cruq., wem immer sie gehören mag: quare iocatur Horatius inquiens Marsyam alteram habere manum erectam ad depellendum Novios, quod eorum faeneratorum impudentiam non posset sustinere, hilft uns dabei ebenso wenig wie die Deutung von Döderlein, welcher, rerum novarum cupidus wie er war, meinte, daß vielleicht der Wechslertisch des Novius der Statue im Rücken gestanden habe und daß Horaz dies so deute, als ob Marsyas ihm aus Widerwillen den Rücken zukehre. Dies ist ein ganz unglücklicher Gedanke: der Witz des Horaz mußte doch seinen Lesern, auch solchen, die nicht alle Tage das Forum besuchten, verständlich sein: wer Marsyas war, wußten sie; wo aber der Tisch der Novier, oder wen Horaz unter diesem Namen hat treffen wollen, stand, das wußten sie nicht; und das Prinzip, nach welchem wir zu verfahren haben, ist nicht: was können wir uns allenfalls bei der Stelle denken, wie legen wir sie uns mit Hilfe unseres Apparates zurecht? sondern, was haben sich die Leser, für welche Horaz schrieb, bei dieser

Stelle gedacht, denken können, denken müssen? Für sie mußte der Witz ohne Scholien, ohne Kommentar verständlich sein. In einer gar sehr hieher gehörigen, aber in der Regel nicht zitierten Stelle des Juvenalis 9, 1 f., redet dieser Dichter den uns sonst nicht weiter interessierenden Naevolus an:

scire velim quare totiens mihi, Naevole, tristis
occuras fronte obducta, ceu Marsya victus.

Eine solche Statue brauchen wir für die Horazstelle — eine Statue, die ein Gesicht macht, wie drei Tage Regenwetter, wie wir sagen — wie ein besiegter Marsyas, wie Juvenalis hier sagt und wie man vermutlich auch sonst in Rom gesagt haben wird. Sie braucht nicht gerade ein Marsya victus gewesen zu sein, sie muß nur ein Gesicht gemacht haben wie ein solcher.

Ehe wir damit weitergehen, müssen wir aber doch ernstlich fragen: wie kam jene Statue, wie wir sie jetzt uns ihrer Stellung und Haltung nach, dank dem Fund des Reliefs und der Münze, vergegenwärtigen können, auf das römische Forum? Darauf antwortet man mit ein paar Stellen des Servius, welche überall wieder erscheinen, wo der Marsyas des römischen Forums von irgend einem neuern erwähnt wird: eine wirkliche Kritik dieser gar sehr der Kritik bedürftigen Stellen findet man nirgends. Wir müssen sie ganz hersetzen: denn ehe man diesen Stellen ihr Recht hat angedeihen lassen, kann von einer Beseitigung der Verwirrung, welche in dieser Materie herrscht, nicht die Rede sein: es sind die Stellen zu Aen. III 20 und IV 58. Wir zitieren nach der Ausgabe von Lion, wo die erste Stelle, so weit sie hierher gehört, so lautet: quod autem de Libero diximus, haec causa est, ut signum sit liberae civitatis: nam apud maiores aut stipendiariae erant aut foederatae aut liberae. Sed in liberis civitatibus simulacrum Marsyae erat, qui in tutela Liberi patris est. Die zweite: patrique Lyaeo] . . qui, ut supra diximus, apte urbibus libertatis est deus. Unde etiam Marsyas eius minister est in civitatibus [in foro positus] libertatis (immo iustitiae) indicium [qui erecta manu testatur nihil urbi deesse.] Mit den runden Klammern bezeichnet dieser Hg. (praef. S. V) eigne annotationes »et ea quae ex codicibus accesserunt"; mit den eckigen, daß die eingeschlossenen Worte in der Mehrzahl der Hs. und alten Ausgaben sich nicht finden. Darauf kommt in diesem Falle wenig an: denn das Wesentliche steht auch in den Saturnalien des Macrobius III 12 — warum diese Stelle niemals zitiert wird, wissen wir nicht — Lyaeus id est Liber, urbibus libertatis est deus, unde Marsyas eius minister in civitatibus libertatis est indicium. Nur das (immo iustitiae) müssen wir ausmerzen als absolut nicht hierher gehörig: denn ein Sinnbild der Gerechtigkeit, gerechten Gerichts, kann nur der von Apollo bestrafte, geschundene

Marsyas allenfalls sein, nicht aber der Silenus mit dem Schlauche, der auf dem Forum stand und dessen Haltung gar nichts mit dem für Marsyas charakteristischen Vorgang der Bestrafung und Schindung zu thun hat. Servius meint den Silenus mit dem Schlauche, der irgendwie zu dem Namen Marsyas gekommen ist, wie dies schon Eckhel doctr. num. IV S. 493 ff. mit Nachdruck hervorhebt, so daß man nicht mehr den die ganze Sache verwirrenden Begriff der Gerechtigkeit hätte hereinbringen sollen[1]). Ebenso erwähnen wir nur, um die Mühen des Weges zu charakterisieren, des neuesten Vorschlags in dem Fundbericht über die bassorilievi in den Annali dell' Inst. 1872 indicium ubertatis zu lesen, was besser zu dem nihil urbi deesse stimme; um so weniger stimmt es zu den übrigen Worten der Servius. Gestützt auf jene Stellen des Servius also vindiziert man jenem Götterling, jenem »deaster«, um mit Eckhel zu reden, die Bedeutung eines Freiheitsgottes — mit verschiedenen Epitheta, wie z. B. Becker in der Topographie von Rom S. 259 ihn als ein Sinnbild städtischer Freiheit bezeichnet, Preller, römische Mythologie S. 443 sagt, daß Julia, die Tochter des Augustus (nicht Livia, wie dort steht) diesen Silenus-Marsyas „als einen Gott der üppigen Freiheit" bekränzt habe. Uns scheint, als sei den Stellen des Servius nicht der geringste Wert beizumessen. Zunächst ist ja doch bei ihm von einer Statue des Marsyas in Rom gar nicht die Rede, sondern von dem ihm und uns wohlbekannten Silenbild, das auf vielen Münzen außeritalischer Städte — zwölf solche führt Eckhel a. a. O. auf — erscheint und allerdings identisch ist mit dem auf der Marcischen Münze und der im Jahre 1872 auf dem Forum gefundenen Abbildung. Zweitens aber ist ein libertis indicium noch lange kein Freiheitsgott: als Freiheitsgott nennt Servius vielmehr den Gebieter des Silen-Marsyas, den Liber Pater, und man müßte sich doch auf die Scholienweisheit und den Servius insbesondere schlecht verstehen, wenn man nicht sofort herausfühlte, daß die ganze Freiheitssymbolik aus dem Namen Pater Liber herausgetiftelt ist. Daß er den gelehrtschielenden Krimskrams von den civitates apud maiores — er selbst gehört dem fünften Jahrhundert an — daß sie entweder stipendiariae oder foederatae oder liberae gewesen, hinzusetzt, charakterisiert den Mann oder sein Buch: fast auf jeder Seite hat man den Beweis, daß er eine genügende Erklärung immer noch genügender,

---

[1]) Ein Beispiel, wie man alles aus allem machen kann, bietet die Abhandlung von Böttiger in Wielands attischem Museum I, 330. Man habe in der Geschichte des Marsyas ein treffendes Bild des gestraften Übermuts gefunden: „nun ist aber diese ὕβρις das Hauptverbrechen in republikanischen Staaten, und so konnte das Bild ihrer Bestrafung überhaupt Symbol der Gerechtigkeit werden" — daher denn die Marsyasstatue auf dem Forum „wahrscheinlich in den meisten Städten." —

die Sache immer besser als gut machen will[1]). Sagen wir es rund heraus: daß die Figur auf dem römischen Forum, habe sie nun beim Tribunal des Prätors oder bei den Rostra, oder wo immer gestanden, für die Römer einen Freiheitsgott bedeutet habe, ist einfach lächerlich. Man darf die Figur nur ansehen, um dies zu erkennen: sie bedeutet gar nichts als einen Silenus, einen Diener des Bacchus, einen Deaster aus dem Dionysischen Kreise: eine halb oder ganz komische Figur, die sich um die städtische Freiheit offenbar weit weniger bekümmert, als um den Weinschlauch, den sie wohlgefüllt über der Schulter trägt.

Wie ist diese Figur auf das römische Forum gekommen? Die Münze, der Denar des L. Marcius Censorinus, ist nach Mommsen bei Jordan a. a. O. 757 (Mommsen röm. Münzwesen S. 603) zwischen 668 und 673 der Stadt, 86 und 81 v. Chr. geschlagen; daß also die Figur schon damals auf dem Forum stand, ist außer Zweifel, wiewohl die Stelle bei Horaz die erste ist, welche sie erwähnt; und sieht man sich nun nach irgend einer Spur, die weiter leiten könnte, um, so findet man, daß einer von der Gens Marcia, allerdings vom Zweige der Marcii Philippi, Konsul in dem verhängnisvollen Bacchanalienjahr 568/186 war. Er war einer der beiden Konsuln, denen vom Senat die quaestio de clandestinis coniurationibus übertragen wurde (Liv. XXXIX, 8), und Kap. 18 heißt es dort: datum deinde consulibus negotium est, ut omnia Bacchanalia (alles Bacchische Wesen) Romae primum, deinde per totam Italiam diruerent, extra quam si qua ibi vetusta ara aut signum consecratum esset, und in dem kostbaren Dokument, das wir aus dieser Zeit haben, dem 1640 gefundenen sog. senatus consultum de Bacchanalibus heißt es: sei ques esent, quei sibei deicerent necesus ese Bacanal habere, eeis utei ad praetorem urbanum Romam venirent deque eeis rebus, ubei eorum verba audita esent, utei senatus noster decerneret, dum ne minus senatorbus C adessent, quom ea res cosoleretur u. s. w.: man will den heillosen und frevelhaften Unfug, das Bacchische Muckerwesen, mit Energie ausrotten, zugleich aber dem berechtigten Dienst des in einem weinerzeugenden Lande wie Italien so bedeutungsvollen Gottes[2]) nicht

---

[1]) Den Beweis liefert jede Seite. Wir führen, nur als Beispiel, die Bemerkung zu Aen. II, 752, der Prophezeiung des Anchises, an. Der Kommentator bemerkt ganz verständig: qui bene considerant, invenient omnem Romanam historiam ab Aeneae adventu usque ad sua tempora summatim celebrasse Virgilium. Nach einer Weile aber will er es noch besser machen: unde etiam in antiquis invenimus opus hoc appellatum esse non Aeneidem, sed gesta populi Romani. Quod ideo mutatum est, quia nomen non a parte, sed a toto debet dari.

[2]) πολυώνυμε, Καδμείας Νύμφας ἄγαλμα,
καὶ Διὸς βαρυβρεμέτα γένος, κλυτὰν ὃς ἀμφέπεις
Ἰταλίαν

beginnt der Hymnus auf Dionysos in Sophokles Antigone 115 f.

zu nahe treten, und verfügt daher, daß über die zulässigen Feiern und folglich, wie Livius ausdrücklich sagt, Altäre und Bilder der städtische Prätor den Senat konsultiere und dieser bei einer Präsenz von mindestens 100 Senatoren das Nötige beschließe. Ein solches Bacanal, ein signum consecratum, ein Heiligtum aus dem Bacchischen Kreise haben wir nun in unserem Silenus vor uns: das ist nicht etwa Vermutung, Hypothese, Einfall, sondern einfache Thatsache. Denn daß er erst nach dieser Zeit aufgestellt worden wäre, also zwischen 186, dem Bacchanalienjahr, und 86, wo die Münze frühestens geschlagen worden, ist im höchsten Grade unwahrscheinlich: es war die Zeit, wo man anderes auf dem Forum zu thun hatte, wo auf dem Forum ein großartigeres und bald verhängnisvolleres Treiben herrschte, als sich mit der Aufrichtung einer so harmlosen Figur, wie dieser »senex innocens,« wie ihn nicht übel Havercamp in seinem oben erwähnten Thesaurus nennt, vereinigen läßt: ganz abgesehen davon, daß es doch im höchsten Grade wahrscheinlich ist, daß die Figur auf der Münze eines Marcius nicht ohne Zusammenhang ist mit irgend einer Beziehung der Gens zu dem Sacrum, das auf der Münze abgebildet und kein anderes ist als unser Silenus, genannt Marsyas, auf dem Forum. So weit glauben wir auf völlig sicherem Grunde zu stehen; alles weitere in dieser Richtung ist Vermutung und eigentlich ohne besondern Wert. Daß der Silenus in jenem Jahre unter dem Konsulat des Q. Marcius als ein neues Bild aufgerichtet worden sei, ist nahezu unmöglich; sehr möglich aber ist, daß er, ein älteres und geweihtes Bacchisches Signum, wie er war, von einer andern Stelle dorthin verpflanzt und gleichsam unter den Schutz des städtischen Prätors gestellt worden ist in jenem für alle Bacchischen Sacra so kritischen Jahre. Und wenn die Figur in der That in der Nähe des Tribunals des Prätors stand, so gewinnt dies sogar eine gewisse Wahrscheinlichkeit. Es ist aber auch möglich, daß er dort schon gestanden hat und damals nur unter den Schutz der Marcischen Gens, welcher der eine der regierenden Konsuln angehörte, gestellt worden ist. In jedem Falle war es ein älteres Bild und hat jenen Bacchanaliensturm, jenes gewiß für viele seiner Brüder verhängnisvolle Jahr glücklich überlebt.

So viel also wissen wir, und das Bild beginnt uns in der That zu interessieren, weil es ein Stück altrömischer Geschichte, wirklich geschehener, mitgemacht hat; wir wissen aber noch ein wenig mehr. Aus den Worten des Horaz qui se voltum ferre negat Noviorum posse minoris sehen wir, daß das Gedicht schlecht geraten — verzerrt, verzogen, karikaturartig war, daß der gute Silenus, dessen Haltung nichts weniger als trübselig ist, trotz des gefüllten Schlauchs und des guten Weinjahrs, dem er seinen Ursprung in alter Zeit verdankt haben mochte, ein Gesicht machte wie Marsyas,

als er geschunden werden sollte — ceu Marsya victus mit den Worten Juvenals. Denn nur so und nicht anders hat der Witz des Horaz überhaupt einen Sinn; nur so enthielten die Worte überhaupt einen Witz für die ersten Leser des Horatius: für die in Rom, denen die Statue geläufig war, wie für die außerhalb Roms, denen der Name Marsyas sofort den geschundenen, unglücklichen phrygischen Pfeifer mit dem aus zahlreichen Darstellungen wohlbekannten Gesicht vor die Seele rief. Bei jeder andern Auslegung hätten die Leser sich erst über den Witz besinnen müssen; ein Witz aber, über den man sich erst besinnen muß, ist keiner.

Ob der Silenus seinen Namen Marsyas schon einem Volkswitze verdankte, den dann Horaz sich zu Nutze machte? Wir müßten uns die Alten gar sehr anders denken als das moderne Volk, wenn es anders wäre. Zwar der Name Marsyas für einen Silenus hat nichts Befremdendes, da Herodot VII, 26 von dem Schlauch *τοῦ σιληνοῦ Μαρσύεω* spricht und Marsyas der einzige der Gesellschaft war, der sich eines eigenen Namens erfreute[1]); ganz sicher aber hat man schon vor Horaz über das grämliche Gesicht bei dem wohlgefüllten Schlauche gewitzelt und gefunden, daß der St. Marsyas mit seinem trübseligen Gesicht sehr wohl an seinem Platze sei an einer Stelle des Forums, wo so manchem die Haut in figürlichem Sinne abgezogen wurde. Horaz aber weiß es besser, woher bei dem Silenus das Marsyasgesicht rührt: er ist verdammt, alle Tage den jüngeren Novius zu sehen.

Die Statue war sehr populär, wie alle Statuen, an denen der Witz sich üben kann: wer z. B. Brüssel kennt, dem wird ganz von selbst das „Manneken" in der Rue de l'Etuve einfallen. In der That, wie er so dasteht, dieser Silenus, wer könnte ihm böse sein? Die eigentliche Komik der Figur, die den Witz herausforderte, lag aber in dem Kontrast der Haltung und des Gesichtsausdrucks.

Es war eine Götterstatue, ein Signum, mit dem man sich — wir müssen uns den Ausdruck schon gestatten — gern einen Jux erlaubte, wie dies die Stellen bei Horatius und Martialis beweisen,

---

[1]) Wozu man die Stelle in Platons Symposion 215 b ff., wo Alkibiades den Sokrates „dem Satyr Marsyas" vergleicht, nehmen kann: der Name ist in römischer Zeit, wahrscheinlich nach der Figur auf dem Forum, später mit Vorliebe auf alle Silenfiguren angewandt worden, wie z. B. beim Gastmahl des Trimalchio vier Marsyasse aus ihren Schläuchen Fischsauce strömen lassen, bei Petronius 39, 2. Man vgl. auch das neueste (40.) Berliner Programm zum Winckelmannsfeste „der Satyr aus Pergamon" von A. Furtwängler, S. 3, Anm. 9. Dieses Motiv erscheint übrigens häufig auch als Brunnenmotiv: so habe ich es einmal in Pompeji, zweimal, wenn mein Gedächtnis mich nicht täuscht, in der kapitolinischen Sammlung gesehen; das Gesicht dieser Schlauchsilene ist von trübseligem Ausdruck, der aber bei einem Laufbrunnen ein natürliches Motiv des Künstlerhumors haben dürfte: die Silene sind verdrießlich, daß es bloß Wasser ist, was aus ihrem Schlauche läuft.

sowie auch die spätern bei Seneca und Plinius, auf die wir noch mit ein paar Worten kommen möchten. Wir lesen bei dem letztern nat. hist. XXI, § 8 zunächst, daß ein gewisser P. Munatius — welcher? ist nicht zu ermitteln, vielleicht der bei Cicero in Catil. II, 2, 4 erwähnte Catilinarier[1]) — der Statue einen Blumenkranz abnahm und sich selbst auf den Kopf setzte; daß dies aber die Triumvirn (wohl die tresviri capitales: vgl. Lange, röm. Alt. I, S. 909) krumm nahmen und ihn ins Gefängnis abführen ließen, worauf er, aber vergebens, die Gemeindetribunen angerufen habe: und wir lesen ebendort, verglichen mit Seneca de benef. VI, 32, 1, daß Augustus' Tochter Julia mit ihrer leichtfertigen Gesellschaft dort häufig zu finden gewesen sei und bei ihrer Nachtschwärmerei diese Statue bekränzt habe[2]). Sehr schlimm, sehr tadelnswert ohne Zweifel; aber doch schwerlich so schlimm, wie der Aretalogus Seneca und der etwas pedantische ältere Plinius es darstellen. Die kaiserliche Prinzessin mag gedacht haben wie jener Munatius, daß man sich mit dem alten Silenus Marsyas wohl einmal einen Spaß erlauben dürfe; aber das offizielle Rom nahm die Sache ernster: es ist gar nicht gewagt zu vermuten, daß man dabei an den Bacchanalienunfug der alten Zeiten dachte. In der Staatsschrift, welche Augustus, der auch den foeda nigro simulacra fumo (Hor. carm. III, 6) gegenüber eine Politik der Restauration verfolgte, an den Senat gerichtet hat — in dieser Staatsschrift, in welcher er dem Senat die skandalösen Handlungen seiner Tochter und ihre Bestrafung mitteilt (flagitia principalis domus in publicum emisit), betont er ganz ausdrücklich den cottidianus ad Marsyam concursus, und auch den Plinius

---

[1]) Wenigstens würde die Beschreibung gut passen: Tongilium mihi eduxit, quem amare in praetexta coeperat, Publicium et M u n a t i u m, quorum aes alienum contractum in popina nullum rei publicae motum adferre poterat.

[2]) Der Zusammenhang ist, nachdem erst jene Geschichte der Einsteckung des Munatius erzählt ist, dieser. Man hat in Rom weniger Spaß mit Zechunfug verstanden als in Athen, wo bezechte junge Leute schon vormittags in die Hörsäle der Philosophen drangen. Apud nos exemplum licentiae huius non est aliud quam filia divi Augusti, cuius l u x u r i a n o c t i b u s c o r o n a t u m M a r s y a m l i t t e r a e i l l i u s d e i g e m u n t. Man bezog illius dei auf Augustus, die litterae wären dann jener libellus an den Senat, von welchem Suetonius und Seneca a. a. O. sprechen, und so übersetzt C. F. L. Strack (Bremen 1854) kurzweg: „die bei ihren nächtlichen Schwärmereien den Marsyas bekränzte, worüber ein Brief des Vergötterten klagte.“ Schon Lipsius in seiner Ausgabe des Seneca, in der Anmerkung zu der oben zitierten Stelle de beneficiis, war nicht ganz geheuer bei dem „Gott“, der bei dieser Gelegenheit sich so menschenähnlich zeigt, indem er über eine ungeratene Tochter klagen muß, und er änderte: illius degemunt, andere illius describunt. Allein jenes ist eine ganz unlateinische Bildung, dieses, describunt, ist der handschriftlichen Überlieferung gegenüber gewagt und hilft auch nichts, weil nicht von einer B e s c h r e i b u n g, sondern einfach von einer Nennung, Anführung des Faktums die Rede sein kann. Ganz unglücklich ist die Konjektur illius aevi gemunt, welche wir in dem oben erwähnten Aufsatz von Jordan S. 756 angeführt finden.

erfüllt die Bekränzung des Marsyas offenbar mit ganz besonderer Entrüstung, wie immer die rätselhaften Worte n. h. XXI § 9 gedeutet werden mögen.

So können wir also die Geschichte dieser harmlosen Figur, welche nur die hohe Obrigkeit, nicht aber das Publikum ernsthaft genommen hat, vom Jahre 186 v. Chr. bis ungefähr zum Jahre 100 n. Chr., wo sie nach Martialis und den Basreliefs noch gestanden hat, verfolgen; weiter ist uns, soviel wir sehen können, nichts überliefert. Vermutlich wird der gute Marsyas das Ende des vierten Jahrhunderts nicht mehr erlebt haben. Er wird eine der ersten Statuen gewesen sein, welche dem übergewaltigen Einflusse des Christentums zum Opfer gefallen sind, als dieses auch in Rom zur Herrschaft gelangte und die heidnische Majorität des Senats (384) vergebens um die Erhaltung des Victoriaaltars petitionierte. Wir werden sein Todesjahr um das Jahr 392 unter der Regierung des Kaisers Theodosius I. anzunehmen haben, der bekanntlich jede Art des Götzendienstes zum Verbrechen machte; vermutlich schon etwas früher, da der christliche Geist schon lange vorher gegen die heidnischen Bilder andrängte und die Harmlosigkeiten der alten Tage, einen nackten Silenus mit einem gefüllten Weinschlauch, nicht mehr vertrug.

Das Ergebnis unserer Untersuchung möchten wir demgemäß zum Frommen künftiger Kommentatoren kurz dahin zusammenfassen:

1. daß die hier Sat. I, 6, 119—121 und sonst nicht selten erwähnte Marsyasstatue auf dem Forum einen sogenannten Schlauchsilen darstellt, ist außer Zweifel gesetzt durch einen archäologischen Fund im Jahre 1872, eine Reliefplatte aus Trajans Zeit, auf welcher derselbe neben andern Lokalitäten des Forums abgebildet ist. Damit fallen alle Erklärungen, welche (Düntzer und ältere) auf der Annahme basieren, daß die Statue den besiegten und der Schindung entgegensehenden Marsyas dargestellt habe, welche auch eine höchst wunderbare Verzierung des römischen Forums gewesen sein würde;

2. dagegen hat der römische Leser bei dem Namen Marsyas allerdings an den geschundenen Marsyas gedacht und aus der oben S. 249 angeführten Stelle des Juvenal 9, 1 ff. geht deutlich hervor, daß auch diejenigen Leser des Horaz, welchen die Statue auf dem Forum nicht gegenwärtig war, den Witz

qui se
voltum ferre negat Noviorum posse minoris

sofort verstanden: der Marsyas hat das bekannte Marsyasgesicht (Marsya victus), weil er alle Tage den jüngeren Novius sehen muß, was so gut oder so schlimm ist, als geschunden werden. Alle andern Erklärungen von Acron an, der die aufgehobene Rechte der Figur

so deutet, als ob sie den Novius vom Forum scheuchen wolle, bis auf Döderlein, der meint, daß die Statue dem Wechslertisch des Novius den Rücken zugekehrt habe, sind falsch, weil ein Witz, der einen Kommentar braucht, kein Witz ist und Horaz für einfache Leser, nicht für Scholiasten und Professoren schrieb;

3. die Figur, die an sich nichts weniger als eine trübselige Bedeutung hatte, wurde vom Volkswitz Marsyas getauft, einmal weil ihr Gesicht schlecht geraten war und ganz gegen die Intention ihres Verfertigers aussah, wie das eines besiegten Marsyas, — und dann, weil für den Volkshumor ein Marsyas ein sehr passender Lokalheiliger derjenigen Stelle des Forums war, wo manchem figürlich, wie z. B. von dem jüngeren Novius, die Haut über die Ohren gezogen wurde, wie dem Marsyas der Sage.

Mithin würden wir vorschlagen, die Anmerkung zu dieser Stelle so zu fassen:

„Die Marsyas genannte Statue auf dem Forum, ein nackter Silen mit einem gefüllten Weinschlauch über der linken Schulter und erhobener Rechten, scheint ihren Namen Marsyas einem Volkswitz zu verdanken: ihr Gesicht, archaistisch oder mißraten, glich eher einem der Schindung entgegensehenden Marsyas, einem Marsya victus (Juvenal 9, 1 f.), als einem seines Weinschlauches frohen Silen und der Name war um so passender, als dort die Geldgeschäfte gemacht und manchem figürlich die Haut über die Ohren gezogen wurde von Wechslern, wie die beiden Novii, deren jüngeren Horaz mit dem Witze brandmarkt, daß der Marsyas sein Marsyasgesicht davon habe, daß er alle Tage diesen Halsabschneider zu sehen verurteilt sei.“

7. Nachlese zu Horatius.

(1887.)

Es geschieht, so weit meine Wahrnehmung reicht, verhältnismäßig selten, daß man die Dichtungen des Horaz als Geschichtsquelle nennt und benutzt, und wohl noch seltener, daß man dieselben mit Schülern der obersten Gymnasialklasse oder mit Studenten unter diesem Gesichtspunkte liest. Und sie sind es doch in eminentem Sinn: ja sie sind es für die erste Zeit des Prinzipats in dem Sinne eigentlich allein, daß sie uns befähigen, die Zeit von der Schlacht bei Philippi bis gegen Ende der Regierung des Augustus einigermaßen als Gegenwart zu empfinden. Sie thun für diese Zeit dem Historiker ungefähr denselben Dienst, wie die Korrespondenz Ciceros für die unmittelbar voraufgehende Periode oder die Briefe des jüngeren Plinius für das Zeitalter Trajans. Sie geben uns eine Menge Stimmungs- und Situationsbilder, Bilder aus dem Tagesleben der Hauptstadt und gelegentlich auch anderer Teile Italiens: Bilder, die um so wertvoller sind, als sie uns nicht das Leben der vornehmen Herren, das wir sonsther schon einigermaßen kennen, sondern das Leben der gewöhnlichen Leute, der Millionen, vergegenwärtigen: die Söhne der „Centurionen“ von Venusia auf ihrem Weg in die gehobene Elementarschule oder Rektoratschule des Meisters Flavius, den Ausrufer Volteius Mena, den Vater Horatius, den Schulmeister Orbilius und so viele andere. In dieser Beziehung ist diese Dichtung gar nicht auszuschöpfen, und ich wüßte nicht, daß einem unter diesem Gesichtspunkte betrachtet der Dichter zu Hause oder in der Schule jemals entleiden könnte. Bei weitem das bedeutendste solcher Lebensbilder, das Horaz uns bietet, ist er, der Dichter selbst. Eine Biographie in strengem und zugleich fruchtbarem Sinne ist auf altrömischem Boden eigentlich nur von ihm, von Cicero, Cäsar und etwa — in sehr unvollkommener Weise, dem alten Cato möglich: nur bei diesen gestatten uns ihre Schriften oder deren Reste jenen persönlichen Rapport, jene unmittelbare Berührung mit ihrem Geiste, ohne welche eine wirkliche Biographie nicht möglich ist. Eine biographische Darstellung ist uns bei Horaz noch weiter dadurch ganz besonders nahe gelegt und erleichtert, daß die meisten seiner Gedichte einen persönlichen Charakter tragen: sie sind zu einem guten Teile Selbstbekenntnisse, Selbstschilderungen und auch da, wo nicht von Selbsterlebtem, sondern nur von Anempfundenem, Übertragenem, Übersetztem die Rede ist, vergißt man doch über der Dichtung keinen Augenblick den Dichter. Dies ist sicherlich nichts Neues: und doch

könnten wir nicht sagen, daß uns gerade nach dieser Richtung die Kommentare befriedigten. Sie erklären das Einzelne und geben damit mehr oder weniger wertvolle Beiträge zum Verständnis des Dichters: aber die meisten leiden an einer bloß gelehrten, an vielen Stellen und in vielen Punkten sehr unlebendigen Auffassung. Vielleicht gestattet man einige Bemerkungen eines Nichtgelehrten, der nur etwa, wie man von einem Lebenden sagt, sagen darf, „ich kenne den Dichter seit 30 Jahren," Bemerkungen, die ihm im Laufe dieser langen persönlichen Bekanntschaft beigefallen sind. Bei einem so ganz subjektiven Dichter, wie Horaz ist, wird es sogar Aufgabe des Kommentators sein, sich, was keineswegs immer geschieht, in die Seele des gewöhnlichen Lesers, des Laien zu versetzen, denn für solche gewöhnliche Leser hat der Dichter ja gedichtet: und man darf wohl daran erinnern, daß z. B. über die vielbesprochene Stelle in der Ode IV, 4, 13 ff. Qualem ministrum bei weitem das Vernünftigste von einem Laien, Macaulay in einem Brief vom 29. Mai 1835 (Trevelyan, Life and Letters of Lord Macaulay I, 221 ff. der tauchnitzer Ausgabe) gesagt worden ist.

Von diesem bescheidenen Standpunkt eines dem Dichter seit lange befreundeten Lesers möchte ich auf knapp zugemessenem Raum einige Stellen kurz besprechen, wo mich die Gelehrtenerklärungen nicht befriedigen, und wage mich gleich an die verzweifelte Stelle der Ode: Non ebur neque aureum II, 18, 34 ff., welche ohne Interpunktion lautet:

hic superbum
Tantalum atque Tantali
genus coercet hic levare functum
pauperem laboribus
vocatus atque non vocatus audit.

Die Kommentare verbinden entweder audit levare, er der Tod, der Satelles Orci ist willig, die Bürde abzunehmen (Rosenberg), oder „levare in erster Linie zu vocatus, in zweiter zu audit" (Kießling); Schütz verweist auf seinen kritischen Anhang, wo über jene mehr als kühne Konstruktion nichts gesagt, das functum laboribus aber als „klar genug von bereits Gestorbenen gesagt," aufgefaßt wird, ein höchst unglücklicher Gedanke; andere sprechen über die Brachylogie oder das Oxymoron non vocatus audit (Orelli): »infinitivum conjunge cum vocatus pro »ut levet«. Der Stelle ist damit nicht geholfen: sie liefert nach der gewöhnlichen Auffassung neben der unmöglichen Konstruktion vocatus levare, oder levare audit, auch keinen befriedigenden Sinn: denn was soll es heißen, daß der Tod den Arbeitsmüden gerufen und nichtgerufen erlöse? wer den Tod nicht als eine Entlastung (levare) ersehnt, ruft ihn auch nicht. Und doch ist der Sinn, den diese letzten fünf Zeilen des Gedichts haben müssen,

vollkommen klar. Der Tod (Satelles Orci, wie man ihn immer denken möge) bändigt den stolzen Tantalus und sein Geschlecht, die Höchstgefeierten, die Großen der Erde, und in diesem Fall hört er non vocatus, auch wenn man ihn nicht ruft, und er nimmt dem arbeits- und lebensmüden Armen seine Last ab, und in diesem Fall hört und erscheint er gerufen, vocatus: ob man ihn also rufe oder nicht rufe, er hört, er erscheint zu seiner Zeit. Mit der Sentenz, der Pointe vocatus atque non vocatus audit schließt also das Gedicht: wobei noch zu bemerken ist, daß das atque deutlich zwei ganz verschiedene Fälle bezeichnet: dem Armen kann er nur gerufen oder nicht gerufen erscheinen, nicht aber gerufen und nicht gerufen. Dies muß die Stelle sagen und sie sagt es auch. Es ist zu interpungieren:

hic superbum
Tantalum atque Tantali
genus coërcet, hic levare functum
pauperem laboribus:
vocatus atque non vocatus audit.

Levare ist jener eigentümliche Infinitivus, den man wenig zutreffend den Infinitivus historicus und den Kühner, Ausführliche Grammatik der lat. Sprache II, 1, S. 103, wie uns scheint, noch weniger zutreffend den Infinitivus adumbrativus nennt. Wir können hier nicht eine grammatische Abhandlung über dieses höchst interessante sprachliche Phänomen schreiben wollen, welches in der Umgangssprache sicher noch einen weit breiteren Raum einnahm, als in den Büchern: das letztere scheint die verhältnismäßige Vorliebe zu beweisen, mit welcher Horaz in den Satiren und Episteln sich dieses Infinitivs bedient Sat. I, 9, 66 dissimulare, urere; I, 5, 31 illinere; I, 8, 47 currere; II, 3, 316 illa rogare; II, 6, 113, 114, currere, trepidare. Epp. I, 7, 61 non sane credere Mena, mirari secum tacitus. Betrachtet man diese Stellen, so wird man an unsern gewöhnlichen Belehrungen über diesen Infinitivus irre. Die gewöhnliche Ansicht scheint die zu sein, daß er an Stelle des Imperfektums zum Ausdruck belebter Schilderung diene, im Gegensatz zum sogenannten Praesens historicum, dem Surrogat des Perfekts bei belebter Erzählung: die obigen Stellen alle aber — mit Ausnahme etwa Sat. II, 6, 113. 114 — sind weder besonders belebt, noch schildernd: an allen könnte, wenn es dem Dichter so gepaßt hätte, das Präsens oder Perfekt gerade so gut gestanden haben. Dem Dichter aber ist der Infinitivus bequemer: und man könnte gerade so richtig sagen, daß der sog. Infin. hist. bei bequemer und behaglicher Schilderung stehe, wie bei erregter: er ist sehr häufig ganz einfach ein Mittel der Abwechslung in der Erzählung und es ist in der That nicht abzusehen, welcher große Unterschied sein soll zwischen dem illinere Sat. I, 5, 31 und

dem levare hier. So gut man sagen kann: hic ego oculis meis collyria illinere statt illino: ebensogut kann man auch sagen: hic levare pauperem statt levat: namentlich wenn der Vers es verlangt. Daß in den Oden dieser Infinitivus, der seiner Natur nach allerdings in der Erzählung am häufigsten ist, sich sonst nicht findet, ist kein Grund, ihn hier abzulehnen. Diese Ode, die einzige dieses Versmaßes in der Sammlung, ladet in ihrer raschen Gangart den Dichter zu dieser Form ein, deren Wirkung darauf beruht, daß der Redende sich nicht die Zeit nimmt, das Wort erst nach den Zeitverhältnissen zu gestalten, daß er es gleichsam nur in seiner unbearbeiteten Form hinwirft, und davon abgesehen, ob diese Form sonst in den Oden vorkommt oder nicht — hier kommt sie vor, sie ist ein Gegebenes, weil die Stelle ohne Variante überliefert ist[1]), und nur so, schlechterdings nicht anders, einen wirklichen und haltbaren Sinn giebt. Das schlagkräftige energisch-schreitende Gedicht vom Tode endigt dann erst mit kräftig wirkendem sententiösem Abschluß:

vocatus atque non vocatus audit.

II, O saepe mecum, das Gedicht an den einstigen Kriegsgefährten Pompejus Grosphus.

ergo obligatam redde Jovi dapem
longaque fessum militia latus
depone sub lauru mea —.

Die erste Aufgabe für unsere Kommentare ist, wie natürlich, den Lorbeerbaum zu finden, einen wirklichen, handgreiflichen, und für alles solche Gewächs ist dann natürlich das Sabinum der geeignete Boden. Woher aber wissen wir, daß dort ein solcher sich befand? Aus dieser Stelle nicht. Denn die Pointe ist doch viel wirksamer, pikanter, wenn dieser Lorbeerbaum der von Horaz selbst ironisierte Ruhmesbaum ist, den er mittlerweile sich großgezogen und der schon Schatten genug giebt, um sich dem Freunde zum Ausruhen vom Kriegsdienst zu empfehlen. Rosenberg hat die Stelle aus Cicero ad fam. II, 16, 2 angezogen, von der wir uns wundern, daß sie Orelli entgangen ist: sed incurrit haec nostra laurus non solum in oculos, sed etiam in voculas malevolorum. Es ist derselbe Humor und dieselbe Stimmung, wie sie in II, 20 non usitata

iam iam residunt cruribus asperae
pelles et album mutor in alitem etc.

zu Tage treten: der imaginäre Lorbeerbaum ist schon so groß, daß er Schatten spendet und der Dichterschwan fühlt schon die Federn an seinem Leibe wachsen. Es ist merkwürdig, daß man noch immer streitet, ob die letztere Stelle humoristisch aufzufassen sei, und daß

[1]) Weshalb man sich auch nicht auf Konjekturen einlassen darf, die sonst nahe liegen, wie levat defunctum oder coercere hic levare.

man überhaupt über den Humor bei Horaz noch viel Untersuchung anzustellen nötig glaubt. Sat. II, 6, 53, 4 läßt er die getäuschten Neugierigen seiner Bekanntschaft ein »ut tu semper eris derisor« ihm zurufen, d. h. er schildert sich selbst als einen solchen, er hatte die Leute wirklich zum Besten, war ein Humorist: und es wäre Zeit, nicht darüber weiter zu forschen, sondern resolut die Konsequenzen daraus zu ziehen.

Zu I, 14 und 15: O navis und Pastor cum traheret.

Hier ist einer der seltenen Fälle, wo zwei halbe Gründe einen ganzen ausmachen und zwei Hypothesen, sich gegenseitig stützend, einem angenommenen Sachverhalt einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit geben. Die beiden, sehr ernsthaften Gedichte stehen zwischen zwei erotischen Gedichten Cum tu Lydia Telephi 13 und O matre pulchra 16. Der Dichter wird sie also wohl aus einem inneren Grunde nebeneinander gestellt haben. Das erste O navis, obwohl inspiriert durch Alcäus, ist doch ein Gelegenheitsgedicht im Sinne des bekannten Goetheschen Ausspruchs, nach welchem jedes seiner Lieder, d. h. jedes echt lyrische Gedicht ein Gelegenheitsgedicht sein soll: es ist einer wirklichen Situation entsprungen, wie schon die Umsetzung des alcäischen Originals in die bewegtere leidenschaftlichere Form zeigt. Man lasse sich nun die — übrigens auch ziemlich allgemein angenommene — Hypothese gefallen, daß die Ode und die in ihr sich ausdrückende cura non levis sich auf den Ausbruch des Kampfes zwischen Octavian und Antonius 31 v. Chr. beziehe, so bietet sich sofort die zweite, daß Ode 15 der gleichen Situation entsprungen und der Paris dieses Gedichts niemand anders als Antonius ist: wie dieser auch, was gleichfalls sehr nahe liegt und schon oft bemerkt worden ist, der amator Pirithous III, 4, 79. 80 ist, wovon sogleich. Ode 15 ist keine Allegorie und sie ist kein politisches Lied im eigentlichen Sinne, wohl aber ein Zeitgedicht: ohne diese Anlehnung an einen wichtigen Vorgang der Wirklichkeit hat das Gedicht eigentlich keinen rechten Sinn, kein Salz, und wir haben, wenn dasselbe mit jener Voraussetzung einen sehr guten Sinn hat, kein Recht mit Kießling es als ein „mißlungenes Experiment, epischen Stoff in den kleineren Formen des äolischen Liedes zu behandeln" zu betrachten. Die Frage wäre, wie Horaz denn gerade zu diesem Experiment mit diesem Stoff gekommen wäre. Umgekehrt dann: ist für I, 15 Antonius wahrscheinlich gemacht, so wird eben damit auch sehr wahrscheinlich, nahezu gewiß, daß I, 14 sich auf dieselbe Zeit bezieht und wir gewinnen so eine Reihe von Gedichten, welche dem Historiker den wesentlichen Dienst leisten, ihn in die Atmosphäre der Zeit, die Stimmung nicht des Dichters allein, sondern weiter Kreise des Publikums zu versetzen, indem er einen Beteiligten seine Empfindung aussprechen hört: 1. bei Beginn des Krieges I, 14;

2. I, 15 ungefähr gleichzeitig mit Epode I, 1 bei den ersten Kriegsoperationen; 3. Epode 9 bei der ersten Nachricht von der entschiedenen Schlacht und 4. I, 37 bei Beendigung des ganzen Krieges.

III, 1—6.

Man gefällt sich jetzt darin, in diesen Gedichten einen Cyklus zu finden, von welchem Kießling sogar eine Disposition giebt und zu welchem er als dessen ursprüngliches Proömium I, 32 Poscimur (oder Poscimus, wie K. lieber will) zieht. Aber wenn er sagt, „natürlich hat H. diesen Odenkranz nicht in einem Zuge und genau in der Abfolge gedichtet, in der er uns jetzt entgegentritt," so ist es auch kein Cyklus mehr und wir können uns in der That bei diesem Wort in Verbindung mit diesen Gedichten nichts Rechtes denken: es sind ernste politische, die Bestrebungen der Augustischen Politik durch eine gewisse tendenziöse Idealisierung fördernde Lieder, alle sechs in dem für die ernste Betrachtung vorzugsweise geeigneten alcäischen Versmaß, alle sechs wahrscheinlich in derselben Periode entstanden, dem Inhalt und Geist nach verwandt und also zusammengeordnet. Denn, wie wir beiläufig bemerken wollen, hat H. die Sammlung seiner Oden ebenso gemacht, wie jeder verständige Mensch sie machen würde — wonach jeder vernünftige Mensch bei Sammlungen strebt — er hat ohne Pedanterie nach Möglichkeit das Gleichartige zusammengeordnet: für die neuesten Forschungen „die Zahl der Gedichte in den einzelnen Büchern ist dekadisch: im ersten Buche werden deshalb zwei Gedichte ausgefallen sein, oder zwei müssen in zwei zerlegt werden, so daß das erste 40, das zweite 30, das dritte 30, das vierte 15 Gedichte enthält" und dem dabei entwickelten sogenannten Scharfsinn bin ich noch nicht reif geworden.

Im übrigen ist weit mehr Politik in diesen Gedichten, als H. selbst Wort haben will. So ist der Ausdruck III, 2, 25 est et fideli tuta silentio merces politisch aufzufassen. Nicht „doch auch der stillverschwiegenen Treue ist ihr Lohn gewiß," wie Kießling sagt, sondern der „treuen Verschwiegenheit," was etwas anderes ist: es ist im wesentlichen dasselbe Silentium gemeint, welches die Bekannten Sat. II, 6, 58 an H., der doch „den Göttern" so nahe wohnt, zu rühmen wissen. Neben der altrömischen Virtus, sagt er, giebt es auch noch eine andere Tugend, die Resignation, welche das Geheimnis der Ceres bewahrt — schweigt über das, was nun einmal notwendig ist. Ich wüßte nicht, warum und in welchem Sinne sonst neben der kriegerischen Tugend, neben der Empfehlung der Unabhängigkeit von der popularis aura, neben dem freudigen Ertragen der Armut ein fidele silentium gepriesen werden sollte. Es war recht eigentlich seine, des Dichters Tugend — dasselbe was er anderwärts mit

verecundia bezeichnete Ep. I, 7, 37 saepe verecundum laudasti: ein sicherer Takt, der aus einer richtigen Schätzung seiner Stellung floß und der eine patriotische Resignation bei der neuen monarchischen Ordnung der Dinge zur Voraussetzung hatte.

Über das für den Historiker bei weitem wichtigste dieser Gedichte III, 3 Iustum ac tenacem muß ich auf das vorige Stück „Realistische Bemerkungen zu Horatius" verweisen, wo ich glaube jene längstausgesprochene Vermutung, daß das Gedicht sich auf das Projekt der Verlegung der sedes imperii beziehe, genau begründet zu haben. Ein solches Projekt, das in dieser Zeit a priori wahrscheinlich wäre und nach Analogien aus der seitherigen wie späteren römischen Geschichte gar nicht ferne lag, ist für Cäsar (Sueton. Caesar 79) bezeugt: für Octavianus, für seine Zeit und Umgebung bezeugt es dieses Gedicht, das ohne solchen Hintergrund gar nicht erklärbar wäre. Ein Gedicht, in welchem Juno des langen und breiten gegen die Wiederaufrichtung von Ilios polemisiert, wenn in der Wirklichkeit gar nichts von der Art die Gedanken beschäftigt hätte, wäre nicht bloß eine Abgeschmacktheit, sondern ein Unbegreifliches. Daß dieses Gedicht ein politisches, ein Tendenzgedicht ist, beweist eben die Schlußstrophe non haec iocosae convenient lyrae: quo, Musa tendis? — wenn man der Muse erst nach 70 Versen zuruft, innezuhalten, so hebt dies den ernsten Inhalt des Vorangegangenen nicht auf, sondern hebt ihn vielmehr besonders hervor: und wir dürfen in der That das deorum am Schluß desine pervicax referre sermones deorum getrost mit der Stelle Sat. II, 6, 52 deos quoniam propius contingis zusammenstellen. Die dii sind hier der humoristische, dort in unserer Ode der versteckte Ausdruck für die Männer am Staatsruder, die Großen, die Regierenden, in deren Kreisen jenes Projekt besprochen worden ist und eine gewisse Stärke erlangt hatte. Daß ferner III, 4 der Gigantenkampf die durch Octavianus gebändigte Revolution bedeutet, nimmt jetzt auch Kießling an und giebt dieser Anschauung S. 200 seiner Ausgabe treffenden Ausdruck. Man kann als Parallele aus späterer Zeit anführen, was Claudius Mamertinus in dem zweiten Panegyricus auf Maximian 2, 3 sagt, (Panegyrici Latini ed. Baehrens p. 103) eine Stelle, deren Sinn Ranke, Weltgeschichte III, 1, S. 487, dem wir die Hinweisung verdanken, so angiebt (allerdings etwas zu frei): „Diocletian ist der Jupiter der Sage im Kampf gegen die erdgeborenen Giganten. Maximian kommt demselben in diesem Kampf zu Hilfe. Durch die Vereinigung des neuen Jupiter mit dem neuen Herkules werden die erdgeborenen feindlichen Mächte niedergeworfen." Die Stelle selbst lautet — ich weiß wenigstens dort keine andere zu finden —: ille siquidem Diocletiani auctor deus post depulsos quondam caeli possessione Titanas et mox biformium bella monstrorum perpeti cura

quamvis compositum gubernat imperium — — tumultuantia elementarium officia pacavit —. itidemque, Maximiane, Herculis tui virtus. Der Schlüssel des Gedichts liegt mithin in der Strophe 65—68 vis consilii expers. Mithin ist der amator Pirithous v. 79. 80 Antonius, und nur unter dieser Voraussetzung schließt das Gedicht wirkungsvoll mit dem amatorem trecentae Pirithoum cohibent catenae. Ist dem so, so kann das Gedicht nicht allzulange nach dem Sturz oder Tod des Antonius gedichtet sein und auf diese Zeiten, die große Krisis des Jahres 31 v. Chr. weist auch III, 6, 5 ff. iam bis Monaeses sehr bestimmt hin: und es würde dann wohl nicht zu gewagt sein, jenes Residenzverlegungsprojekt, gegen welches III, 3 ankämpft, in die Zeit der längeren Abwesenheit des Octavianus im Osten, 31—29 v. Chr. zu verweisen, wo es der geschäftigen Volksphantasie und auch, bis zu einem gewissen Grade, den Staatsmännern am ehesten sich aufdrängte.

Im übrigen kann ich hier die Bemerkung nicht zurückhalten, daß unsere Horazerklärung einem Dichter, der sich in einer sehr der Wirklichkeit entspringenden Stelle als einen derisor bezeichnen läßt, gegenüber noch immer allzugläubig — oder vielmehr am falschen Orte gläubig und am falschen ungläubig — sich verhält. Sie ist geneigt, ihm aufs Wort zu glauben, daß er kein Politiker gewesen und mit Mäcenas nur über das Wetter gesprochen habe, während doch von den 104 Oden inkl. des carmen saeculare ein gutes Dritteil direkt oder indirekt politisch, an politische Männer gerichtet, von politischen Anspielungen durchzogen, auf politische Lagen und Verhältnisse bezogen ist: und sie ist ebenso noch immer geneigt — auch Schütz und Kießling — ihm die mille puellarum puerorum mille furores aufs Wort zu glauben und in den erotischen Gedichten zu einem guten Teile wenigstens wirklich Erlebtes zu finden. Wir können darüber jetzt u. a. auf das Programm von Feodor Rode (Reichenbach 1885: de falsa quadam ratione qua in aestimandis Horatii carminibus vulgo utuntur interpretes) verweisen, wo die negative Seite der Sache uns ganz zutreffend behandelt erscheint: ihre positive Seite — was sich für die wirkliche Persönlichkeit des Horaz, für die griechische Lyrik, die diesen Gedichten zu Grunde liegt, für die Erklärung einzelner Stellen daraus ergiebt, würde eine eigene Abhandlung erfordern. In letzterer Hinsicht möchten wir nur wiederholen, daß die richtige Erklärung der ganzen Stelle Sat. II, 3, 300 ff. bis 326 von der richtigen Auffassung des

mille puellarum puerorum mille furores

abhängt, und diese von der richtigen Auffassung der erotischen Gedichte. Die komische Wirkung der Stelle Sat. II, 3, 300 beruht, wie wir im vorigen Stück nachgewiesen zu haben glauben, darauf, daß der Stoiker ihm, dem Dichter, Fehler nennt, die das gerade

Gegenteil oder die lächerliche Übertreibung seiner wirklichen Eigentümlichkeiten und Fehler waren. Oder kann Horaz v. 307 primum: aedificas, hoc est longos imitaris wirklich ein Baunarr gewesen sein?

III, 11 Mercuri, nam te docilis.

Ein sehr schönes Gedicht, dessen Schönheit verschwendet, ja unerklärlich wäre, wenn wir uns Lyde als eine von 12 oder 14 Geliebten des Horaz, wo nicht gar — es ist schrecklich zu sagen, aber man findet es wirklich so aufgefaßt — als identisch mit dem Devium scortum II, 11, 22 denken müßten. Die Feinheit des Gedichts, die ich nirgends hervorgehoben finde, besteht darin, daß jenes Lied, welches der Dichter vom Merkur und der testudo verlangt, dic modos Lyde quibus obstinatas Applicet aures, ihm ganz von selbst unter den Händen entsteht — das Lied rührender Liebe von v. 25 bis zum Schluß. Der Text dieses Liedes von der Danaustochter ist aber in unseren Ausgaben von Orelli bis Kießling noch immer durch eine Lesart oder Interpunktion entstellt, welche jedes verständigen Sinns entbehrt und die zu beseitigen endlich an der Zeit wäre.

Impiae — nam quid potuere maius? —
Impiae sponsos potuere duro
Perdere ferro.

Ruchlos — denn wie schrecklich —! ruchlos vermochten sie's, ihre Verlobten zu morden. Das Richtige liegt auf flacher Hand.

Impiae nam — quid potuere maius? —
Impiae sponsos potuere etc.

Zuvor war von den notae virginum poenae die Rede: Das ist ihnen widerfahren, denn ruchlos — o wie schrecklich — ruchlos haben sie ihre Verlobten gemordet. Orelli führt diese allein richtige oder vielmehr allein mögliche Auffassung zwar an, verwirft sie aber ohne ersichtlichen Grund.

Eine gleich unbegreifliche Lesart hält sich noch immer in

III, 14, 10. 11

oder wird gelegentlich durch unberechtigte Konjekturen ersetzt: obgleich das Richtige längst — wenn ich nicht irre durch Madvig — gefunden ist. Die Ode, gedichtet aus Anlaß der Rückkehr des Augustus aus Spanien nach dreijähriger Abwesenheit, zerfällt in zwei Teile, von denen der eine sich auf die öffentliche Feier bezieht, der zweite, mißlungene, die persönliche Freude des H. aussprechen soll. Bei jener Feier ist klar ein zwei- oder dreifacher Chor oder zwei resp. drei Gruppen unterschieden: die matres virginum iuvenumque nuper sospitum, — der Chor oder die Gruppe der Mütter und daneben

die puellae und die pueri, ein aus den Schwestern und den Brüdern, oder sonstwie von männlichen und von weiblichen Verwandten der Heimgekehrten zusammengesetzter Chor wie bei I, 21 oder dem Carmen Saeculare: diese verschiedenen Gruppen redet der Dichter an und es muß folglich heißen

O pueri et puellae et
iam virum expertae —

ihr Knaben, ihr Mädchen, ihr Ehefrauen — die Mädchen sind die eben genannten virgines, Schwestern und Bräute der Heimgekehrten: man weiß nicht, was man zu der Bemerkung von Schütz sagen soll, daß virgines die jungen Frauen der Heimgekehrten seien —! Die letzte Anrede der Ehefrauen mit iam virum expertae würde für nordische Schamhaftigkeit vielleicht verletzend sein; dem antiken Leser hat sie vermutlich nur den Eindruck des Feierlichen gemacht: der Ausdruck puellae iam virum expertae aber ist an sich verkehrt, weil wir einen klaren Gegensatz zu pueri, also Mädchen, nicht junge Frauen, einen Knaben- und Mädchenchor (Ep. II, 1, 132 castis cum pueris ignara puella mariti und oft) brauchen, und er richtet sich schon dadurch, daß man ihn mit dem zwar nicht geradezu verkehrten, aber ganz nichtssagenden haud oder non virum expertae ersetzt hat: dabei ist denn — und mit Recht — andern nicht ganz wohl zu Mute gewesen, weil man doch nicht ohne weiteres ein non oder haud setzen darf, wo iam überliefert ist und man hat dann iam virûm expertes (bei Kießling zu der St.) und andere noch wunderlichere, wie carminum expertae u. dgl. Verkehrtheiten verschlimmbessert, oder etwa wie Dillenburger iam virum expertae gar mit „die ihr den trefflichen Mann, d. h. den Augustus schon kennt“, interpretiert. v. 29 desselben Gedichts Spartacum si qua potuit vagantem fallere testa — ist ein dem Historiker willkommener Zug aus dem Leben, beziehungsweise den Erinnerungen des Horaz oder seiner Umgebung. Wo ein Schwarm der Leute des Spartacus auf eine römische Villa kam, wird es (es waren viele germanische Sklaven aus dem Cimbernkrieg darunter, Cäsar b. g. I, 40) wohl besonders über den Wein hergegangen sein: und was Lehrs darüber sagt, beweist nur, daß ihm das wesentlichste Erfordernis zur fruchtbaren Erklärung des Horaz, die Fähigkeit des Historikers, Vergangenes als lebendige Gegenwart zu empfinden, fehlte. Was die Bemerkung von Schütz sagen will: „halten, glaube ich, läßt sich das ganze Gedicht nicht“, verstehe ich nicht: nicht als horazisch halten? nicht als gelungen behaupten? das letztere wird schwerlich jemand thun. Es ist frostig, wie alle offiziöse Poesie und solche haben wir auch an manchen anderen Stellen vor uns.

So, halbamtliche, kommandierte Poesie nach Goethes Ausdruck ist auch III, 17, Aeli vestusto, nicht unecht wie Lehrs in einer

witzig sein wollenden Besprechung meint, aber unbedeutend und gekünstelt: man muß sich, um sich solche Gedichte zu erklären, daran erinnern, wie großen Wert man in der römischen Gesellschaft darauf legte, sich von einem namhaften Schriftsteller genannt, redend eingeführt zu sehen. H. erfüllt hier wahrscheinlich nur eine Höflichkeitspflicht gegen den Älius Lamia, wie I, 6 etwa gegen Agrippa.

III, 20 non vides quanto.

Das Gedicht kann ich nicht dunkel finden, wie Kießling, der übrigens seine „Pointe" — ich würde lieber sagen, sein poetisches Motiv — sehr richtig darlegt. Um den schönen Nearchus streitest du dich mit der, die ihn liebt — du willst einer gätulischen Löwin ihr Junges rauben. Dann Schilderung des Kampfs: er, dem der Kampf gilt, der ihn allein entscheiden kann (arbiter pugnae) — steht gleichgültig, wie wenn es ihn nichts anginge, im Glanze seiner Schönheit da. Man kann das Gedicht an Barine II, 8 Ulla si iuris vergleichen: beide schildern die Macht der seelenlosen reinen marmornen Schönheit: und man könnte denken, daß H. oder der Grieche, dem er nachdichtete, bei dem Gedicht III, 20 irgend ein Bild, eine Gruppe, vor sich gehabt habe. Die celeres sagittae in v. 10 können uns vielleicht helfen, die rätselhaften arcus oppositis foribus minaces in III, 26, 7. 8 zu erklären. Weder passen wirkliche Pfeile, Partherpfeile zu der Situation in Ode 20, noch paßt ein Bogen wie der Bogen des Odysseus zu der in Ode 26: ganz abgesehen davon, daß man mit Pfeilen keine Thüren einschießt (Ode 26) und auch wohl nicht auf ein die Zähne schärfendes (Ode 20) Mädchen mit Pfeilen schießt. Beidemale wird von irgend einem Schelmengeräte, irgend einer Waffe des Mutwillens die Rede sein, die den ersten Lesern des H. wohl bekannt gewesen sein wird, von der wir aber wie von so vielem aus dem Tagesleben jener Zeit nichts wissen.

III, 27.

Die Galatheaode Impios parrae habe ich in dem vorigen Stück besprochen und den Widerspruch psychologisch zu erklären versucht, der zwischen ihrem ersten und zweiten Teil 1—33 und 33—76 besteht und den auch die neueste Ausgabe von Kießling wieder verwischt. Der Galathea von der Seereise abraten und dabei die Europa als warnendes Beispiel anführen ist ganz gut: aber die Geschichte der letzteren damit schließen, daß sie auf dieser Reise am letzten Ende ein ungeheures Glück findet, ist ein Widerspruch, der die innere Einheit des Gedichts aufhebt. Man erklärt hier so wenig wie sonst etwas damit, daß man H. ein halbes Dutzend Verse abspricht, sondern man

stellt damit vielmehr ein neues, gar nicht lösbares weil in sich sinnloses Problem auf. Wie Horaz, nicht der Lehrssche oder Peerlkampsche Idiot, der all den vorgeblichen „Blödsinn" in den Horaz hineingedichtet hat, auf sehr natürlichem Wege zu jenem Widerspruche kam, muß ich bitten, an dem angeführten Orte nachzulesen, sofern diese Bemerkungen überhaupt Leser finden.

III, 29. Thyrrhena regum.

Für eine einfache Einladung aufs Land ein sehr gewichtiges Gedicht, das sich auf besondere Verhältnisse in der politischen Stellung des Mäcenas beziehen mag, die wir aber nicht kennen. Es ist möglich, und v. 50 ff. würde dazu passen, daß seine große Stellung gefährdet war: doch ist darüber nichts weiter zu sagen. Nur genügt nicht, das Gedicht bloß als Einladung an Mäcenas mit Betrachtungen bloß allgemeiner Art aufzufassen.

IV, 2.

Es ist bekannt, daß die Gedichte des vierten Buches überwiegend unter pindarischem Einfluß stehen und die oben angeführte Bemerkung Macaulays erscheint durchaus zutreffend. In diesem zweiten Gedicht Pindarum quisquis spricht sich H. über dieses Verhältnis geradezu aus und das operosa parvus carmina fingo v. 31. 32 geschieht eben mit pindarischer Hilfe. Das caetera fulvus, mit welchem das so gewichtige Gedicht schließt, erscheint uns sehr, fast unerträglich matt: dem römischen Leser ist es vielleicht nicht so erschienen, da ihm sicher weit mehr als uns der bloße Klang, die Musik der Worte, imponierte.

IV, 4. Qualem ministrum —.

Die politischen Gedichte dieses Buchs zeigen einen wesentlich andern Charakter als die früheren: sie atmen einen monarchischen, dynastischen Geist. So namentlich dieses, das historisch sehr interessant, gewissermaßen ein dichterisches Seitenstück bildet zu der berühmten Gemma Augustea, wo dieses selbe monarchisch-dynastische Zeitbewußtsein seinen plastischen Ausdruck findet. Es ist erfreulich, daß Kießlings Ausgabe die Klammern von den bekannten Versen [quibus mos unde — fas est omnia] endlich entfernt hat: als horazisch sind sie einfach erklärbar durch die überall hervortretende pindarische Manier, während sie als Zudichtung irgend eines Lesers vom Stamme Ballhorn ganz unerklärlich wären: an dem Lehrsschen Idioten ist das Wunderbarste, daß er auch die wechselnden Stimmungen und Einflüsse, unter denen H. dichtet, mitgemacht hat.

Beachtenswert ist, daß H. den poetischen oder rhetorischen Schmuck, dessen sein Stoff wie der Pindars an sich entbehrt und den diesem letzteren der Reichtum der griechischen Götter- und Heroenlegende darreichte, der Geschichte entnimmt. Der Mangel an eigentlich römischer Mythologie drückt den Dichter nicht bloß hier: bei den Versuchen, eine römische Mythologie zu schaffen wie II, 25

Iuno et deorum quisquis amicior
Afris inulta cesserat impotens
tellure, victorum nepotes
rettulit inferias Iugurthae

ist ihm schwerlich selbst sehr wohl zu Mute gewesen. Dieser Mangel wird einer der Hauptgründe gewesen sein, der diesen Dichter von feinem Takt von der Beschreitung der epischen Bahn abgehalten hat.

IV, 5 Divis orte bonis
v. 25. 26.

quis Parthum paveat, quis gelidum Scythen,
quis Germania quos horrida parturit
fetus, incolumi Caesare?

Die eigentliche, wie das ganze Gedicht historisch nicht unwichtige Spitze des Ausdrucks scheint mir in unseren Kommentaren nicht recht getroffen, auch nicht bei Kießling, geschweige bei Peerlkamp, der sehr unglücklich motus emendiert. Nicht die „Unholde" (Kießling) oder die Germanen als grandes, truces atque deformes contemptim velut monstra, wie Dillenburger der allgemeinen Auffassung gemäß sagt, bezeichnet die Stelle: die dort zitierte Stelle Manilius IV, 710 flava per ingentes surgit Germania partus hätte ihn auf das Richtige führen können. Der Ausdruck fetus Zeugungen weist auf die Fruchtbarkeit, die Massen hin und darin lag die eigentliche Gefahr der horrida Germania, vor der die römische Welt zu zittern hatte. Die italische Bevölkerung blieb stationär oder ging zurück, die germanische wuchs rasch: die Stelle ist also aus Tacitus Germania 19 numerum liberorum finire — — flagitium habetur oder aus späteren, wie Ammianus Marcellinus 28, 5 zu erläutern. Dieser sagt 28, 5 (8) von den Alemanen und Burgundern immanis enim natio (die Alemanen, Sueben, Ammianus bezeichnet überhaupt die Germanen mit diesem Namen), iam inde ab incunabulis primis varietate casuum imminuta, ita saepius adolescit, ut fuisse longis saeculis aestimetur intacta. Seditque consilio alia post alia imperatori probanti, Burgundios in eorum excitari perniciem, bellicosos et pubis immensae viribus adfluentes ideoque metuendos finitimis universis. Vgl. Gibbon, Gesch. des Sinkens und Falls S. 808 der Sporschilschen Übersetzung.

IV, 6. Dive, quem proles.

Das Gedicht ist zu gottesdienstlichem Gebrauche gedichtet, sangbar, und schließt mit v. 40 volvere menses. Die Strophe nupta iam dices ist Zusatz des Dichters, man möchte denken der Tochter eines Freundes, die bei dem Chor mitgesungen, ins Stammbuch. Denn wenn es Sat. I, 10, 91 höhere Töchter discipulae gegeben hat, so muß es auch Stammbücher oder etwas dem Ähnliches gegeben haben.

XII, 25. Iam veris comites. —

Ein hübsches, gutlauniges, echtes Gelegenheitsgedicht, dessen humoristische Wirkung auf dem Gegensatz des mythologischen Apparats und der Bagatelle, um die es sich handelt, — ein freundschaftliches Tauschgeschäft, eine gute Flasche gegen ein zierliches Salbengefäß, das dem Dichter besonders in die Augen gestochen hat — beruht. Der Kaufmann, Salbenhändler oder Arzt Virgilius der Scholien und Überschriften ist aus dem Gedicht herausgetiftelt: höchstens den Arzt könnte man sich gefallen lassen. Bei Schütz zu I, 31, 12 finden wir die Bemerkung, die würdig wäre, dem Kommentator Cruquius einverleibt zu werden, „daß man Weine gern gegen Salben umtauschte, zeigt IV, 12, 16.“ Wenn es vorteilhaft war, tauschte man sie auch gern gegen Heuwagen um. Der Ausdruck

verum pone moras et studium lucri

ist wie die übertreibenden Ausdrücke gaudia, te meis tinguere poculis Humor von der besten Sorte: sei nicht so auf den Profit versessen, mache voran und rücke mit deinem Onyx endlich heraus. Auch Orelli sagt hoc per iocum dicit, ohne daß er jedoch den iocus verstanden hätte.

Sat. I, 3, 63 ff.

Simplicior quis et est, qualem me saepe libenti
Obtulerim tibi, Maecenas, ut forte legentem
Aut tacitum impellat, quovis sermone molestus

gehört zu den Stellen, die man zur Charakteristik des H. nur dann richtig verwendet, wenn man aus ihnen das Gegenteil von dem entnimmt, was der Dichter sagte. H. gehörte nicht zu den naiven Leuten, er war nichts weniger als geneigt, mit plumper Rede seinen vornehmen Gönner, wenn dieser allein sein wollte, zu unterbrechen. Warum nicht? — weil er es selber sagt, daß er zu ihnen gehöre. Ein Mann, der sich selbst einen allzunaiven (simplicior) nennt, ist es nicht wirklich: wohl aber kann es sein Interesse sein, in einer diffizilen Stellung seine simplicitas, seine Unbekanntschaft oder Ungeübtheit im Verkehr mit Großen, vorbeugend hervorzuheben. Wie

wenig er in Wahrheit dieser Entschuldigung bedurfte, beweisen neben anderm die Episteln, z. B. das höchst feine und taktvolle Billet Ep. I, 9 an den späteren Kaiser Tiberius, und namentlich beweist es die siebente Epistel des ersten Buchs, von der wir unten einige Worte sagen wollen.

I, 9, 69.

An den tricesima sabbata ist alle Gelehrsamkeit verschwendet von dem Eximius Theologus Orellis, welcher den 10. Tisri herausrechnet, bis auf Döderlein, welcher ein tricesima, sabbata, es ist heute der dreißigste, ein Sabbat herausklügelt, indem er neben der Monatsrechnung nach Kalenden, Nonen und Iden eine nebenhergehende populäre 1. 2. 3. u. s. w. annimmt, von welcher er doch selber zugestehen muß, daß sich sonst keine Spur einer solchen finde. Der Dichter will den Mund recht vollnehmen, einen höchstheiligen Sabbat nennen und thut dies, indem er die heilige Dreizahl zu einer dreißigmal heiligen steigert. Man braucht darum so wenig mit ihm zu rechten, als mit Goethe, wenn er es seinen Zechbrüdern im Faust so kannibalisch wohl sein läßt, wie 500 Säuen.

I, 10, 54.

Nil comis tragici mutat Lucilius Acci?
Non ridet versus Enni gravitate minores,
Cum de se loquitur non ut maiore reprensis?

Man übersetzt gewöhnlich: belacht er nicht Verse des Ennius, die nicht gravitätisch genug, nicht so gewichtig sind, als sonst die Verse des Ennius. Allein die Verse des Ennius, die man gewöhnlich anführt, »At tuba terribili sonitu tarantantara dicit oder telo Transfigit corpus, saxo cere comminuit brum und ähnliche sind nicht zu wenig graves, sondern zu viel: sie sind eben darum gravitate minores, d. h. so, daß man nicht ernsthaft dabei bleiben kann und dies vielmehr scheint gravitate minores „unter dem Ernst" sagen zu wollen.

II, 1, 7. verum nequeo dormire.

Falsch ist, wie Orelli und die meisten interpretieren si quae animo voluto, versibus includere vetor, adeo inquietor, ut insomniis fatiger; Dillenburger sagt »ambigue dictum«, zitiert aber passend Ep. II, 2, 54 ni melius dormire putem quam scribere versus. Der Dichter sagt: du hast ganz recht, es wäre das Beste, überhaupt nicht zu dichten: aber ich kann (zuweilen) nicht schlafen und was soll ich denn dann anderes thun, als Verse machen?

II, 1, 57 ff.

Ne longum faciam: seu me tranquilla senectus
Exspectat seu mors atris circumvolat alis,
Dives, inops, Romae, seu fors ita jusserit exsul,
Quisquis erit vitae scribam color. — — O puer, ut sis
Vitalis metuo, et majorum ne quis amicus
Frigore te feriat.

Die Kommentare sind einstimmig in der Erklärung majorum = potentiorum: Horaz sagt: unter allen Umständen, jeden Lebenstag werde ich schreiben — dann fürchte ich, daß du nicht lange lebst, mein Sohn, entgegnet Trebatius, und daß einer von deinen vornehmen Freunden durch seine Kälte dich totsticht. Daß majores das heißen kann, und gelegentlich auch sonst bei Horaz z. B. majoribus uti Ep. I, 17, 2 steht außer Zweifel. Der Witz aber ist doch sehr frostig und imputiert dem Horaz eine sehr ordinäre Gesinnung. Es wäre erheblich besser, wenn Trebatius für den Fall, daß Horaz vom Verseschreiben nicht lassen könnte, einen frühen litterarischen Tod fürchtete. Man könnte auf den Gedanken kommen, daß majorum hier einfach von majora im Sinn des Virgilischen

majora canamas

genommen sei. „Ich fürchte, daß einer, der die höhere Poesie liebt, dich durch Kälte töte." Es entspränge die Stelle dann dem Gedankenkreise, in welchem Horaz bekanntlich nicht selten sich bewegt, der Musa pedestris, den sermoni propiora, der Satire und Epistelpoesie ihr bescheidenes Recht gegenüber der pathetischen Poesie zu wahren. Oder wäre es so ganz undenkbar, daß majorum ne quis amicus dieselbe litterarische oder ästhetische Coterie oder Schule bezeichnete, mit welcher er in der ersten Epistel des zweiten Buchs sich herumschlägt und die er dort v. 23 mit fautor veterum bezeichnet, was von majorum amicus nicht so weit abliegt? „ich fürchte, daß einer unserer Romantiker dich durch seine Kälte umbringt." Man muß diesem Einfall freilich gleich die Stelle selbst mitgeben: o puer ut sis Vitalis metuo, et majorum ne quis amicus Frigore te feriat.

II, 3, 5.

Es ist, damit die Stelle wie vorauszusetzen dramatisches Leben gewinne, zu interpungieren:

Ergo dic aliquid dignum promissis! Incipe! — Nil est — —.
Culpantur frustra calami etc.

Also bring' endlich etwas zum Vorschein, was deiner Verheißungen wert ist! fang' an —! sagt Damasippus: darauf setzt der Dichter an und mit einem resignierten nil est, es ist wieder nichts, es geht

nicht — wieder ab. Und nun fährt Damasippus weiter fort: du giebst umsonst der Feder die Schuld u. s. w. Wo dialogisierte Stellen vorkommen, muß man sich den Dialog immer so lebhaft als möglich vorstellen.

II, 3, 69 ff.

Scribe decem a Nerio: non est satis: adde Cicutae
Nodosi tabulas centum, mille adde catenas:
Effugiet tamen haec sceleratus vincula Proteus.
Cum rapies in ius malis ridentem alienis,
Fiet aper, modo avis, modo saxum et cum volet arbor.

Es ist von einem geriebenen Schuldner die Rede, der sich seinen Gläubigern zu entziehen wußte, selbst wenn die Schuldverschreibungen noch so gut verklausuliert waren. Über das malis ridentem alienis bringen dann die Kommentare ebenso lange wie unbefriedigende Erklärungen: beziehen sich auf Odyssee 20, 347

οἱ δ' ἤδη γναθμοῖσι γελώων ἀλλοτρίοισι,

obwohl dort die Situation mit der hier vorausgesetzten schlechterdings gar nichts gemein hat; „mit verzerrten Backen" übersetzt Kirchner, was ein sehr seltsames Phänomen sein dürfte; oder sie fassen es = die Backen so wenig schonen, als wären es fremde = effuse ridere (Orelli), malis non parcere (Dillenburger), was doch der hier vorausgesetzten Situation eines in ius rapti so wenig als möglich entspricht, und bescheiden sich schließlich wohl wie Krüger, daß man bei dieser Stelle über Mutmaßungen nicht hinauskommen werde. Man fühlt sich in der That schüchtern, so vieler Gelehrsamkeit gegenüber zu bekennen, daß man in der Stelle gar keine Schwierigkeit, gar nichts besonderer Erklärung Bedürftiges finde. Der Dichter bezeichnet den Schuldner als einen Proteus, der allerlei Gestalten annehmen könne, als einen in der Wolle gefärbten Schauspieler, Rollenspieler: ich wüßte nicht, wie man einen solchen mit besserem Humor und treffender bezeichnen könnte, als mit dem Ausdruck: „er lacht mit fremden Backen." Quo teneam voltus mutantem Protea nodo? heißt es Ep. I, 1, 90: dies und nichts anderes sagt auch unsere Stelle: das alienis sagt genau dasselbe wie sonst: v. 19 unserer Satire: aliena negotia curo, excussus propriis, — anderer Leute Geschäfte; II, 6, 71 non de villis domibusve alienis, anderer Leute Häuser; aliena capella I, 1, 110 eines anderen Ziege und oft: I, 2, (54) 57 uxores; II, 7, 46. I. 3, 16. Ep. I, 18, 39. II, 7, 82 nervis alienis mobile lignum eine Marionette u. s. w. Wir, wie die ersten Leser des Horaz, haben es nicht anders aufzufassen, als so „er lacht mit anderer Leute Backen": irgend einen mystischen Sinn in dem alienus zu suchen, ist nicht der mindeste Grund vorhanden.

II, 6 und II, 3 muß man zusammennehmen, um den Schluß

der ersteren Satire 301—326, der, wie schon bemerkt, von größtem biographischem Wert ist, richtig zu würdigen. Der Dichter des hoc erat in votis kann in dieser Stelle nicht seine wirklichen Fehler sich von dem Stoiker sagen lassen: das primum aedificas hoc est longos imitaris v. 308, die horrenda rabies und der cultus maior censu v. 323 sind mit dieser, wie freilich mit unzähligen anderen Stellen und mit dem ganzen Tenor seiner Poesie schlechthin unvereinbar; ihre komische Wirkung beruht also auf demselben Gesetze, kraft dessen wir lachen, wenn man einem bewährten Schweiger in einer Gesellschaft etwa zuruft: heute kann man vor deinem Perorieren wieder sein eigenes Wort nicht hören; und ist dem so, so haben wir in dem Schlußvers

mille puellarum puerorum mille furores

einen ganz stringenten Beweis, daß die erotischen Gedichte keine horazischen wirklichen Geliebten besingen. Gelacht haben seine Freunde darüber, daß er diese übersetzten, nachgedichteten, anempfundenen Liebeslieder als furores, als stürmische Leidenschaft bezeichnet: wir aber und viele unserer Kommentare glauben dem derisor (Sat. II, 6, 54) noch immer, daß er für eine Lydia, Leuconoe, eine ungenannte matre pulchra filia pulchrior, eine Tyndaris, eine Glycera, Chloë (Pholoe, Chloris), Barine, Lyde, Lyce, Lalage, Cinyra, Galathea, Phyllis, von denen einige sogar, wie Cinara, als bona und als rapax in mehreren Exemplaren vorkommen, wirkliche Leidenschaft empfunden und, folgerichtig, daß er auf dem Sabinum große Bauten aufgeführt habe.

Epistolarum I, 3.

Der Hauptzweck dieser Epistel wird v. 30 ff. gewesen sein, eine nachdrückliche Ermahnung an die beiden wilden Kerle (indomita cervice feros), den Horaz mit seiner gewöhnlichen Feinheit einkleidete. Das fraternum foedus könnte der Bund der in der Epistel genannten Freunde, nicht der der beiden, Julius Florus und Munatius sein.

I, 4.

Wenn man sich erinnert, daß Tibullus jung gestorben ist und das silvas inter reptare salubres auf eine Kur hinweist, so ist dies Billet an einen Kranken (nicht Verstimmten, wie Krüger meint) gerichtet, und werden dessen Todesgedanken v. 12. 13. 14 mit feinem und freundschaftlichem Takte bekämpft:

inter spem curamque timores inter et iras
omnem crede diem tibi diluxisse supremum:
grata superveniet quae non sperabitur hora.

In dieser zwischen Hoffen und Sorgen schwankenden Welt voll Furcht- und Zornesgedanken muß man jeden Tag als den möglicherweise letzten ansehen und jede Stunde Lebens als ein nicht erhofftes Geschenk begrüßen: dies kann H. in diesem Zusammenhang nur einem Kränkelnden, der sich für einen Todeskandidaten hielt, sagen.

I, 5, 8.

Mitte levis spes et certamina divitiarum
Et Moschi causam.

Certamina divitiarum ist nicht das Ringen des Torquatus nach Reichtum, weder sein eigenes noch fremdes. Der Zusatz Et Moschi causam kann den Fingerzeig geben: die frivolen Hoffnungen und die Wettkämpfe der großen Vermögen, die Kämpfe der Geldmenschen untereinander, und eine eben schwebende, wahrscheinlich auf ein solches certamen sich beziehende cause célèbre Prozeß Moschus, mit welchem Torquatus als Anwalt zu thun hatte, soll er dahinten lassen.

I, 7, 29

scheint der Kampf zwischen der leibarmen (tenuis) volpecula oder nitedula, die große Frage Fuchs contra Haselmaus (Bentley) noch immer nicht völlig geschlichtet. Den Haupteinwand, daß der Fuchs kein Getreide fresse, hat mir ein Nichtphilologe jüngst mit der Bemerkung von der Seele genommen, daß auf dem Kornboden sich wahrscheinlich viele Mäuse befunden hätten und der Fuchs sich möglicherweise an diesen den Magen überladen habe.

Im übrigen ist der Gedanke dieser wichtigen Epistel schon von Jakobs (angeführt u. a. bei Krüger) zwar ganz richtig erklärt, die Epistel aber doch nicht in ihrem schweren Ernst aufgefaßt. Es ist doch, modern gesprochen, in der That ein starkes Stück, daß der Dichter, während er versprochen hat, nur fünf Tage auf dem Lande zu bleiben, nicht bloß den ganzen Sextilis auf sich warten läßt, sondern danach ganz gemütlich fortfährt, er werde später an die See gehen, und von dort mit der ersten Schwalbe wiederkehren und den hohen Freund und Gönner wiedersehen. Der Schlüssel des Gedichts ist der sehr nachdrückliche, sehr unumwundene Vers 34

hac ego si compellor imagine, cuncta resigno.

Es ist eine Demission in klarster Form, welche der Dichter einreicht: wenn ich durch mein Verhältnis zu dir zum Unfreien werde wie der Fuchs dort, so verzichte ich auf alles, — meine ganze Stellung bei dir und das Sabinum, über das der Dichter doch sonst sich so sehr freut, wie Walther von der Vogelweide über sein Lehen.

Dies muß der Dichter sagen, und er bekräftigt, daß es ihm ernst sei, indem er sogleich fortfährt:

nec somnum plebis laudo satur altilium, nec
otia divitiis Arabum liberrima muto.

Die nun folgenden Verse

saepe verecundum laudasti, rexque paterque
audisti coram nec verbo parcius absens:
Inspice si possum donata reponere laetus

scheinen mir von unseren Kommentatoren nicht ganz richtig aufgefaßt zu werden. Der Sinn des Inspice si possum donata reponere laetus kann nur ein negativer sein: du kannst dir wohl denken, daß ich, was ich deiner Freundschaft verdanke, ungern zurückgebe, aber ich muß, müßte es thun. Es wird deshalb (Kühner, Ausführliche Gramm. S. 946) wohl possim zu lesen sein. „Du hast mich oft als verecundus, als einen Mann von Takt und Feingefühl gelobt, und ich meinerseits habe dich — in deiner Gegenwart und wenn du nicht zugegen warst — wie einen König und Vater geehrt: sieh selbst zu, ob ich, was du mir geschenkt, gern zurückgeben könnte." Die andere, gewöhnliche Auffassung: du kannst ja die Probe machen, ob ich es fröhlich thun kann, d. h. ich kann, könnte es fröhlich thun, wäre, man verzeihe den Ausdruck, sackgrob, und nichts weniger als verecundum. Und doch ist diese Epistel sonst ein wahres Muster feiner Einkleidung einer herben Wahrheit. v. 1—15 wird der Thatbestand ausgesprochen mit Hervorhebung der Gesundheitsrücksichten, v. 14—19 wird an der Anekdote von dem kalabrischen Wirt humoristisch gezeigt, wie der Edle und Feingebildete nicht schenken darf, und daran anknüpfend v. 24 in der Form einer allgemeinen Bemerkung die feine Andeutung gemacht, daß der Dichter, indem er sein Verhältnis zu Mäcenas nicht zur unwürdigen Klientel werden lasse, gleichermaßen seines hohen Freundes und seine eigene Ehre im Auge habe: eine Erklärung, deren verborgene Schärfe mit den mutwillige Reminiscenzen (inter vina fugam Cinarae maerere protervae) aufrufenden Versen 25 ff. gemildert wird. Dann folgt die gerade zum Ziel hinführende Fabel vom Fuchs, und wenn die der Sache wie dem Ausdruck nach gleich nachdrückliche Erklärung, ernsthaft, unumwunden, eine Lebensfrage stellend v. 34—38 gemacht ist: mildert der Dichter sie so viel er kann ohne sie zu schwächen mit dem homerischen Citate 40—43 und dem allgemeinen Satz parvum parva decent und dem harmlosen

mihi iam non regia Roma,
Sed vacuum Tibur placet aut imbelle Tarentum

gleich als wenn es sich nicht um einen sehr viel ernsteren Entschluß und sehr viel ernstere Motive gehandelt hätte. Dann folgt bis zum

Schluß v. 95 die gutgelaunte, breit ausgesponnene Erzählung von Volteius Mena, unter dem der Dichter sich selbst parodiert: H. erkennt sich damit dem Mäcenas gegenüber eine Stellung zu, wie sie Mena dem Philippus gegenüber hatte, der geringe Mann dem großen gegenüber, schließt aber mit einer scheinbar nur ganz allgemeinen Wahrheit v. 95—98:

qui semel adspexit, quantum dimissa petitis
praestent, mature redeat repetatque relicta:
metiri se quemque suo modulo ac pede verum est,

die aber Mäcenas sehr wohl verstanden haben wird oder vielmehr, da ihr Verhältnis in der That nicht getrübt wurde, verstanden hat. Die Epistel macht somit ihm, wie dem Horaz, alle Ehre.

I, 14. vilice silvarum.

Verwalter meiner Forsten —: ob er einen wirklichen vilicus gehabt hat, möchte man fast bezweifeln: dieser ist nur eine passende Fiktion für den poetischen Zweck: die Wirklichkeit werden wohl die quinque boni patres sein, welche auf oder hart an dem Grundstück ihre Feuerstelle hatten und nach Varia auf Arbeit gingen. Zu besorgen gab es nach der 16. Epistel unseres Buchs auf dem Fundus nicht viel.

Am Schluß der Epistel v. 78 ff.

„Ipse deus, simulatque volam me solvet.“ — Opinor,
Hoc sentit: moriar. Mors ultima linea rerum est.

werden die Worte Opinor gemeiniglich als Schlußbemerkung des Dichters aufgefaßt. Dann sind sie bis zum Abgeschmackten matt: vielmehr wird man sie als Worte des Pentheus aufzufassen haben: — „Aha (opinor), er meint: ich kann sterben. Und freilich der Tod ist aller Dinge Schluß und Grenze.“

8. Die Apotheose des Augustus.

(Daheim.)

Die Szene, welche die — nebenstehend abgebildete — sogenannte Gemma Augustea der Wiener Sammlung darstellt und die man sich gewöhnt hat, die Apotheose des Kaisers Augustus zu nennen, weil uns in derselben der mächtige Mann in einem Augenblick großen Erfolgs in idealer Auffassung und also nach antiker Weise in der Umgebung von Gottheiten gedacht vor Augen gestellt wird, erinnert uns an eines der interessantesten, bedeutungsvollsten und wohlthätigsten Menschenleben, von denen die Geschichte zu melden weiß: ein Menschenleben, das der wissenschaftlichen Forschung wie der populären Betrachtungsweise immer neue Seiten darbietet, und das auf mehrfache Weise auch in die Entwicklung unseres eigenen Volkes eingegriffen hat.

Von Kaiser Augustus hat auch der sonst wenig Geschichtskundige eine gewisse Vorstellung: man kann ihn in gewissem Sinne zu den populären Gestalten der Weltgeschichte zählen. Schon ein Kirchenschriftsteller des zweiten Jahrhunderts, der Bischof Melito von Sardes, findet es bedeutsam, daß das Christentum, das er als eine der Monarchie natürlich verwandte Philosophie bezeichnet, zur Zeit des Augustus, der Zeit der höchsten und friedlichen Blüte des römischen Reiches erschienen sei, und unsere mittelalterlichen Geschichtschreiber knüpfen bekanntlich die deutschen Könige als römische Kaiser ganz unmittelbar an diesen ersten römischen Kaiser an: „im Jahre der Menschwerdung 1152 wurde der Herzog Friedrich von Schwaben von den Fürsten zum König gewählt und regierte als der 94te seit Augustus," lesen wir z. B. bei Otto von Freising oder seinem Fortsetzer.

Der Vorgang, den die Gemme darstellt oder den sie idealisiert, fällt in den letzten Teil dieses Lebens, in das Jahr 8 n. Chr., welches man als das 30ste seiner Regierung — seit der Entscheidungsschlacht von Actium 31 v. Chr. — bezeichnen kann, — in eine Zeit also, in welcher die Monarchie festgegründet war: und man kann sagen, daß diese Darstellung selbst dafür ein klassischer Ausdruck — ein klassischer Ausdruck des schon durchaus monarchisch gewordenen Zeitbewußtseins sei. Ein großer Sieg ist nach langem und mühevollem Kampfe erfochten worden. Im Jahre 6 n. Chr. hatte der Stiefsohn des Kaisers, der, nachdem das Cäsarische Haus durch eine Reihe von Todesfällen verödet war, allein für die Nachfolge übrig blieb, Tiberius Claudius Nero, die Lösung der damals wichtigsten Frage auswärtiger Politik,

die Brechung der wachsenden Kräfte Germaniens übernommen: wie er aber so weit war, das Reich des Markomannenkönigs Marbuod, den ersten eigentlichen Germanenstaat von dem wir wissen, von zwei Seiten zugleich anzugreifen und den Sitz dieses Staates, das Land Böhmen, zu überwältigen, brach in dem benachbarten Lande Pannonien ein großer Aufstand los, der, alsbald nach Dalmatien hinübergreifend, das ganze Land von der mittleren Donau bis zum adriatischen Meer



und den Nordostgrenzen des italischen Landes selbst in einen Feuerherd der Empörung und des Volkskrieges verwandelte und die große strategische Kombination, mit welcher Tiberius die Macht Marbuods zu überwältigen gedachte, über den Haufen warf. Die Lage war überaus kritisch, wenn Marbuod gemeinschaftliche Sache mit diesen aufständischen Nationen machte: daß er es nicht that, sondern der Versuchung, mit den Römern als Gleicher mit Gleichen einen Friedensvertrag abzuschließen, den Aufstand nicht unterstützte und

nicht benutzte, war für Rom ein großer Glücksfall und zugleich ein Beweis der hohen staatsmännischen Befähigung des Tiberius. Auch so brauchte man mehrere Jahre 6—8 n. Chr., den gefährlichen Krieg zu beendigen. Jetzt aber ist er zu Ende: aber nicht der höchstverdiente, der Sieger in zahllosen Gefechten und in dem großen Kriege, Tiberius, ist die Hauptperson auf der durchaus von monarchischem Geiste getragenen Komposition. Wohl steht die geflügelte Siegesgöttin ihm zur Seite, aber er steigt vom Wagen herab, in der bescheidenen Haltung des Unterthans, ein Blatt oder etwas der Art in der Hand, das Gesicht nach dem Imperator hingewendet, welcher deutlich genug als der eigentliche Sieger, als derjenige, dem alles im Staate, auch der Sieg, gehört, gekennzeichnet wird. Er sitzt auf dem Throne, die Göttin Roma ihm zur Seite, zu seinen Füßen der Adler Jupiters, den Tacitus mit so viel Nachdruck den „römischen Vogel" nennt: neben ihm, hinter und unter seinem Throne Gestalten, welche den Frieden und die ruhige Geschäftigkeit und ihren Segen vorstellen oder andeuten; eine mächtige Gottheit hält den Kranz in schwebender Haltung über seinem Haupte; vom Himmel her leuchtet das glückliche Sternbild, unter welchem der Kaiser geboren ist. Der Mann, der vom Wagen steigt, schon den 50igen nahe, wird dem Kaiser einst — noch sechs Jahre sind diesem in den Sternen zugeschrieben — in seinem hohen Amte folgen: er ist schon durch Adoption ins Haus der Cäsaren übergetreten. Der neben dem Wagen steht, ist Tiberius' Neffe Germanikus, — der Sohn des im J. 9 v. Chr. in Deutschland verstorbenen Drusus Germanikus — den Tiberius nach Augustus' Geheiß in demselben Zeitpunkt, wo er selbst von Augustus adoptiert worden, zum Sohne und künftigen Nachfolger angenommen hat: es sind drei imperatorische Männer auf dem Bilde vereinigt und man kann also wohl sagen, die Abbildung atmet nicht nur einen monarchischen, sie atmet einen entschieden dynastischen Geist, und es hätte der kontrastierenden Szenen des unteren Teils, der Zurüstungen zur Errichtung eines militärischen Siegeszeichens, der Herbeischleppung pannonischer Gefangenen nicht bedurft, um uns zu sagen, daß hier ein großer Sieg der herrschenden Roma und der regierenden Dynastie verherrlicht werden soll.

So läßt sich ohne Zwang der Gedanke, der bei dieser Komposition dem Künstler vorgeschwebt hat, fassen. In dem Augenblick, welchen sie festhält, stand Cäsar Augustus in der That auf der höchsten Höhe seiner Macht, welche zusammenfiel mit der tiefgreifendsten Wirksamkeit des römischen Reichs. Man pflegt wohl — und in gewissem Sinne mit Recht — auf die Huldigungen, welche Schmeichelei, Furcht oder Gewohnheit den Mächtigen darbringt, vom Standpunkt historischer Würdigung geringes Gewicht zu legen, und es ist bekannt genug, zu welchem Zerrbild diese dem Imperator dar-

gebotenen Huldigungen unter den nachfolgenden Cäsaren geworden sind. Sie trugen schon dem C. Julius Cäsar und noch mehr dem Augustus gegenüber einen für unser Gefühl einigermaßen befremdenden Charakter. Wir wissen, wie die Dichter ihn ohne Weiteres mit dem überlieferten mythologischen Apparat als Gott behandeln und zwar thut dies nicht bloß der knechtische Ovid und der weiche Virgil, sondern auch Horaz, der sich auch in der neuen monarchischen Ordnung der Dinge, wo alles nach dem kräftigen Ausdruck des römischen Geschichtsschreibers „dem Knechtstum sich entgegenstürzte", die Unabhängigkeit des gebildeten Mannes, der zu verzichten und sich zu bescheiden weiß, bewahrt hatte: ja dieser letztere thut es auf eine Weise, aus der man wohl erkennt, daß hinter den den Mächtigen zum Gott erhebenden Worten, den Worten der dichterischen Apotheose eine wirkliche Empfindung, ein tieferer Gedanke sich verbirgt, und bloße leere Schmeichelei war es auch nicht, wenn in den Provinzen allenthalben Heiligtümer des Augustus und der Göttin Roma, so wie sie auf unserem Bilde vereinigt gedacht sind, sich erhoben, und schon bei seinen Lebzeiten ein Augustuskultus sich verbreitete, der nach seinem Tode noch mehr Nachdruck und Ausdehnung gewann. Dieser monarchische Kultus, der ganz unzweifelhaft populär war und dem sich die biegsamen und schmiegsamen Formen und Formeln des Polytheismus willig zur Verfügung stellten, war — darüber kann man sich bei näherer Betrachtung nicht täuschen — der nicht etwa befohlene oder erzwungene, sondern im wesentlichen durchaus freiwillige Ausdruck des Wohlgefühls, welches der nach den kriegerischen Wirren dreier Generationen durch Octavianus Augustus' Verdienst hergestellte Friedenszustand hervorrief. So empfand der eigentliche Römer, — die Bevölkerung Italiens, für welche der Sturz der Aristokratie, des Optimatentums eine Wohlthat war und welche ihren eigenen italischen Boden jetzt nicht mehr als Kampfplatz für den ehrgeizigen Hader der Großen herzugeben brauchte — die unterworfenen Völker, die Provinzen aber bekamen jetzt erst die Segnungen eines sicher geordneten Friedenszustandes zu empfinden, der sich über den ganzen Raum der von der Natur so mannigfaltig gesegneten, mit den Errungenschaften einer nach Jahrtausenden zählenden Kultur ausgestatteten Mittelmeerländer erstreckte. Die Bevölkerungen hatten davon eine klare Vorstellung: recht deutlich tritt dies bei dem Aufstand hervor, der nach dem Sturze des cäsarischen Hauses die Rheingegenden und Gallien ergriff: „werden, was die Götter verhüten mögen, die Römer geschlagen" — so lassen sich die Vertreter der Friedenspartei unter den Galliern vernehmen — „was kann dabei herauskommen, als Kriege aller Nationen untereinander?" Sie stellen die Frage ob Freiheit, ob Friede und ziehen, da beides zusammen sich nicht behaupten läßt, den Frieden, das hieß das römische

Imperium vor. Es war das tiefe Gefühl der Segnungen des allgemeinen Friedenszustandes, den die Monarchie, die Monarchie mit gesicherter Nachfolge, verbürgte, was jene überschwenglichen Huldigungen hervorrief. Es läßt sich wohl die Frage aufwerfen, wie der Mann selbst in seinem Inneren sich gegenüber diesen Huldigungen und göttlichen Ehren, an welche unser Bild erinnert, verhalten habe? ob er sich von dem Idealismus, der halb poetischen, halb religiösen Auffassung der neuen Gewalt und Staatsform, die sich in denselben ausspricht, selbst irgendwie ergriffen gefühlt habe, wie man — freilich mit Unrecht — von Alexander dem Großen behauptet hat, daß er an seine göttliche Abkunft, die ihm in Ägypten durch Priestermund geoffenbaret worden, selbst geglaubt habe.

Die bekannte Erzählung in der Biographie des Suetonius berichtet, daß Augustus, als er im 75. Jahre eines von beispiellosen Erfolgen und Ehren erfüllten Lebens dem allgemeinen Lose der Sterblichen anheimfiel, an die Vertrauten, die an seinem Sterbelager standen, noch die scherzende Frage gerichtet habe: ob sie meinten, daß er die Komödie des Lebens, den Mimus vitae, mit Geschick zu Ende gespielt habe? Dies würde eine sehr kühle, sehr skeptische, sehr realistische Auffassung des menschlichen Lebens und der Aufgabe, die dasselbe ihm, dem ersten Manne seines Zeitalters, gestellt hatte, beweisen und ob er nun in seinen letzten Augenblicken eine Äußerung dieser Art gethan habe oder nicht, daran ist kein Zweifel, daß er in der That diese kühle und realistische Anschauungsweise gehabt hat. Man darf weiter gehen und sagen, daß sein Lebensgang von Anfang an diesen Realismus ihm aufgezwungen, für eine idealistische Auffassung keinen Raum gelassen habe. Als ein 19jähriger Jüngling oder Knabe nach römischer Ausdrucksweise, plötzlich, trat er die verhängnisvolle Erbschaft an, für welche ihn der Diktator, sein Großoheim und Adoptivvater C. Julius Cäsar erst sorgfältig hatte ausbilden wollen: diese Erbschaft abzulehnen, war unmöglich, sie annehmen setzte ihn sofort denselben Gefahren aus, denen Cäsar soeben erlegen war: vor allem aber brachte seine Stellung als Erbe und Adoptivsohn Cäsars ihn nun in die Mitte eines Wirrsals sich bekämpfender selbstsüchtiger Interessen, wo er, der Jüngling, die Menschen sofort von ihrer schlechtesten Seite kennen lernte und von Anfang an mit diesen schlechtesten Seiten der Menschennatur rechnen mußte. Indem er das Erbe Cäsars und dessen Verpflichtungen mutig antrat, gewann er Gunst beim Volk und bei den Veteranen, die in ihm zugleich den Rächer ihres ermordeten Feldherrn sahen; er bietet sich der Senatspartei als Werkzeug gegen den ersten der cäsarischen Vertrauten, Antonius, der den Versuch machte, Cäsars Stelle ohne dessen hohen Geist im Sinn eines vulgären Ehrgeizes weiterzuspielen; als die Optimaten Miene machen, ihn zu beseitigen, nachdem er ihr Geschäft

gegen den Antonius gemacht hatte, verbündet er sich ohne Bedenken mit dem von ihm geschlagenen Antonius gegen den Senat. Um sich zu behaupten, muß er Freund und Feind binnen kurzer Frist zweimal wechseln und so rasch verhärtet sich auch ein noch jugendliches Gemüt in dieser Welt kaltherzigen Ehrgeizes und rücksichtsloser Selbstsucht, daß er ohne weiteres seine Einwilligung zu den Ächtungen der Gegner gab und zuließ, daß auch in seinem Namen Blut in Strömen vergossen wurde. Hier war nirgends ein Mann, ein Name, eine Sache, an welche ein edler Enthusiasmus hätte anknüpfen können; selbst die Grundlage seiner Stellung, die Pflicht, das Blut seines Adoptivvaters, des Diktators, an dessen Mördern zu rächen, hatte nichts was man mit Idealem in Beziehung bringen könnte; über die leidenschaftlichen Männer alle aber, welche von den verschiedenen Parteistellungen aus sich bekämpften, hatte er einen Vorteil, der ihm den schließlichen Sieg verbürgte: er selbst hatte keine starken Leidenschaften und keinen Enthusiasmus. Dies verschaffte ihm auch im zweiten Teil seiner Laufbahn, von der Schlacht bei Philippi 42 v. Chr. bis zur Schlacht bei Actium 31 v. Chr. die entschiedene Überlegenheit über alle seine Gegner, und namentlich über den gefährlichsten derselben, den Antonius, dem er an militärischem Geschick und an natürlicher Kraft nicht gewachsen war. Und dies ist ein weiteres Moment, das den Octavianus zum kalten, rechnenden, geduldigen Realisten machte: er mußte vielfach andere für sich handeln lassen, da ihm die physische Kraft, die Frische der Gesundheit wie die unmittelbare Kriegsaktion sie verlangte, nur in spärlichem Grade zugemessen war: ein schöner Mann von gewinnender Anmut des Bezeigens war er doch niemals ein ganz gesunder Mann. Dadurch gewöhnte er sich, an sich zu halten, sich zu beherrschen, durch langes und einsames Denken oder ruhiges Ratschlagen mit wenigen Vertrauten über seine Zwecke und über die Mittel zu diesen Zwecken völlig mit sich ins Reine zu kommen. Er übereilte nichts: über ein Jahrzehnt hatte er den Antonius neben sich, den er doch schon frühe von seinen schlimmsten Seiten kennen gelernt hatte, er vertrug, verständigte sich lange Jahre mit ihm und wartete, bis dieser leidenschaftliche und schlechte Mann sich selbst ruiniert hatte. Mit dem Siege bei Actium trat Octavianus seine eigentliche Regierung, die Alleinherrschaft an, ein 33jähriger Mann, und er bekleidete sie nun noch volle 42 Jahre lang. Die Natur dieser Herrschaft, welche ein beständiges Rücksichtnehmen, ein vorsichtiges Benutzen der Menschen, ein Zurschautragen falscher, ein Zurückdrängen wirklicher Gefühle und Empfindungen verlangte, ließ bei einem Manne, der in früher Jugend die Menschen von ihren schlechten oder zum mindesten ihren schwachen Seiten kennen gelernt hatte, keinen Enthusiasmus und keinen idealen Schwung zu: schon deswegen nicht, weil sie dem Regenten ein ungeheures Detail, eine

erdrückende Masse von Einzelarbeit auferlegte. Daß er dieser sich mit voller Hingebung widmete, ist zweifellos, und man erhält den Eindruck, daß diese strenge Arbeitsamkeit im Dienst der ihm gestellten Regentenaufgabe das Ideale in seinem Leben gewesen sei, dessen kein bedeutendes Menschenleben völlig entbehren kann. Während Dankbarkeit, Schmeichelei, Eigennutz ihm alle denkbaren Ehren entgegentrug und aufdrängte, blieb er in seinem Leben — seiner Wohnung, Kleidung, Nahrung einfach: in 40 Jahren hatte er zu Rom dasselbe Schlafzimmer Sommer und Winter im Gebrauch und den monarchischen Glanz scheint er geflissentlich gemieden zu haben, geschweige, daß jene monarchischen und göttlichen Ehren ihn in seinem innersten Bewußtsein tiefer berührt hätten, ihn, den die unaufhörlich sich folgenden Verschwörungen und Attentate stets an den Gegensatz zwischen den Ehren und den Gefahren seiner Stellung mahnten. Eins aber vor allem kam hinzu, um diesen Mann, der in der Welt eine Stellung einnahm, wie niemals vor ihm ein Sterblicher, selbst Alexander der Große nicht, sie gehabt, bei jener realistischen, kritischen Lebensanschauung festzuhalten, die sich in jenem angeblichen letzten Worte des Sterbenden ausspricht: es war der schroffe Gegensatz öffentlicher Erfolge und häuslichen Mißgeschicks, der seinen Lebensgang charakterisiert. Das Schicksal hatte ihm einen Sohn versagt; seine einzige Tochter, ein unbändiges Weib, das den Versuchungen der hohen Stellung nicht gewachsen war, mußte er schließlich gänzlich aus seiner Nähe verbannen und verstoßen; seine Enkel Cajus und Lucius Cäsar, die er besonders gern um sich hatte, wie andere ihm nahestehende Verwandte starben ihm einer nach dem andern weg, und er empfand dies schwer: denn aus allem, was uns überliefert ist, aus der Färbung der Worte und Äußerungen, die ihm zugeschrieben werden, können wir schließen, daß eine gemütliche Ader in ihm schlug, wie er denn auch seinen Klienten und Sklaven gegenüber als ein milder gutmütiger Herr galt.

So macht uns die Szene, welche das antike Kunstwerk uns vergegenwärtigt, doch noch einen anderen und einen ernsten Eindruck. Es ist kein glücklicher Mann, der den Siegeskranz dort empfängt. Und wie könnte es anders sein? Eine Stelle in der Geschichte der Menschheit wie Augustus sie einnimmt — eine Wirkung auf viele Jahrhunderte und Jahrtausende hinaus kann nur mit vielen Opfern an Menschenglück und vor allem nur mit Verzicht auf einen reichlichen Teil eigenen Glücks gewonnen werden.

9. Oliver Cromwell.

(Daheim.)

Wenn man sonst häufig und mit einer gewissen Vorliebe zum Gegenstande wissenschaftlicher Abendunterhaltungen oder wissenschaftlicher Erholungslektüre sich litterarische oder künstlerische Berühmtheiten wählt, und aus Gründen, denen ich ihr Recht nicht absprechen will, ferne hält, was zu tief in die politischen und kirchlichen Kontroversen hineinführen könnte, so will die folgende Darstellung sich recht im Gegensatze dazu die Aufmerksamkeit des Lesers für die Betrachtung eines Menschenlebens erbitten, das ganz und gar von den religiös-politischen Kämpfen einer harten Zeit erfüllt und umgetrieben uns den vollen, ja furchtbaren Ernst der Gegensätze vor Augen stellt, die seit jetzt bald vier Jahrhunderten das europäische Leben — auch das unsere noch — bestimmen und bewegen. Daß einem Lebensbilde des großen puritanischen Kriegs- nnd Staatsmannes, der uns heute beschäftigen soll, das Interesse der Leser in diesen Tagen fehle, fürchte ich nicht. Auch wenn nicht in diesen unseren Tagen, weit mehr als z. B. während des ganzen vorigen Jahrhunderts, die großen Fragen des Gemeinschaftslebens in Staat und Kirche sich unserer Aufmerksamkeit fast gewaltsam aufdrängten: so ist doch dieses Menschenleben an und für sich ein Bild, das niemanden kalt lassen kann. In ländlicher Umgebung, in den mittleren Volkskreisen Englands wächst da im Anfang des 17. Jahrhunderts ein Mann heran, dem alles einen höchst gewöhnlichen Lebensgang vorzuzeichnen scheint; eben der bescheidenen Tüchtigkeit im engen Kreise verdankt er es, daß ihn das Vertrauen seiner Mitbürger — schon hat er sein vierzigstes Lebensjahr überschritten — in jenes Parlament von 1640 schickt, in welchem der große Kampf zwischen Königtum und Parlamentsmacht zur Entscheidung reifte. Zwölf Jahre später ist das Mitglied für Cambridgetown der gefürchtete Herrscher der drei Reiche von Großbritannien, und als er, nach sechs weiteren Jahren, nur eben an der Schwelle des Greisenalters angelangt, in sein Grab sinkt, fehlt ihm der königliche Name nur, weil er selbst ihn verschmäht hat. Unsere landläufige Geschichtsrhetorik, welcher seit lange die Verbindung einer großen politischen Wirksamkeit mit tiefen religiösen Impulsen ganz unverständlich geworden war, ist mit diesem Menschenleben schnell im Reinen gewesen: sie sah eine Herrscherlaufbahn und sprach von zügellosem Ehrgeiz; sie sah einen Mann, der nicht bloß an Sonntagen an Gott glaubte und nicht in den konventionellen Formen ihm diente,

und sprach von Heuchelei; dergleichen Worte haben dann selbst über einen Historiker wie Guizot eine gewisse Herrschaft ausgeübt, wie sie überlieferte, oft wiederholte Schlagworte so leicht gewinnen; erst englischem und deutschem Forschergeist, Thomas Carlyle und Leopold Ranke war es vorbehalten, einem der größten Männer der neueren Geschichte gerecht zu werden.

Die Jugendgeschichte Oliver Cromwells giebt uns weiter nichts Bemerkenswertes zu erzählen. An der Scheide zweier Jahrhunderte, 25. April 1599, wurde er geboren zu Huntingdon, einer unbedeutenden Stadt einer der östlichen Grafschaften von England, der Sohn eines Gutsbesitzers und Landedelmannes, Robert Cromwell; er besuchte dort die lateinische Schule; in seinem 17. Jahre, am 23. April 1616, demselben Tage, an welchem zu Stratford William Shakespeare starb, trat er als Fellow in das Sidney-Sussex-College zu Cambridge ein. Aber schon im folgenden Jahre rief der Tod seines Vaters, der eine zahlreiche Familie — neben Oliver sechs Töchter — hinterließ, den 18jährigen nach Hause zurück. Es ist durchaus fraglich, ob er, wie da und dort zu lesen, noch einige Zeit in London zugebracht, und dort sich, wie allerdings von manchem jungen Manne seines Standes geschah, bei irgend einem der dortigen Gerichtshöfe einige Kenntnis des Rechts erworben hat, und noch fraglicher ist das ausschweifende Leben, das für eine gewisse Geschichtschreibung zum herkömmlichen biographischen Apparat bei bedeutenden Männern zu gehören scheint, und für das man hier so recht weder Ort, noch Zeit, noch Autorität beibringen kann. Er verwaltete das väterliche Gut, heiratete 1620, 21 Jahre alt, die Tochter eines wie es scheint wohlhabenden Londoner Kaufmanns, und lebte nun als Landwirt nach der Weise seines Vaters, mit nur wenig Unterbrechung, zu Huntingdon, St. Ives, Ely, ohne daß man aus seinem Leben etwas anderes, als einen Kaufakt etwa, die Geburt eines Sohnes, einer Tochter konstatieren kann. Indes das allgemeine europäische Leben, und mit ihm das englische insbesondere, ging in tiefer und heftiger Strömung, und seine Verwicklungen berührten lebhaft gerade jene mittleren Kreise des englischen Volkes: ein rein privates Leben war einem Manne von dieser Lebensstellung ebenso wenig und noch weniger möglich, als es dies heutzutage sein würde. Vor allem eines legte sich jedem Manne mit gebieterischer Notwendigkeit auf: er mußte Stellung nehmen zu den großen kirchlichen Fragen, welche keine Neutralität zuließen. Im 16. Jahrhundert war der Riß geschehen, welcher die abendländische Christenheit, die Trägerin der welthistorischen Bewegungen, in zwei große Heerlager schied, und jedem Lande und jeder Menschenseele die Frage vorlegte, wie sie sich zu dem, was wir kurz die Reformation zu nennen gewöhnt sind, stelle. Man kennt die wenig ehrenvolle Weise, in welcher England vom Zusammenhange der katholischen

Kirche losgerissen wurde, und wie sich nun dort eine Kirchenverfassung ausbildete, welche in Beziehung auf die Lehre, das Dogma, und wegen ihrer feindlichen Stellung zum Papste, protestantisch zu nennen war, in Beziehung auf das Äußere des Gottesdienstes und die Bedeutung der hierarchischen Gliederung des Klerus aber der römisch-katholischen Kirche sich nahe hielt: ein Mittleres, Halbes, das aber eine gewisse Festigkeit gewann durch die lange und glorreiche Regierung der Königin Elisabeth, und nach und nach unter der höheren Gesellschaft wie unter dem niederen Volke sich einlebte. Allein in den mittleren Klassen des Volkes, welche eben in dieser Zeit mächtig aufstrebten, war man wenig befriedigt von dieser halben Reformation. Das Zurückgreifen auf die ersten Urkunden des Christentums, welches der deutschen Reformation eigen war, regte die Tiefen der Seele zu sehr auf, als daß man sich auf germanischem Boden lange mit jenem neuen Wein in den alten Schläuchen hätte begnügen können, und so hatte sich in Schottland wie in England längst eine Richtung gebildet, die sich heftig an dem stieß, was in der herrschenden anglikanischen oder bischöflichen Kirche von römischem Gottesdienst — Götzendienst wie sie sagten — übrig geblieben war, und die im Geiste der Zeit, welche keine Kompromisse vertrug, auf die einfachen Formen, die strengen Sitten, die Glaubensunmittelbarkeit der ältesten christlichen Gemeinde zurückstrebte. Diese Partei gewann unter dem Namen, den leichtfertige Gegner ihr schufen, als „Puritaner“ unter den englischen Mittelklassen große Verbreitung. Die kluge Elisabeth hatte sie geduldet, in ihrer gefährdeten Stellung konnte sie solche Bundesgenossen nicht missen; ihr Nachfolger, der zugleich in England und in Schottland König war, selbst gelehrter Theologe, Jakob I., Maria Stuarts Sohn, bekämpfte sie mit geistlichen und weltlichen Waffen. Er befeuerte dadurch nur ihren Eifer: was ihnen aber ganz besonders Schwung und Nahrung gab, war der gewaltige Kampf, der auf dem Kontinent entbraunt war, und der in Deutschland bereits in voller Flamme loderte, als der Zweite vom Hause Stuart, Karl I., im März 1625 den Thron bestieg.

Frühzeitig hatten diese Dinge auch Cromwell berührt, ohne daß wir das Wo und Wie im einzelnen anzugeben in den Stand gesetzt wären. Die theologischen Fragen — religiöse Fragen in einem weit strengeren Sinne als jetzt — bildeten das geistige Hauptinteresse der Zeit; man hatte die Bibel, in die man sich, noch nicht zerstreut durch die Masse der Bücher, mit voller Seelenkraft vertiefte; man redete ihre Sprache, man dachte auch das Alltägliche in ihren Formen. Wir wissen, daß in jenen Jahren Cromwell, wie in gleichem Lebensalter Luther, von religiösen Anfechtungen und Stürmen heimgesucht ward, welche seine Gesundheit erschütterten, so daß er ärztliche Hilfe suchen mußte: er fand Ruhe in der strengsten Form der calvinistischen

Auffassung des Christentums, welche durch die Unerbittlichkeit, mit welcher sie ihre Konsequenzen zieht, von jeher eine große Anziehungskraft auf starke Charaktere geübt hat.

Die eigentümlichen Verhältnisse Englands aber, wo das parlamentarische Wesen zum vollen Gefühle seiner Kraft erwacht war, wie die allgemeine Lage Europas, wo Katholizismus und Protestantismus eben zu einem Waffengange auf Leben und Tod einander gegenübertraten, gestatteten nicht, daß ein Mann von geistiger Bedeutung eine religiöse Überzeugung dieser Art in einem privaten, pietistischen Stillleben bethätigte: diese Überzeugung nahm ganz von selbst die Richtung auf die Politik, welche damals mehr als zur Hälfte zugleich Religionssache war. Nun ist bekannt, wie Karl I., der von seinem Vater eine haltlos hin und herschwankende auswärtige Politik, einen tiefverhaßten Günstling, und einige unglückliche Charaktereigentümlichkeiten geerbt hatte, gleich im Anfang seiner Regierung mit seinem ersten Parlamente in Zwiespalt geriet, weil dieses gegen die seitherige Praxis ihm die Hauptrevenue der Krone, die Eingangszölle, das sogenannte Pfund- und Tonnengeld nur auf ein Jahr bewilligen wollte; wie er dann, nachdem er zweimal das Parlament aufgelöst hatte, einem dritten, in welchem die puritanisch-parlamentarische Opposition bereits die Mehrheit hatte, und dem auch Cromwell angehörte ohne jedoch besonders hervorzutreten, die „Petition der Rechte" zugestehen mußte; wie dieses Parlament, als gleichwohl Karl nach seinen absolutistischen Gesichtspunkten zu regieren fortfuhr, in einer „Remonstration" gegen die vorhandenen Mißbräuche und ihren Urquell, den Herzog von Buckingham protestierte, welcher bald darauf durch den Dolchstoß eines Fanatikers endete: und wie alsdann Karl, nachdem er auch dieses Parlament aufgelöst hatte, elf Jahre lang (1629—1640) ohne Parlament regierte. Es schien, als könne dem König, der durch gute persönliche Regenteneigenschaften, energische Minister und servile Richter unterstützt war, gelingen, was gleichzeitig dem Kardinal Richelieu in Frankreich gelang: die Aufrichtung einer im wesentlichen absoluten Königsgewalt, welche sich auf ein energisch durchgeführtes Staatskirchentum, den Episkopalismus, stütze.

Während dieser ganzen Zeit, 1629—1640, hören wir von Cromwell wenig. Er fährt fort zu säen und zu ernten, und führt ein privates Leben, wenngleich nach gelegentlichen Äußerungen aus späterer Zeit nicht daran zu zweifeln ist, daß ihm der wechselvolle Gang des kontinentalen Krieges, die Schlacht bei Lützen, der Tod des großen Schwedenkönigs Gustav Adolf, der kühn die Rolle übernommen hatte, welche der religiöse und patriotische Ehrgeiz der eifrigen Protestanten in England und Schottland gern dem eigenen Land und König zugewiesen hätte, einen eben so tiefen Eindruck machte, wie die Gewaltakte, in welchen das parlamentslose, monarchische Regiment sich

manifestierte, und daß ihm eben in jener Zeit seine religiös-politische Überzeugung zu unzerbrechlicher Festigkeit gedieh: in den paar Briefen, die aus diesen Jahren erhalten sind (1636), findet sich keine unmittelbare Anspielung auf die Politik. Er spricht nur im allgemeinen von „diesen schweren Zeiten, wo die Gottesfürchtigen von den Feinden der Wahrheit unterdrückt werden,“ und scheint eifrig am Werke, dem religiösen Bedürfnisse derer, welchen das herrschende Episkopalsystem widersagte, durch Stundenhalter, Lecturers, die rechte Seelenspeise in seinem und ihrem Sinne verschaffen zu helfen. Wir wissen außerdem, daß er in lokalen Fragen mit Mut und Nachdruck das Interesse seiner Heimatgegend vertreten hat.

Es geschah nun im Jahre 1637, daß Karl I., scharfsinnig im einzelnen, aber ohne alle Fähigkeit, die Lage im großen zu würdigen, und beraten von einem ganz ehrlichen, aber unendlich beschränkten Geistlichen, dem Erzbischof Laud, den sehr thörichten Versuch wagte, auch in seinem zweiten Königreiche, in Schottland, wo weit mehr noch als in England Volksgeist und überliefertes Herkommen dem Espiskopalismus widerstrebten, das anglikanische System mit seiner Hierarchie und seinen Zeremonien in aller Strenge durchzuführen. Es ist vollkommen wahr, was Ranke sagt, daß man Karl I. und seinem Erzbischof unrecht thue, wenn man sie, wie von den Schotten geschah, beschuldige daß sie den Katholizismus hätten restaurieren wollen. Davon waren sie weit entfernt: der bornierte Laud war sein eigener Papst und hätte sehr ungern einen anderen über sich gesehen. Was sie aber wollten, war im Grunde viel schlimmer. Sie wollten dem Lande in kirchlichen Dingen allen Zwang und Druck einer autoritativen Uniformität auferlegen, ohne ihm doch daneben den großen Zusammenhang, das Universale, Gewaltige der katholischen Kirche geben zu können; zu dem Gedanken, daß in der Mannigfaltigkeit seiner Formen auch der Protestantismus etwas Allgemeines, Weltumfassendes und dabei etwas sehr Positives ist, vermochten sie sich nicht aufzuschwingen. Indem nun die Schotten wider „die papistische und prälatistische Faktion“ sich zur Wehre setzten, stellten sie dem Episkopalismus das presbyterianische System, Laienälteste, gewählte Prediger und eine demokratische Spitze, die „allgemeine Versammlung“ in aller Härte und Einseitigkeit entgegen; fast das ganze Land verpflichtete sich auf einen feierlichen religiös-politischen Akt, den sie in diesem Sinne erneuerten, den Covenant: und als nun Karl, um seine schwer gefährdete Autorität herzustellen, zu den Waffen griff, sammelte sich unter diesem Panier „für Christi Krone und den Covenant“ ein Heer, dem die königlichen Streitkräfte im Felde nicht gewachsen waren. Um seine Autorität gegenüber den Schotten herzustellen, sah Karl sich genötigt, im Jahre 1640 wieder ein englisches Parlament zu berufen.

Hier nun zeigte sich, daß die puritanisch-parlamentarischen Ideen, weit entfernt in den elf parlamentslosen Jahren an Stärke verloren zu haben, vielmehr mächtiger geworden waren, als je zuvor. Das erste nach elfjähriger despotischer Verwaltung verlangte dieses Parlament Abstellung der Mißbräuche und gerechten Beschwerden und Sicherheit gegen die Wiederkehr eines parlamentslosen Zustandes, ehe es dem König das Geld bewillige, das er gegen die Schotten bedürfe, mit deren Gesinnung aus religiösen Gründen die Mehrheit des Unterhauses und ein großer Teil auch der Lords sympathisierte. Karl gehörte zu den unglücklichen Naturen, die keiner ihrer Ideen definitiv entsagen können, die, halsstarrig ohne fest zu sein, immer wieder auf ihr erstes Wort zurückkommen: er wollte vor allem das Geld und gab in Betreff der Abstellung der Beschwerden doch nur sehr allgemeine Versprechungen; und als darauf das Unterhaus nicht einging, löste er dasselbe wieder auf. Eine große Aufregung bemächtigte sich jetzt des ganzen Landes. Die Schotten, welche fürchteten, daß, wenn der Absolutismus in England siege, auch ihre presbyterianische Kirchenverfassung, die sie sich erstritten und für welche sie jetzt erst sich recht erhitzten, zertrümmert werden würde, sammelten ihr Heer — Grauröcke mit blauen Mützen — zum zweitenmal und überschritten die Grenze. Diesmal kam es zu dem blutigen Zusammenstoß, den man das erstemal vermieden hatte. Die königliche Armee wurde geschlagen, der König mußte ein Abkommen mit diesen seinen Rebellen treffen, und, nunmehr als Besiegter, nochmals ein englisches Parlament berufen. Dies ist das berühmte lange Parlament, und unter seinen Mitgliedern war auch Cromwell; jetzt (1640) ein Mann von zweiundvierzig Jahren, ein Mitglied wie andere, einer von der Mehrheit, der gelegentlich, aber so viel ersichtlich, in keiner großen Frage das Wort nahm: ein höfischer Berichterstatter aus jener Zeit findet ihn, wie er da sprach, mit rauher, wenig wohlklingender Stimme, das Schwert nach der Sitte der Zeit an der Seite, von guter Gestalt, aber sehr gewöhnlich gekleidet; der Anzug müsse von einem Landschneider gemacht sein, kein Band am Hute; mit großem Eifer habe er gesprochen, man habe ihm aufmerksam zugehört. Die parlamentarische Niederlage des Königs war bald entschieden. Die Mehrheit richtete sich gegen den energischen und fähigen Mann, mit dessen Hilfe der König seine Pläne hatte durchsetzen wollen, den Lordstatthalter von Irland, Grafen Strafford: und so gewaltig war die andringende Flut, daß das Oberhaus und der König selbst das unerhörte Gesetz annehmen mußte, welches gegen diesen einzelnen Mann gerichtet war, dem man mit dem bestehenden Rechte nicht ans Leben kommen konnte, und daß er ihn selbst nicht zu begnadigen wagte. Strafford ward hingerichtet (12. Mai 1641) — das erste berühmte Opfer eines Kampfes, der bereits ein Krieg zu nennen war.

Der wirkliche Krieg, der erste Bürgerkrieg, 1642 bis 1646, ließ nicht lange auf sich warten. Rücksichtslos ging das Parlament in seinem Sinne vor; kein Zugeständnis des Königs genügte, weil keines rechtzeitig, keines aufrichtig gegeben war: ein höchst unglücklicher Schritt, dem König wie es scheint von seiner hochfliegenden Gemahlin, einer Tochter Heinrichs IV. von Frankreich eingegeben, der Versuch, einige widerwärtige Mitglieder des Unterhauses in dessen Lokale mit eigener Hand zu verhaften, führte den Bruch herbei. Im Januar 1642 entwich der König und pflanzte zu York seine Standarte auf, um welche sich nun alles sammelte, was der Tyrannis des Unterhauses entgegen, was dem König und der bischöflichen Verfassung, deren Abschaffung jetzt die Hauptforderung des Parlaments bildete, ergeben war, während das Parlament, vor allem auf die Hauptstadt gestützt, auch seinerseits ein Heer aufstellte.

Vier Jahre dauerte mit wechselndem Erfolg dieser Krieg, in welchem Cromwell von Anfang an eine bedeutende Rolle spielte. „Der kommt am weitesten, der nicht weiß, wohin er geht," — diese tiefsinnige Äußerung hat er später, am Ziele seiner wunderbaren Laufbahn angelangt, selbst gethan: und man verbaut sich in der That das Verständnis dieser, wie eigentlich jeder großen Persönlichkeit selbst, wenn man ihm einen von vornherein seiner letzten Ziele bewußten Ehrgeiz als leitendes Motiv unterschiebt. Man wird vielmehr den Schlüssel zu seiner großen Laufbahn und Stellung, und nicht zu seiner allein, in zwei Eigenschaften finden, welche selten in einem Menschen vereinigt, recht eigentlich geschichtliche Größe erklären. Völlig, unwiderruflich fest und entschlossen in der Grundrichtung seines Thuns, erging er sich doch nicht in weitschichtigen Plänen und Projekten: und er konnte eben darum stets die volle Kraft seines klaren Verstandes und seines starken Willens, ohne durch Neben- und Hintergedanken abgelenkt zu werden, immer auf die nächstvorliegende, unmittelbar zu vollbringende Aufgabe, konzentrieren. Er war darin ganz das Gegenteil des Königs, der in der Erledigung des Nächstvorliegenden mehr an das Fernerzuvollbringende, als an dieses Nächste dachte, und, wie alle Eigensinnigen, beständig Zweck und Mittel, Wesen und Formen verwechselte. Für einen Ehrgeizigen gewöhnlichen Schlages, einen Carrièremacher, an denen es auch damals nicht fehlte, boten die parlamentarischen Kämpfe und Intriguen das geeignete Feld: hier war Cromwell nicht besonders hervorgetreten: seine Zeit war erst gekommen, als der förmliche Bürgerkrieg, ein logisch klarer Zustand, eingetreten war. Er trat, 43 Jahre alt, in denselben ein mit völlig entschlossener Seele, für die Freiheit in seinem Sinne, also gegen die bischöfliche Verfassung und gegen die Überspannung der königlichen Prärogative, mithin gegen den König: den er nicht haßte und nicht verachtete, wohl aber von Anfang an richtig beurteilte als

einen Mann, mit dem keine Verständigung möglich war, weil er, wo immer er unterhandelte, die Durchführung seiner absolutistischen Ideen nur vertagte, höchstens augenblicklich zurückschob, kaum verleugnete, niemals aufgab.

Verfolgen wir kurz Cromwells militärische Laufbahn. Er beginnt, soviel wir sehen, ohne irgend welche besondere militärische Ausbildung, als Kapitän eines Trupps von 60 Reitern: er sorgt, daß seine Leute das ihrige erhalten, bezahlen, was sie verzehren, nicht plündern, auch nicht fluchen; wie Gustav Adolf betet er mit ihnen, legt ihnen wohl gelegentlich vom Pferde herab einen Psalm, eine Prophetenstelle aus: er ist die Seele der „östlichen Assoziation", welche eine Anzahl von Grafschaften umfaßte, und welche in der ersten Zeit die eigentliche Stütze der Parlamentspartei war. Er ist bei dem ersten Zusammenstoß zugegen: mit sicherem Blick erkennt er, noch in untergeordneter Stellung, sofort, was die Stärke des Gegners und die Schwäche der Parlamentstruppen ausmachte. Dem starken Impuls ritterlicher Ehre bei den „Kavalieren" haben die nur vom Pflug, vom städtischen Gewerbe hergekommenen Leute des Parlaments keine ebenbürtige moralische Kraft entgegenzustellen. Nur Eines giebt es, was diesem Motive der Ritterehre die Wage halten kann — die religiöse Überzeugung und Ergriffenheit, welche nur eine sehr oberflächliche Betrachtungsweise ohne weiteres mit Fanatismus zusammenwirft. Es gelingt ihm, aus Landwirten, Pächtern und Pächtersöhnen nach und nach ein Reiterregiment zusammenzubringen, dem er seinen eigenen Geist einzuhauchen versteht, — es sind die „Eisenseiten", Kürassiere in braunen Waffenröcken, der gewöhnlichen Tracht der Landwirte seiner Grafschaft. So findet man ihn schon im folgenden Jahre 1643 als Colonel Cromwell: ein Geist ernster Manneszucht, eifriger Frömmigkeit strengster Art — für jeden Fluch zahlte der Mann, der sich vergessen, zwölf Pence Strafe — herrschte in seinem Regiment und strahlte von hier über weite Kreise des Herres aus; seine Kapitäne wählte er mit strenger Rücksicht auf ihre persönliche, sittliche Integrität, „gottesfürchtige ehrliche Männer," und er riet anderen Obersten ebenso zu thun; er konnte später von diesen Reitern sagen, daß sie eigentlich niemals geschlagen worden seien. Ob einer dabei korrekt-presbyterianisch gesinnt war im Sinne der Parlamentsmehrheit, oder separatistisch, anabaptistisch, das kümmerte ihn wenig: er wallte auf, wenn man vom Standpunkte der presbyterianischen Kirchenpolizei aus den Laien das Predigen wehren wollte: warum sollten sie nicht reden, wovon ihnen das Herz voll sei? Schon kannte man ihn wohl im königliche Heere: „ist Cromwell bei Euch?" fragte der Befehlshaber der Königlichen, Prinz Ruprecht von der Pfalz einen Gefangenen vor der Schlacht bei Marston Moor (Juli 1644). Er war zugegen: seine Reiter entschieden den Sieg und trieben die feindlichen vor sich her: „Gott machte sie wie

Stoppeln vor unserem Schwert." Schön ist der Brief, in welchem er einige Tage nachher einem seiner Mitobersten anzeigt, daß dessen ältester Sohn gefallen sei; er selbst hatte schon einen seiner Söhne in diesem Kriege verloren: „ihr kennt meine eigene Heimsuchung auf diesem Wege;" „ihr vermöget alle Dinge," sagt er dem Kriegsgefährten mit den gewaltigen Worten des Philipperbriefes, die ihm stets gegenwärtig waren, „durch die Kraft Christi." Eigentümlich durchdringt sich in seinen Briefen das Geschäftliche mit dem Erbaulich-Betrachtenden: doch thut das letztere der knappen Klarheit des ersteren keinen Eintrag: er weiß, daß dieser Krieg kein Kinderspiel ist, und sehr bestimmt faßt er überall seine Befehle, seine Aufforderungen zur Übergabe, denen man anfühlt, daß ein entschlossener Manneswille hinter ihnen steht; die Äußerung, die man ihm zuschreibt, „wer sich nicht entschlossen fühle, den König im Getümmel, wenn er ihm begegne, niederzuschießen, wie jeden anderen Reiter, der sei nicht sein Mann," ist nicht gerade sicher verbürgt, aber sie entspricht ganz der Unerbittlichkeit und Unentrinnbarkeit seines Gedankenkreises, der alles Halbe ausschloß. Eigentliche Grausamkeit, persönliche Rachbegier etwa, ist ihm nirgends nachzuweisen: im Gegenteil, selbst Männer von der feindlichen Seite haben ihn gutmütig, goodnatured gefunden.

Die Schlacht bei Naseby, 14. Juni 1645, welche wiederum Generallieutenant Cromwell, der zwei Tage vorher eingetroffen, entschied, war die letzte, welche der König wagte. Im Jahre 1646 blieb diesem nichts mehr übrig, als zu den Schotten zu flüchten, und der erste Bürgerkrieg war zu Ende.

Es folgte nun eine verworrene Zeit, in welcher der König, besiegt und als Gefangener in den Händen zunächst des englischen Parlaments — die Schotten hatten ihn dieser Gewalt ausgeliefert — insofern mächtiger war als zuvor, als die Sieger — die presbyterianisch-gesinnte Mehrheit des englischen Parlaments und die Schotten — ihrem Siege keinen definitiven, rechtsgiltigen, gesetzlich-unanfechtbaren Abschluß geben konnten ohne ihn, den König. Sie gedachten jetzt ihre presbyterianische Kirchenverfassung mit Strenge durchzuführen, den König auf dies System zu verpflichten, und sich der Armee auf eine gute Art zu entledigen, welche zu einer selbstständigen Macht geworden war und in welcher eine ihnen sehr widerwärtige Ansicht, die nichts mehr von Landes- und Staatskirche wissen wollte, sondern nur noch von einer Kirche Gottes mit freien, unter sich unabhängigen Gemeinden und absoluter Gewissensfreiheit, weite Verbreitung gewonnen hatte. Das natürliche Haupt dieser Independenten war Cromwell, der in Beziehung auf die mystische Vertiefung in die Schrift ihre Richtung teilte. Und schon war die Armee dem Parlamente zu stark: man mußte ihren Forderungen sich bequemen. Aber die Versöhnung, welche zwischen Heer und Parlament

geschlossen wurde, war nur eine scheinbare. Eine gefährliche Krisis trat ein. In Schottland sah man sich um die ganze Frucht der Revolution betrogen, wenn die Independenten, die auch ihrerseits mit dem König unterhandelten, obenauf blieben; in England selbst schlug die Stimmung in der Hauptstadt wie im Lande um; unverkennbare Symptome einer beginnenden Reaktion traten hervor: in Irland stand noch eine königliche Armee unter Waffen: und eine Verständigung der Schotten mit dem gefangenen König gelang. In dieser gefährlichen Krisis, deren Ausgang über die Sache wie über das persönliche Geschick ihrer Führer entschied, schärften sich die Gegensätze aufs neue und in dem Heere wurde nun der Gedanke mehr und mehr herrschend, daß Gott den König, „den Mann des Blutes", mitsamt dem königlichen Namen verworfen habe. Cromwell sah die Gefahr: er hatte zur rechten Zeit dafür gesorgt, die Person des Königs in den Gewahrsam des Heeres zu bringen, wo derselbe übrigens von diesen eisernen Männern keine der Gemeinheiten zu erdulden hatte, in denen später die Werkzeuge des französischen Konvents sich gegen den unglücklichen Ludwig XVI. gefielen. Er nahm sein Heer zusammen und zog, wie immer klar das Nächstnotwendige ins Auge fassend, gegen die Schotten, überwand dieselben August 1648 bei Preston, zog in Edinburgh ein, entwaffnete das Land und kehrte nun als Herr der Lage nach England zurück. Rasch, mit furchtbarer Konsequenz entwickelten sich nun die Dinge. Ein Brief, den der König bei einem Fluchtversuch zurückgelassen, bestätigte, — nicht zum erstenmal — das Urteil, das Cromwell am 3. Januar jenes Jahres im Parlament, die Hand am Degenknauf, wie er zu sprechen pflegte, geäußert hatte: „der König ist ein Mann von vielem Geist und Gaben, aber so falsch und hinterhaltig, daß man ihm nicht trauen darf." Ein kurzes Ringen um die Macht — dann erfolgte der Staatsstreich. Die presbyterianischen Mitglieder wurden aus dem Parlamente entfernt: der Rumpf bestellte ein Tribunal, welches über den König zu Gericht saß: in furchtbarem Zusammenstoß der weltbewegenden Gegensätze fiel der König — in einem großen Kampfe „als Märtyrer für die Sache seines Volkes," wie er mit seinem letzten Worte, in aufrichtigem Glauben wie man nicht zweifeln darf, es aussprach. Und als sein Haupt gefallen (30. Januar 1649), hörte man Cromwell sagen: „Jetzt ist die Freiheit der Nation sicher gegründet;" er hat niemals später den geringsten Gewissensskrupel über diese Handlung geäußert, und man erschrickt fast, wenn man in einem Briefe, der nicht lange vor der Hinrichtung des Königs und offenbar mit Beziehung auf den Entschluß, den König zu richten, an einen jüngeren Parteigenossen geschrieben ist, die Worte liest, die nur ein Mann schreiben konnte, dem es Ernst mit seinem Christenglauben war: „Wenn der Herr sein Volk, wie er denn gemeinhin thut, davon

überzeugt hat, daß eine Handlung rechtmäßig oder vielmehr, daß sie Pflicht ist — und nun diese Überzeugung mit Gewalt sich auf das Herz legt — das ist Glaube, und in dieser Überzeugung handeln heißt handeln im Glauben."

England war also eine Republik, aber diese Republik war von den schwersten Gefahren umlagert. Den König enthaupten hieß, da Karl Söhne hatte, zugleich den König befreien; in Irland stand noch eine ansehnliche royalistische Truppenmacht im Felde; in Schottland, wo man bei der Rücksichtslosigkeit und Energie der englischen Independenten mit gutem Rechte für die alte Unabhängigkeit des Landes fürchtete, wurde Karl II. anerkannt, und England selbst war von Kräften erfüllt, welche der neuen Ordnung widerstrebten. Die einen verabscheuten den Königsmord und die Abschaffung der Monarchie und des Bistums — andere, alles geschichtlich Gewordene phantastisch überfliegend, träumten von einer Theokratie und allgemeinen Gleichheit aller Menschen: dazu kam, daß die Armee sich in ihrer Macht hatte fühlen lernen und keine Lust hatte, nach Irland zu gehen, wo die nächste Arbeit zu thun war.

Widerwillige Krieger bändigt nur ein Mann: Cromwell als Lordlieutenant übernahm den Befehl, er überwand, mehr mit Ernst als mit Strenge, erst den Widerwillen seiner Soldaten und befriedete dann in einem kurzen und glücklichen Feldzuge August 1649 bis Mai 1650 die Insel. Der populäre Schauder vor der Energie Olivers gründet sich hauptsächlich auf diesen irischen Feldzug, und freilich kommt das Entsetzen von selbst, wenn man liest, wie gleich bei der ersten Waffenthat, dem Sturm auf Drogheda, von 3000 Mann Besatzung kaum 30 am Leben blieben. Indes, wenn man näher zusieht, so findet man doch nichts, als daß er den Krieg mit der ihm, dem Kriege meine ich, eigentümlichen logischen Klarheit führte. Cromwell hat es nicht später zur Entschuldigung, sondern sofort gesagt, daß er damit — „mit dieser Bitternis," wie er sich ausdrückt — vielmehr Blutvergießen zu ersparen meine: in der That, je kürzer, desto weniger blutig, desto weniger zerstörend ist der Krieg. Seine Methode ist einfach: er fordert den Platz, vor dem er liegt, im Namen des Parlaments zur Übergabe auf, er bietet annehmbare Bedingungen — freien Abzug, aber nicht mit den Waffen, denn, so sagt er einem Kommandeur, der dies verlangt hat, sehr treffend, seine Aufgabe sei gerade die, ihm die Waffen aus der Hand zu nehmen; erfolgt die Übergabe nicht binnen leidlicher Frist, dann Kriegsrecht und keine Schonung: und da man seit dem Sturm auf Drogheda wußte, daß es damit Ernst war, so war die Unterwerfung der Insel binnen kurzer Zeit so gut wie vollständig. Das gerade Gegenteil von dem, was gewöhnlich gesagt wird, ist wahr: dieser Krieg, der bei weniger Energie über die Maßen blutig hätte

werden können, ist mit unverhältnismäßig wenig Blutvergießen zu Ende geführt worden, und dies ist um so anerkennenswerter, wenn man daran denkt, was vorausgegangen war. Ein eifriger Protestant an der Spitze einer Armee konnte leicht den Rachegedanken die Zügel schießen lassen; im Jahre 1641 hatte die eingeborne Bevölkerung Irlands mit dem doppelten Hasse der Religion und der Nationalität ein scheußliches Massacre unter den protestantischen und angelsächsischen Kolonisten angerichtet.

Von hier wendete Cromwell sich gegen die Schotten. Schwerlich ist wohl je einem entscheidenden Kampfe eine Korrespondenz vorausgegangen, wie die zwischen Cromwell und den schottischen Autoritäten gewechselten Briefe sind. „Lest doch, ich bitte Euch, das 29. Kapitel in Jesaias, V. 5—15,“ schreibt er diesen: mit Ernst fragt der englische Obergeneral seine Brüder in Christo, ob das auch ein guter und geistlicher Bund sei, den sie da mit dem jungen König aufgerichtet hätten, von dem sie doch wohl wüßten, wie übelgesinnt er in seinem Herzen sei; — erfolglos, denn auch die Schotten wußten Stellen der heiligen Schrift für sich anzuführen: der Herr Zebaoth, der Gott der Schlachten, den sie beide anriefen, mußte entscheiden.

Und diesmal schien Cromwell seinen Meister finden zu sollen. Einer der großen Kriegsmänner der Zeit, einer der vielen Schotten, welche unter Gustav Adolf ihre Schule gemacht hatten, David Lesley, stand ihm mit einem an Zahl wohl doppelt zahlreicheren Heere in der Gegend südöstlich von Edinburgh gegenüber: indem Lesley, auf den beherrschenden Höhen sich haltend, die Schlacht verweigert, die Cromwell suchen muß, bringt er diesen in eine Lage, wo ihm sein kleines Heer unter der Hand zerschmilzt. Der Rückzug nach dem Süden wird ihm verlegt, hinter sich hat er die See und die unbedeutende Stadt Dunbar; wer da glaubt, daß dieser Mann von gewöhnlichem Ehrgeiz angetrieben worden sei, muß den Brief lesen, den er in dieser äußersten Lage an den Kommandanten der nächsten englischen Garnison schreibt — es ist der Brief eines Mannes, der sich bereit hält, morgen, heute vor Gottes Richterstuhl zu erscheinen, und der in diesen Augenblicken an nichts denkt, als an das ihm anvertraute Interesse seines Landes. Seine Soldaten merken nichts von dem verzweifelten Charakter der Lage; ein Mann, der ihn kannte, schrieb von ihm: „Er war ein starker Mann in den dunkeln Gefahren des Krieges, gleich einer Feuersäule leuchtete die Hoffnung in ihm, wenn sie in allen anderen schon ausgegangen war.“ Und wer will nun ermessen, wie es auf einen Mann, der alle Dinge in unmittelbarstem Zusammenhange mit dem Walten der Gottheit zu sehen gewohnt war, wirken mußte, als jetzt die Schotten, deren eifrige Prediger den kriegskundigen Lesley gegen seine bessere Einsicht vorwärts trieben, von den Höhen herabkamen und dann am frühen

Morgen des 3. September 1650 bei Dunbar unter dem Schlachtrufe: „Der Herr der Heerscharen, der Herr der Heerscharen!“ ein Sieg ohne Beispiel erfochten ward: 3000 getötet, 12000 Gefangene, 200 Fahnen gewonnen: fast ohne eigenen Verlust. Er zog zum zweitenmal in Edinburgh ein, und ein Jahr später kämpfte er auf englischem Boden, wohin der junge König sich vorgewagt hatte, bei Worcester, 3. September 1651, seinen letzten Kampf, der wiederum mit einem vollen Siege, dem letzten der nötig war, endigte.

Wenn er später wiederholt gesagt hat, daß er sich nunmehr gern zur Ruhe gesetzt hätte — er hatte schon am Tage nach der Schlacht bei Dunbar an seine Frau geschrieben, daß er sich alt geworden fühle, und in seinen häuslichen Verhältnissen lag vieles, was ihm die Ruhe erfreulich machen konnte — so ist dies gerade so wahr und so unwahr wie bei jedem hochbedeutenden, kraftvollen, unentbehrlichen Manne: er sehnte sich nach Ruhe, und wenn sie ihm gewährt worden wäre, hätte er sie nicht ertragen können. Daß es aber auch jetzt nicht der Ehrgeiz war, der ihn trieb, geht daraus hervor, daß er volle neunzehn Monate zögerte, ehe er den Schritt that, den er gleich hätte thun können, und zu dem ihn bald alles drängte — dem Rumpf des langen Parlaments ein Ende zu machen und sich selbst an die Spitze der Dinge zu stellen. Erst als diese Leute, hundert und etliche Männer, ihre Vollmachten ins Endlose zu verlängern und dasjenige einzurichten dachten, was Cromwell mit gutem Recht von allen denkbaren Tyranneien die unerträglichste nannte — die absolute Gewalt einer einzigen gesetzgebenden Versammlung: erst da entschließt er sich, 20. April 1653: „ich muß es thun.“ Ruhiger, unblutiger ist es wohl bei keinem Staatsstreiche zugegangen. Der General, er selbst Mitglied des Hauses, erhält die Meldung, daß gegen die Versicherung, die er am Tage zuvor von leitenden Männern der Körperschaft empfangen, der verhängnisvolle Beschluß diskutiert werde, welcher die Gewalten derselben unter anständiger Verhüllung verewigen soll: in bürgerlicher Kleidung eilt er nach dem Sitzungslokal, setzt sich auf seinen gewöhnlichen Platz und hört der Debatte eine zeitlang schweigend zu: eine Kompagnie Musketiere befindet sich, seiner Befehle gewärtig, in einem nahen Raume: er erhebt sich, in heftigen Anklagen erhitzt er sich, ein Wortwechsel entsteht: „Gott hat euch ein Ziel gesetzt, ihr seid kein Parlament mehr!“ — und „laß sie eintreten,“ ruft er dem Obersten Harrington zu; dreißig Musketiere treten ein, die Mitglieder entfernen sich, Cromwell schließt den Saal ab und steckt den Schlüssel zu sich — der Herrscher über die drei Nationen von Großbritannien.

Fünf Jahre noch stand Cromwell, jetzt vierundfünfzig Jahre alt, an der Spitze des Staates. Sofort fand er überall unweigerlichen Gehorsam: und darüber ist kein Zweifel, daß dieses Land niemals

einen fähigeren Herrscher gehabt, und daß wohl überhaupt nie ein Land nach einer gewaltigen Revolution mit sicherer Hand in eine neue Ordnung hinübergeführt worden ist, als damals durch Cromwell.

Wie wäre es möglich, in kurzer Stunde auf kleinem Blatte auch nur die Umrisse einer solchen Regierung zu ziehen? In vollem Gegensatz zu den kläglichen Schwankungen, dem abwechselnden Wollen und Nichtwollen der beiden Stuarts war seine auswärtige Politik durch ein klares und festes Prinzip geleitet. Indem er dem Lande Sicherheit schuf, machte er England und sich selbst zum geachteten und gefürchteten Haupt der protestantischen Interessen, ohne daß er zudringlich sich einmischte oder auf Eroberungen ausgegangen wäre: wie er mit den der päpstlichen Restaurationspolitik unterworfenen Mächten daran war, wußte er wohl; „die ehrliche Wahrheit ist," sagt er in der großen Rede vom 17. September 1656, „schließt einen Frieden mit irgend einer papistischen Macht, so seid ihr gebunden und sie sind frei — —." Grobem Unfug, wie dem, welchen der Herzog von Savoyen durch schimpfliche Gewaltthat gegen die Waldensergemeinden in den Bergen von Piemont übte, steuerte sein mächtiger Einfluß: alle europäischen Monarchen verkehrten mit ihm als mit einem gleichen: binnen kurzer Zeit hatte er seinem Lande nach allen Seiten den Frieden gesichert, und nur Ein Feind blieb übrig — „der Spanier": derselbe, den Königin Elisabeth bekämpft hatte, in deren Bahnen seine auswärtige Politik zurücklenkte.

Dieselbe klare Festigkeit zeigt seine innere Politik. Er bringt das Wesentliche seiner Stellung und seiner ersten Aufgaben auf den treffendsten Ausdruck, indem er sich einem Konstabler vergleicht, dessen Amt es sei, den Frieden in der Gemeinde zu erhalten. Den unaufhörlich sich erneuernden Verschwörungen der altmonarchisch-episkopalen Kavalierspartei, mit denen bald jene Phantasten konspirierten, welche an die Stelle des englischen Rechts das Gesetz Mosis setzen und die fünfte Monarchie mit dem Herrn Christus als König aufrichten wollten — diesen Verschwörungen, deren erster Zielpunkt seine Person sein mußte, setzte er die ruhige Kraft einer wachsamen militärischen Polizei entgegen, die mit verhältnismäßig wenigen Opfern — einzelnen hat er selbst zur Flucht verholfen — die Ruhe aufrecht erhielt: zur großen Genugthuung der Millionen, die von einer Regierung nur dieses Eine, Ordnung und Ruhe, verlangen. Dies aber würde immer nur ein sehr begrenztes Verdienst sein, — ein Verdienst, das ihn etwa Napoleon I. in der Zeit des Konsulats gleichstellen würde: seine eigentliche welthistorische Größe aber, durch welche er Napoleon I. nicht nur an sittlichem Wert, sondern an wirklicher Bedeutung in Beziehung auf den ethischen Fortschritt unter den Menschen zu überragen scheint, besteht vornehmlich, denken wir, in zwei Dingen.

Er ist der erste Herrscher eines großen Landes, der den Grund-

satz der Gewissensfreiheit, religiöser Duldung, als Prinzip aufgestellt, und soweit er in dieser Zeit und bei seiner sehr besonderen Lage durchführbar war, auch durchgeführt hat. Daß dieser Grundsatz den Römisch-Katholischen und den Anglikanisch-Episkopalen noch nicht voll zu gute kommen konnte, lag nicht an ihm, sondern war vor der Hand einfach eine thatsächliche Unmöglichkeit. Auch ihnen gegenüber aber übte Cromwell Duldung, soweit sie mit dem, was wirklich Religion war, sich begnügten und die staatliche Ordnung nicht angriffen: seinem französischen Verbündeten, dem Kardinal Mazarin, gegenüber konnte er mit Recht sich rühmen, daß die Katholiken unter seinem Regiment weniger als früher sich zu beklagen hätten und daß er auf diesem Wege der Duldung vorwärts zu gehen gedenke. Über die gesetzliche Zulassung der Juden zu dauerndem Aufenthalt in England hat er mit staatsmännischer Vorurteilslosigkeit unterhandelt: wiederholt, nachdrücklich hat er — der erste Mann in herrschender Stellung, der dies that — den Grundsatz ausgesprochen, daß er sich um eines Menschen religiöse Vorstellungen, so lange er sie nicht in staatsfeindliche Thaten umsetze, nichts kümmere, und er hat denselben auch den protestantischen Separatisten gegenüber vom ersten Tage seiner Laufbahn an zur Anwendung gebracht. Wie dem römischen Stuhl und den anglikanischen Bischöfen gegenüber, so spricht er sich den schottischen Presbyterianern und ihren englischen Gesinnungsgenossen gegenüber, welche einen neuen Glaubensdruck für ihre Formeln ausüben wollten, gegen das aus, was er mit glücklichem Ausdruck die „unfehlbare Kanzel" nennt: er weist wiederholt diejenigen zurück, welche im Prinzip den Laien das Predigen verbieten wollten: es sei Zeit genug, daß die Obrigkeit einschreite, wenn sie Verkehrtes, mit welchem die Ordnung nicht bestehen könnte, predigten. Er selbst läßt sich das apostolische und altpuritanische Recht des „Weissagens", — das Christenrecht vom Worte Gottes zu zeugen — nicht verkümmern: in seinen großen Staatsreden finden sich häufig Stellen, wo er an einen Psalm, eine Stelle eines apostolischen Briefes geistvoll und tiefsinnig anknüpft, was er über die politische Lage zu sagen hat.

Das zweite aber ist, daß er aus der Diktatur, welche die Verhältnisse mehr ihm auferlegten, als daß sein Ehrgeiz sie gesucht hätte, herausstrebte nach einem dauernden Zustand, einem »Settlement«, welches die Freiheiten der Nation mit einem kraftvollen Regimente verbinden sollte, und daß er auch auf dem Herrschersitz — ganz anders als Napoleon — der Sache treu blieb, für welche er gefochten hatte.

Er ist sofort bemüht, seiner überwiegend militärischen Gewalt ein bürgerliches Element, ein Parlament an die Seite zu bringen. Merkwürdig genug ist, wie er dabei verfährt: das erste, welches er zusammenbrachte, war eine Versammlung puritanischer Notabeln; die

Geistlichen sandten Listen der Ehrbaren und Gottesfürchtigen ein: aus diesen wählte der Staatsrat die Mitglieder des Parlaments aus. Nicht so lächerlich wie unsere überall nach dem Pikanten haschende Populargeschichtschreibung es macht, ist dieses Parlament Barebone, diese pietistische Versammlung gewesen: sie hat z. B. in Beziehung auf die Zivilehe mehr christliche Einsicht bewiesen, als unser Hochkirchentum aller Konfessionen bis auf den heutigen Tag gezeigt hat. Aber sie kamen mit ihren Idealen in der Wirklichkeit nicht zurecht, und ihre Mehrheit gab Cromwell die von ihm empfangenen Vollmachten zurück.

Er brachte alsdann mit seinem Offizierrat und einigen anderen einsichtigen Männern eine sehr verständige Verfassung, eine starke Exekutive mit einer freien gesetzgebenden Versammlung zu stande und setzte seine Gewalt unter dem Titel eines Lord-Protektor fort: nun ging er weiter und ließ nach der neuen Verfassung, seit vierzehn Jahren zum erstenmal wieder, und zwar in allen drei Reichen, die Wahlen zu einem Parlamente vornehmen.

Die Rede, mit welcher er, Se. Hoheit der Protektor, in Whitehall, wo er seine Wohnung genommen, am 4. September 1654 dieses Parlament eröffnete, ist, wie seine Reden überhaupt, wenn man sie zu lesen versteht, ein Meisterstück gesunden staatsmännischen Verstandes: er gab den Abgeordneten zu verstehen, daß sie sich sofort, ohne theoretische Erörterungen über Gegenwart und Vergangenheit den hochnötigen Reformen in den Gesetzen des Reiches zuwenden möchten. Die Versammlung aber war thöricht genug, sich mit juristischen Untersuchungen über die Legitimität der bestehenden Gewalt und allerlei konstitutionellen Doktorfragen zu beschäftigen: vergebens sagte ihnen Cromwell, wie unpraktisch, ja sinnlos dies sei, sie selbst seien nur legitim, sofern er, der sie berufen, dessen Berufung sie gefolgt seien, es sei: seine eigene Legitimation aber suchte er in den wunderbaren Siegen, die er erfochten, den »Mercies«, den Gnadenerweisungen Gottes. Als die Versammlung wieder und wieder in jenen Fehler verfiel, löste er sie auf. „Ich halte es für meine Pflicht, Euch zu sagen, daß es nicht zum Heil dieser Nation ist, wenn Ihr hier länger sitzet, und ich erkläre Euch, daß ich dieses Parlament auflöse" (Januar 1655). Mit seinem zweiten oder dritten, welches er im Januar 1657 eröffnete, ging es besser, und so befestigt war sein Regiment durch Erfolge nach außen und Aufrechthaltung der Ruhe im Innern, daß der Antrag, die neue Ordnung abzuschließen, indem man dem Lord-Protektor die vererbliche Königsgewalt zugleich mit dem königlichen Namen übertrage, mit 143 gegen 61 Stimmen durchging. Daß ein früherer Landedelmann oder Landwirt, in der Fülle der Gewalt, in aller Ruhe mit den Männern des Parlaments berät, ob dieser Titel wirklich notwendig, unumgänglich sei, daß er den für jeden gewöhnlichen Ehrgeiz unwiderstehlichen Zauber der Worte

Oliver I., König von Großbritannien, soweit seine Person dabei ins Spiel kam, einfach als „eine Feder auf seinem Hute“ bezeichnete, und daß er diesen Titel zuletzt ablehnte: das ist etwas so außerordentliches, daß nicht wenige Darsteller — nicht Ranke, der seine großartige Objektivität auch hier bethätigt, wohl aber Guizot — wer weiß welche profunde, ausgesuchte, abgefeimte Heuchelei darin sehen. Und doch war die Sache ziemlich einfach, sollte es scheinen. Die Zuverlässigsten seiner Anhänger, seine alten Kriegsgefährten, hatten Skrupel religiöser Art: sie dachten, wie Cromwell es ausdrückt, daß Gott in seiner Strenge nicht allein eine ganze Familie — die Stuarts — entwurzelt und aus dem Lande gestoßen, sondern auch den königlichen Namen und Titel selbst ausgerottet habe. „Man könnte so denken,“ sagte er: — es ist kaum zweifelhaft, daß er selbst so dachte. Andere Gründe und Erwägungen kamen hinzu: die Hauptsache aber war doch, daß er diesen Skrupel nicht überwinden konnte. „Ich will,“ sagt er in seiner gewaltigen Weise, „ich will die Mauern von Jericho nicht wieder aufbauen.“

Dem Wesen nach war es doch eine konstitutionelle Monarchie, die man einrichtete: es gab wiederum zwei Häuser des Parlaments, — es gab einen Herrscher mit königlicher Macht, wenn auch ohne den Königsnamen, zu Whitehall: — es gab auch einen Hof, d. h. einen würdigen, ehrbaren, altenglischen Haushalt im alten Palast der englischen Könige. Im Land war Friede; die royalistische Partei hatte, nachdem eine letzte Verschwörung entdeckt und niedergeworfen worden war, gar keine Aussicht mehr und auch als der Protektor abermals zur Parlamentsauflösung schreiten zu müssen glaubte, blieb seine Autorität unerschüttert.

Die höchste Gewalt legt von selbst eine gewisse Kunst des Scheinens, des Repräsentierens auf: selbst erbitterte Gegner geben zu, daß Cromwell sie übte, ohne sich lächerlich zu machen, ohne sich die geringste Blöße zu geben. In seinem engsten Kreise aber blieb er sich völlig gleich, ein strenger, gewissenhafter, liebevoller Hausvater, und es ist schön, neben den Depeschen und Staatsreden die (wenigen) Briefe an seine Gattin, seine Töchter, seinen Sohn Richard, der ihm durch sein stumpfes, träges Wesen Kummer machte, den begabteren Henry, den er mit väterlichem Ernst vor den Gefahren seiner Stellung warnt, zu verfolgen: wenn darin Spuren von Heuchelei sind, so wüßte ich nicht, welche Sprache die Wahrheit redete. Zwei seiner Söhne, Robert und Oliver, hatte er verloren; seinem Herzen am nächsten stand seine zweite Tochter, Elisabeth Lady Claypole, und ohne Zweifel hat er mit ihr, wie alle große Gewissensfragen, so auch seinen Anteil an dem Gericht über den König sehr ernstlich durchgesprochen; er erlebte den Schmerz, auch diese Tochter zu verlieren, August 1658. Der starke Mann war überwältigt; vierzehn Tage

war er, zu Staatsgeschäften unfähig, zu Hamptoncourt an der Seite der Sterbenden. Einige Tage nach ihrem Tode ließ er sich die Stelle Phil. 4, 12. 13 lesen. „Ich kann niedrig sein und kann hoch sein; ich bin in allen Dingen und bei allen geschickt, beide satt sein und hungern, beide übrig haben und Mangel leiden. Ich vermag alles durch den, der mich mächtig macht, Christus.“ „Diese Schrift“ — so setzte er hinzu, und mächtig ergreift uns der Seelenschmerz eines solchen Mannes, ein Schmerz, vor dem keine Krone bewahrt und für den keine Krone entschädigt — „diese Schrift rettete einst mein Leben — als mein ältester Sohn starb, das fuhr wie ein Dolchstoß durch meine Seele.“ Kurze Zeit darauf, am 3. September jenes selben Jahres, dem Jahrestage seiner Siege bei Dunbar und bei Worcester, seinem Glückstage, starb er selbst: wie immer das Urteil der Parteien über sein Leben falle, sein Tod war der eines Christen und eines Helden.

Nicht das Leben eines glücklichen, schuldlosen — das Leben eines tapferen Mannes haben wir betrachtet: es genüge, wenn es uns alle an den schweren Ernst des Lebens in Zeiten großer öffentlicher Umwälzungen erinnert hat.

10. Die Pilgrime.

Man darf es wohl als einen gesunden Zug unserer heutigen Bildung ansehen, daß überall, wo man über ein Wissensgebiet oder einen einzelnen wissenschaftlichen Gegenstand zu schreiben oder öffentlich zu reden sich anschickt, man vor allem sich geschichtlich zu orientieren, d. h. den Zusammenhang dieses Gebiets oder Gegenstands mit der Vergangenheit festzustellen sucht. Man schreibt nicht nur Geschichten eines Volkes, eines Mannes, nicht bloß Kirchengeschichten, Weltgeschichten: man schreibt Geschichten eines Begriffes, einer Vorstellung, eines Wortes: man könnte z. B. die Geschichte des Wortes Barbar schreiben und wir dürfen nur ein paar Titel bekannter Werke nennen, Sittengeschichte Europas von Augustus bis auf Karl d. Gr., Geschichte der Zivilisation in England, Geschichte des Teufels, — oder Geschichte der Toleranz (die allerdings noch nicht geschrieben ist), um zu sehen, daß wir uns hier auf einem sehr fruchtbaren, sehr anbaufähigen Gebiete befinden, das ich angewandte Geschichte nennen möchte. Und so könnten wir uns denken, daß auch einmal eine Geschichte der Freiheit geschrieben würde. Die Aufgabe wäre interessant genug: wann, wo, wie ist der Begriff entstanden und den Menschen soweit klar geworden, daß sie eine eigene sprachliche Bezeichnung dafür schufen? In den doch sehr ansehnlichen Resten altorientalischer Litteratur, auch im A. T. soviel ich sehe, finden wir das Wort in Wahrheit nicht, es ist in Griechenland zuerst aufgekommen: was hat man in Griechenland, was in Rom, könnte man fragen, was auf christlichem Boden, was seit der Reformation, was in England und Frankreich, was vor 1789, was nach 1815 darunter verstanden, was versteht man — was verstehen die verschiedenen Parteien heute darunter? Man und namentlich wir Deutsche des 19. Jahrhunderts, bald in Frankreich, bald in England, bald in Amerika borgend, haben lange gethan, als wäre der Begriff ein sehr einfacher, der sich in einigen fundamentalen politischen Institutionen, Schwurgerichten, Volksvertretung nach allgemeinem Stimmrecht, kürzester Dienstpflicht u. s. w. von selber auslegte, bis wir allmählich belehrt worden sind, in harter Schule, daß der Begriff ein sehr komplizierter ist: erleben wir doch, daß dieses große Stichwort des Jahrhunderts von einer Partei angerufen wird, wenn sie um ihre Macht zu stärken, Wahnvorstellungen mittelalterlichen Aberglaubens benutzt und von einer andern entgegengesetzten, wenn sie eine Staatsordnung anstrebt, wo ein allmächtiger Ausschuß jedem sein Arbeitsquantum und seine Genußportion vorschreibt. Unsere

Zeit, wir alle ohne Ausnahme können also eine geschichtliche Predigt über die Freiheit, daß ich so sage, — die Freiheit im allgemeinen und die politische, sehr wohl brauchen und eine solche, dünkt mich, finden wir im 8. Kapitel des 1. Bandes von Bancrofts History of the United States, einem Buche, das vor einem halben Jahrhundert erschienen und damals viel gelesen, jetzt zwar noch berühmt ist und viel gelobt, aber so viel ich sehe, nicht mehr viel gelesen wird. Es ist das Schicksal einer kleinen englischen Puritanergemeinde, welche die erste Ansiedlung auf dem Boden Neuenglands gepflanzt hat, die wir heute dem amerikanischen Historiker nacherzählen wollen: ein Bild, sollte ich denken, das uns nicht so bald wieder loslassen wird.

Es ist bekannt, unter welchen besonderen Umständen die religiöse Bewegung des 16. Jahrhunderts, welche wir im emphatischen Sinne die Reformation nennen, in England zum Siege kam. Ihr erster, sehr negativer Teil, die Losreißung von der Obedienz des päpstlichen Stuhls, vollzog sich wie bekannt durch einen sehr fähigen und sehr schlechten Despoten, Heinrich VIII., der mit einer beinahe imponierenden Dreistigkeit an dem System der altkirchlichen Dogmen festhielt und nur sich selbst zum Oberhaupt der englichen Kirche, zum nationalen Papst machte, so daß nach dem treffenden Ausdruck eines englischen Geschichtschreibers Katholiken und Protestanten an denselben Galgen hingen, jene wenn sie das Supremat des Königs, diese wenn sie die Transsubstantiation im Abendmahl leugneten. Unter seinem Nachfolger, Eduard VI., siegte die evangelische Auffassung des Christentums, 1547—1553; 6 Jahre später, seit 1553, folgte eine grausame Reaktion im katholischen Sinn, unter der spanischen Maria; nach ihrer zum Glück nur 5jährigen Regierung folgte Elisabeth, und unter ihr erhielt England sein charakteristisches kirchliches System, die anglikanische, eine Hof- oder Staatskirche, protestantisch in ihrem Bekenntnis und ihrer schroffen Lossagung von Rom, katholisch in ihrer hierarchischen Verfassung und Gliederung, der augenfälligen Trennung von Geistlichen und Laien, der Ordnung der Zeremonien, der Tracht und Bezeichnung der Priester, — ein System, bei welchem unter der langen Regierung der hochbefähigten Frau, das Land — die große Mehrheit der Bevölkerung — sich im ganzen beruhigte. Indes das neue Prinzip, die große weltgeschichtliche That des Jahrhunderts — ein nie zuvor dagewesenes, Bildung einer christlichen Überzeugung auf Grund der ersten Quellen christlicher Offenbarung — hatte die Tiefen der Seele zu stark ergriffen, als daß die Menschen alle sich bei einer neuen Orthodoxie und Staatskirche hätten beruhigen können. Es gab unter dem Einflusse der strengsten Auffassung des Christentums, der Calvins, eine nicht geringe Zahl von solchen, welche die heiligen Schriften gleichsam beim Worte nehmend alles, was nicht positives Zeugnis im göttlichen Worte hatte, aufs

schroffste verwarfen und ebenso in ihrem Wandel der vorausgesetzten unbedingten urchristlichen Reinheit zustrebten: man nannte sie Puritaner. Heftig stießen sie sich an dem, was im Gottesdienst an die alte Kirche erinnerte, den viereckigen Mützen und den Chorröcken der Priester, den Kreuzen und Kerzen beim Gottesdienste, den Bezeichnungen für die Priester der verschiedenen Ordnungen, ihrer Trennung von der Gemeinde: mit großem Nachdruck forderten sie das urchristliche „Recht des Weissagens“ zurück, jedem Glied der Gemeinde stehe es zu zu predigen, wenn ihn der Herr erleuchte: mit Recht hebt der Amerikaner, dem wir folgen, hier hervor, daß sie da zu einer Zeit, wo eine freie und wirksame Presse noch nicht vorhanden war, ein allgemeines Freiheitsinteresse, nicht bloß ein religiöses, vertreten hätten. Sie waren der Königin Elisabeth unbehaglich: aber da im Parlamente die Vertreter weitgehender kirchlicher Reformen eine starke Minorität, meist aus den mittleren bürgerlichen Kreisen (neither gentry, nor beggars) bildeten und Elisabeth klug genug war, einzusehen, daß sie an diesen ernsten und eifrigen Männern wirksame Verbündete gegen ihren Hauptfeind, die katholische Restauration, habe, so wurden sie nicht weiter behelligt, und erst nach dem Untergang der spanischen Armada 1588, der England auf absehbare Zeit und wahrscheinlich für immer von jeder Furcht vor einer papistischen Reaktion befreite, nahm die Regierung auch gegen sie eine schärfere Haltung an: sehr zur Genugthuung und unter dem Einfluß der hohen anglikanischen Geistlichkeit, welche nach der Weise der Orthodoxie schon immer die Polizei gegen die Nonkonformisten und solche, die es vielleicht sein konnten, angerufen hatte. Die Puritaner ihrerseits hatten bis dahin eine förmliche Trennung von der Kirche vermieden und den Charakter einer bestimmten R i c h t u n g innerhalb derselben bewahrt. Dies begann sich zu ändern, da auch unter ihnen, also nach der entgegengesetzten Seite, eine schroffere Partei vorwärtsdrängte. Als im Jahre 1603 Elisabeth starb und der Sohn der Maria Stuart, der König von Schottland, Jakob I. folgte, hegte man anfangs die Hoffnung auf ein freieres System, da in jenem seinem Erbland die puritanischen Ideen und die diesen gemäßeren Formen des presbyterianischen Kirchenregiments überwogen: er sollte, erzählte man sich, ganz im Geist der puritanischen Anschauung den anglikanischen Gottesdienst eine übelgesprochene Messe genannt haben. Allein ein unberechenbarer Querkopf wie er war, voll halbverdauter theologischer Gelehrsamkeit, eigensinnig und auf seine Theologie wie auf sein Königtum eingebildet, war er zugleich scharfsinnig und mißtrauisch genug, um auf der einen Seite den dienstwilligen Servilismus der durch einen Despoten geschaffenen anglikanischen Hierarchie, auf der andern Seite den unabhängigen, demokratischen, zu republikanischen Anschauungen neigenden Geist der Puritaner und der Schule von Genf zu erkennen: „kein Bischof, kein

König", war sein Wort, und wie alle engen Geister blieb er sein Lebenlang in dem Bannkreise dieses selbstgefundenen Orakelspruchs. In einer berühmten Disputationskonferenz zu Hamptoncourt 1604 leuchtete des Königs Licht hell und die Bischöfe, Whitgift, Bancroft, fehlten nicht, welche Gottes Geist in ihm fanden: so gut hatte er mit viel Latein und noch mehr Grobheit diese Leute widerlegt, die er fortan nicht anders als „die Vipern" nannte, und deren wachsende Zahl ihn nicht wenig ärgerte. Er ließ gleich sein erstes Parlament nicht im Zweifel, daß er diese Sekte nicht zu dulden gemeint sei. Die Verfolgung ihrer Geistlichen begann alsbald: schon 1604 waren ihrer 300 verbannt oder eingekerkert.

Gegen Ende der Regierung Elisabeths nun hatte sich in Nordengland, in Nottinghamshire, Lincolnshire, Yorkshire eine kleine Gemeinde streng puritanischer Richtung gebildet, ernste Pietisten, welche entschlossen waren, als des Herrn freies Volk alles bischöfliche Regiment und Wesen und alle Menschenautorität zurückzuweisen, und dabei, was uns besonders wichtig scheint, mit Entschiedenheit das Recht proklamierten, in der Wahrheit voranzuschreiten, in den Wegen zu wandeln, welche Gott ihnen bekannt gegeben oder die er ihnen weiterhin zeigen würde: ihr Hirt war ein tadelloser Mann, John Robinson. Das Regiment, die zu beiderseitigem Schaden verbundene Kirchen- und Staatsgewalt, wurde aufmerksam: man bewachte, schikanierte, verfolgte sie und so verbreitete sich unter ihnen der Gedanke, nach Holland auszuwandern, wo, wie sie hörten, „Religionsfreiheit für alle Menschen herrsche", und wo in der That — in Amsterdam und wohl auch sonst — Gemeinden ihrer Richtung sich gebildet hatten und unbehelligt lebten. Ein erster Versuch 1607 kam nicht zur Ausführung, er ward im folgenden Frühling 1608 erneuert. Eine einsame Haide in Lincolnshire, nahe der Mündung des Humber, war der Ort, wo sie zur Einschiffung sich sammelten. Schon war ein Boot, das sie nach dem Schiff bringen sollte, abgestoßen, als ein Trupp königlicher Reiter erschien, sich der noch am Ufer weilenden Weiber und Kinder bemächtigte und dadurch auch die Männer zwang, zurückzubleiben. Da die Magistrate aber nicht wußten, was sie mit den Leuten, die kein Heim mehr hatten, anfangen sollten, so ließ man sie schließlich doch fort, sie gelangten nach Amsterdam, und von da, schon mit dem Namen der Pilgrime sich bezeichnend, nach Leyden, wo sie sich bald durch Nachwandernde verstärkten. Sie hielten sich als strenge Christen, die Stadtregierung war ihres Lobes voll, niemals habe sich die Gerechtigkeit mit einem von der Gemeinde zu befassen gehabt. Aber die meisten waren Landleute: sie mußten nun andere Nahrungszweige aufsuchen, auch ihr Ältester, Brewster, in rühmlicher Nachfolge des großen Apostels, lernte ein Handwerk; so erträglich es ihnen ging, sie fühlten sich als Verbannte, sie waren Engländer und der

Geist des Wagens und Wanderns, der durch den Kampf mit Spanien in ihrem Heimatlande mit ganzer Stärke in der Form des Handelsabenteuers und Seekriegs erwacht war, erschien in ihnen in einer tieferen Gestalt — der Gedanke, das Evangelium Christi weiter zu verbreiten, verband sich mit dem patriotischen Wunsch, den Besitz ihres Heimatlandes zu erweitern und so mit diesem wieder zusammenzuwachsen. Anerbietungen von holländischer Seite, wo man sie sehr gern dem Zwecke konkurrierender Kolonialpolitik dienstbar gemacht hätte, schlugen sie aus.

Sie traten mit einer der großen Handels- und Kolonialgesellschaften ihres Heimatlandes, der Virginiagesellschaft, in Verbindung, schickten im Dezember 1617 einige Mitglieder ihrer Gemeinde nach London und suchten um die Erlaubnis nach, unter königlichem Siegel eine Volkspflanzung auf amerikanischem Boden zu gründen: „unsere Leute," stellten sie vor, „sind mäßig und fleißig — es ist bei uns nicht zu befürchten, daß kleine Dinge uns entmutigen." Aber eine solche Erlaubnis unter königlichem Siegel war nicht zu erlangen und sie mußten sich mit einem vagen Versprechen, sie ignorieren zu wollen, begnügen. Das genügte ihnen auch, da sie sich mit Recht sagten, daß gegen ein späteres Übelwollen, namentlich von seiten religiöser Gegner, auch ein Patent so groß wie eine Hausthür sie nicht schützen würde. Der Platz, den sie für ihre Ansiedlung ausersehen hatten, beim Kap Cod im heutigen Staat Massachussets, gehörte jener Handels- und Aktiengesellschaft der Virginia Company: mit dieser verständigten sie sich, allerdings zu schwerem Preis, der jeden der Auswanderer für sieben Jahre dienstbar machte, und den Kaufleuten, welche das Geld vorschossen, enorme Prozente sicherte.

Sie mieteten zwei Schiffe, den „Ehrenpreis" (Speedwell) von 60 und die „Maiblume" von 180 Tonnen, und ein ergreifender Abschiedsgottesdienst vereinigte noch einmal zu Leyden die Auswanderer und die Zurückbleibenden. Die ganze Feuerkraft des Christenglaubens und dessen, was im 16. Jahrhundert neu entdeckt war — die Kraft einer wirklichen aus den Tiefen der heiligen Schriften geschöpften Überzeugung — die ganze Gewalt des protestantischen Lebensprinzips ergreift uns in den Worten, welche der zurückbleibende Prediger der Gemeinde, John Robinson, an die Scheidenden richtete. „Vor Gott und seinen gesegneten Engeln verpflichte ich Euch, mir nicht weiter zu folgen, als Ihr mich dem Herrn Jesus habt nachfolgen sehen": es werde noch mehr Wahrheit des Herrn aus seinem heiligen Worte hervorbrechen: auch Luther und Calvin, große hellscheinende Lichter zu ihrer Zeit, hätten noch nicht den ganzen Ratschluß Gottes durchdrungen, es sei ein Artikel ihres Bundes, an den er sie erinnere: „Haltet Euch bereit, jegliche Wahrheit aufzunehmen, die Euch aus dem geschriebenen Gotteswort geoffenbart werden wird."

In Delfthaven schifften sie sich ein, nach gemeinsamem Gottesdienst, von den Gebeten und Thränen der Zurückbleibenden geleitet. Southampton ward glücklich erreicht, von da gingen die beiden Schiffe nach dem offenen Ozean. Indes was die Welt Glück nennt, haben solche Leute selten: die „Speedwell" erwies sich als unzureichend für die Seereise und man mußte umkehren: nur das eine Schiff, die „Maiblume", mit 100 Seelen im ganzen, Weiber und Kinder darunter, ging am 6. September von Plymouth aus wieder in See. 63 Tage dauerte die Fahrt, die man heute in etwa 14 Tagen vollenden würde. Noch an Bord, im Angesicht der Küste am Kap Cod, einem wenig gastlichen Strand noch heute, unterzeichneten 41 Männer das Instrument, mit welchem sie ihr neues Gemeinwesen, einen neuen Staat begründeten. Die Urkunde ist wohl wert, vollständig mitgeteilt zu werden. „Im Namen Gottes, Amen. Wir, deren Namen unten verzeichnet stehen, die getreuen Unterthanen unseres erhabenen Herrn König Jakob — — die wir zum Preise Gottes, zur Förderung des christlichen Glaubens und zur Ehre unseres Königs und Vaterlandes eine Reise unternommen haben, zu dem Zwecke die erste Kolonie in den nördlichen Teilen von Virginien zu pflanzen, verpflichten und vereinigen uns mit Gegenwärtigem feierlich und wechselseitig, in Gegenwart Gottes und jeder in der anderen Gegenwart, zu einem bürgerlichen und politischen Körper, behufs besserer Ordnung und Erhaltung, auch Förderung der obenbezeichneten Zwecke; und in Kraft dessen, solche gerechte und billige Gesetze, Ordnungen, Akte, Konstitutionen und Ämter in Wirksamkeit zu setzen, aufzustellen und abzufassen: von Zeit zu Zeit, je wie es für das allgemeine Beste der Kolonie für am meisten zweckdienlich erachtet wird. Und diesen versprechen wir alle gebührende Unterwerfung und Gehorsam." Zu ihrem ersten Governor wurde, auf ein Jahr, John Carver gewählt. Dies war am 17. November 1620, die Jahreszeit also schon weit vorgerückt; die nächste englische Niederlassung 500 englische Meilen entfernt. Durch das Wasser watend betraten sie das Land, den Ozean hinter sich und vor sich die Wildnis. Zwei Expeditionen, die eine zu Wasser mit der Schaluppe, nachdem diese erst wieder seetüchtig gemacht worden war, die andere zu Lande, waren vergebens. Die Männer entdeckten, indem sie über das tiefverschneite Land wanderten, nichts als einen Haufen Mais und einen Begräbnisplatz von Indianern.

Noch einmal, mit zwölf der entschlossensten Männer, fuhr die Schaluppe aus. An ihrem zweiten Landungsplatz wurden sie, als sie eben ihr Morgengebet vollendet hatten, durch einen übrigens unschädlichen Schauer von Pfeilen eines Indianerstammes überrascht, der in ihnen Menschenräuber vermutete; sie schifften sich wieder ein; der Pilot, der früher in diesen Gegenden gewesen, kannte einen guten Hafen, den man vor Nacht werde erreichen können. Sie fahren weiter, da über-

rascht sie ein Schneesturm, Schnee und Regen: die See geht hoch und das Steuer zerbricht, sie müssen das Schiff mit Rudern vorwärtsbringen; aber der Sturm hält an, auch der Mast zerbricht in drei Stücke und das Segel fällt über das Schiff; schon will der Pilot in Verzweiflung das Fahrzeug auf den Strand laufen lassen: aber das Ziel ist erreicht, mit letzter Anstrengung bringen sie das Schiff im letzten Dämmer eines Dezembertages um eine Landecke, hinter der ein schöner Sund ihnen Schutz gewährt. Die Finsternis ist unterdessen hereingebrochen und schwer geht der Regen nieder: mit Mühe gelingt es den durchnäßten und durchfrorenen Männern, ein Feuer anzuzünden.

Leser unserer Tage würden sich vielleicht eines Lächelns oder Kopfschüttelns nicht enthalten, wenn sie erführen, daß diese Männer trotz der drängenden und kostbaren Zeit am folgenden Tage, einem Sonntag, ihren „christlichen Sabbath“ in gewohnter Weise, mit langen Gebeten und Enthaltung von jeder Arbeit feierten — tiefer Denkende werden die Kraft nicht verkennen, die in einem solchen unbedingten Gesetze, das nicht mit sich reden und Kompromisse schließen läßt, liegt, und werden sich dabei erinnern, wie gut diesen Calvinisten striktester Observanz auch ihr Handwerk und Handel und Wohlstand gedieh — was aus den von diesem Geiste getränkten Ländern, aus den Niederlanden, aus Schottland, aus Genf, aus Nordamerika geworden ist — man gewahrt auch hier die ungeheure Kraft, welche der strenge Determinismus der Calvinischen Lehre nicht bloß auf Männer wie Calvin selbst oder Cromwell, sondern auch auf diese einfachen Leute ausströmte.

Der Tag der Landung war der 17. Dezember alten Stils 1620, und man glaubt den Felsen zu kennen, den sie zuerst betraten — den Ort, wo der erste der Neuenglandstaaten entsprungen ist.

Der Platz erschien günstig und nach einigen Tagen lag die Maiblume sicher im Hafen von Neu-Plymouth, wie sie ihre Ansiedlung nunmehr, der englischen Stadt die sie zuletzt beherbergt hatte zu Liebe nannten. Die Schwierigkeiten waren groß, schon beim ersten Bauen ihrer Holzhäuser; die ungeheuren Anstrengungen und Entbehrungen und die Unbilden der Witterung hatten Krankheiten erzeugt und die Todesfälle mehrten sich; selten nur durchbrach ein Sonnenblick den grauen Schneehimmel; erst am 3. März 1621 brachte ein Südwind warmes Wetter und sie erfreuten sich am Vogelgesang in den Wäldern, aber ihren ersten Governor Carver und vielleicht die Hälfte ihrer Gesellschaft hatten sie begraben.

Es dauerte noch lange, ehe ihre Prüfungen überstanden waren. Wohl kam ab und zu ein Schiff, auch Nachwandernde ihrer Gemeinde aus Holland, die aber, ohne Vorräte mitzubringen, auf die brüderliche Milde oder christliche Gütergemeinschaft mit den ersten Ansiedlern, die

selbst nur notdürftig zu leben hatten, angewiesen waren. Anlegende Schiffe machten von der Konjunktur den kaufmännischen Gebrauch und verkauften ihnen Lebensmittel nur zu exorbitanten Preisen. Drei Monate lang fehlte ihnen einmal das Korn, — ein guter Seefisch etwa mit klarem Quellwasser war das Gastessen, das sie bieten konnten. Drei Jahre dauerte diese schwere Zeit, Vieh wurde erst im vierten eingeführt.

Mit der Ernte von 1623 war das Schwerste überstanden und bemerkenswert — auch für unsere vorausgesetzte Geschichte der Freiheit bemerkenswert — ist, daß man nunmehr von dem urchristlichen oder als urchristlich angenommenen System der Gütergemeinschaft zu dem des Einzelbesitzes, wenn auch noch nicht der Erblichkeit überging. Getreide hatten sie bald in Überfluß, tauschten es an die Indianer gegen Pelze aus und verkauften diese nach Europa. Mit den Eingeborenen — Jägerstämmen — hielten sie sich auf gutem Fuße. Nur einmal zeigte sich in jenen ersten Jahren ein Trupp, der kriegerische Absichten zu hegen schien, in der Nähe der Ansiedlung, und dies, sagt Bancroft, veranlaßte die Kolonisten, sich eine militärische Organisation zu geben: sie wird einfach genug gewesen sein, da um diese Zeit die Zahl der ganzen Gesellschaft, Frauen und Kinder eingerechnet, 50 nicht überstieg. Die erste Aktion auswärtiger Politik oder Diplomatie war ein Gegenseitigkeitsvertrag — ein Schutz- und Trutzbündnis und bald auch Handelsabkommen mit Massassoit, dem Sachem eines nahen Stammes, der Ursache hatte die Feindseligkeit eines mächtigeren Stammes, der Narragansetts, zu fürchten.

Ihr Einfluß dehnte sich aus, bald unterwarfen sich zwei Stämme der Eingeborenen dem König Jakob: eine sehr einfache Korrespondenz ging im Jahre 1622 zwischen den Pilgrimen und dem Häuptling der Narragansetts vor sich. Dieser sandte ihnen, ein Zeichen feindseliger Gesinnung, ein Bündel Pfeile in die Haut einer Klapperschlange gewickelt: Bradford, der Governor, schickte die Haut mit Pulver und Kugeln gefüllt zurück: die Indianer verstanden die Meinung und hielten Frieden.

Nur einmal 1623 drohte sie die Ungebühr einer benachbarten Ansiedlung, die im Hafen von Boston gelandet war, in einen Konflikt mit den Eingeborenen zu verstricken. Dies ward abgewendet und nur Eines fehlte ihnen noch: die in Europa zurückgebliebenen Glieder ihrer Gemeinde. Diese stießen in London noch immer auf den übelsten Willen. Die Gesellschaft, der die Gemeinde verpflichtet war, weigerte Robinson und den andern die Überfahrt und versuchte, nach der gebundenen Weise der Zeit und der anglikanischen Orthodoxie, ihnen bei dieser Gelegenheit einen Pfarrer der Staatskirche aufzudrängen. Robinson starb in Leyden 1625, noch ehe man sich verständigt hatte: nur mit den Augen der Sehnsucht, nur vom Berge

herab wie Mose, durfte er das verheißene Land der Freiheit schauen. Ein schändlicher Wucher ersah sich hier seine Gelegenheit: die Gemeinde konnte das Geld, das sie brauchte, um sich mit den Brüdern zu vereinigen, nur zum Kurse von 50 aufbringen und mußte es mit 30 % verzinsen: doch gelang es ihnen schließlich, sich von der englischen Gesellschaft gänzlich loszukaufen und sich aller ihrer Verbindlichkeiten zu entledigen, und nun erst waren sie wirklich freie Männer und das Prinzip des Privatbesitzes wurde durchgeführt.

Aus dieser Zeit, dem Jahre 1627, haben wir eine Schilderung ihrer Stadt New Plymouth von den Mitgliedern einer Abordnung von Neuniederland, welche mit den Pilgrimen Freundschafts- und Handelsbeziehungen anknüpfen sollten. „Es liegt," schreibt Rasnières, „am Abhange eines Hügels, die Wohnungen sind aus behauenen Bohlen erbaut, sie liegen in Gärten, die hinten und an den Seiten mit Stacketenzäunen eingefriedigt sind, so daß ihre Häuser und Höfe in sehr guter Ordnung und gegen plötzlichen Überfall durch jene Verpfählung geschützt sind. An den Enden der Straßen befinden sich drei hölzerne Thore. Im Mittelpunkte, wo die Straßen sich kreuzen, steht das Haus des Governors und vor demselben eine hölzerne Einfriedigung, auf welcher vier Drehbassen so aufgestellt sind, daß sie die Straßen bestreichen. Auf der Höhe des Hügels haben sie ein großes viereckiges Haus, mit einem aus dicken gesägten Bohlen bestehenden und mit eichenen Balken verstärkten Dach. Hier haben sie ihre sechs Kanonen stehen, welche eiserne Kugeln von je 4 und 5 Pfund schießen und die Umgegend beherrschen. Das Erdgeschoß dieses Hauses dient ihnen als Kirche, woselbst Sonntags und an den gewöhnlichen Feiertagen die Predigt gehalten wird." Noch wurde dieser Gottesdienst als der einer von Gefahren umringten Gemeinde gehalten: unter Trommelschlag bewaffnet zogen die Männer die Anhöhe hinan, der Gouverneur in langem Talar, der Prediger im Kirchenrock hinter ihnen; in der Kirche angelangt stellte jeder seine Muskete neben sich.

Daß noch immer vom König kein Charter, keine Rechtsbestätigung erlangt werden konnte, machte nur in einer Hinsicht Schwierigkeit. Indem sie sich kraft eigenen Rechts regierten, verhängten sie zwar geringere Strafen ohne Skrupel, aber ernste Bedenken machte ihnen die Frage, wie es bei Kapitalverbrechen zu halten sei, denn sie hatten den Blutbann nicht — das Recht über Leben und Tod nicht, das nur der Souverän besitzt, das nur im Namen des Souveräns ausgeübt werden kann. Die Zeit half darüber weg, man scheint in den ersten Jahren nicht in die Lage gekommen zu sein, es anwenden zu müssen. Die Bevölkerung war klein und hatte sich nach zehn Jahren erst auf 300 Seelen, einschließlich der aus Europa nachwandernden Brüder gehoben. Die Verfassung dieses kleinen Staates war einfach:

ein Governor vom allgemeinen Stimmrecht gewählt, gebunden an einen Rat (council) von fünf, später von sieben Mitgliedern, vor denen er nur sein doppeltes Votum voraus hat; die letzte Entscheidung in allen Fragen hatte die Legislatur, welche aus allen männlichen Volljährigen besteht. Weiterhin, als die Bevölkerung stieg und nach und nach über ein größeres Territorium sich verbreitete, um 1639, ging man naturgemäß zum Repräsentativsystem über: aus der Gemeinde war ein Staat geworden.

Wir sind zu Ende mit unserer Betrachtung: in sehr bescheidenen Formen, echt protestantisch, vollzieht sich hier ein großes weltgeschichtliches Ereignis. Wir können hier den Einfluß nicht im einzelnen verfolgen, den diese Ansiedlung von Menschen, welche ihre Freiheit der kümmerlichen Bosheit der Menschen, dem Ozean und der Wildnis abgewonnen hatten, auf die fernere Entwicklung Amerikas geübt hat; ein schwaches Reis oder wie dort im Evangelium ein Senfkorn, wird in den Boden gesenkt und wird zu einem mächtigen Baum — nicht zu einem jener Freiheitsbäume der französischen Revolutionszeit, um welche eine berauschte Menge tanzte, sondern zu einem solchen, unter dessen Schatten ein großes Volk sicher wohnt. Wer könnte sich des Gedankens erwehren, daß hier, wenn irgendwo ein Wort in Erfüllung gegangen ist, das einst, im ersten Jahre einer Freiheit, von der weder Rom noch Griechenland sich hatte träumen lassen, erklang und das heut und immerdar einen gewaltigen Trost giebt, wo immer eine schwache Vereinigung ehrlicher Christen gegen eine historische Übermacht und übergewaltige Unwahrheit kämpft, — jenes Wort, das nicht den großen Männern des Schwerts und des Worts, nicht den Geld- und Geistreichen, sondern den Opferfähigen und Entsagenden schon hier auf unserer armen Erde das entscheidende, das letzte Wort zuweist — „Selig sind die Sanftmütigen, denn sie werden das Erdreich besitzen."

11. Ludwig Uhland.

(Vortrag. Coblenz, 15. November 1876.)

Wenn ein alter Spruch uns mahnt, von Toten nur in guter Art zu reden, so darf man wohl behaupten, daß unsere Zeit und die Zeitungen, die in ihrem Namen das Wort führen, dieser Mahnung in überreichem Maße genügen. Verfasser von Romanen zweifelhafter Art werden unmittelbar nach ihrem Tode zu „Zierden unserer erzählenden" oder gar „unserer epischen Litteratur"; Dichter dritten oder vierten Ranges, welche vage Leidenschaft, Eitelkeit und die stets bereite Schmeichelei litterarischer oder politischer Koterieen zu hitzigen Parteirhetoren gemacht und die natürlichen Folgen eigener Meisterlosigkeit aus geordneter Lebensbahn geworfen haben, werden zu Herolden und Märtyrern der Freiheit: und vollends einen „Apostel der Wissenschaft" machen unsere litterarischen Kamaraderien aus jedem, der mit einigem Geschick dem zeitgemäßen Geschäfte der Popularisierung der Wissenschaft obgelegen hat. Dieser erniedrigenden Gemeinschaft mit den gewöhnlichen Zeitungsberühmtheiten ist der Mann, auf welchen ich heute die Aufmerksamkeit dieser Gesellschaft richten möchte, längst entrückt. 14 Jahre sind es gestern gewesen, daß Ludwig Uhland aus dem Leben geschieden ist und schon steht er als eine im vollen Sinne geschichtliche, d. h. im Herzen unserer Nation fortlebende und fortwirkende Gestalt vor dem Auge des Betrachters. Uhland ist gestorben zwei Jahre, ehe die Lösung der großen nationalen Fragen in harter Arbeit des Schwertes — so wie eben dergleichen Fragen in der Wirklichkeit sich lösen, denn keine große Nation ist jemals durch freiwilliges Aneinanderschließen ihrer Teile erwachsen — begonnen hat: es scheint wohlgethan, den furchtbaren Realismus dieser Tage an die Männer zu erinnern, deren Idealismus der Nation ihre Ziele gezeigt hat und welche für eine neue Ordnung der Dinge die sittliche Grundlage gelegt haben. Unter diesen Idealisten, diesen Romantikern der volkstümlichste, in Leben und Dichtung verständlichste ist Ludwig Uhland: „offen wie eine geweihte Inschrift im Tempel" nach dem edlen Bilde des römischen Dichters liegt dieses Leben vor uns, und wenn ich deshalb auch diesem Kreise, der mir heute das Gastrecht gönnt, nichts wesentlich Neues werde sagen können, so kann ich mich doch wenigstens auf das Eine stützen, daß die ehrwürdige Gestalt des edlen Dichters und fleckenlosen Patrioten mit der Stärke eines tiefsten Jugendeindrucks — nicht eines oder des anderen Tages bloß, sondern meiner ganzen Kindheit und Jugendzeit

in meiner Erinnerung lebt und daß mir auch die Männer, mit denen Uhland vorzugsweise verkehrt hat, wie die Schauplätze, auf denen sein Leben sich abspielte, lebendige Wirklichkeiten, nicht bloße Namen sind.

Ludwig Uhland ist am 26. April 1787 zu Tübingen geboren. Von den 75 Jahren seines Lebens hat er mindestens 7/8 dort zugegebracht. In dem Hause an der Neckarbrücke, am Fuße des Oesterberges, das er seit 1836 als Eigentum besaß, ist er gestorben: es ist nicht vielen Menschen so gut geworden in unserer wandersüchtigen und wanderpflichtigen Zeit, in so vollem Sinne eine Heimat zu besitzen. Der Vater war Sohn eines Universitätsprofessors und selbst Universitätsbeamter, die Mutter war Tochter eines Universitätsbeamten, die Verhältnisse, die den Knaben umgaben, waren wohlgeordnet, schlicht, von jener behaglichen Art, wie sie nur in einer kleinen Universitätsstadt eines mittelgroßen Landes sein können. Einsam wuchs er heran, zwei Brüder starben in jungen Jahren hinweg: als er acht Jahre alt war, wurde ihm eine Schwester geboren, die er aber auch lange überleben sollte. Die Anekdoten aus seiner Kinderzeit fehlen nicht — ein Arbeiter von geschickter und reinlicher Hand fertigt er sich Ritterburgen aus Pappe und dazu die Ritter und Knappen nach den Gestalten der Spieß-Kramerischen Romane — und eine dieser Geschichten charakterisiert allzuwohl den gutherzigen Mann von später, als daß wir sie übergehen dürften. Eine kleine Verwandte — eine der „zwo Jungfraun" seines späteren Gedichts — war eines kindlichen Frevels halber ins Ofenloch, den gewöhnlichen Hauskerker unserer Jugendzeit, gesperrt worden: ihr Jammer rührte den einige Jahre älteren Vetter, der nun auf die Dachkammer stieg und durch eine Öffnung im Kamin der zwei Stockwerke tiefer gefangen Liegenden Geschichten erzählte, welche die Thränen des armen Dings schnell trockneten. Von seiner Schulzeit weiß man, daß er, ein Knabe von nicht gewöhnlicher Lernkraft, es namentlich in der damals sehr hochgeschätzten Kunst der Fabrikation lateinischer Disticha weit gebracht habe: eine Ernte von ihrer 100 brachte ein einziger Sonntag[1]); bemerkenswerter ist, daß die deutschen Gedichte, die man aus seinem 14. Jahre besitzt — eine gereimte Bitte um Frühlingsferien und eine Elegie „Im Tannenhain" — sich durch eine in der That staunenswerte Korrektheit, Leichtigkeit und Lesbarkeit auszeichnen. Daß man sich dabei nach dichtenden Individuen in seiner nächsten Umgebung umsieht, die auf ihn gewirkt hätten, und hier einen dichtenden oder reimenden Großvater Joseph Ludwig Uhland entdeckt, ist unwesentlich: es wird im

---

[1]) In dem Seminar, in welchem der Verf. einen Teil seiner Jugend zugebracht hat, und wo die jetzt halb oder ganz verschollene Kunst noch lebendig war, galten ihrer zehn schon für eine bestaunenswerte und selten vorkommende Leistung.

damaligen wie noch im heutigen Schwaben Wenige von der Bildungsstufe des Uhlandschen Hauses gegeben haben, denen nicht gelegentlich — bei Hochzeiten, Konfirmationen und dgl. — ein Vers oder ein Gedicht gedieh. Wichtiger erscheint, daß jene so früh und so reichlich strömende Jugendpoesie nirgends die Anlehnung an irgend ein bestimmtes Muster erkennen läßt. In dem Aufsatz aus seiner Studienzeit „über das Romantische" erinnert die Prosa ziemlich stark an Schiller, sein Briefstil hat da, wo er die Worte sorgfältig wägt, etwas von Goethe: sonst aber wird man von Nachahmung oder auch nur von einer tieferen unmittelbaren Einwirkung selbst dieser beiden großen Geister nichts bei ihm gewahren, und ausgesprochen hat er sich darüber niemals: was Notter sagt, daß man von ihm kein beziehungsvolles Wort über litterarische Größen habe, wird richtig sein. Eine ganze Reihe gerade seiner schönsten und eigenartigsten Lieder ist aus sehr jungen Jahren: „Die sterbenden Helden", in der Form eigentümlich und sehr vollendet, aus seinem 17.; „Droben stehet die Kapelle" aus seinem 18.; das ergreifendste „Pfingsten war, das Fest der Freude" aus seinem 19. und das tiefsinnigste, in der Form vollendetste „Die verlorene Kirche" aus seinem 25. Auch ein anderer jugendlicher Zug fehlt: es findet sich keine Spur heftigerer Gemütskämpfe religiöser Art, wozu doch sonst das schwäbische Wesen, namentlich auf dem von Theologie gesättigten Tübinger Boden neigt: fast das einzige, was uns von tieferer Erregung solcher Art gemeldet wird, ist, daß ihn einmal beim zufälligen Hören einiger Strophen aus dem Nibelungenlied eine heftige Gemütsbewegung überfällt, die ihn nötigt, das Zimmer zu verlassen. Sein Wunsch ist, sich dem Studium der höheren Philologie zu widmen: mit Klarheit, früh, erfaßt er den Gedanken und hält ihn fest; aber er erhebt keine Einwendung, als die Eltern, durch ein bequem sich bietendes Stipendium veranlaßt, ihm die Jurisprudenz als Brotstudium vorschlagen. Im Jahre 1805 beginnt er dieses Studium und absolviert es mit der ruhigen Pflichttreue, welche einen hervorstechenden Charakterzug des Knaben wie des Greises bildete. Er hatte das Zusagende gewählt oder sich gefallen lassen: eine ungewöhnliche Klarheit und Feinheit des Geistes, eine durch nichts abzulenkende Beharrlichkeit des Arbeitens und eine unbedingte Wahrhaftigkeit befähigte ihn vor andern für dieses Studium. Er verlebte diese Blütezeit des Lebens mit vollerer Lust als manche andere — mit einer tieferen Glücksempfindung, möchte man fast sagen, als gegenwärtig möglich scheint. Er, der in seinem Herzog Ernst später der Freundschaft ein Gedicht geweiht hat, das in unserer Litteratur einzig dasteht, genoß in diesen Jahren das Glück, die „heilige Jugendzeit" mit einer Anzahl von Jünglingen zu verleben, die sämtlich, so viele ihrer nicht einem frühen Todesgeschick erlagen, bedeutende Männer geworden sind: unter ihnen vor allen Justinus

Kerner, von allen schwäbischen Dichtern die am tiefsten poetisch angelegte Natur, der sich aber — und sehr frühe — auf das Bestimmteste von Uhland dadurch unterschied, daß er Poesie und Phantasie in aller Unmittelbarkeit in sein Leben, ja in sein Wirken eindringen ließ, und dadurch — denn man wandelt nicht ungestraft unter Palmen — in sein ganzes Wesen nicht bloß etwas Phantastisches, sondern geradezu etwas Unwahres brachte, das sich in höheren Jahren steigerte. Die Freunde tauschten ihr geistiges Leben in Aufsätzen, Gedichten, dramatischem Scherz und Ernst aus, Produktionen, welche sie alle Sonntage auf dem Zimmer Kerners, des unvergleichlichen Gesellschafters, vereinigt in einem handschriftlichen Blatte „Sonntagsblatt für ungebildete Leser“ zusammentrugen. Als Freund war Uhland aufopferungsfähig, und treu wie wenige; er adelte gleichsam jede Gesellschaft, der er zutrat; er belebte sie nicht unmittelbar, denn er war nach einer stillen Kindheit schweigsam geblieben, aber er hatte die schätzbare Gabe, mit Anteil zuhören zu können und war schweigsam ohne verschlossen zu sein, in seinen Urteilen nicht absprechend, sondern bescheiden nach dem Rechten suchend, in allen seinen Beziehungen zu Menschen und Dingen klar und durchsichtig: Jeder wußte, wie er mit ihm daran war. Auch später hat er Kerner z. B. durchaus nicht im Unklaren gelassen über seine völlig ungläubige Stellung zu den Geistergeschichten, mit denen dieser, halb gläubig, halb poetisch-phantastisch, halb possenhaft und zuweilen ganz verlogen, so lange Zeit einer wundersüchtigen Menge den Kopf verwirrte und sich darin gefiel, große und kleine Kinder das Gruseln zu lehren. Man würde übrigens von dem Jüngling und Manne Uhland kein richtiges Bild erhalten, wenn ich nicht hinzufügte, daß er ein wohlgebauter, gesunder, in allen körperlichen Übungen rüstiger Mensch, — guter Reiter, trefflicher Bergsteiger, ausgezeichneter Schlittschuhläufer — war: er pflegte noch bei 11° zu baden und hat sich, wenn ich mich richtig besinne, erst im 70. Jahre zu zwei Röcken bequemt.

Seine ersten gedruckten Gedichte erschienen in dem damals noch jungen „Morgenblatt für gebildete Leser“. Im Jahre 1809 machte er die erste Bekanntschaft mit der Verlegersnot. Er bot ein Bändchen Gedichte Cotta, dann einem Heidelberger Buchhändler, und erhielt, auch er, dessen Gedichte längst ihre Auflagen nicht mehr zählen, die übliche Antwort von den schwierigen Zeitumständen, den anderweitigen Unternehmungen, den niederschlagenden Erfahrungen der letzten Messe. Er trug es mit gutem Humor, da er warten konnte. Man hatte damals mehr Zeit als jetzt und der Vater, der den wackeren Sohn auf guten Wegen wußte — im Jahre 1808 hatte derselbe sein juristisches Examen glänzend bestanden — drängte denselben durchaus nicht zur Ergreifung eines Amts. Von einer acht-

monatlichen Reise nach Paris, wo er auf der Bibliothek mit tiefeindringendem Fleiß mittelalterliche Volkspoesie studierte, März 1811 nach Tübingen zurückgekehrt, fand er einen neuen Freund in dem fünf Jahre jüngeren Gustav Schwab, der, in manchem Betracht sein Gegenbild, damals Theologie und Philologie studierte. Dieser hat immer belebend auf den älteren und ruhigeren Freund gewirkt: der rotwangige Jüngling voll Lebensfrische und Begeisterung brachte neues Feuer in den erweiterten dichterischen Kreis, und so entstand aus allerlei Beiträgen der „poetische Almanach" 1812, dann der „deutsche Dichterwald" 1813: eine neue Flutwelle dessen, was man die Romantik nennt.

Mittlerweile war Uhland — es war im Dezember 1812, dem Monat also, wo die Nachrichten von der ungeheuren Katastrophe der großen Armee in Rußland nach Deutschland drangen, — als Accessist auf der Kanzlei des damaligen württembergischen Justizministers von der Lühe eingetreten, eine Stellung, in welcher er als ein sehr geschätzter aber nicht bezahlter Arbeiter bis zum Mai 1814 blieb. Es war die Zeit der großen vaterländischen Erhebung und daß diese auf Uhland einen sehr tiefen Eindruck gemacht hat — einen tieferen als auf alle seine Freunde — das können diejenigen, welche den Mann kennen, aus den wenigen Worten eines Ende 1813 an seine Eltern gerichteten Briefes sehen [1]). Man hat sich wohl gewundert, daß diese Zeitereignisse keine tieferen Spuren in Uhlands Poesie hinterlassen haben, wie man ihn denn den Sängern der Befreiungskriege im engeren Sinne nicht zuzählen darf. Der Grund möchte sehr einfach in den Worten des Liedes „An das Vaterland" (1814) liegen:

„Doch Heldenblut ist Dir geflossen,
Dir sank der Jugend schönste Zier,
Nach solchen Opfern, heilig großen,
Was gälten diese Lieder Dir?"

Wer Uhland je nahe gekommen, weiß, daß er von der Pflicht stets ebenso streng dachte als in Hinsicht ihrer zart empfand: dieses sein Pflichtgefühl sagte ihm im vorliegenden Falle, daß die Pflicht ihn, den Jugendkräftigen, zum unmittelbaren Waffendienst berufe; diese unmittelbare Teilnahme am Kampfe aber gestatteten ihm die Verhältnisse nicht — jedermann kennt die Stellung, welche der harte und schlechte Mann, welcher damals die württembergische Krone trug, zu der deutschen Sache nahm — und diese Verhältnisse konnte er weder ändern noch durchbrechen: statt dieser unmittelbaren Beteiligung am Kampfe Kriegslieder zu singen — „Kriegslieder hinter dem warmen Ofen" verbot dem wahrhaftigen Mann eine Art von Zart-

---

[1]) Bei Notter, L. U., S. 144 ff. Übrigens hat auch Schwab in dieser Zeit ernstlich am Kampfe teilzunehmen die Absicht gehabt.

gefühl, das ihm zur Ehre gereichte. Verständlich genug spricht es sich aus in dem „Lied eines deutschen Sängers“ (1814):

„Doch möcht ich Eins erringen
In diesem heil'gen Krieg:
Das edle Recht zu singen
Des deutschen Volkes Sieg —

— es war ein Recht, das verdient sein wollte, das nicht jeder Nächstebeste hatte.

Die Zeit indes kam, wo er dieses Recht, das sich denn doch auch noch anders gewinnen ließ als mit den Waffen, erringen sollte. Er hatte im Jahre 1814 sein Amt aufgegeben und sich als Advokat, als „Rechtskonsulent“, in Stuttgart niedergelassen. Zur Herbstmesse 1815 erschien nun doch bei Cotta die erste Sammlung seiner Gedichte, und einige Monate verflossen ihm fröhlich im Verein mit gleichgestimmten Freunden, den Genossen des „Schattenkränzchens“; es ist ein Glück, daß sich Uhland über die Liebeslieder aus dieser Zeit in dem Sonnett „Entschuldigung“ selbst ausgesprochen hat, weil es sonst sicher nicht lange an Gelehrten fehlen würde, welche, wie bei Schillers Lauraliedern[1]), allen Fleiß und Scharfsinn verschwenden, um einen Schatten zu haschen. Noch im Jahre 1815 aber wurde Uhland auf die politische Bahn gerufen durch den württembergischen Verfassungskampf.

König Friedrich I. hatte in der Blütezeit seiner napoleonischen Herrlichkeit die altwürttembergische Verfassung aufgehoben (1805): ein kluger Mann wie er war, merkte er jetzt, daß eine neue Zeit heraufstieg und kam derselben zuvor, indem er eine neue und ziemlich freisinnige Verfassung anbot, die aber von den zusammenberufenen Ständen und Notabeln abgelehnt wurde. Die Mehrzahl derselben verlangte vor allem die Herstellung jener altwürttembergischen Verfassung, für welche das Volk durch Uhland den Namen „das alte gute Recht“ erhielt. Gut freilich war es nur, sofern es Recht war, indes wird man sich doch hüten müssen, nach Gervinus' Vorgang von diesem Standpunkte geringschätzig zu urteilen, weil König Friedrich und sein Minister Wangenheim eine freisinnige zeitgemäße Verfassung gegen eine altmodische voll Mißbräuchen vertreten hätten. Das

[1]) Die Thorheit, daß Schiller seine Stuttgarter Hauswirtin, die Hauptmannswitwe Vischer, in diesen Liedern gefeiert, wird noch immer wiederholt — z. B. in dem bekannten Buche von Else, W. Shakespeare, S. 87, wo von Schillers „Leidenschaft für die verwitwete Hauptmann Vischer (Laura)“ die Rede ist: während derselbe Autor doch in betreff des biographischen Wertes von Shakespeares Sonnetten sehr skeptisch urteilt: die lokale Tradition, die zu meiner Jugendzeit noch lebendig war und vom litterarischen wie vom Fraubasenklatsch sehr verschieden ist, wußte davon nichts und wie man diese Lieder lesen und dann noch an ein wirkliches Weib, geschweige an die verwitwete Hauptmann Vischer denken kann, ist mir immer unbegreiflich gewesen.

wußten jene Männer auch; ihr Gedanke aber war: die alte Verfassung war ein Vertrag, und ein Vertrag darf nicht einseitig aufgehoben werden. Sie verlangten also — und dieser Gesichtspunkt war ganz und gar auch der Uhlands — vor allem die Herstellung dieses Rechtsbodens als der moralischen Grundlage, auf welcher dann weiteres dem Geist der neuen Zeit gemäß festgestellt werden könne und man darf nicht vergessen, daß sie es dabei anfangs mit einem der schlechtesten und treulosesten Fürsten zu thun hatten, welche die deutsche Geschichte kennt. Der letztere Grund fiel weg, als am 30. Oktober 1816 König Wilhelm I. den Thron bestieg. Nach langem Unterhandeln auf drei Landtagen, über die man jetzt das Nähere bei Treitschke nachlesen kann, kam eine neue Verfassung zu stande; in dem wesentlichen Punkte, der Anerkennung des Vertragsverhältnisses, behielt die altwürttembergische Partei recht.

Diesem Kampfe verdankt man Uhlands vaterländische Gedichte, welche eine glänzende Widerlegung des tausendmal gedankenlos nachgesprochenen Goetheschen Wortes „Ein garstig Lied pfui ein politisch Lied" sind. Warum sollten die großen Fragen des Staatslebens nicht ebenso gut ein Gegenstand für die lyrische Poesie sein, als Vorgänge in der Natur oder im rein geselligen Leben? Es kommt alles auf das wie an: diejenige Spielart der politischen Lieder, welche man den versifizierten Leitartikel nennen kann, ist freilich ein garstig Lied, aber wo, wie in Uhlands vaterländischen Gedichten, eine große politisch-sittliche Frage einer bestimmten Zeit und eines bestimmten Landes in die Sphäre des Ideals, des Allgemeingültigen gerückt wird, da ist die Dichtung in ihrem Rechte. Jene Gedichte sind, wie Uhlands ganzes Wirken, für die Entwicklung unseres nationalen Lebens in der Periode von 1815—1848 charakteristisch und bedeutungsvoll: sie haben dem rein politischen Kampfe einen sittlichen Charakter aufgeprägt, und denselben dem Volke verständlich gemacht, sie haben ebendeswegen bei späteren und größeren Krisen, dem preußischen Verfassungskonflikt z. B. (1861), bei vielen ihre Wirkung erneuert. Übrigens muß man ihnen als das schönste von allen das Gedicht auf den Tod der Königin Katharina (1819) hinzufügen — ohne Zweifel die würdigste Totenklage um eine edle Fürstin, die uns in unserer ganzen Litteratur entgegentritt. Über die Aufnahme, welche das Gedicht bei Hofe fand, ist die Tradition verschieden: es soll dort, so wurde mir in meiner Jugend versichert, verstimmt haben; glaubhaft genug, aber wer ist der Hof? Ich wage nicht, darüber in der harten Weise zu reden, wie Treitschke[1]) gethan: es ist ja wahr, daß das württembergische Haus die edle Kunst „den Genius zu bewirten" nicht verstanden hat, wie das weimarische: der

---

[1]) Aufsätze I, S. 268 f.

Widerwille des Königs Wilhelm gegen den Dichter — das einzige, was uns vernünftigerweise interessieren kann — hatte aber einen anderen Grund. Er beruhte auf einer Ähnlichkeit der Charaktere oder des Temperaments bei diametral verschiedener Richtung: dem wortkargen, eigensinnigen, staatsmännischen Realisten König Wilhelm stand in Uhland ein nicht minder wortkarger, nicht minder eigensinniger politischer Idealist gegenüber, der aber, wie der König, sehr wohl wußte, was er wollte. Man würde indes irren, wenn man glaubte, daß Uhland, obgleich er jenen Konflikt sehr ernst nahm und Schritte that, um eine Stellung außer Landes zu finden, in einer düsteren oder verbitterten Stimmung gewesen sei: seine beiden größeren dramatischen Werke, der Herzog Ernst 1817, Ludwig der Baier 1818 vollendet, wie alles, was man sonst aus dieser Zeit von ihm hat, zeigen davon nichts; verbittert zu sein lag überhaupt nicht in seiner Art. Im Jahre 1817 wurde Uhland selbst wahlfähig und er wurde im Jahre 1820 von seinem Heimatkreise Tübingen Stadt in den neuen Landtag, den ersten nach der nunmehr (1819) abgeschlossenen Verfassung, gesendet.

Er genügte einer Pflicht, indem er den neuen schwierigen Arbeiten sich nicht versagte, und wie gewissenhaft er es mit dem Berufe eines Volksvertreters nahm, mag man daraus sehen, daß er sich über einer wichtigen Abstimmung im Ständesaale in der wichtigsten Angelegenheit seines Lebens, seiner Trauung mit Emilie Vischer, um ein Dutzend Minuten verspätete. Die Ehe wurde trotzdem eine sehr glückliche: Kinder blieben ihr versagt. Es war eine Rede unter den Uhland Nahestehenden, daß es eine Kunst für eine Frau sein würde, mit diesem Manne nicht glücklich zu sein: Uhlands Gattin füllte ihre Stelle an der Seite dieses Mannes, der berühmt war ohne es sein zu wollen, aufs würdigste aus: sie zeigte ihr verständiges Wesen, das bei ihr — wie meist bei den Frauen in dem gemütlichen Württemberg — überwog, in der natürlich-ruhigen freundlichen Weise, mit welcher sie das Berühmtsein ihres Gatten und die Belästigungen, die dasselbe mitunter brachte, trug. Uhland war ein fleißiges, nützliches Mitglied der Kammer: in der cause célèbre des Nationalökonomen Friedrich List hat er den Bericht der Kommissionsmehrheit verfaßt, der aber bei der servilen Mehrheit der Kammer durchfiel; eine eigentliche Freude am politischen Wirken hat er aber wohl nie gehabt, lehnte auch, als der Landtag 1826 geschlossen wurde, eine Wiederwahl ab.

Ein glücklicher Stern schien über seinem Leben aufzugehen. Der Senat der Universität Tübingen schlug ihn, der 1822 eine vortreffliche Monographie über Walther von der Vogelweide, einen dem seinigen verwandten Genius, veröffentlicht hatte, für die neuerrichtete Professur der deutschen Litteratur vor; im Dezember 1829 entschloß

sich auch die württembergische Regierung, ihn zu ernennen. Seine Vorlesungen wurden uns Jüngeren als höchst bedeutend geschildert — nicht frei, sondern nach einem sehr sorgfältig ausgearbeiteten Hefte, ohne alle die Künste des Vortrags, auf welche man späterhin so großen Wert legte, — fesselnd, wirksam, ja wirkungsvoll, etwa wie die von Christian Ferdinand Baur auf dem kirchengeschichtlichen Gebiete, durch gediegenen Inhalt und durch den mannhaften Charakter des Lehrenden. Unglücklicherweise sollte diese schöne Wirksamkeit, die vielleicht auch dem Dichter zu gute gekommen wäre — der neue Professor versammelte eine Anzahl strebsamer Jünglinge zu einem poetischen Kränzchen — durch die Politik abermals und für immer gestört werden. Die Juli-Revolution 1830 erweckte die liberalen Parteien zu neuem Leben und Uhland ließ sich in den neuen Landtag wählen. Da die Regierung dem Manne, den sie seiner Festigkeit und seiner sicheren Mäßigung wegen fürchtete, den Urlaub versagte, so forderte er kurzer Hand, mit Schmerz aber ohne Schwanken, seine Entlassung, welche ihm der starr bureaukratische Tübinger Bäckersohn, der das Ministerium des Kultus und des Innern bekleidete, v. Schleyer, mit der bezeichnenden Grobheit der guten alten Zeit „sehr gern" bewilligte. In diesem Landtag, der am 15. Februar 1833 eröffnet wurde — er führt in der württembergischen Geschichte den Namen des vergeblichen — trat Uhland als Abgeordneter für Stuttgart in sehr bedeutsamer Weise auf: für die Zulassung seines früheren Gegners, des Coburgers v. Wangenheim, — „gibt es nicht auch ein geistiges Heimatsrecht, das nicht von der Scholle abhängt?" — für die Herabsetzung der Militärausgaben bei der notorischen Unselbständigkeit der kleinen Staaten, für den Antrag seines Freundes Paul Pfizer gegen den Bundesbeschluß vom 28. Juni 1832, die Erneuerung und Ergänzung der Karlsbader Beschlüsse von 1819. Es ist nur halbwahr, wenn man Uhland die Beredsamkeit abspricht: er sprach — und wenige süddeutsche Redner werden das ganz überwunden haben — stockend, suchend, und dies kam, bei ihm zum mindesten, daher, daß zwischen den allzureichlich zuströmenden Bildern und Ideen der Ausdruck nur mühsam sich Bahn brach: in guter Stunde machte seine Rede eben dadurch mehr Eindruck, daß man fühlte, wie sie nicht kühl aus dem Kopfe, sondern heiß aus der Tiefe der Seele hervordrang; als parlamentarischer Sprecher aber, in wohlvorbereiteter Motivierung seines Votums war er in hohem Grade wirksam, weil er, in der Sache stets völlig entschieden, im Ausdruck ein glückliches Maß zu halten wußte. Es klang ganz anders, wenn der bescheidene, aber schon über ganz Deutschland hin berühmte Mann eine in wohlabgewogener Sprache vorgetragene Meinungsäußerung über die Notwendigkeit oder Nichtnotwendigkeit einer ersten Kammer mit dem Satze schloß: „Adelsvorurteile ertragen wir nicht", als wenn

im Jahre 1848 ein frisch von der Straße in den Ständesaal gewählter Demagog mit noch so starken Kraftworten um sich warf. Im übrigen beweist manch ein gelegentliches Wort, das er damals in der Kammer sprach, daß er, den man oft — mit Unrecht — des engen schwäbischen Partikularismus geziehen hat, allgemeine politische Übel mit weitem Blick staatsmännisch zu erfassen wußte: z. B. „es gehört zu der Unnatur der deutschen Zustände, daß das Repräsentativsystem nur in den kleineren Bundesstaaten sich begründet hat, die schwächeren Schultern sollen die Träger der großen Volksrechte sein!"

Nach Schluß dieses Landtags ließ er sich nicht mehr wählen und verlebte nun — seit 1836 im eigenen Hause — wohl die zwölf glücklichsten Jahre seines Lebens, den Studien, vornehmlich dem Sammeln der Volkslieder, seinem Lebenswerke, welches dem Mann ohne Ehrgeiz volle Genüge that, ganz hingegeben. Das Jahr 1834 brachte ihm noch einmal eine volle Liederernte. Während ihn seine Förschungsreisen bald nach Wien, bald nach Berlin, bald nach dem Bodensee zu seinem gelehrten Freunde von Laßberg führten, hatten sich ihm die nächsten Umgebungen in dem gemütlichen engen und doch geistig bewegten Tübingen, wo man doch die Urteile freier aussprach und austauschte, als sonstwo in dem kleinen Lande, aufs freundlichste gestaltet. Ein Weg von knapp zwei Stunden führte ihn nach dem gastfreien Pfarrhause von Gomaringen, wohin seit 1836 sein Freund Gustav Schwab sich zurückgezogen oder verpflanzt hatte. Ich wünschte diese Idylle meinen Zuhörern schildern zu können, wie sie in meiner Erinnerung lebt: von den Fenstern des hochgelegenen geräumigen Hauses über die umgebenden Gärten, in welche sich die Gräben des alten, jetzt längst zum Pfarrhause umgestalteten Ritterschlosses verwandelt hatten, hinweg sah man die Kette der schwäbischen Alb vor sich; in dem Hause ein blühendes Familienglück, veredelt und gehoben durch häufigen Besuch bedeutender Menschen, von denen keiner doch an anregender Frische, nicht zu ermüdender jugendlicher Arbeitslust, Gabe belebten Gesprächs den Wirt erreichte, dessen liebenswürdiges Gemüt sich nie schöner gab als neben Uhland, den er als seinen Meister tief verehrte, und in dessen Gegenwart ihm doch mehr noch als sonst das allezeit fröhliche Herz aufging.

Aus diesem schönen Leben, wo er sich nur seines eigenen Ruhmes zu erwehren hatte, der sich zudringlich überall auf seinen ruhigen Wegen aufpflanzte, ward er noch einmal in das hohe Meer der Politik hinausgerissen durch die ungeheure Krisis des Jahres 1848. Man wußte in Tübingen, daß, wenn in der Stadt der Feuerruf erscholl, er stets unter den ersten war, die auf dem Platze der Gefahr erschienen, daß bei jeder allgemeinen Not seine Hand vor allen geöffnet war: bei dem gewaltigen Sturme, der plötzlich Europa von einem Ende zum

andern durchbrauste, war in dem kleinen Lande, das plötzlich in den vollen Zusammenhang einer europäischen Bewegung hineingerissen ward, sein Name auf allen Lippen. Ich erinnere mich, als wäre es gestern, wie der sanguinische Gustav Schwab — er hatte seit 1841 sein Dorfleben wieder mit der Residenz vertauscht, und ließ sich jetzt, wie alle, halb mit Entzücken, halb mit Grausen von dem gewaltigen Strome der Ereignisse schaukeln — noch von der Treppe ein lautes aufgeregtes „Uhland ist Bundestagsgesandter“ in unser Zimmer rief, als jener als Vertrauensmann der aus seinen politischen Freunden gebildeten neuen württembergischen Regierung nach Frankfurt geschickt wurde, und mit welchem Entzücken der gute, freisinnige, loyale Schwab sich ausmalte, wie „sein Uhland“ oder, wie er zu sagen pflegte, „mein Uhländle“ nun vom König, den er mit treuem Unterthanensinn hochhielt, empfangen werden würde.

Einige Wochen später wurde Uhland als Abgeordneter des Wahlkreises Tübingen-Rottenburg ins Frankfurter Parlament gesendet. Es hätte jener glänzenden Versammlung aller Talente einer aus langem Schlafe erwachenden Nation etwas gefehlt, wenn Uhland nicht unter ihren Mitgliedern gewesen wäre; er selbst aber hatte das Gefühl der Vereinsamung, des Alleinstehens und er trat in keinen der Klubs ein. Dem staatsmännischen Gedanken, den sein Freund Paul Pfizer längst (1832, Briefwechsel zweier Deutschen) ausgesprochen hatte und der jetzt mehr und mehr sein angeborenes Recht geltend machte — Einigung Deutschlands durch Anschluß an Preußen und Ausschluß Österreichs — diesem Gedanken, der unter den Uhland Nächststehenden sehr vielen Anklang fand, konnte er sich nicht bequemen. Wenn wir erwähnen, daß er am 27. Juni unter den 52 war, welche für Heinrich v. Gagern als Reichsverweser stimmten; — daß er am 26. Oktober bei der Beratung über die Stellung Österreichs in einer längeren Rede gegen die bloß völkerrechtliche Verbindung mit Österreich sprach; — daß er am 23. Januar 1849 in einer der wärmsten, schönsten und unpraktischsten Reden, die im Frankfurter Parlament gehalten worden sind, sich für die periodische Wahl des Reichsoberhauptes durch die Volksvertretung („Wählbar ist jeder Deutsche“) erklärte, —

> „schaffen Sie keinen herrschenden Einzelstaat, stoßen Sie Österreich nicht ab; retten Sie das Wahlrecht, dieses letzte fortwirkende Wahrzeichen des volksmäßigen Ursprungs der neuen Gewalt — glauben Sie es, es wird kein Haupt über Deutschland leuchten, das nicht mit einem vollen Tropfen demokratischen Oels gesalbt ist,“

und wenn wir dem hinzufügen, daß er am 28. März, dem Tag der Kaiserwahl, sein „Ich wähle nicht“ hören ließ, so haben wir den

Standpunkt des edlen Idealisten bezeichnet, dessen Reich nicht von dieser Welt war.

Er schied von Frankfurt, wie er ohne viel Hoffnung gekommen war, so auch ohne Gemütsverbitterung: ein kostbares Dokument aus jenen Tagen sind die vier Zeilen, welche er beim Abschied einer Freundin des Hauses, dessen Gastfreundschaft er in Frankfurt genossen, ins Stammbuch schrieb:

„In diesen kampfbewegten Maientagen
Hört doch die Nachtigall nicht auf zu schlagen —
Und mitten in dem tobenden Gedränge
Verhallen nicht unsterbliche Gesänge.“

Das Parlament, bereits zum Rumpfe geworden, hatte beschlossen, nach Stuttgart überzusiedeln. Uhland hatte dies mit Nachdruck widerraten, leistete aber Folge — teils seinem konsequent juristischen Sinne gemäß, denn formell, rechtlich war es noch immer das deutsche Parlament, wenn es auch nur noch aus den Trümmern einer Partei bestand, welche nicht die seine war, teils weil es seinem sehr ausgeprägten ritterlichen Sinn widerstrebte, jetzt, wo die Stunde der Gefahr, der Sprengung, nahte, auszutreten. „Austreten wäre eine Schande.“

Sein Freund und Gesinnungsgenosse Friedrich Römer, das Haupt des württembergischen Ministeriums, entschloß sich, als das Parlament, wiederum unter Uhlands nachdrücklichem Widerspruch, eine Reichsregentschaft gewählt hatte, um der Gefahr blutiger Konflikte in dem aufgeregten Lande zu wehren, das Weitertagen der Versammlung zu hindern. Ein trauriger Tag, der 18. Juni 1849, brach an. Auf den Nachmittag ist Parlamentssitzung in dem Fritzschen Reithause angesagt; Uhland sitzt im Hause eines Freundes, nicht sehr entfernt von diesem Lokale mit am Tische: die Stunde der Sitzung ist nahe; da entsteht Bewegung auf der Straße, man sieht Truppen nach der Richtung des Reithauses ziehen. Uhland springt auf: „Nichts, nichts, da muß ich dabei sein,“ ruft er dem Freunde zu, der ihn zurückhalten will und eilt weg: eine Stunde später sieht man den Zug der Abgeordneten die „Lange Straße“ herauf nach dem Reithause ziehen, an ihrer Spitze Uhland, seinen alten Freund Schott, den Präsidenten Löwe. Sie finden die Umgebung des Reithauses mit Fußvolk gesperrt: die Aufforderung, den Protest des Präsidenten übertönt ein Trommelwirbel, von der Seitenstraße rückt Reiterei heran: die Versammlung weicht der Gewalt und kehrt nach dem Hotel Marquardt, damals in der Königsstraße, ihrem Ausgangspunkte, zurück, um nicht wieder zusammenzutreten.

Gerüchte von einer persönlichen Verletzung, die er bei dieser Gelegenheit davongetragen, widerlegte er einige Tage später öffentlich. „Die einzige Verletzung, die ich davongetragen, ist das bittere

Gefühl der unziemlichen Behandlung, welche dem letzten Reste der deutschen Nationalversammlung in meinem Heimatlande widerfahren."

Uhland hatte seine Pflicht gethan, die Geschicke nahmen ihren Gang: er kehrte nach Tübingen zurück und nahm seine wissenschaftlichen Arbeiten wieder auf.

Wir brauchen diesen letzten 14 Jahren seines Lebens nicht mehr zu folgen, seine dichterische wie seine politische Laufbahn war zu Ende. Wie er seit Jahren gewohnt war, sammelte und sichtete er mit unermüdlichem Fleiße nach wohlüberdachtem Plane. Sein Gemüt war nicht, wie das so vieler anderen, verbittert — was, wie beiläufig bemerkt werden mag, daher kam, daß Uhland eine Pflicht erfüllt hatte, wo Andere eine Rolle gespielt hatten — kein einziger seiner Freunde war ihm in jenen stürmischen Tagen verloren gegangen, auch hatte er, großdeutsch gesinnt wie er war, doch an der schwäbischen Volkskrankheit des Preußenhasses, die damals freilich auch noch nicht ihren Höhepunkt erreicht hatte, keinen Teil. Aus jenen Tagen steht mir das Bild des 63jährigen am lebhaftesten vor der Seele, wie er in einer Abendgesellschaft seines gastfreien Hauses, gutherzig und der eigenen Jugend gedenkend, an unseren studentischen Albernheiten, dem dürftigen Witz unserer Charadenaufführungen sich erfreute, wie er bei der Lotterie, welche einen Bestandteil unseres Abendprogramms bildete, ein halbes Dutzend Exemplare seiner Gedichte — Freiexemplare einer neuesten Auflage waren einen oder ein paar Tage vorher eingetroffen — miteinwarf, und dann, als es zum Tanze kam, seiner Gesellschaft die Freude machte, den ersten lebenden Dichter Deutschlands noch einen Tanz — es war ein Walzer von alter Façon — wagen zu sehen.

Im übrigen blieb er sich treu, unabhängig, freisinnig ohne Ostentation, — allerdings „mit einem vollen Tropfen demokratischen Öles gesalbt" nach seinem Ausdruck, wenngleich nicht gerade im Sinne der politischen Partei, welche diesen Namen trug. Es ist bekannt, wie er den preußischen Orden pour le mérite und den bayerischen Maximiliansorden ablehnte und aus welchen Gründen. Dabei war nichts Gemachtes, wer ihn kannte, der mußte sagen, er hatte recht,

> Denn recht hat jeder eigene Charakter,
> Der übereinstimmt mit sich selbst, —

und er trug auch andere Huldigungen populärer Art — Ständchen, Fackelzüge, Ovationen auf Reisen — welche andere Menschen als Gipfelpunkt ihres Lebens ansehen würden, nur gezwungen und widerwillig. Sein eigener Landesherr, König Wilhelm, der seinen Mann kannte und ein guter Hasser war, hat ihn niemals mit Anerbietung eines Ordens in Versuchung geführt: Ludwig Uhland wäre in der That nicht gestiegen, wenn er, mittels des Ordens der württembergischen Krone, Ludwig v. Uhland geworden wäre.

Hier wäre wohl der Ort, über Uhlands Wirken und Wesen zusammenfassend ein Wort zu sagen. Als seine eigentliche Lebensaufgabe, als das mit bewußter Arbeit von ihm zu erstrebende Ziel hat er offenbar seine wissenschaftlichen Forschungen, mittelalterliche, insbesondere deutsche Litteraturgeschichte angesehen: man würde ihn zuerst als Gelehrten zu betrachten haben. Dies freilich würde leicht ein Thema, und kein schlechtes, für einen eigenen Vortrag werden — unsere Dichter als Gelehrte, wer ihn halten mag — nur das eine sei bemerkt, daß Uhland bei seinem wissenschaftlichen Forschen die schöne Eigenschaft besaß, nicht mit dem Verstande allein zu arbeiten — gegen eine Verirrung des Scharfsinns, wie etwa die Lachmanns in seinen Betrachtungen über die Ilias (1837), war er gesichert —: er suchte sich seines Gegenstandes von allen Seiten her zu bemächtigen und veröffentlichte nur, was er in sich gereift wußte. Die Lesewelt im großen wird diese Arbeiten den Fachgelehrten überlassen, was sie ja sogar, vielleicht mit Unrecht, auch mit der Sammlung der Volkslieder thut, die unsere Lesebücher wohl etwas mehr ausbeuten dürften als geschieht: sie wird sich an Uhland den Dichter und nebenbei etwas an Uhland den Patrioten, ich sage nicht den Politiker, halten; der Nachwelt wird seine Gestalt, wenn ich nicht irre, gerade durch die Vereinigung dieser beiden Seiten bedeutungsvoll sein. Was Uhland den Dichter betrifft, so bin ich fast froh, daß die Zeit nicht gestattet, darüber ausführlich zu sein: ich möchte wünschen, daß allen meinen Zuhörern diese Lieder so früh ohne Kritik und ohne Kommentar zum Herzen gedrungen wären, wie es mir geschah; nur auf zwei Punkte möchte ich hinweisen, die mir in dem vielen, was über den Dichter gesagt worden ist, nicht genügend hervorzutreten scheinen.

Das eine ist, daß unsere Schematisierungswut den Begriff einer schwäbischen Dichterschule geschaffen hat, deren Haupt, nach einigen, Uhland gewesen sein soll und deren Glieder neben ihm G. Schwab, Justinus Kerner und der jüngere, diesem Freundeskreis nicht angehörige und von ihnen ganz verschiedene Eduard Mörike gewesen sein sollen. Eine solche Schule hat es nie gegeben: es ist eine Gruppe von Männern, die allerdings sämtlich Schwaben von Geburt, in Charakter und Dichtung ganz verschieden gewesen sind. Der größte unter ihnen, Uhland, machte im Leben und Wesen am wenigsten den Eindruck eines Dichters: freundlich, doch fast schüchtern, empfing er seine Besuche, aufmerksam aber meist schweigend folgte er dem Gespräche, in das er nur zuweilen eine kurze Bemerkung warf, die dann allerdings nie trivial, immer eigenartig auch im Ausdruck war; ein Norddeutscher wundert sich über den engen Lokalpatriotismus, mit welchem in der württembergischen Kammer jeder Abgeordnete seinem Wahlkreis eine öffentliche Straße oder was sonst zugeführt wissen wolle: „bei uns

wundert man sich darüber nicht mehr," bemerkt Uhland trocken und schweigt weiter; man spricht über norddeutschen und süddeutschen Witz, über den Kladderadatsch und die Fliegenden Blätter, Uhland eben von einer Reise nach Berlin zurückgekehrt, äußert kurz: „sie haben dort keinen Witz, der Gestalten schafft." Ganz im Gegensatze machte Gustav Schwab, dessen Gedichte doch am meisten die Spuren des Ringens mit der Form tragen, wie Uhlands Gespräche, — in seiner persönlichen Erscheinung, seiner frischen Lebendigkeit, die niemals eine Spur von Ermüdung zeigte, dem offenen freien Antlitz mit den hellen braunen Augen, der blühenden Farbe, dem freundlichen Munde mit den blendendweißen Zähnen, — einem Antlitz, das jeden Eindruck spiegelte — der Unfähigkeit, Freude oder Schmerz zu beherrschen, mit allen seinen Tugenden und Schwächen mehr als irgend jemand den Eindruck eines Dichters, und der Bildhauer hätte bei ihm eine leichtere Arbeit gehabt, als bei dem Standbilde Uhlands, in dessen persönlicher Erscheinung eben die durch gar nichts auffallende Schlichtheit das Charakteristische war[1]). Den Eindruck des Originellen, auch in der äußeren Erscheinung, machte Justinus Kerner, der sich, wo es ihm paßte, mit der ganzen Welt auf den Duzfuß stellte: Dichtung und Wirklichkeit vermischend, ließ er seiner stets regen, zwischen Melancholie und bizarrem Humor hin und her schwankenden Phantasie freien Paß und war im stande, während ihm die Thränen über schweres häusliches Leid über die Backen rannen, durch irgend einen barocken Einfall, der ihm in den Weg kam, eine Gesellschaft, die sein Kummer eben zu tiefem Mitgefühl gestimmt hatte, invitis malis zum Lachen zu zwingen. Ganz nur Dichter ist Eduard Mörike gewesen: unsere Zeit, welche vom Menschen womöglich Thaten, zum mindesten Handlungen verlangt, hat Mühe zu begreifen, daß ein Mann so ganz nur in dem, was er gedichtet — auch das ist, dem äußeren Umfange nach, sehr wenig — aufgehen kann wie Mörike, und wenn sie fragt, was der unvergleichlich Begabte mit den 72 Jahren seines Lebens angefangen, wo er sie hingebracht, so wird sie keine befriedigende Antwort erhalten. Eines hatte er mit Uhland gemein, daß er nämlich — anders als z. B. Schwab — sich keine Zeile abpressen ließ, wenn er nicht in der Stimmung war. Dieses führt uns auf den zweiten Punkt, — die oft gehörte, freilich herzlich prosaische Frage, warum Uhland so wenig gedichtet? „Die Muse läßt mich in Ruhe," antwortete er selbst einmal mit trockenem Scherz, als jemand in freundschaftlichem Drängen ihn tadelte, daß er die Muse so lange ruhen lasse: so unangenehm jene Eigenschaft, nur zu dichten, wenn

[1]) Nicht übel ist die Kritik, welche die Tübinger Lokalanekdote über das dortige Erzstandbild des Dichters fällt. Als sein Schneider, Meister — —, das enthüllte Denkmal sich betrachtete, brach er in die Worte aus: „Ja ja, das ist der Rock, den ich dem Herr Doktor zuletzt gemacht hab'."

ihn die Muse nicht in Ruhe ließ, für Festkomitees, Autographensammler, Albumbesitzerinnen[1]), gelegentlich sogar allerhöchste Albumbesitzerinnen, sein mochte, für seine fortdauernde Wirksamkeit ist dies „Wenig Dichten“ ein sehr günstiges Moment gewesen. Wieviel von dem Vielen, auch von dem vielen Schönen, was Fr. Rückert gedichtet, wird denn gelesen? ich meine wirklich gelesen, nicht bloß von unseren populären Litteraturgeschichten als gelesen vorausgesetzt? und wieviel von dem wenigen, was in dem mäßigen Bande von Uhlands Liedern steht, wird nicht gelesen? — ganz abgesehen davon, daß z. B. in den zwei Zeilen „Frühlingstrost“:

„Was zagst du Herz in solchen Tagen,
Wo selbst die Dornen Rosen tragen“

zwar wenige Worte, aber viel Poesie enthalten ist.

Noch ein anderer Punkt ist hier zu berühren, über den freilich unsere Zeit anders und mit Recht anders denkt, als die Heroen unserer klassischen Litteraturperiode. Goethe, der in seinem 80. Lebensjahre einige höchst unzutreffende Äußerungen über Uhland gethan, die im Grunde des verständigen Sinnes überhaupt entbehren, und von denen G. Schwab mit Recht sagte, daß sie im Greisentraume geschehen, hat die Befürchtung ausgesprochen, — gegen Eckermann — daß der Poliker in Uhland den Dichter aufzehren werde, und das, geruhte er hinzuzusetzen, „sei gewissermaßen schade“. Die Äußerung ist charakteristisch für die Anschauungen der Zeit vor dem großen Umschwung von 1813—15, jener Zeit, der ein gutes Gedicht unendlich mehr bedeutete, als ein gutes Gesetz: wir sind unterdessen prosaischer geworden, und würden erst fragen, ob es denn wirklich schade gewesen wäre, wenn der Politiker den Dichter aufgezehrt hätte. Bei Uhland trifft dies aber überhaupt nicht zu. Er erfüllte, indem er, persönlich ohne wirkliche Neigung zu den politischen Geschäften und Debatten, in den Stunden der Gefahr und des Kampfes seinem Lande und Volke sich nicht versagte, eine vaterländische Pflicht: und er hat damit, wie ein Mann thun soll, auf den viele Tausende blicken, anderen ein Beispiel gegeben, wie man seine vaterländische Pflicht erfüllen soll — nämlich opferwillig, schlicht und nach redlicher Überzeugung. Über seine politischen Ansichten und Ideale rede ich nicht: wir sind ja in diesen Dingen nach drei Kriegen erstaunlich

---

[1]) Es sei in einer Festschrift für eine Philologenversammlung (Trier) gestattet, den Text des humoristischen Verses, den J. Kerner seinem Freunde zur Befriedigung einer drängenden Albumbesitzerin vorschlug, sicher zu stellen, den Jahn S. 82 seiner Schrift über Uhland in ganz abgeschmackter, auch Notter in unrichtiger Fassung giebt:

Jedes Album
Bringt mich halb'um.

In dieser allein witzigen Fassung hörte ich die Geschichte sehr bald nach der Unterhaltung der Freunde von Uhlands Adoptivsohn erzählen.

weise geworden; in einem Punkte aber zeigt es sich deutlich, daß der Politiker nicht den Dichter und vor allem nicht den Mann von Herz aufgezehrt hatte: er hegte keinen Haß gegen die Personen. Ich für meinen Teil habe niemanden kennen gelernt, der in der furchtbaren Krisis von 1848—52 irgend eine Rolle gespielt und aus derselben ein so friedevolles Gemüt zurückgebracht hätte wie Uhland. Dies könnte uns auf einen weiteren wichtigen Punkt, seine Religiosität, führen. Indes würde man hier, auch wenn man das in seinen Gedichten und Briefen an vielen Orten Zerstreute zusammenfassen wollte, wenig mehr sagen können, als was ein aufmerksames Lesen des tiefsinnigen Gedichts „Die verlorene Kirche" jedem sagen kann.

Man soll niemanden glückselig nennen, sagt jenes tiefempfundene Wort des Altertums, ehe er ein schönes Leben auch schön geendet hat. In der Fülle wohlerworbenen Ruhmes — eben hatte die Nation seinen 75. Geburtstag, denn die 50jährigen waren damals noch nicht erfunden, mit warmem Anteil gefeiert, und von allen Seiten kamen ihm die rührendsten Beweise darüber zu — inmitten einer freundlichen und vertrauten Umgebung, ohne Feinde, in einer verhältnismäßig hoffnungsreichen Zeit starb er, am 14. November 1862; bis kurz vor seinem Tode war er im Vollbesitz seiner geistigen und körperlichen Kräfte geblieben. Er starb drei Jahre nach dem Schillerfest, wo man sich vor dem Bilde des großen nationalen Dichters noch einmal die Hände reichte, ehe man zum Entscheidungskampf sich die Lenden gürtete, und wohl dürfen wir das besondere Glück, das über diesem Dichterleben waltete, auch darin erkennen, daß er von hinnen schied, ehe die Entscheidung der deutschen Dinge auf die Spitze des Schwertes gestellt wurde.

Seine Poesie schwebt in Wahrheit über den Gegensätzen der politischen Welt und es ist deshalb eine müßige Frage, was er zu den nun folgenden Jahren und Tagen gesagt haben würde. Gesagt hätte er schwerlich viel — das Bitterste pflegte er für sich allein durchzukämpfen, aber einen herben, vielleicht den herbsten Schmerz seines Lebens hätte er sicher empfunden in den Tagen der blutigen Auseinandersetzung zwischen Österreich und Preußen, dem alten Deutschland und dem neuen. Vielleicht aber hätte er, dem keine Leidenschaft des Hasses den Weg richtiger Erkenntnis verschloß, sich mit dem Ereignis ausgesöhnt, wenn er gesehen hätte, daß das geistige Band zwischen den Deutschen im neuen Reich und in Österreich nicht schwächer, sondern stärker geworden ist, als zuvor und vielleicht — denn da wir das Leben eines Dichters betrachten, mag es gestattet sein, mit einer freundlichen Vision zu schließen — vielleicht wäre ein Lächeln der Befriedigung über das gute Gesicht mit dem hellen Auge geglitten, wenn man ihn gefragt hätte, ob er nicht das Deutschland, wie es nach den Kämpfen eines halben Jahrhunderts dasteht, das

Deutschland von 1871, unser Deutschland einigermaßen wiedererkenne in den Worten, mit welchen er einst im Jahre 1819 in dem Prolog zum Herzog Ernst den Frieden geschildert, der auf die Kämpfe in seiner engeren Heimat folgte:

Wie anders, wenn aus sturmbewegter Zeit
Gesetz und Ordnung, Freiheit sich und Recht
Emporgerungen und sich festgepflanzt.
Da drängen die so grollend ferne standen
Sich fröhlich wieder in der Bürger Reihn:
Da wirket jeder Geist und jede Hand
Belebend, fördernd für des Ganzen Wohl.
Da glänzt der Thron, da lebt die Stadt, da grünt
Das Feld, da blicken Männer frei und stolz.
Des Fürsten und des Volkes Rechte sind
Verwoben, wie sich Ulm und Reb' umschlingen:
Und für des Heiligtums Verteidigung
Steht jeder freudig ein mit Gut und Blut.

III.

Pädagogische Gelegenheitsreden.

1. Antrittsrede bei Übernahme der Direktion des Königl. Friedrich-Wilhelms-Gymnasiums zu Köln.

29. April 1865.

Indem ich, hochzuverehrende Versammelte, inmitten einer noch fremden und ungewohnten Umgebung das Wort ergreife, kann es nicht fehlen, daß mir der große Gegensatz sofort in die Augen springt, der zwischen dem Amte liegt, das ich verlassen habe, und dem, welches mich erwartet. Aus den engen Verhältnissen einer kleinen Provinzialstadt trete ich hinüber in diese glänzende Hauptstadt, in welcher der Einzelne — so ist der erste Eindruck — zu verschwinden scheint und die doch jedem für sein Wirken einen größeren Maßstab in die Hand zwingt, und gewöhnt an das vertrauliche und leicht übersehbare Leben einer kleinen Schule sehe ich mich plötzlich in einen vierfach größeren Kreis versetzt, der mit einem Schlage eine Verdoppelung, um nicht zu sagen Vervielfältigung aller meiner Kräfte von mir verlangt. Es wäre in der That unnatürlich, wenn ein so plötzlicher und gewaltsamer Wechsel mein Gemüt nicht aufs tiefste erregen, ja erschüttern würde. Aber es ist daran nicht genug. Ich komme in Ihre Mitte als der Nachfolger eines hervorragenden Schulmannes[1]), der in ausgezeichnetem Maße das Vertrauen dieses Kreises genossen und verdient hat, und ich trete in diese Stelle ein, ohne daß irgend eine persönliche Beziehung aus früherer Zeit zu dieser Stadt, dieser Anstalt, mir meine Aufgabe erleichterte, oder sie mir zum mindesten weniger fremdartig erscheinen ließe. Vor drei Jahren habe ich Köln zum erstenmale betreten mit keinem anderen Gefühl als dem des freudigen Stolzes, mit welchem jeder deutsche Mann, der eine der geschichtlich bedeutenden Städte unseres Landes — und diese unsere Stadt besonders — zum erstenmale betritt, auf sie als ein vaterländisches Besitztum blickt. Vergangenheit und Gegenwart haben in ihren Kirchen und Mauern, ihrem gewaltigen Verkehr, ihren mannigfaltigen Kunstschätzen mit ihrer vollen Beredsamkeit auch zu mir gesprochen: aber ich war ein Fremder und ich bin es in diesem Augenblicke noch.

Indes, meine werten Versammelten, wer ein schwieriges Amt einmal übernommen hat, der muß den Dingen ruhig und mutig ins

[1]) Wilhelm Herbst.

Auge sehen. Ich beruhige mich bei dem Gedanken, daß die vaterländische Jugend überall in großen und kleinen Städten, im Norden und im Süden im wesentlichen die gleiche ist; daß dieses Amt, wenn auch ein großes, doch zugleich, denn es ist ein Schulamt, ein bescheidenes ist, und daß jedes Amt nicht auf einmal erfüllt wird, sondern nur in treuer schlichter Arbeitsamkeit von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde; und daß unendlich viel weniger darauf ankommt, dies Amt in seiner ersten Stunde in vollen und begeisterten Worten zu beschreiben, als darauf, es treu und unermüdlich, unverdrossen in allen seinen einzelnen Teilen und Mühen zu erfüllen. Es liegt freilich nahe, in dem Augenblicke, wo man ein solches Amt antritt und noch nicht in dessen Werktagsthätigkeit eingetreten ist, es in seinen Beziehungen zum Höchsten und Allgemeinsten aufzufassen und so erleben wir es häufig, daß in Antrittsreden von der Aufgabe der klassischen Studien in der Gegenwart, von der Wichtigkeit und Ersprießlichkeit des sprachlichen Studiums für die formale Bildung, von Humanismus und Realismus u. dgl. gesprochen wird. Ich rede davon nicht ausführlicher: indem wir auf dem Boden christlicher Wahrheit stehend und wirkend, zugleich ein intensives Studium des griechischen und römischen Altertums als die Grundlage höherer, tieferer, freier Bildung festhalten, wiederholen wir nur im kleinen und einzelnen den Bildungsgang, den unsere Nation im großen durchgemacht hat. Die Anlehnung an das griechische und römische Altertum, das Einleben in diese Welt und ihre Form und ihren Geist hat unser Volk aus kriegerischer Barbarei in ein Leben kulturschaffenden Fortschreitens hinübergeführt, — das unsterbliche Verdienst jener großen und guten Männer der noch ungeteilten Kirche: und als dann im 15. und 16. Jahrhundert das Bedürfnis nach einer freieren und allgemeineren Bildung erwachte, da ist es die Erweckung des Studiums der alten Schriften, der griechischen und römischen Klassiker gewesen, welche Methoden und Gelegenheiten des höheren Unterrichts geschaffen hat, die nunmehr seit drei Jahrhunderten beiden Konfessionen zu gute gekommen sind, und auch jener weitere Fortschritt im Geistesleben unserer Nation, den wir den großen Schriftstellergeistern des vorigen Jahrhunderts, den Klopstock und Wieland, den Herder und Lessing, Goethe und Schiller verdanken, ist nicht geschehen und konnte nicht geschehen ohne eine erneuerte Versenkung in das griechisch-römische Altertum. Ich bin weit entfernt zu glauben, daß der Einzelne nicht eine feine und edle Bildung erringen könne auch ohne dieses tiefere Eindringen in die alte Welt und ich werde an meinem Teil bestrebt sein, den Schülern unserer Realklassen dieses Bildungsmittel ersetzen zu helfen: aber dieses Studium als allgemeine Grundlage höherer Bildung aufzugeben oder zurückzudrängen, würde uns einer Anschauungsweise preisgeben, welche das Barbarentum jeder Zeit gekennzeichnet hat —

nämlich der, daß nur das Notwendige, das Praktisch-Nützliche, das was man für das Leben — das sogenannte Leben — brauchen könne, zu lernen sei. Davon will ich nicht weiter sprechen: in einer Stadt, welche sich des ersten Meisterwerks kirchlicher Baukunst rühmen darf und wo so viele somit in täglichem Anschauen sich davon überzeugen können, daß das reine Schöne eine Macht über das menschliche Gemüt ausübt, wie sie das bloß Nützliche nimmermehr ausüben könnte — in einer solchen Stadt fehlt sicher auch in weitesten Kreisen die Erkenntnis nicht, deren Wachsen in unserem Lande wir mit Freuden sehen dürfen[1]), daß das nützlichste von allen nützlichen Dingen eine freie d. h. eine von der Rücksicht auf den Nutzen des Augenblicks unabhängige Bildung ist.

Von der Teilnahmlosigkeit der Bevölkerung also für die Sache des höheren Unterrichts hat die Schule und mithin auch unsere Anstalt nichts zu fürchten, so lange sie in ihrem Kreise ihre Pflicht thut. Eher droht ihr von einer anderen Seite her Gefahr, die dieser entgegen liegt, denn jede Zeit hat für die Jugendbildung und deren Diener ihre eigenen Gefahren und diese Gefahren und Schwierigkeiten verstärken sich naturgemäß in den Schulen derjenigen Städte, welche wie die unsrige, Lebensmittelpunkte großer Bezirke sind. Die frische, lebhafte, oft gewaltsame und leidenschaftliche Bewegung, von der wir unser öffentliches Leben — ich meine nicht das politische allein — ergriffen sehen, reißt auch die Schule mit in die Strudel des offenen Marktes. Die Einweihung einer Schule, der Amtsantritt eines Direktors sind öffentliche Akte geworden, in weiten Kreisen hat man die unermeßliche Wichtigkeit des höheren Schulunterrichts begriffen. Haben wir nun in dieser Erscheinung einen sehr großen und in vielem Betracht heilsamen Fortschritt zu begrüßen, so bedroht sie auf der andern Seite den Lehrer und so die Schule mit neuen und eigentümlichen Gefahren. Sie möchte ihn verleiten, für den Schein, für die äußere Befriedigung, für den Dienst der Parteien zu arbeiten, über den großen Worten wie sie die Öffentlichkeit verlangt, die bescheidenen aber viel wichtigeren Pflichten, über den Namen und Schlagworten das Eine was not ist zu verabsäumen. Inmitten dieses Tumults muß die Schule ihren Stand mit Ruhe und Festigkeit nehmen. Sie kennen das große Schlagwort unserer Zeit — ein edles und heiliges Wort — die Freiheit. Es ist der Begriff, der alles zu beherrschen scheint, dessen jede Partei in ihrer Weise sich rühmt, der überall sofort gleichsam auf die Oberfläche tritt und auch

---

[1]) Diese Worte, 1865 gesprochen, würde ich heute, 1893, nicht wiederholen dürfen. Jene Erkenntnis ist zwar noch immer in den nächstbeteiligten Kreisen vorhanden, ja überwiegend, sie ist aber nicht stark genug gewesen, die Niederlage abzuwenden, welche das Prinzip humaner Bildung in den letzten Jahren erlitten hat.

die Schule muß sich zu diesem alles beherrschenden Begriffe in ein bestimmtes Verhältnis setzen. Ich möchte glauben, daß unsere Gymnasien, unsere Schulen überhaupt, nirgends in einem erquickenderen Lichte erscheinen, als wenn wir sie in ihrem Verhältnis zu diesem die Zeit beherrschenden Begriffe betrachten. Die Schule, meine verehrten Versammelten, macht den Menschen frei, indem sie ihn wahr macht. Indem sie — vorab das Gymnasium als die führende unter den höheren Schulen — ganz darauf gebaut ist, eine von selbstischem Interesse unabhängige Begeisterung für die Wahrheit zu pflanzen, ist sie es, und fast möchte ich sagen, ist sie es allein, die uns von einer Tyrannei erlösen kann, von der uns alle politische Freiheit der Welt nicht frei machen kann, die vielmehr, wie die Geschichte der Zeiten lehrt, oft eben aus der Fülle politischer Freiheit emporschießt: eine seltsame Art Tyrannei, unter der wir alle leiden, man könnte sie die Tyrannei der Namen nennen. Wir hören da viel von Liberalen und Konservativen, von Feudalen und Demokraten, von Ultramontanismus und Radikalismus u. s. w. Sie wissen, wie sehr wir alle geneigt sind, die Dinge unter einen dieser bequemen Namen unterzubringen: wo wir dies aber ohne weiteres thun, wo wir es unterlassen, die Dinge und die Personen unabhängig von diesen Namen zu prüfen, da laufen wir die ernstlichste Gefahr, einseitig, unwahr, ungerecht zu werden zu unserm eigenen Schaden. Wer bloß dem Banne der Namen folgt und nur nach ihnen richtet, der ist allzuleicht geneigt, jeden, den er einem andern Namen folgen sieht, als einen Zöllner und Sünder zu achten und mit einem verächtlichen oder grimmigen „Herr, ich danke dir" an ihm vorüberzugehen und zu vergessen, daß hinter jedem dieser Namen Tausende von menschlichen Existenzen stehen, deren jede auf unser Wohlwollen, auf unsere Liebe ein sehr ernstliches, sozusagen biblisch-verbrieftes Anrecht hat. So wird dieser Zauber der Parteinamen bald zu einer tyrannischen Macht, welche jede natürliche Betrachtung der Dinge und damit jedes gesunde Wirken stört. Fortzeugend wird sie zu einer Tyrannei der Phrase, die, indem sie die Erkenntnis in tausend Einzelnen verfinstert, zugleich unser ganzes nationales Leben zu vergiften droht. Diese allverbreitete gefährliche Tyrannei — wer kann sie dämpfen? Wer ist berufen, die große Wahrheit in unser politisches, kirchliches, soziales Leben einzuführen, daß die Freiheit erst in zweiter Linie in Staats- und Rechtsformen besteht, daß sie vor allem nnd zuerst eine Tugend, eine sittliche Eigenschaft, d. h. Errungenschaft des Einzelnen sein muß? Die Macht, die hierzu berufen ist — das ist die Schule. Sie wendet sich an den werdenden Menschen, an die Jugend, die noch parteilos zu einem reinen Interesse an göttlichen und menschlichen Dingen zu erwecken ist — deren unabgestumpfter Sinn willig dem Streben nach Wahrheit sich

öffnet, wo ein wahrhaftig gesinnter Mann ihr nahe tritt, und indem wir diesen Wahrheitssinn der Jugend an dem scheinbar Gleichgültigen und Entlegenen üben, gewöhnen wir sie, machen wir sie fähig und tüchtig, im späteren Leben auch da das Wahre und Rechte zu suchen und anzuerkennen, wo Leidenschaft oder Interesse davon ablenken will. Haben wir aber das Eine erreicht, den Wahrheitssinn unerschütterlich in unserer Jugend festzustellen, so können wir sie ruhig dem Staate, der Kirche, dem bewegten öffentlichen Leben übergeben: die Parteien mögen sich ihrer bemächtigen: wahrheitsliebender Menschen Thun ist gesegnet, wo immer sie stehen.

Indes, meine verehrten Versammelten, was ist Wahrheit? hat einst ein heidnischer Mann gefragt. So nackt und kahl stellen wir, die wir auf christlichem Boden stehen, diese Frage nicht mehr. Aber wo ist die Wahrheit, in welcher Kirche, welcher Partei, welcher Schule ist sie — so fragt auch die christliche Zeit, und die Antworten, welche die Völker und die Jahrhunderte auf diese Frage zu geben sich vermaßen, stehen mit blutigen Lettern im Buche der Geschichte verzeichnet. Ich darf den Punkt nicht übergehen, welcher, so scheint es, den besonderen Charakter und die besondere Schwierigkeit des Amtes bezeichnet, welches mich erwartet. Ich hege keine Furcht, über diesen Punkt, den konfessionell gemischten Charakter dieser Schule zu sprechen — nicht vor dieser ehrenwerten Versammlung, nicht vor meinen Kollegen oder meinen Schülern, nicht vor irgend einem Tribunal der Welt: aber ich will die tiefe Bewegung nicht verbergen, welche mich ergreift, indem ich an dieser Stelle über etwas spreche, was hart und verhängnisvoll in die Geschicke unseres Vaterlandes eingegriffen hat. Meine verehrten Versammelten, es hat Gott gefallen, unsere Nation auf einem dunkeln und schmerzensreichen Wege zu führen. Eine mächtige Bewegung der Geister, der tiefsten aller menschlichen Kräfte, der religiösen, entsprungen, hat im 16. Jahrhundert einen verhängnisvollen Riß in unserem Volksleben hervorgerufen und dem einheitlichen Leben der Nation eine schwere und schmerzliche Wunde geschlagen. In breiten Strömen stürzte in den Kämpfen des 17. Jahrhunderts das Herzblut der Nation aus dieser Wunde, und jedes Schwerste haben wir durchgemacht, bis der geschwächte Körper unseres Volkes eine leichte Beute der Fremdherrschaft ward. In jenen üblen Tagen aber, von denen auch diese Stadt zu reden weiß, fand sich wieder, was Gott durch tausend Bande der Sprache, der Gesittung, des Blutes und Bodens zusammenfügte und dem er nur jenes Eine versagt hat: in einem edlen nationalen Aufschwunge, der auch unserem Staate und unserem Königshause die deutsche Weihe gegeben hat und dessen Gedächtnis wir seit zwei Jahren in uns erneuern, vereinigten wir uns zu einem ersten deutschen Erfolge, und seit dieser Zeit und nirgends mehr als in unserem Staate und unter dem Szepter unserer

Könige wetteifern Katholiken und Protestanten, in friedlicher Geschäftigkeit das nationale Leben reicher, mannigfaltiger, vielseitiger zu machen. Ich meine der Friede, den nach schweren Erfahrungen die Nation sich gegeben, — es ist ein edler, ehrenvoller, es ist ein Gottesfriede, und einer seiner Friedenstempel ist diese Schule, an der ich zu wirken berufen bin. Ich bin mir tief und vollbewußt, daß ich von diesem Teile meines Amtes eine besondere Rechenschaft — und nicht vor menschlichen Richtern allein — werde ablegen müssen, ob ich es verstanden habe, diesen Frieden zu wahren, äußerlich und innerlich, ohne Härte und ohne Schwäche, ob ich heilig an anderen gehalten habe, was mir selber heilig ist, und ob ich allen meinen Schülern gleichmäßig jene Liebe zugewendet habe, von der das hohe apostolische Wort sagt, daß sie sanftmütig und freundlich sei, daß sie nicht das Ihre suche und daß sie nicht eifere.

Ich weiß nun wohl, daß es eine Kraft der Liebe giebt und eine Schwäche der Liebe, und ob mir ein Wirken in der K r a f t der Liebe beschieden ist, wird sich erst bewähren müssen. Das aber weiß ich, daß ich im Geiste jener Liebe, die jedem, der an einer Schule zu wirken berufen ist, natürlich sein sollte, in mein Amt eintrete. Der Gnade des Königs, der in dem großen und weitherzigen Sinne, welcher in diesem Punkte stets die preußische Staatslenkung ausgezeichnet hat, mich, der ich nicht als Preuße geboren bin, zu diesem Amte hat berufen wollen, gedenke ich durch ein Wirken in diesem Geiste am besten zu entsprechen. Und nicht minder darf ich dann auf die Billigung des verehrten Mannes[1]) hoffen, dessen gewichtiges Manneswort mir heute, wie bei einer ähnlichen Gelegenheit vor drei Jahren die Wege zu einem gedeihlichen Handeln weist.

Es ist das beste Zeichen, unter dem ich mein Amt antreten könnte, und ich hege in dieser Richtung keinen größeren Wunsch als den, daß es mir bei fortschreitender Erfahrung gegeben sei, in seinem Geiste, dem Geiste schlichter Männlichkeit zu wirken, der ohne pädagogische und didaktische Künstelei mit einfachem Wort und kräftiger That den Menschen und den Dingen gegenüber tritt.

Jene Liebe, die nicht das ihre sucht und nicht eifert, begleite mich denn auch in den Kreis meiner Mitarbeiter — in Ihre Mitte, geehrte, werte Kollegen. Was ich bis jetzt habe leisten können, berechtigt mich nicht, im voraus von meinen Mitarbeitern ein Vertrauen zu beanspruchen, das nicht durch wohlgesprochene Worte, sondern erst durch längere Bewährung im täglichen Zusammensein und Zusammenwirken erworben werden kann. Was ich von Ihnen heute in Anspruch nehme, ist nur dies, daß Sie ein einfaches Wort einfach und unbefangen wie es gesprochen wird, hinnehmen möchten.

---

[1]) Dietrich Landfermann.

Ich habe vorhin von der Tyrannei der Namen gesprochen, und ich habe diese Tyrannei der Namen, der Worte, der Titel auch auf unserem Schulgebiete in seltsamer Weise spielen sehen. Es mag Direktoren geben, die ihren Titel wie eine schwere Kette schleppend, ihre Pflicht nur dann zu thun glauben, wenn sie in jedem Augenblick den Direktor gleichsam fühlbar machen, und es mag Lehrer geben, welche eine reservierte Haltung dem Direktor gegenüber als eine Art Selbsterhaltungspflicht ansehen. So lassen Sie es zwischen uns nicht sein: fassen wir unser Verhältnis einfach auf als das was es ist, ein Verhältnis gegenseitiger Unterstützung auf dem in gewissem Sinne ernstesten und heiligsten Gebiete des nationalen Lebens. In kurzer Stunde habe ich mich rasch entscheiden müssen, dieses Amt zu übernehmen, an das ich für meine Person mit keinem Gedanken gedacht hatte. Ich habe nie nach einem andern Ruhme oder Namen gegeizt, als dem eines guten Lehrers, der für mich die höchste Befriedigung und das tiefste Glück einschließt. Ich mache mir keine Illusionen darüber, daß ein guter Teil meiner Amtspflichten darin bestehen wird, auf vieles zu verzichten: darauf aber werde ich nicht zu verzichten brauchen, mich in Ihrer Mitte als Lehrer unter Lehrern zu fühlen.

Auch vor euch, meine teuren Schüler, trete ich im Geiste und ich hoffe in der Kraft herzlicher Liebe, um so viel ich vermag, euch den Mann zu ersetzen, an dem ihr einen treuen, edlen und reichbegabten Führer verloren habt, dem eure dankbare Liebe bewahrt bleiben muß. An euch brauche ich heute nur ein kurzes Wort der Begrüßung zu richten, denn wir werden von jetzt an täglich uns auf den Höhen des Lebens in gemeinsamem Streben nach Erkenntnis begegnen. Gern würde ich euch sowohl, als den Eltern, die euch uns anvertrauten, ein Wort davon sagen, wie ich es als Lehrer gehalten habe und zu halten gedenke, wenn ich nicht fürchten müßte, die Worte mehr als billig zu verlängern. Zwei Grundsätze haben mir seither den Verkehr mit der Jugend leicht, und ich darf sagen, zu einer mit jedem Jahre reichlicher strömenden Quelle der Freude gemacht, und ich hoffe, sie sollen mich auch hier nicht im Stiche lassen. Der eine ist: Thue selbst, was du von deinen Schülern verlangst und thue als Mann, was sie als Knaben thun sollen — und der zweite: Halte dir als Lehrer stets deine eigene Schülerzeit lebendig gegenwärtig. Indem man nach diesen Grundsätzen handelt, glaube ich, kommt Wahrheit in den Verkehr mit der Jugend, ohne welche kein tieferer Erfolg denkbar ist, und es kann sich der Lehrer jene Jugend des Geistes, jenes stete Streben nach sittlicher Vollendung erhalten, welche, wenn meine Vorliebe für unseren Beruf mich nicht täuscht, in unserem Stande leichter zu erreichen sind, als in jedem andern.

Und so denn, meine verehrten Versammelten, nehmen Sie mich

in Ihre Mitte auf, als einen, der nicht in dem Wahne steht, schon abgeschlossen zu haben und fertig zu sein, sondern der entschlossen ist, mit seinen Kollegen, seinen Schülern, mit allen, die in dieser blühenden Stadt dem edlen Werk der Jugenderziehung dienen, von Tag zu Tage weiter zu streben und zu lernen. Die Gefahren, Schwierigkeiten, Mühen dieses Amtes sind mir bewußt und ich denke deutlich gegenwärtig: ich setze ihnen ein Wort entgegen, das in seiner hohen Einfachheit dem Berufe am besten ziemt, dem es gegeben ist, das Höchste was der Mensch dem Menschen leisten kann, in den bescheidensten Formen zu thun — ein Wort, das mich in den Verwirrungen und Mühen meiner Lehrerthätigkeit oft aufgerichtet hat, ein schlichtes aber großes Wort — das apostolische „Lasset uns Gutes thun und nicht müde werden.“

2. Über das Verhältnis der Schule zum öffentlichen Leben.

(Gürzenich, Köln, 22. März 1870.)

Indem wir, hochzuverehrende Versammelte, abermals in diesem würdigen Raume uns vereinigen, den die Freundlichkeit der städtischen Vertretung unserer anspruchslosen Feier zur Verfügung stellt, empfinden wir es schon unmittelbar durch diesen äußeren Eindruck des uns umgebenden Raumes, wie an einem Festtag gleich dem heutigen die Schule aus ihrem gewohnten Kreise heraustretend, einen Augenblick der Öffentlichkeit sich überläßt, von der sie sonst mit einer gewissen Scheu sich zurückzieht. Der Festtag, den wir heute begehen, hat allerdings, wenigstens für uns, die wir seit 1866 ja auch zu den Altpreußen gehören, nichts von seinem altpreußisch-patriarchalen Charakter eingebüßt, und ein gemütliches Verhältnis zwischen Volk und Herrscherhaus gehört bei der Eigentümlichkeit deutscher Volksart von selbst mit zur Sache. Aber einen bloß patriarchalischen Charakter, wie sonst wohl fürstliche Geburtstage in deutschen Landen ihn tragen, hat der Geburtstag des Königs, seitdem an die Stelle des Kurfürsten von Brandenburg und Herzogs zu Preußen der König von Preußen getreten ist, bei uns nie gehabt, und nicht zufällig ist es, wenn in diesem Lande der Geburtstag des Herrschers stets etwas von dem feierlichen Ernst eines politischen Aktes gezeigt hat und zeigt.

Denn das eben ist es, was Preußen aus der Reihe der übrigen deutschen Staaten herausgehoben und es zu dem deutschen Staate in besonderem Sinne gemacht hat, — dem deutschen Staate, der, wie wir jetzt nicht mehr zweifeln können, an die Stelle des der Vergangenheit anheimgefallenen alten deutschen Reichs zu treten von der Vorsehung bestimmt ist — daß hier vom Throne, vom Herrscherhause ausströmend ein wirkliches Staatsgefühl das ganze Volk durchdrang und wie seinem ganzen Thun, so auch seinen patriotischen Festtagen den Stempel des Bewußt-Politischen aufgedrückt hat. Wir haben es wohl erlebt, daß man die Arbeit am deutschen Staate damit begann, daß man so oft als möglich nationalen Festtag und patriotischen Feierabend machte — quam vellem hoc esset laborare, wie jener Müßiggänger in der alten Fabel sagte. Bei uns, wenn irgendwo, soll und muß ein nationaler Festtag vor allem dazu dienen, daß wir uns sammeln für die schwere und ernsthafte Werktags- und Wochenarbeit, welche der deutsche Beruf unseres Staates von uns allen verlangt.

Ist dem aber so, meine werten Zuhörer, so darf derjenige, der an einem solchen Tage im Namen einer höheren Schule redet und der heute zu einem so zahlreichen Kreise von Angehörigen und Freunden dieser höheren Schule spricht, nicht dabei stehen bleiben, nur eben in warmen Worten das Gefühl dankbarer Liebe auszuströmen, das uns beseelt für den Träger der Krone dieses Landes, für den Mann, dem es gegeben war, seit Jahrhunderten zum erstenmal wieder die Kraft der großen Mehrzahl unserer Nation zu einem politischen Ganzen zu vereinigen: sondern er wird wohlthun, glaubt wohl daran zu thun, wenn er einen Gegenstand Ihrer Aufmerksamkeit vorführt, der Schule und Staat gleich nahe berührt und in dieser Stunde zu Ihnen spricht von dem Verhältnis der Schule zum öffentlichen Leben.

Ich fürchte nicht, man werde mir einwenden, daß dieses Thema ein weithergeholtes sei: es wird uns auf mancherlei Weise vom Leben der Gegenwart selbst entgegengetragen. Es ist unverkennbar, daß jetzt mehr als zu irgend einer Zeit seit dem 16. Jahrhundert die Schule in ihrer unermeßlichen Wichtigkeit für das nationale Leben erkannt wird, daß sie in dem Augenblick, in dem wir sprechen, geradezu im Vordergrunde des allgemeinen öffentlichen Interesses steht, und daß die Fragen, welche die Schule — alle Arten von Schulen meine ich damit — betreffen, eine höchst wichtige Rolle bei den politischen Akten der nächsten Zukunft, den Wahlen, den parlamentarischen Verhandlungen spielen werden.

Indem wir uns nun die Frage vorlegen, in welchem Verhältnis steht die Schule — ich rede von den höheren Schulen und dem Gymnasium insbesondere — zum öffentlichen, d. h. nicht allein aber vorzugsweise zum politischen Leben, und uns zur Orientierung in der Geschichte flüchtig umsehen, werden uns zwei Irrtümer oder Irrwege entgegengesetzter Art sofort vor die Augen treten. Da die Wichtigkeit der Jugenderziehung für das öffentliche Leben, ob dasselbe nun nach dem verschiedenen Charakter eines bestimmten Volkes und einer bestimmten Zeit mehr die politische oder mehr die kirchliche oder beide Farben gleichmäßig getragen habe, — niemals ganz hat verkannt werden können, so ist es nicht zu verwundern, daß in Zeiten aufgeregter politischer oder politisch-religiöser Leidenschaft häufig kurzweg zu dem Versuche vorgeschritten worden ist, sich der Jugenderziehung im Sinne einer herrschenden oder der Herrschaft zustrebenden Partei zu bemächtigen und sie dem politischen Leben unmittelbar dienstbar zu machen. Wird dies aber von der Einen Partei versucht, so wird die entgegengesetzte nicht säumen, dem Beispiel zu folgen; denn daß, wer die Jugend hat, die Zukunft habe, ist ein Satz, der jedem einleuchtet, und so finden wir, seitdem im 16. Jahrhundert das europäische Leben in ein Stadium der vollbewußten Parteigegensätze getreten ist, immer wieder solche Versuche, die Tendenzen, welche das

öffentliche Leben bewegen oder nach den Intentionen eines mächtigen Parteiwillens bewegen sollen, in aller Unmittelbarkeit in die Schule hineinzutragen. Ich wähle aus vielen Beispielen zwei, welche uns diesen Irrweg einer unmittelbaren Verbindung der Schule mit dem öffentlichen Leben, das unserer Zeit keineswegs so ferne liegt, wie man noch vor zwei Jahrzehnten hätte glauben sollen, veranschaulichen können: eine berühmte Schrift des großen englischen Dichters Milton aus dem Jahre 1644 und eine Stelle aus dem Katechismus, der zu Trier im Jahre 1809 gedruckt, auf Befehl des Kaisers Napoleon in allen Schulen des damaligen französischen Kaiserreichs auswendig gelernt und eingeschärft werden sollte, und der mithin auch hier in Köln in seiner ganzen für das Unglück jener Zeiten charakteristischen Eigentümlichkeit gelernt worden ist.

„Warum sind wir schuldig," heißt es dort, „diese Pflichten gegen unsern Kaiser zu erfüllen? Antwort: erstens weil Gott, der die Staaten errichtet und nach seinem Wohlgefallen austeilt, unsern Kaiser sowohl im Frieden als in Kriegszeiten reichlichst begnadigt, ihn zu unserm Oberhaupt eingesetzt und zum Diener seiner Macht, ja zu seinem Bilde auf Erden aufgestellt hat. Wenn wir also den Kaiser ehren, so ehren und dienen wir Gott selbst."

„Giebt es nicht besondere Beweggründe, welche unsere Ergebenheit gegen unsern Kaiser Napoleon I. noch um vieles verstärken sollen? Antwort: Ja, denn er ist derjenige, den Gott unter den schwierigsten Umständen erweckt hat, die öffentliche Ausübung der Religion unserer Väter wiederherzustellen und der Beschützer derselben zu sein; er hat durch seine tiefe und thätige Weisheit die öffentliche Ruhe und Ordnung wiederhergestellt und erhalten; er ist der Verteidiger des Staates durch die Kraft seines mächtigen Armes, und durch die heilige Salbung, welche er aus den Händen des Papstes, des Oberhauptes der allgemeinen Kirche empfangen hat, ist er zum Gesalbten des Herrn geworden."

„Was soll man von denjenigen halten, die gegen unsern Kaiser treulos handeln? Antwort: Sie machen sich nach der Lehre des heiligen Apostels Paulus der ewigen Verdammnis schuldig."

Einen ganz anderen Geist, als diese geschickt gestellte Heuchelrede des Despotismus, der man es doch sofort anfühlt, wie wenig sie an ihre eigenen Worte glaubt, atmet die kleine Schrift, in welcher der Dichter des verlorenen Paradieses sein Erziehungs- und Schulideal aufgestellt hat. Geschrieben im Jahre 1644, in jenen Zeiten, als auf den Schlachtfeldern von Marstonmoor und Naseby der große Streit zwischen absolutem Königtum und Parlamentsregierung in entscheidenden Kämpfen ausgefochten wurde, atmet sie ganz den herben aber gewaltigen Geist der puritanisch-republikanischen Partei, welche Englands Größe gegründet hat. Die große Sache

parlamentarischer Freiheit, von welcher Miltons Seele erfüllt, die ihm die unzweifelhafte Sache Gottes ist, bedarf tüchtiger Streiter und so bestimmt er, daß seine Schule — und solche Schulen sollen über das ganze englische Land hin sich bilden — jedesmal aus etwa 150 Schülern bestehen solle, damit man eine Kompanie Fußvolk oder auch zwei Trupps Reiter daraus machen könne; und indem er so mit naiver Kühnheit die Organisation seiner Schule anknüpft an eine neue Militärorganisation, deren seine Partei damals bedurfte, läßt er auch den Lehrplan seiner Schule ganz von demselben Gedanken einer Erziehung unmittelbar für Staat und öffentliches Leben beherrschen. Er verlangt einen besonderen Kursus in der Politik: „damit die Schüler Ursprung, Ziel und Grund staatlicher Gemeinschaften erkennen und nicht in einer gefährlichen Krisis des Gemeinwesens solche armselige, gebrochene, unsichere Schilfrohre mit so wackeligem Gewissen seien, wie viele unserer großen Staatsräte sich noch jüngst gezeigt haben, sondern als unerschütterliche Pfeiler des Staates dastehen," er erinnert selbst an das spartanische Gemeinwesen: das Institut, das er im Sinne trägt, legt im Namen des „Gemeinwohls" des common wealth — ein Wort, mit dem später die Republik bezeichnet wurde — ganz seine Hand auf die Jugend: vor dem Essen wird immer 1½ Stunden scharf exerziert, in vollem Ernst, auf Hieb und Stoß; ja noch mehr, wenn seine Schüler in zwei oder drei Jahren ihren wissenschaftlichen Grund gelegt haben, sollen sie zur Frühlingszeit ausziehen, kompanieweise, unter geeigneten Führern, nach allen Teilen des Landes, die festen Plätze Englands, seine Hilfsmittel, seine Bodenbeschaffenheit, seine Kriegs- und Handelshäfen, seine Marine kennen und würdigen lernen.

Dies, werte Zuhörer, ist ein ernster, ja begeisterter Ausdruck für den Irrtum, der die Schule in den unmittelbaren Dienst des öffentlichen und staatlichen Lebens ziehen will. Er taucht in bewegten Zeiten immer von neuem auf: auch unsere Erinnerung zeigt uns Versuche zu solchen Parteischulen, Parteigymnasien, und ein kümmerliches Zerrbild von dem, was Milton in kühnem Schwung eines frommen und freiheitsliebenden Geistes aufbaute, ist eben in unsern Tagen in jener kläglichen Ausgeburt politisierenden Schulmeistertums, der süddeutschen Jugendwehr, ins Leben getreten, mit der man sich dort mit der ernsten und edlen Pflicht des Bürgers zum Waffendienst für sein Vaterland auf eine billige und vergnügliche Weise abzufinden gemeint hat.

Indes im allgemeinen gesprochen liegen uns Deutschen Ausschreitungen wie die des begeisterten englischen Patrioten sehr fern. Der Irrtum, die Schule unmittelbar in den Dienst der augenblicklich im öffentlichen Leben vorwaltenden Parteiprinzipien und Parteitendenzen zu ziehen, hat es bei uns bis jetzt nur zu vereinzelten Mißerfolgen

und kurzlebigen Schöpfungen bringen können. Dagegen hat uns, seitdem durch den 30jährigen Krieg und seine Folgen der staatliche Sinn in unserem Volke gezähmt und gelähmt worden ist, der entgegengesetzte Irrtum verfolgt und meist unser ganzes Schulleben im weitesten Umfang beherrscht — der nämlich, daß Schule und öffentliches Leben durchaus und schlechthin geschiedene Gebiete seien, und daß man für die Schule am besten sorge, wenn man die Gedanken der Schüler von allem wirklichen Staatswesen, jeder Berührung mit dem politischen Leben der Gegenwart ablenke. Zuerst der unter dem Einfluß unserer großen Litteraturperiode übermäßig gesteigerte ästhetische und beschauliche Hang unserer Nation, später die fast krankhaft zu nennende Furcht der Regierenden vor jeder Bethätigung des wiedererwachenden politischen Sinns im Volke, ließ den Gedanken als unpraktische und staatsgefährliche Ideologie erscheinen, daß unsere Gymnasien und sonstwelche Schulen eine sehr nahe und überaus wichtige Beziehung zum öffentlichen Leben, — daß sie eine politische Bedeutung haben. Noch jetzt sträuben sich so viele achtungswerte Autoritäten — um nur ein Sympton dieser Richtung anzuführen, beim historischen Unterricht die Erzählung über das Jahr 1815 hinauszuführen, weil die jenseits dieser Grenze liegende Zeit zu eng mit den Kämpfen der Gegenwart verflochten sei.

Allein dies, fühlen wir wohl, beginnt sich zu ändern, und wir dürfen eine günstige Folge der eingetretenen Klärung unserer Verhältnisse und also mittelbar ein Verdienst unseres Königs darin erkennen, daß in Hinsicht auf diese sehr wichtige Frage des öffentlichen Wohls in Deutschland und in unserem Staate zuerst die gesündere und natürlichere Ansicht der Dinge allmählich zu ihrem Rechte kommt. Ein Gemeinwesen wie das unsrige, das nur dadurch seine große Bedeutung für Deutschland errungen hat, daß es alle Kräfte der Bevölkerung der Staatsidee dienstbar machte, ein Land, das nur dadurch im Jahre 1813 sich selbst wiederhergestellt und Deutschland sich selbst wiedergegeben hat, daß vom König bis zum Tagelöhner herab alle sich ihrer Pflichten gegen den Staat vollbewußt waren, ein Staat, der noch vor wenigen Jahren einen Moment der furchtbarsten Krisis erlebt hat, wo jeder sich gefaßt halten mußte, mit seiner Person und allem was er besaß einzustehen für die allgemeine Sache und den großen Namen dieses Staats — wo wir hier es selbst erlebt und gewissermaßen mit Augen gesehen haben, wie inmitten dieser Bevölkerung, die so ungern wie möglich an den Gedanken eines Kampfes herantrat, doch im Augenblick der wirklich eintretenden Gefahr das Staatsbewußtsein von Minute zu Minute mächtiger anschwoll, wie die Hochflut unseres heimischen Stroms — in einem solchen Staate hat man niemals die große Bedeutung der Schule für das öffentliche Leben ganz verkennen dürfen.

Und wenn vielleicht in früheren Zeiten, in Zeiten, wo nur in Ausnahmefällen, in großen Krisen das Staatsbewußtsein des gesamten Volkes aufgerufen zu werden brauchte, man es sich hat ersparen können, sich in jedem Augenblicke gegenwärtig zu halten, daß wir unsere Jugend zwar freilich für das Leben überhaupt, aber auch ganz besonders für das Leben im Staate, für das politische Leben erziehen: so ist dies doch jetzt in dieser unserer Epoche eine Unmöglichkeit geworden. Seitdem die ganze Nation und zwar in der denkbar schrankenlosesten, um nicht zu sagen freiesten Form — den Formen des allgemeinen Stimmrechts bei geheimer Abstimmung — berufen ist, ihre Willensmeinung zu äußern, seitdem unsere Könige sich entschlossen haben, die Gesetzgebungsarbeit mittelst freigewählter Vertreter des Volks in stetem und organischem Wechselverkehr mit dem Volke zu vollbringen — nicht bloß, wie es freilich der Ruhm unseres Königshauses mit seltenen Ausnahmen immer war, alles für das Volk, sondern auch alles mit dem Volke und vieles unmittelbar durch das Volk zu thun: seitdem hat sich ein öffentliches Leben bei uns gebildet, dessen stets bewegte Flut auch an die Schwelle der Schule dringt und unseren Schulen ebendamit neue Pflichten auferlegt. Wo wir hinblicken, sehen wir in tausend Versammlungen und öffentlichen Blättern die lebhaftesten Diskussionen, überall bekämpfen sich die staatlichen, die gesellschaftlichen, die wirtschaftlichen, die kirchlichen Gegensätze mit allen Waffen des Worts und der Feder; alle Kräfte und Künste der Überredung, die guten und die schlechten, sind in fesselloser Thätigkeit entfaltet, und die Schule hat demnach die Pflicht, da sie zwar stets die Fahne des Idealen hochhalten, aber ebenso, ja eben darum stets mit dem Wirklichen leben und mit den dieses Wirkliche beherrschenden Mächten zu rechnen hat, ihre Zöglinge für dieses so gestaltete Leben vorzubereiten.

Vieles geschieht hier allerdings von selbst und ohne unser Zuthun: ist doch die Schule selbst eine Art Staat, in dem sich auch in seiner Art ein öffentliches Leben bildet, das nicht so sehr wenige Analogien zeigt mit dem öffentlichen Leben im Großen, und haben wir doch an unserm großen Dichter, an Goethe, ein bemerkenswertes Beispiel, was selbst der glänzendste Geist für sein ganzes Leben entbehren muß, wenn er niemals unter dem Einfluß dieses wunderlichen öffentlichen Lebens, das in unsern Schulen sich bildet, gestellt ward; aber dies, die Erziehung der Schüler durch die Schüler, wäre ein nicht so rasch zu erschöpfendes Kapitel für sich: — ich möchte es das Kapitel vom Naturleben der Schule nennen — und ich will davon heute nicht reden. Wohl aber ziemt es sich für den heutigen Festtag, daß ich mit einigen Worten sage, in welcher Weise wir es anfangen wollen, unsere Schüler mit vollem Bewußtsein zu erziehen für dieses nun einmal so gewordene und gestaltete Leben der Gegen-

wart, das in einem weit höheren Grade als jemals früher in deutschen Landen den Charakter des öffentlichen trägt. Vor allem, meine verehrten Versammelten, thun wir es, indem wir, — in schwerem Ernst, nicht kraft eines mehr oder weniger doch bloß äußerlichen Herkommens, mit dem man glaubt, nach dieser Seite hin seine Verbeugung machen zu müssen — festhalten an der religiösen Grundlage der Schule. Je lebhafter die Gegensätze auf der Oberfläche sich bekämpfen, desto mehr müssen wir dafür sorgen, daß ein tiefgelegter Grund vorhanden sei, bis zu dem jener Kampf nicht hindringt: und einen solchen Grund, ausdrücklich einen solchen, bis zu dem der Kampf nicht hindringt, meine ich mit dem Ausdruck religiöse Grundlage der Schulen. Ich weiß wohl, daß eben auf diesem Gebiete, — vielleicht muß man richtiger sagen, in den Vorhöfen dieses Gebiets, denn in das Innerste des Heiligtums dringt in der That kein Hader — ein lebhafter Kampf der Meinungen entbrannt ist und daß wir genug und mehr als genug jetzt von konfessionellen und konfessionslosen Schulen, von christlichem Staat und religiösem Staat und wie diese Worte alle heißen mögen, zu hören bekommen. Es ist nicht meines Amtes und ist nicht dieses Orts, in eine Besprechung dieser Fragen einzugehen, die darum so schwierig sind, weil zu dem Schweren, das in den Dingen liegt, noch ein unbezwingbares Gestrüpp von Unklarheit, Halbwahrheit, Mißverstehen und Lüge kommt — ein Wort darüber aber muß ich sagen, denn ich spreche hier im Namen einer Schule, in welcher beide christliche Konfessionen in fast gleicher Zahl unter Lehrern und Schülern vertreten sind und auch eine sehr ansehnliche Zahl von Schülern nicht christlichen Bekenntnisses der vollen Gemeinschaft des Schullebens teilhaftig ist. Ich darf es aussprechen und ich will es aussprechen, daß diese Schule darum doch weder der Einheit, noch des religiösen Charakters entbehrt. Wir Lehrer haben in den ernstesten und wichtigsten Fragen — Fragen der Disziplin z. B., die recht eigentlich tiefe Fragen praktischer Religiosität sind, nie eine Schwierigkeit gefunden, wenigstens in der Verschiedenheit unserer Konfession nie eine Schwierigkeit gefunden, uns zu einigen auf dem Grunde, der allen Bekenntnissen gemein ist — in der Anknüpfung unserer Arbeit an das Göttliche und Ewige, ohne die nichts Gutes Wurzel faßt; in dem Geist der Sanftmut, die das Verlorne sucht und das zerstoßene Rohr nicht zerbricht; — in dem ernsten Bewußtsein, daß wir für unser Thun und Lassen einem höheren als bloß menschlichen Richter verantwortlich sind — in dem Geiste evangelischer Bruderliebe, deren Sinn ausgesprochen ist in jenem „königlichen Gesetze“, Gott über Alles und seinen Nächsten wie sich selbst zu lieben. Ob irgend welche Konfession oder Kirchengemeinschaft oder Sekte an dieses königliche Gesetz ein besonderes und ausschließliches Anrecht hat, weiß ich nicht: das aber weiß ich, daß dieses Wort ein Bekenntnis ist und

zwar ein christliches Bekenntnis, das über der Schwelle eines jeden Schulhauses stehen, im Herzen eines jeden, der an der Jugend arbeitet, lebendig sein muß. Diesen religiösen Sinn, den friedlichen, nicht den streitbaren, in der Jugend pflegen aber heißt vor allem sie für das öffentliche Leben erziehen, in welchem jenes Gebot der Liebe so häufig verdunkelt wird, während es doch dort eben am lebendigsten gegenwärtig sein sollte.

Zum zweiten aber erziehen wir unsere Jugend für das öffentliche Leben, indem wir den vaterländischen Sinn in ihr pflegen. Nicht bloß in dem allgemeinen Verstand, in welchem es immer geschehen, durch Vermahnungen allgemeiner Art: es ist nicht jenes inhaltsleere Gemeingefühl des Patriotismus, welches so leicht zur bloßen patriotischen Phrase wird, und das Goethe einmal geringschätzig als Römerpatriotismus — „nur keinen Römerpatriotismus" — bezeichnet hat, es ist nicht großwortiges Deutschtum und nicht echauffiertes Preußentum, was wir pflanzen und pflegen wollen, sondern es ist die auf vielseitige Erkenntnis gegründete Einsicht in die besondere Stellung und Aufgabe, welche Gott der deutschen Nation und dem preußischen Staate angewiesen hat. Man wende uns nicht ein, daß wir ja doch, indem wir längstvergangene Zeiten und Völker, Athen und Rom, zum Mittelpunkt unserer Bildungsarbeit machten, uns so weit als möglich von der Gegenwart entfernten und eben jenen Römerpatriotismus pflegten, den unser großer Dichter so weit wegwarf: nein! das längst Vergangene, das rein geschichtlich gewordene, das kein unmittelbares Interesse des Nutzens oder der Leidenschaft mit der Gegenwart verknüpft, erkennen — heißt die Urbilder und Vorbilder der Gegenwart erkennen, und indem unsere Jugend diese Urbilder — Persönlichkeiten, Ideen, Schöpfungen der Staats- wie jeder anderen Kunst — aus dem Altertum in sich aufnimmt, gewinnt sie eine reine Anschauung und eine warme, aber nicht leidenschaftlich verworrene Empfindung der patriotischen Tugenden und ihrer Gegensätze und ein richtiges Maß, mit dem sie die Erscheinungen aller Folgezeiten und auch der bewegten Gegenwart messen kann. Wenn ich die Worte demokratisch, aristokratisch, monarchisch u. s. w. auf neuere Zeiten, unsern preußischen Staat der Gegenwart etwa anwende, so regen die bloßen Worte den lebendigen Kampf der Parteigegensätze, der um diese Worte und mit diesen Worten in der Gegenwart geführt wird, in meiner Vorstellung an und trüben ihre unbefangene Auffassung: angewendet auf die längst aus dem Leben geschiedene Welt des Altertums, sagen diese Worte nichts, als was in strenger wissenschaftlicher Kühle ihr Wortlaut sagen soll.

Nur in einem Punkte haben diejenigen recht, welche uns entgegenhalten, daß wir über dem Altertum die Gegenwart zu versäumen Gefahr laufen.

Die englische, auch die französische Jugend kennt ihr Land und dessen Geschichte, seine Geographie, seine politische Verfassung und deren Geschichte in der Regel am besten, vielleicht manchmal allein diese: und nachdrücklich wird ihm von allen Seiten deren Wichtigkeit nahe- gelegt. Das ließ sich und läßt sich noch immer von unserer deutschen, auch unserer preußischen Jugend nicht behaupten. Man hatte lange in unseren höheren Schulen eine förmliche Scheu, das Preußen und Deutschland der Gegenwart anders als in allgemeinen Redewendungen zu berühren, wo es sich um mehr als die allertrockensten Notizen handelte, und hegte eine fast krankhafte Furcht, in das Gebiet der Politik hinüberzugreifen, gleich als wenn sich von Politik überhaupt gar nicht objektiv sprechen ließe. Diese politische Gespensterfurcht wird wohl jetzt allmählich vor dem helleren Tage verschwinden, den die Thaten unseres Königs über Preußen und Deutschland herauf- geführt haben, und je befriedigender unsere öffentlichen Zustände werden, desto freier und freudiger werden wir sie auch in der Schule, sofern sie in thatsächlichen Institutionen ausgeprägt sind, kennen lehren und erklären dürfen: der preußische, der deutsche Knabe und Jüngling so gut wie der englische, soll es wissen, und er soll es bei uns er- fahren, daß es solche Dinge in der Welt giebt, wie ein preußisches Königtum, eine preußische Volksvertretung, eine preußische Verfassung, einen norddeutschen Bund und Reichstag und Schutz- und Trutz- bündnisse mit den übrigen Teilen des deutschen Vaterlandes; — er soll es wissen und bei uns erfahren, wie in der Verfassung seines Landes jene drei Elemente, in deren richtiger Mischung die Weisheit des Altertums die Grundbedingung jeder guten Verfassung erkannte, das monarchische, das aristokratische und das demokratische sich zu einander verhalten; er soll es wissen und bei uns soll er es erfahren, daß er einst wichtige politische Rechte auszuüben, wichtige politische Pflichten zu erfüllen haben wird; er soll sich so gut wie der Eng- länder oder Amerikaner frühe fühlen lernen als das Glied eines freien Volkes, dessen Kraft sich in einem starken und populären König- tum zusammenfaßt.

Und hier, verehrte Versammelte, kommen wir auf die letzte, aber ich weiß nicht, ob nicht wichtigste der Beziehungen zwischen Schule und öffenlichem Leben.

Wo ein Volk ausgedehnte politische Rechte hat, da entstehen Parteien, und wo Parteien sind, entstehen einseitige, rechthaberische, leidenschaftliche Anschauungs- und Darstellungsweisen und es erhebt sich die Gefahr, daß alles, auch was neutral sein müßte, in diesen Gegensatz hineingezogen und daß vom Standpunkt der Partei gerichtet wird, auch was schlechterdings unparteiisch gerichtet werden sollte, während es doch in jeder Weise wünschenswert und dieses Jahrhunderts würdig wäre, dasjenige, worüber eigentliche Parteigegensätze sich bilden,

auf ein möglichst geringes Maß zu beschränken. Wo ist das Heilmittel gegen dieses Übel? wie erhalten wir die Möglichkeit, daß inmitten des Streites der Parteien doch alle Parteien das Bestreben — und wäre es nur ein Senfkorn groß — sich bewahren, das an sich Wahre, Richtige, Wohlthätige zu suchen, und mit diesem Bestreben die Fähigkeit, sich auf dem Boden der vaterländischen Wohlfahrt leicht und sicher zu verständigen? Ich antworte ohne Zögern: dies zu bewirken, diese Grundstimmung in den Gemütern derer hervorzubringen, welche vorzugsweise berufen sind, das öffentliche Leben dereinst zu bestimmen und zu lenken, — das ist das Amt, ja das rechte Hohepriestertum der Schule und wir vindizieren ihr damit etwas, was nichts und niemand sonst — auch die Kirche nicht — leisten kann. Wenn wir alles, was die Schule will, ihr innerstes Leben, ihre eigentliche Seele mit einem Worte aussprechen wollen, so ist es dies: sie soll den Wahrheitssinn entwickeln. Es giebt nichts so Geringes in allem was in der Schule gelernt und geübt wird, das nicht durch dieses Prinzip geadelt würde. Das Übersetzen eines deutschen oder lateinischen Satzes, das Beweisen eines mathematischen Satzes, die korrekte Wiedergabe einer grammatischen Regel, einer algebraischen Formel — es erhält seinen höheren Sinn, seine eigentliche Bedeutung, seine Weihe und seinen Adel durch den Zusammenhang mit jenem Lebensprinzip der Schule: und wenn alles, was ich heut hier spreche, der Wind verweht, dies eine wünschte ich, sollte haften bleiben in den Herzen meiner jugendlichen Hörer: daß, so oft ihr durch eigene Kraft und ehrliche Arbeit die kleinste Aufgabe, die die Schule verlangt und wenn es das kürzeste Sätzchen wäre — vollständig, d. h. so gut als möglich erledigt habt, daß ihr eben so oft einen Fortschritt gemacht habt nicht bloß im Lateinischen oder Griechischen oder Englischen oder Französischen, sondern in dem Herrlichsten, was dem Menschen gegeben ist, dem Streben nach Wahrheit. Die Schule fragt nicht, was gefällt diesem oder jenem, dieser Partei, jener Partei, diesem Großen der Erde, oder jenem Volkshaufen? sondern sie fragt immer und überall dieses Eine: was ist wahr? und wenn sie nun — und einigermaßen muß uns dies ja doch gelingen, da wir täglich und stündlich das Jahr durch nichts anderes thun — wenn sie nun in ihren Schülern diese Gewohnheit und diese sittliche Grundstimmung pflanzt, daß sie vor allem und überall diese eine Frage thun, was ist wahr? — nun, damit meine ich, hat sie dieselben am besten ausgerüstet auch für das öffentliche Leben, wie es jetzt sich gestaltet hat, und bei dem die größte Gefahr liegt in der verfeinerten Redekunst, oder sagen wir es unumwunden, der Sophistik der Parteien. Diesen Charakter der Parteilosigkeit im höchsten und schönsten Sinn hat die Schule gemeinsam mit derjenigen Macht im Staate, deren Ehrentag wir heute feiern — dem Königtum. Der König ist der unverrückbare

Mittelpunkt des Staates und die Verfassung unseres Landes, welche nur ausspricht, was im langen Werden und Wachsen unseres Staates sich als sein Lebensgesetz geoffenbart hat, stellt ihn ausdrücklich und feierlich über alle Gegensätze des Parteiwesens hinweg an die erhabenste Stelle. An dieser Stelle, unbeirrt durch Strömungen des Tages, den Blick auf das Dauernde gerichtet, die lebendigen Träger der Mission des preußischen Staates und des deutschen Volkes, haben unsere Herrscher diesen Staat gesteuert durch ein Meer von Hemmungen und Schwierigkeiten und hat ihn unser König sicher in den Hafen geführt in der gefährlichsten Stunde seiner Geschichte. Darum sammelt sich um diesen Mittelpunkt des Staates am heutigen Tage das ganze Volk in allen seinen Ständen, Schichten, Berufsarten, Parteistellungen. Darum durchdringt uns an dem Geburtstage des Königs wie eine belebende Kraft mehr als sonst das Bewußtsein des Ganzen, dem wir angehören, das in seiner Person sich zusammenfaßt; über die Enge dieses Saales hinaus, über die Schranken dieser einzelnen Versammlung hinweg richtet sich unser Blick auf die Vergangenheit und Zukunft des preußischen Staates und der deutschen Nation und so, mit gesammeltem Ernst, mit freudiger Hoffnung, frei und aus innerer Seele heraus erheben wir den Ruf, in welchen das weite Vaterland einstimmt, das Lebehoch dem König.

3. Verhältnis des Gymnasiums zu Staat und Haus.

Zum 50jährigen Jubiläum des Königl. Friedrich-Wilhelms-Gymnasiums.

(Köln, 18. Oktober 1875.)

Werte hochgeehrte Festversammlung!

Es fehlt nicht an Stimmen, welche unserer Zeit die übergroße Zahl ihrer Feste vorwerfen, und die Befürchtung ausgesprochen haben, daß wir Gefahr laufen, in Feiertagen weltlicher Art nicht minder das Maß zu überschreiten, wie eine Vergangenheit, auf die wir herabzusehen gewohnt seien, in geistlichen Feiertagen das Maß überschritten habe. Indes wird ein künftiger Geschichtschreiber, wenn er diesen charakteristischen Zug unserer Tage erwähnt, doch nur gerecht sein, wenn er hinzufügt, daß diese festfeiernde Zeit auch zugleich eine vor anderen arbeitsame Zeit gewesen sei. Sie ist es, wenn wir auf das Leben der einzelnen sehen: denn die ungeheuren Umwälzungen und großartigen Gestaltungen des Verkehrslebens, dessen strenge Regelmäßigkeit zugleich jeden zwingt, gewissermaßen mit der Uhr in der Hand zu leben — sie legen dem einzelnen, wenn er sich behaupten will im Wettkampf des Lebens, eine Arbeitslast und eine Energie des Arbeitens auf, welche dem gemütlicheren Dasein unserer Väter fremd war. Sie ist es aber noch mehr, wenn wir auf die entsprechenden Neugestaltungen im Staatsleben blicken, wo in dem kurzen Zeitraum weniger Menschenalter mit Aufbietung jeder friedlichen und kriegerischen Kraft Aufgaben gelöst worden sind, welche die voraufgegangenen Jahrhunderte unserer Zeit in sehr wenig hoffnungsvollem Zustand hinterlassen haben. An dieser harten und verwickelten Arbeit hat auch die Schule ihr Teil getragen, und so wird sie denn auch wohl ein Recht haben, ihre Werktagsthätigkeit einmal in außerordentlicher Weise zu unterbrechen, und bei guter Gelegenheit ein Fest zu feiern, in dessen Glanz sie des Errungenen sich freut und für ferneres Wirken sich sammelt.

Durch Gottes Gnade hat nun diese Schule, in deren Namen ich zu dieser hochansehnlichen Versammlung spreche, 50 Jahre lang als ein vollständiges Gymnasium, aufblühend mit dieser Stadt, dieser Provinz, diesem Staate ihre hohe vaterländische Bestimmung erfüllen dürfen. Was an dem Tage, der diesen Zeitraum abschließt, sich sagen ließe im Hinblick auf das reiche und mannigfache Leben, das

eine Schule umschließt, die sich mit allen Kräften einer vorwärtsstrebenden Zeit berührt — ist mehr als eine kurze Stunde erschöpfen kann; wir werden aber wenigstens einen Ausblick auf diese Beziehungen gewinnen, wenn wir, den Gedanken verfolgend den wir eben gestreift, die Stellung der Schule zwischen der Familie, dem Einzelleben, einerseits und dem Staate andererseits ins Auge fassen. Zwischen diesen beiden Polen bewegt sich das Leben der Schule; es ist ein öffentliches zugleich und ein Familienfest, das wir begehen. Sie selbst ist zugleich ein Staat und eine Familie; sie empfängt ihre Anregungen von Staat und Familie; und sie wirkt zurück auf Staat und Familie.

Vergönne mir die Nachsicht dieser Versammlung, daß ich diesen einfachen Gedanken mit den besonderen Beziehungen, welche der Ehrentag dieser besonderen Schule an die Hand giebt, etwas näher darlege.

Die Schule ist eine Familie. Jene gemütlichen Zeiten allerdings sind vorüber, wo der Lehrer, nicht eben mit dem Glockenschlage eintretend, seinen Unterricht damit begann, daß er sich die Tabakspfeife stopfte, im Winter den Schlafrock aus dem Wandschrank holte, im Sommer sich des Rockes entledigte, um sein Werk in Hemdsärmeln zu treiben; aber übel wäre es, wenn die Schule darum den patriarchalischen Charakter ganz verlöre, gemütliche Vertraulichkeit aufhörte den Grundton im Verkehr von Lehrern und Schülern zu bilden. Vielleicht könnte man denken, daß es dieser unserer Schule schwerer gewesen als andern, jenen Familiencharakter zu bewahren, — nicht bloß weil ihre Schülerzahl im ganzen wie innerhalb der einzelnen Klassen lange schon eine übergroße ist, sondern vornämlich weil sie eine konfessionell gemischte war. Denn unser Gemütsleben erhält seine Färbung doch wesentlich durch die religiösen Anschauungen, in denen wir aufwachsen, und es ist ja nicht zu leugnen, daß in Zeiten, wo die konfessionellen Gegensätze einen gespannten Charakter tragen — und solche Zeiten haben in diesen 50 Jahren nicht gefehlt — die Verschiedenheit religiöser Anschauung und Gewöhnung geeignet ist, ein Element der Trennung zwischen Schüler und Schüler, Lehrer und Lehrer, Schüler und Lehrer zu tragen und so den familienhaften Charakter der Schule zu trüben. Dies in der That war für unsere Schule eine Schwierigkeit, eine besondere, sie speziell charakterisierende Aufgabe; aber, verehrte Versammelte, ich darf es an diesem Tage mit Dank gegen Gott, der die Herzen der Menschen lenkt wie Wasserbäche — mit Dank für nahezu alle, die an dieser Anstalt zu wirken berufen waren, und mit freudiger Anerkennung des gesunden Sinns unserer rheinischen Bevölkerung aussprechen, daß dieser Umstand den häuslichen Frieden innerhalb unserer Mauern nur sehr wenig gestört hat. Diese Schule ist eine paritätische

gewesen, nicht in dem äußerlichen Sinn bloß: so und so viel evangelische, so und so viel katholische Schüler, so und so viel evangelische, so und so viel katholische Lehrer — auch nicht bloß so, daß man jedem möglichen Konflikt sorgfältig aus dem Wege ging — diplomatisch, höflich, gebildet — sondern in dem höheren Sinn, daß man jenseits der überlieferten Unterschiede das Gemeinsame suchte, daß man sich gegenwärtig hielt, wie diese Männer und diese Knaben nicht bloß Katholiken oder Protestanten waren, sondern auch Christen, Preußen, Deutsche und, daß ich das Wirksamste zuletzt nenne, vor allem Lehrer und Schüler dieser bestimmten Anstalt; denn die ruhige Erfüllung der nächsten und unmittelbarsten Pflichten schützt am Besten gegen Unterjochung durch die die Welt im großen bewegenden Gegensätze. So dürfen wir wirklich rühmen, daß dieser Schule nie das warme familiäre Zusammensein gefehlt hat und es ist wenig gewagt, die Weissagung auszusprechen, daß dieses Familienleben der Schule zu pflegen denen nach uns noch leichter sein wird, als es uns geworden, — denn wer möchte leugnen, daß die allen Konfessionen und allen Parteien gemeinsamen vaterländischen Güter und die gemeinsamen Besitztümer einer immer reicher sich entwickelnden Kultur sehr viel zahlreicher geworden sind, als sie es vor 50 Jahren waren?

Die Schule ist aber nicht bloß eine Familie, sie ist zugleich ein Staat, eine res publica. Eben hierauf beruht ihre eigentümliche Wirkung neben und wie oft gegenüber der häuslichen Erziehung, daß sie dem Knaben schon in frühen Jahren einen Begriff giebt von der Majestät eines Gemeinwesens — von einem Leben in einer größeren Gemeinschaft, die durch ein gemeinsames alle ihre Glieder umfassendes Gesetz zusammengehalten wird, die einen gemeinsamen Besitz und das kostbarste Stück desselben, eine gemeinsame Ehre zu wahren hat. Nicht der Lehrer sagt dies dem Schüler, noch lernt er es aus irgend welchem Buche auswendig; er empfindet dieses Staatsleben unmittelbar, indem er es bilden hilft. Und hier möchte ich was in anderer Beziehung ein Hindernis ist, als einen besonderen Vorzug dieser unserer Schule nennen, — daß sie nämlich eine große Schule ist, die in den letzten 30 Jahren nur ganz kurze Zeit unter 400, seit 10 Jahren stets über 500, zuweilen über 600 Schüler gezählt hat. Es ist etwas, wenn dem Knaben der Organismus, der ihn gewöhnt Bürger eines Gemeinwesens zu sein, gleich in einer gewissen Mächtigkeit entgegentritt, und wäre es erlaubt, den feierlichen Ernst dieser Stunde mit Heiterkeit zu unterbrechen, so wüßte ich dieser Versammlung aus dem Horte unserer Schulanekdoten manches Ergötzliche zu erzählen von dem Großstaatsbewußtsein unserer angehenden Sextaner: wie denn im allgemeinen, demselben Zuge der menschlichen Natur folgend, der Schüler der Sexta A sich für ein vornehmeres Wesen hält als seinen Kollegen aus Sexta B, aus dem sehr zutreffenden Grunde,

weil A vor B kommt und jene Klasse 64, diese nur 42 Schüler zählt.

So ist die Schule Staat und Familie — Familie im großen, Staat im kleinen, ihre Lebenskräfte aber zieht sie, empfangend und gebend, aus der beständigen Berührung mit dem wirklichen Staat und der wirklichen Familie.

Es ist, meine ich, das Auszeichnende unseres deutschen höheren Schulwesens, daß unsere höhere Schule dem Hause läßt was ihm gebührt — daß sie die Familienerziehung ergänzen, nicht ersetzen will — daß sie das Internat-, Pensions- und Privatinstitutwesen nur als das gelten läßt, was es in einem gesunden Volksleben sein soll — als berechtigte Hilfsanstalten und Notbehelfe für ich gebe zu sehr zahlreiche außergewöhnliche Fälle, nicht aber, wie in England, in Frankreich, in Belgien als die regelmäßige Form des erziehenden Unterrichts. Bequemer, verehrte Versammelte, wäre es freilich die Knaben sozusagen mit Haut und Haaren der Schule zu übergeben und sich nur an Sonn- und Feiertagen und in den zu diesem Zwecke möglichst reichlich postulierten, möglichst willkürlich verlängerten Ferien der Elternfreude zu überlassen — bequemer für das Haus, vielleicht auch bequemer für die Schule, wenn sie das ganze Leben ihrer Schüler beherrschen könnte. Sie brauchte sich dann nicht herumzuschlagen mit den tausenderlei kleinen und großen Ärgernissen des Zuspätkommens, der leichtfertigen und lügenhaften Entschuldigungen u. s. w. Ich zweifle nicht, daß ein mit unserer Schule z. B. verbundenes Internat nach französischer Weise, welches die Knaben wäscht und ankleidet, auf Spaziergänge und zum Bade führt, ihre Arbeiten und ihren Kirchenbesuch überwacht, ein gutes Geschäft was man so nennt sein würde; es ist auch nicht unmöglich, daß es einmal dahin kommt, nach dem berühmten Prinzip der Arbeitsteilung. Wenn es dahin kommt, so wird der Verfall unserer Nation begonnen haben. Es wird dann in unseren leitenden Klassen noch kluge und sachverständige Männer aller Art, es wird Börsen- und Geschäftskundige geben, aber keine Hausväter mehr — es wird noch Damen vom Hause geben — sehr elegante, sehr wohlfrisierte, ich zweifle nicht daran — aber keine deutsche Hausfrauen mehr. Keine pädagogische Technik kann ersetzen, was die Familie giebt: und wir hoffen, daß im Gegenteil in unserem Vaterlande das Band zwischen Schule und Haus immer stärker und wirksamer werde; daß die Familie den sachverständigen Rat der Schule häufiger und regelmäßiger als bis jetzt geschieht auch für die häusliche Erziehung suche, der Lehrer umgekehrt vom Elternhause wertvolle Kunde empfange über diejenigen Eigentümlichkeiten der Schüler, die sich nur halb oder gar nicht in der Schule offenbaren, und die doch für die erziehende Thätigkeit des Lehrers bedeutsam sind. An einem Punkte ganz besonders, einem

sehr wichtigen, wird die Schule die positive und die negative Einwirkung des Elternhauses zu spüren haben, wo sie selbst nur wenig thun kann; ich meine das religiöse und was wenigstens für die Jugend davon nicht getrennt werden kann, das kirchliche Leben der Schüler. Ich gehöre zu denjenigen, welche glauben, daß es für unsere Gymnasien nichts Verderblicheres geben könnte, als die von einigen radikalen und konsequenten Geistern verlangte Beseitigung des Religionsunterrichts aus ihrem Organismus, weil die Schule dann aufhörte eine Erziehungsanstalt in höherm Sinn zu sein, und bald nur eine Abrichtungsanstalt für den berühmten Kampf ums Dasein werden würde, wo der Kluge den Dummen unter die Füße tritt; zugleich aber glaube ich, — und nicht erst seit gestern — daß seitdem unsere Kulturentwickelung dahin geführt hat, daß wir verschiedene Konfessionen und Kirchen haben, kein unmittelbares Verhältnis der Kirche als solcher zur Schule besteht — ich rede von der höhern Schule, wo ich allein die Sicherheit des Fachmanns haben kann — sondern nur ein mittelbares, welches durch den Geist der Familie wirkt und von ihr getragen wird. Es soll keinen Augenblick geleugnet oder vergessen werden, daß die christliche Kirche in deutschen Landen die ersten Schulen errichtet, die ersten Keime wissenschaftlicher Kultur gelegt hat; seitdem aber diese Kultur dahin geführt hat — ein großer Triumph — daß über die höchsten Gegenstände menschlichen Denkens und Ahnens Meinungsverschiedenheiten entstanden und auf Grund dieser verschiedenen Auffassungen verschiedene Kirchen und Religionsgesellschaften entstanden sind, von denen glücklicherweise keine die andere mehr aus der Welt schaffen kann: sobald war entschieden, daß der Staat und insbesondere der Staat, der im Streit der Lehrmeinungen zuerst die Neutralität erlangt hat, die ihrer Natur nach keine Kirche haben kann, unser preußischer, sich des höhern Schulwesens in durchgreifender Weise bemächtigen mußte.

Eine solche preußische Staatsschule im emphatischen Sinn ist diese Anstalt vom ersten Tage ihrer Existenz an gewesen. Nicht zufällig noch bedeutungslos ist es gewesen, daß sie nach kurzer Zeit den Namen evangelisches Gymnasium mit dem Namen desjenigen Königs vertauscht hat, unter welchem der preußische Staat seine deutsche Aufgabe am Rhein angetreten hat. Jedoch wollen wir in dieser Beziehung unserer Schule keinen anderen Ruhm vindizieren als den Schwesteranstalten: in demselben Maße, in welchem das Staatsgefühl in der Nation mehr und mehr erwachte, sind alle unsere höheren Schulen in einem immer tieferen Sinn und mit immer vollerem Bewußtsein Staatsschulen geworden. Wohl ziemt es sich an diesem Tage, diesem Orte der wunderbaren Wandlung zu gedenken, welche unser Volk in den 50 Jahren, seit dieses Gymnasium besteht, durchgemacht hat. Aus einem Volke von Privatleuten ist es eine

Nation von Bürgern geworden. Wo man vor 50 Jahren Not hatte, unter einer zum trägen Philistertum erstarrten Bevölkerung einige Unterschriften für Adressen allgemein politischen Inhalts zusammenzubringen, finden wir uns vom geräuschvollen Kampf großer politischer Parteien umflutet; die Wahlen, die Volksversammlungen, die politischen Debatten, die patriotischen Feste sind notwendige Bestandteile unseres Lebens geworden, ohne welche wir uns dasselbe kaum mehr denken könnten. Was vor 50 Jahren wenige klarblickende energische Männer erstrebten, — daß dieses Land von seinem Könige regiert werde gemäß dem Nationalwillen d. h. gemäß der geläuterten Volksüberzeugung, wie sie gewonnen wird durch die regelmäßige verfassungs-gesetzlich geordnete gemeinsame Arbeit der königlichen Regierung und der gewählten Volksvertretung — das ist jetzt die allgemeine nicht weiter angefochtene feststehende Anschauung aller. Ungern versagt sich der zu Ihnen spricht die trostreiche Genugthuung, vor dieser Versammlung auszuführen, wie schön die Gegensätze sich gelöst haben, unter deren hartem Kampf uns Älteren die Jugend dahingegangen ist: nur das Eine ist unser Recht und unsere Pflicht am heutigen Tage, zu zeigen, was diese Erneuerung unseres Staatslebens der Schule gegeben hat. Man hat auch vor 50 Jahren den Demosthenes gelesen und auch die Redeübungen haben nicht gefehlt; aber das hat gefehlt, daß man der Jugend sagen durfte, daß sie für die Freiheit erzogen werde — dazu erzogen werde, kraft eigenen Rechts nach selbständiger Überzeugung mitzubauen am Staate — das hat gefehlt, daß der Lehrer mit freiem und stolzem Bewußtsein sich fühlte als Glied und Diener einer mächtigen und mündigen Nation; seinem Idealismus fehlte das Schönste und Erhabenste, das sichere Gefühl, daß keine unüberwindliche Kluft die Wirklichkeit von seinen Idealen trenne. Das hat uns die neue Zeit, an der wir alle und unser Fürstenhaus am kraftvollsten mitgebaut haben, gegeben. Die gewaltige Energie, welche jetzt das Leben dieser großen Nation durchdringt, pulsiert auch in unserer Schule: und nie ist der schöne und herrliche Beruf des Lehrers schöner und herrlicher gewesen als jetzt, wo der Lehrer nicht als unpraktischer Ideolog, nicht als beargwöhnter Mißvergnügter, nicht als verbissener Frondeur, sondern auf dem sichern Boden eines festgegründeten Nationalstaats in warmer, nicht befohlener, nicht gewünschter, nicht gern gesehener, sondern einfach natürlicher Begeisterung für ein Fürstenhaus, das jetzt ein allgemeines deutsches Besitztum geworden ist, sein heiliges Amt üben darf.

Von diesem sichern Boden aus, meine verehrten Versammelten, fragen wir noch, was hat diese Schule der Familie und dem Staate für das was sie von ihnen empfing gegeben? Ich sage nicht zu wenig und nicht zu viel, wenn ich ausspreche, daß sie in einer Zeit und auf einem Boden, wo man geneigt war, die materiellen Güter

zu überschätzen, an ihrem Teile auf sehr wirksame Weise dem Hause ideale Elemente zugeführt hat — ihm die Fühlung bewahrt hat mit der Wissenschaft; und daß sie doch immerhin in einigen Tausenden der Bürger dieses Staates die ideale, darum aber nicht weniger wahre Auffassung vom Staat und staatlichen Dingen gepflanzt hat, — daß der Staat nämlich nicht bloß eine große Assekuranzanstalt, sondern ein sittlicher Organismus ist, für den der einzelne jedes Opfer zu bringen bereit sein muß ohne unmittelbar greifbaren Nutzen für das eigene Ich, ohne andern Dank und Lohn als das Bewußtsein seine Pflicht gethan zu haben. Indes es würde uns übel anstehen, wenn wir in dieser Beziehung uns einen anderen Ruhm zulegen wollten als den, eine ebenbürtige Stelle einzunehmen unter den gleichtüchtigen Schwesteranstalten dieser Stadt, dieses Landes, ich setze hinzu dieser Provinz — denn was immer man nach oberflächlichen und fragmentarischen Vergleichen sage, als Gattung, als Ganzes sind die rheinischen Anstalten nicht besser, aber auch nicht schlechter als andere preußische auch.

Es verallgemeinert sich uns so die Frage, was giebt dem Hause und dem Staate diejenige Schulorganisation, die man Gymnasium nennt? — ich rede von ihr, der Gymnasial-Bildung allein, weil unsere Realklassen noch jung sind und die Gymnasial-Bildung den Charakter dieser Anstalt auch nach der Anfügung der Realklassen bestimmt hat; und weil ich mir die Gelegenheit nicht entgehen lassen möchte, vor dieser großen Versammlung Zeugnis abzulegen davon, daß nicht eine gedankenlos festgehaltene Tradition, nicht die Abneigung gegen etwaige neue Ideen, sondern eine starke innere Überzeugung uns — nicht mich, sondern die Lehrer dieser Anstalt insgesamt und ohne Ausnahme — zwingt, uns zur Wehre zu setzen gegen jeden Vorschlag einer fundamentalen Änderung der gymnasialen Organisation, möge sie sich noch so schöne Namen geben. Zweierlei ist es, was das Spezifische der Gymnasial-Bildung ausmacht:

1. daß sie Ein Wissensgebiet als Centrum feststellt, und diesem eine unverhältnismäßig reichlich bemessen scheinende Zeit überweist und eine unverhältnismäßig scheinende Wichtigkeit beilegt;

und 2. daß dieses Wissensgebiet die alten Sprachen sind, — die von ihnen repräsentierte Vergangenheit ist.

Man nennt das erste einseitig und das andere unpraktisch: und wir antworten, wir halten diese Art der Bildung fest, weil sie einseitig und weil sie unpraktisch ist. Wir weisen für die heranwachsende Jugend, sofern sie dereinst in die leitenden Klassen der Nation eintreten soll, jede Bildung ab, die sich vielseitig nennt und jede Bildung, die sich im vulgären Sinn praktisch nennt. Der Dilettantismus meint, man könne auf der Schule alles auch lernen was gelehrt werden kann, und ihm macht es nichts aus für die

30 Wochenstunden 15 verschiedene sehr wissenswürdige Wissenschaften auszumitteln; wer aber die Wissenschaft und die menschliche Natur und die Jugend kennt, weiß, daß Großes geleistet ist, wenn diese Jugend in einem oder zwei Wissensgebieten sich häuslich gemacht und in den Elementen einiger anderen sich einigermaßen orientiert hat. Und dieses Wissensgebiet — jene eine Seite, von welcher aus der erstarkende Geist die vielen anderen Seiten der Welt des Wißbaren beschreiten mag — entnehmen wir nicht zufällig einer Kulturwelt, die ausgelebt hat, sondern wir wählen sie oder vielmehr sie ist uns gegeben und vorgezeichnet dadurch, daß sie eben mit der Praxis des Augenblicks nichts zu thun hat, und daß ihr unermeßlicher mittelbarer Einfluß auf die Gegenwart nicht auf der Oberfläche liegt, sondern eine langandauernde Denkarbeit bedarf, um begriffen zu werden. Respekt zu pflanzen vor dem Wissen um des Wissens willen — vor der Wahrheit um der Wahrheit willen — auch da, wo sie uns wehe thut, wo sie uns teure Vorurteile zerstört: das ist das Ziel, nach welchem wir mit unserm Unterrichte streben. Und um uns diesem Ziele zu nähern, suchen wir zunächst, vollkommen logisch sollte ich meinen, den jugendlichen Geist in eine würdige Vergangenheit einzuführen, die sich mit dem Nutzen und der Not des heutigen Tages nur mittelbar berührt. Wenn in den Männern, die ich vor mir sehe — Vertretern jeder ehrenhaften Thätigkeit, die es unter Menschen giebt — diesen Männern der Industrie, des Handels, der Rechtspflege, — des Kirchen- und Schulamtes, des Heeres, der Verwaltung, des Handwerks u. s. w., die dieser Schule entstammt sind — wenn in diesen Männern etwas lebt, das sie befähigt, aus dem Zwang und Drang des täglichen Erwerbs- und Berufslebens, aus des häuslichen Lebens vielgestaltiger Not und Sorge sich, wenn auch nur auf kurze Stunden, hinauf zu erheben in die reine Bergluft des wissenschaftlichen Gedankens, um dann mit neuem Mute niederzusteigen in die saure Arbeit des Tages und des offenen Marktes — so darf die Schule sich davon einen guten — warum soll ichs nicht sagen? — sie darf sich den besten Teil zuschreiben. Es ist vielleicht ein beneidenswertes Los zu ernten, wo man nicht gesäet hat; unsere Universitäten z. B. dürften sich vielleicht einigermaßen in dieser beneidenswerten Lage befinden; uns, meine werten Herren Kollegen, lassen Sie uns das bescheidene aber darum nicht traurige Los genügen, — daß wir säen wo nicht wir ernten werden.

Man pflegt sich an solchen Tagen gerne der goldenen Berge zu rühmen, die man aufgetürmt hat oder zu haben glaubt oder man pflegt solche zu versprechen. Wir wollen weder das eine noch das andere thun; für den Lehrer, meine ich, ist eine Wirksamkeit an einer großen Schule vor allem eine Schule der Bescheidenheit, weil er der Menge und Größe der Aufgaben gegenüber täglich lernen kann, wie

wenig der einzelne machen kann und wie viel doch durch das Zusammenwirken aller Kräfte im Dienst einer klar gesteckten Aufgabe und eines fest bestimmten Prinzips sich gleichsam von selber macht. Das aber hoffen wir, daß, wer über 50 Jahren im Namen dieses Gymnasiums spricht, zu einer Versammlung wird sprechen können, für welche das Evangelium und Homer und Sophokles, für welche Tacitus und Horaz noch immer etwas mehr bedeutet als Firdusi und Kalidasa etwa uns bedeutet. Dann wird unser Name längst vergessen sein: aber wir werden unsere Fahne unverletzt und unbefleckt denen nach uns übergeben haben — jene edle Fahne der humanen Bildung, welche vor bald 400 Jahren aufgepflanzt ward in deutschen Landen, und unter deren Schatten der große Kampf der Geister ausgefochten wird in diesem Lande, dessen Ehrenrecht es ist, daß die entscheidenden Schlachten des Geistes auf seinem Boden ausgefochten werden.

Heute aber freuen wir uns des schönen Tages, der eine ehrenwerte Vergangenheit abschließt und hoffen wir eine schöne Zukunft eröffnet. Ich begrüße im Namen der Anstalt alle, welche die Freude dieses Festes teilen. Ich begrüße mit dankbarer Ehrerbietung den obersten Beamten dieser Provinz, der es nicht verschmäht hat, in unserer Mitte zu erscheinen[1]), den Vertreter einer Regierung, welche dieser Schule ihre Fürsorge in dem großen und liberalen Geiste hat angedeihen lassen, welcher unsere Schulregierung ausgezeichnet hat, seitdem das schwarz-weiße Banner über dem rheinischen Lande weht — ich begrüße die Vertreter dieser Stadt, welche unserer Schule jederzeit ein wohlwollendes und einsichtiges Verständnis entgegengebracht haben — ich begrüße mit herzlicher Freude alle Vertreter der Schwesteranstalten, mit denen wir in neidlosem Wetteifer und in ungetrübter kollegialischer Freundschaft dem gemeinsamen Ziele nachstreben — die früheren Schüler und Lehrer dieser Anstalt, welche diesem Tage durch ihre Teilnahme seine rechte Weihe geben — und ich grüße mit Hoffnung und Freude diese Jugend, welche das Heute dieser Schule und einen Teil der Zukunft unseres Landes darstellt. Es ist nicht ein einzelner Lehrer, der heute zu euch spricht: es ist diese vaterländische Schule selbst, die mit einer Beredsamkeit, wie sie keinem einzelnen zu Gebote stünde, zu euch redet. Sie mahnt euch an alles Gute und Große, das in bescheidenen Formen in treuer Pflichterfüllung von Glockenschlag zu Glockenschlag hier gewirkt worden ist — sie mahnt euch an alles, was das Vaterland fernerhin von dieser Schule, d. h. von jedem von euch, denen das Kleinod ihrer Ehre und ihres guten Namens in der Welt anvertraut ist wie uns, erwartet. Aus der Enge dieses Raumes ruft sie euch hinaus und

---

[1]) Den Oberpräsidenten Moritz von Bardeleben († 1889).

zeigt euch das reiche Leben unserer Nation, die jede edle Kraft und so auch die eurige in Anspruch nimmt für die hohen Ziele, die Gott ihr gesteckt hat. Über diesem reichen Leben kreist der hohenzollernsche Aar, der sein Zeichen in einem seiner königlichen Namen dieser Schule aufgeprägt hat: und so erhebet ihr, ihr vor allen, den Ruf, in den wir alle einstimmen und in den wir zusammenfassen, was unser Herz an diesem Tage bewegt — das Lebehoch auf unseren Herrscher, dem ich heute den Namen unserer Schule beigesellen darf, — das Lebehoch auf unsern Kaiser Wilhelm I. und sein Friedrich-Wilhelms-Gymnasium.

4. Zum Gedächtnis Dietrich Landfermanns.

Vortrag zur Eröffnung der zwanzigsten Jahresversammlung des Vereins rheinischer Schulmänner.

(1883.)

Indem ich, meine hochzuverehrenden Kollegen und Freunde, die zwanzigste Jahresversammlung unseres Vereins hierdurch eröffne, werde ich nach dem Thema für das kurze Wort der Begrüßung, das ich der Sitte gemäß an Sie richten darf, nicht lange zu suchen brauchen. Indem wir an unserm Geiste vorüberziehen lassen, was seit der letzten Vereinigung Erfreuliches oder Trauriges sich in unserem Kreise ereignet hat, richten sich unsere Blicke von selbst nach dem stillen Grabe in den Bergen von Weinheim, wo die irdischen Reste Dietrich Landfermanns ruhen: es würde unnatürlich sein, wenn derjenige, der nach dem Tode eines so hervorragenden rheinischen Schulmannes zuerst zu einer größeren Versammlung rheinischer Fachgenossen zu sprechen die Ehre hat, nicht versuchen würde, so gut es gehen mag, sein Bild den Versammelten vor die Seele zu rufen.

Wenn ich die einzelnen Daten dieses so reichen Lebens in chronologischer Folge Ihnen vorführe — wenn ich erwähne, daß Landfermann am 28. August 1800 zu Soest geboren ist, daß er von 1819—20 sein Dienstjahr abgeleistet, von 1820—24 zu Göttingen und Heidelberg studiert hat, daß er im Februar 1824 verhaftet und bis zum März 1825 auf der Berliner Stadtvoigtei und auf Schloß Köpenick wegen demagogischer Umtriebe einer Untersuchung unterworfen worden ist, daß er die Jahre Mai 1825 bis Mai 1829 als Gefangener auf der Citadelle zu Magdeburg verlebt hat, daß er seine Lehrerlaufbahn am Gymnasium zu Elberfeld begann (1830, 1831), sie als Oberlehrer in seiner Heimat Soest 1832—34 fortsetzte, am 28. Mai 1833 hier seinen häuslichen Herd gründete, daß er von 1835—41 am Gymnasium zu Duisburg die Leiden und Freuden eines Direktors genossen hat. daß er dann volle 32 Jahre, 1841—1873, das Amt eines Provinzialschulrats zu Coblenz bekleidete und am 17. August des vorigen Jahres in dem freundlichen Städtchen, das er sich zu seinem Rastorte erkoren hatte, gestorben ist —: wenn ich diese Namen und Zahlen trocken und ohne weitere Worte vorlege, so ist doch schon durch diesen äußern Rahmen daran erinnert, daß die mächtigen Strömungen, die großen Umschwünge, welche dieses unser Jahrhundert kennzeichnen, dieses Einzelleben mitbestimmt haben und daß in ihm ihre tiefen Wirkungen sichtbar zu Tage treten. Wir

vergegenwärtigen uns den jugendlichen Idealismus der ersten 25 Jahre dieses Jahrhunderts, wenn wir sehen, wie Landfermann fünf Jahre seiner Jugend im Gefängnis zugebracht hat, — es treten uns die Jahre harter Vorbereitungsarbeit, die 30er und 40er Jahre entgegen, in welchen die Besten unseres Volks, und mit ihnen Landfermann, unter Enttäuschung und Bitterkeit aller Art, in mühsamer Vollbringung der Pflichten des Tages und des besonderen Berufs zugleich einer großen vaterländischen Idee dienten, die noch in einem sehr spröden Gegensatze zur Wirklichkeit stand, — bis dann die ungeheure Katastrophe des Jahres 1848, jenes argen Haderjahrs, wie Landfermann in einem seiner Gedichte es nannte, dem Schwärmen und Träumen ein Ziel setzte und alle jene Ideen von deutscher Einheit und Freiheit in Fragen der harten Wirklichkeit, Rechtsfragen, Machtfragen — in sehr ernste politische, soziale, kirchliche Aufgaben verwandelte. Feindselig traten sich — denn es handelte sich jetzt um bestimmte Ziele — die Parteien gegenüber; überall, auch in der Verwaltung der Schulen, drängte sich die Tendenz breit hervor; es sind die 50er Jahre — die peinlichsten in diesem ganzen Jahrhundert für einen Mann wie Landfermann, in welchem die furchtbare Krisis des Jahres 1848 den strengen realistischen preußischen Staatssinn und den idealistischen Glauben an die deutsche Nation und ihre Zukunft zugleich befestigt hatte. Und unaufhaltsam nahte sich die furchtbare Stunde der Entscheidung: wer Landfermann in jenen Junitagen des Jahres 1866 gesehen, der wurde recht inne, wie es sich damals um Leben und Tod der Nation handelte und wie diese Männer der burschenschaftlichen Träume ihres Landes Geschicke in schwerem Ernst mittrugen, mitdurchkämpften, — und wenn ich nun hinzusetze, daß das Jahr der Versöhnung und Vollendung, das Jahr 1870, — „welch' eine Gnade von Gott, daß ich diese Tage noch erleben darf", schrieb er damals — von ihm das schwere Opfer verlangte, einen reichbegabten Sohn in blühender Jugend am Tage von Gravelotte unter den Ersten fallen zu sehen: so werden Sie zustimmen, wenn ich sage, daß dieses einzelnen Mannes Leben in mehr als gewöhnlichem Sinn und Maß mit dem Gesamtleben seines Volkes verkettet war. Politiker im eigentlichen Sinn, Parteimann ist er freilich nie gewesen: doch hat er sich seinem Vaterlande auch zu parlamentarischen Diensten nicht entzogen, wo er glauben konnte, in schwieriger Zeit wirklich nützlich zu sein. Und fast möchte man es bedauern, daß ein so bedeutender Mann so wenig ehrgeizig war. Freilich war seine amtliche Stellung wichtig und umfassend genug, so daß er seine Kraft in ihr voll bethätigen konnte; allein man hatte doch — namentlich wo er in längerer Rede sprach — entschieden den Eindruck, daß er auch noch viel umfassenderen Stellungen gewachsen gewesen sein würde. Denn die beiden Elemente, welche den ἀνὴρ πολιτικός im hohen

Sinne ausmachen, — der hochfliegende Idealismus, der im Ganzen lebt, neben dem strengen Realismus, welcher immer die nächste Aufgabe mit ganzer Kraft zu lösen sucht, als gebe es nichts jenseits derselben — waren beide in ihm: es klang eigentümlich, ohne doch einen Widerspruch zu enthalten, wenn dieser Mann, von dem doch jeder wußte, wie ideal er den Beruf Preußens und die Bestimmung der deutschen Nation auffaßte, jüngere Männer, welche den preußischen Schuldienst aufsuchten, vor diesem Idealismus warnte. „Sie kommen nicht in das ideale Preußen, wie man in Süddeutschland es gern hätte, sondern in das wirkliche Preußen, das Friedrich Wilhelm und Friedrich II. mit harter monarchischer Faust zu einem Staate geschmiedet haben."

Ich wollte von Landfermann dem Schulmann, von unserm langjährigen Schulrate sprechen — aber es gehört eben zu diesem Schulmann, daß er vor allem ein Patriot war, und zwar nicht in dem Sinne bloß, in dem wir es will's Gott alle sind, daß wir nämlich unsere Berufspflichten mit dem Gedanken an das Vaterland erfüllen, mit dem Bewußtsein, an unserem bescheidenen Teil zu dessen Wohl beizutragen, indem wir seine Jugend unterrichten und erziehen, — sondern er war es in dem Sinne, daß die Beziehung auf das Vaterland, und zwar nicht bloß auf das Vaterland im allgemeinen, sondern auf die ganz bestimmte Zeit und ihre vaterländischen Aufgaben seinem Thun und Wirken den Charakter gab, der es von dem Wirken anderer höchst bedeutender mit ihm lebender und zum Teil ihm befreundeter Schulmänner, wie etwa Döderlein und C. L. Roth, unterschied. Er war eben preußischer Schulmann, und zwar preußischer Schulmann in einer Zeit, wo unser Staat unwiderstehlich in eine neue Bahn getrieben wurde. Mit irgend etwas wie Tendenz hatte dieser patriotisch-politische Charakter seines amtlichen Lebens nichts zu schaffen — sie war ihm in jeder Form und unter jeder Maske zuwider. Denn an ihm war nichts Gemachtes, er gehörte zu den Schulmännern, die, wie sehr sie das Gesamtleben des Staates mitempfinden und mitdurchleben, doch niemals von irgend einer politischen oder pädagogischen oder kirchlichen Zeitströmung fortgerissen und die ebenso wenig von den Äußerlichkeiten des Berufs geknechtet werden. Die natürliche Art, sich zu geben, blieb ihm sein Leben lang: dem Sextaner gegenüber, wie Fürsten und Ministern gegenüber wollte er nichts scheinen: er war, der er war: fein, taktvoll, scharfsinnig durchschaute er die klugen Mittel und Wege, durch welche die große Mehrzahl der gewöhnlichen Menschen ihre Ziele zu erreichen suchen: ein Teil des Geheimnisses seiner Überlegenheit bestand darin, daß er diese gewöhnlichen Mittel sehr gut kannte, ohne jemals auch nur versucht zu sein, sie für sich anzuwenden. Daß er nun sein langes Leben hindurch in einer Stellung, wo die Blicke so vieler nach ihm schauten, in einer Zeit

voll wechselnder Bestrebungen und verworrener Velleitäten immer sein gleiches natürliches Wesen behielt, so daß man sich eigentlich krumme Wege, Unlauterkeit, Unwahrhaftigkeit nicht in Verbindung mit ihm denken konnte: das, meine Herren, hatte doch wohl seinen letzten Grund darin, daß er sich ein häusliches Leben von seltener Art gegründet hatte, auf welches ich hier mit einem Worte hinweisen muß, weil wir Älteren sonst in den Erinnerungen, denen wir uns hingeben, eine Hauptsache vermissen würden, die Jüngeren unter uns aber das, was uns Landfermann gewesen ist, nicht würdigen könnten. Wer das Glück gehabt hat, diesem deutschen Hause näher zu treten — und die Thür war offen, der bescheidene Tisch gastfrei gedeckt, da war nichts Geheimes, nichts, was nicht jeder hätte sehen können — der mußte überwältigt werden von dem Eindruck: ein blühendes Familienglück, gegründet auf schlichte Gottesfurcht und dabei verklärt und erhellt durch alles, was Adel der Gesinnung, feine Bildung und dabei, man möchte sagen, ein Überreichtum an Geist einem Hause geben kann. An der Spitze, als das Haupt des Hauses, ein Mann von einer unzweifelhaften geistigen Überlegenheit, die doch niemanden bedrückte, reich an Kenntnissen, die ein nie fehlendes Gedächtnis ihm stets zur Verfügung stellte, fähig, die Schätze unserer eigenen und fremder Litteraturen voll zu würdigen, zu genießen, und mit der herrlichen Gabe ausgerüstet, selbst Eindrücke, innerliche und äußerliche, in eigenartige poetische Form zu fassen: gesprächig, mitteilsam, aber auch stets bereit zu hören: dabei ausgestattet mit jenem glücklichen Humor, der seiner großen Auffassung der Menschen und Dinge das Gegengewicht hielt, und der dem Kleinen, Unbedeutenden, Alltäglichen einen Reiz verlieh, ihm, diesem Trivialen des Tageslebens, eine bedeutungsvolle oder erheiternde Beziehung abgewann: „dieser Speck hat gewissermaßen welthistorischen Charakter" sagt er einem jungen Lehrer, den er sich als Gast zu seinem frugalen Mittagessen mitgebracht: „er stammt aus den Vorräten, mit denen unsere Festung sich für alle Fälle verproviantiert hat (1859), und die seit Villafranca ihr überflüssig sind." An der Seite des Familienhaupts eine Hausfrau, deren feine und reine Hand alles, was sie berührte, gleichsam in Gold verwandelte — der gegenüber man sich sofort vertraut und doch dabei in eine Region gehoben fühlte, wo, „was uns alle bändigt, das Gemeine" keinen Zugang hatte. Und auch die schmerzliche Läuterung, die Weihe schweren Leids, hat diesem Hause nicht gefehlt — vielmehr in ungewöhnlichem Maße ist es ihm beschieden gewesen. Schwereres als den meisten Familien an Not und Tod ist diesen starken Schultern auferlegt gewesen: und es sind solche unter uns, die es erfahren haben, was es hieß, bei schwerer Heimsuchung ein Trostwort aus dem Munde dieser Hartgeprüften zu hören, deren Seelenkraft oft erschüttert, doch nie gebrochen worden ist. Neben

wir davon nicht weiter: „des Menschen Leben," so hörte man Landfermann einmal bei ernster Gelegenheit das Psalmwort deuten, „des Menschen Leben währet 70 Jahr und wenn es hoch kommt 80 Jahr — und es ist nicht köstlich gewesen, wenn es nicht Mühe und Arbeit war."

Aber es wäre nun wohl an der Zeit, dieser Versammlung Landfermann in seiner Arbeitsstätte als Mann der Schule zu schildern: und vielleicht erwartet mancher unserer jüngeren Freunde, die ihn nicht selbst mehr gekannt haben, von allerlei litterarischen, organisatorischen Verdiensten zu hören, die ihm seither unbekannt gewesen. Von der ersten Gattung zunächst ist wenig zu berichten, da Landfermann nicht viel veröffentlicht hat und das Wenige, wie z. B. das Gutachten über den evangelischen Religionsunterricht (1848), in kurzer Stunde nicht nach Verdienst gewürdigt werden könnte: was aber seine eigentliche Lehrthätigkeit betrifft, Elberfeld, Soest, Duisburg, so fließen die Überlieferungen gerade darüber verhältnismäßig spärlich, sie müssen erst aufgesucht werden: auch die Älteren unter uns haben ihn nur als Schulrat im Gedächtnis. Und freilich, was wir da gelegentlich gesehen und gehört, bewies ganz von selbst, daß er als Lehrer ungewöhnlich wirksam gewesen sein muß. Ein bedeutsames Wort sagt, daß das Geheimnis alles Lehrens im Charakter liege: bei Landfermann lag es sicher nicht in den methodischen Künsten, mit denen man uns jetzt allenthalben bedrängt: die Kraft seines Lehrens lag ganz gewiß vor allem in seiner genialen Persönlichkeit. Statt ausführlicher Schilderung will ich ein Beispiel geben, ein Beispiel aus seiner Schulratszeit, das aber diese Genialität des Lehrens, wie mir scheint, aufs schlagendste beweist. Er ist auf einer Inspektionsreise begriffen und revidiert das Gymnasium zu — auf den Namen besinne ich mich nicht, und es kommt nicht darauf an: er wohnt dem evangelischen Religionsunterricht in Sexta bei, und es wird die Schlacht im Walde Ephraim 1. Sam. 18 gelesen: „Da nahm Joab drei Spieße in seine Hand und stieß sie Absalom ins Herz, da er noch lebte an der Eiche." „Weißt Du auch, mein Sohn," unterbricht Landfermann mit seiner tiefen Stimme das lesende Bübchen, „warum dem Absalom drei Spieße ins Herz gestoßen worden sind?" — und als dieser stutzt und eine plötzliche Stille über der ganzen Klasse sich lagert, fährt er fort: „Das will ich Dir sagen — der eine Spieß, weil er sich gegen seinen Vater aufgelehnt hat; der zweite, weil er sich gegen seinen König und Herrn empörte; der dritte, weil er das große Blutvergießen über sein Volk gebracht hat — er war ein dreifacher Verräter, der einen dreifachen Tod verdient hat." Der Gewährsmann, der mir diesen Vorgang erzählte, konnte nach vielen Jahren seine Bewegung nicht verbergen. Mir selbst ist bei den Prüfungen verschiedener Art, bei welchen ich mit

oder unter ihm teilzunehmen hatte, die große Virtuosität und zugleich Natürlichkeit seines Fragens am meisten aufgefallen. Seine Methode — wenn man dies Methode nennen will — war die sehr naturgemäße und einfache, die aber sehr gut und sehr schlecht gehandhabt werden kann, daß er die zweite Frage durch die Antwort auf die erste bestimmen ließ: ganz unübertrefflich war er, wo er nichtakademisch gebildete junge Männer auf ihre Kenntnis deutscher Dichtungen prüfte: in der Geschichte examinierte er wohl zuweilen zu schwer, weil er bei seiner ganz ungewöhnlichen Gedächtnisstärke sich nicht recht in ein an sich zehnmal schwächeres und überdem durch Examenfurcht gelähmtes Fassungsvermögen hineindenken konnte.

Im Gedächtnis der hier Versammelten lebt er hauptsächlich als Schulrat fort, und wie immer er im einzelnen nach Menschenweise geirrt haben mag, so war doch niemand, der nicht den Eindruck gewann, daß hier wenn irgendwo der rechte Mann an der rechten Stelle war. Wenn von irgend wem gesagt werden kann, daß nicht ihm das Amt, sondern er dem Amte Bedeutung gegeben habe, so wird es von ihm gesagt werden müssen. Landfermann war durchaus ein Beamter im großen Stile. Wenn ich nach Worten suche, um das ganz Eigenartige seiner Verwaltung zu charakterisieren, so werde ich sagen müssen, daß er in das Amt und zwar bis in dessen Details und Details selbst äußerlicher Art überall etwas von seiner Persönlichkeit, daß er mit einem Worte G e i s t hinein zu legen wußte: und wenn dieser Eindruck — das Amtliche belebt, gehoben, geadelt durch die in sich selbst sichere, reines Wollen, ideales Streben mit scharfem Verstande, praktischem Sinn für das Wirkliche und Mögliche verbindende Persönlichkeit — selbst in den Papieren, der amtlichen und halbamtlichen Korrespondenz hervortrat, so war er vollends mächtig, wo man ihm persönlich gegenüberstand. Schon die äußere Erscheinung, die hohe ritterliche Gestalt — man fühlte sich wohl an die Bilder von Blücher erinnert — machte den Eindruck des Überlegenen: er kannte diese Wirkung, mißbrauchte sie aber nie, und je natürlicher und unumwundener man ihm da, wo man sich im Recht glauben durfte, sagte, was zu sagen war, um so eingehender, milder wurde seine Antwort, die in der Regel dann doch das Richtigere traf. Es war ihm gegeben, daß er in seiner Verwaltung nicht mit Ziffern und Nummern, sondern immer mit dem lebendigen Menschen operierte, und bewundernswert war namentlich, wie er überall, mochte es sich um die Einführung eines Direktors oder Lehrers in sein Amt, um Prüfung eines Kandidaten pro schola, um Abhaltung eines Abiturientenexamens handeln, sofort eine Art von ganz persönlichem Rapport herzustellen wußte und mit psychologischem Scharfblick den Punkt fand, an welchem der einzelne, mit dem er zu thun hatte, sich fassen ließ. Die Zahl der geflügelten Worte, die bei solchen Gelegenheiten fielen —

er besaß die Gabe des schlagenden Worts in ungewöhnlichem Maße — ist groß: es wäre sehr der Mühe wert, sie zu sammeln. Er hält eine Abiturientenprüfung ab, findet einen, der die Gewohnheit hat, immer erst Halbwahres zu antworten, und wenn man ihn zurechtweist, mit einem „Ja so" — das Richtige zu sagen: „Sie wollen Medizin studieren?" sagt ihm Landfermann, „mit Ja so werden Sie keinen Kranken heilen, da sterben Ihnen Ihre Patienten" — oder er sieht unter den Abiturienten einen frivolen Gesellen, der im Vertrauen auf seinen guten Kopf die Sache auf die leichte Achsel nimmt: Landfermann faßt ihn ins Auge: „N., Sie haben ein böses Lächeln," das dann für diesen Tag verschwand. Oder es handelt sich um die Einführung eines Direktors: der Mann ist Schleswig-Holsteiner, hat die Schlacht bei Idstedt mitgemacht: Landfermann flicht in die Einführungsrede das homerische Wort: „εἷς οἰωνὸς ἄριστος, ἀμύνασθαι περὶ πάτρης — das heißt, es giebt dem Leben eine heilige Weihe, wenn man für das Vaterland gestritten und gelitten hat." Viele aus unserer Mitte werden Ähnliches, und zwar sehr Mannigfaltiges zu erzählen haben, woraus hervorgehen würde, daß seine eigentliche Stärke eben darin lag, daß er sofort ein menschliches Band zu knüpfen wußte zwischen sich und dem, der — wer immer es war — vor ihn trat. Ganz so gab er sich auch damals, wo er wirklich auf der Höhe seiner Wirksamkeit und Bedeutung stand, an jenem Tage, wo das 25jährige Jubiläum seiner Schulratsthätigkeit eine größere Anzahl seiner Untergebenen um ihn versammelte, und wo jeder den Eindruck mit sich nahm, daß Landfermann in der That das Haupt und der geistige Mittelpunkt der rheinischen Lehrerwelt war, auch derer, die ihm nicht unmittelbar unterstellt waren.

In dem Zirkular, welches er nachher an die Gymnasien und Realschulen seines Amtskreises richtete, und in welchem er für die Freude dankte, welche ihm an seinem Jubiläumstage bereitet worden sei, spricht er in sehr gewichtigen Worten eine Art pädagogischen Programms aus, das heute zum mindesten genügen kann, um seine Stellung zu den wichtigsten pädagogischen Zeitfragen und Zeitströmungen zu kennzeichnen. Er ermahnt dort, sich zur Wehr zu setzen gegen die Phrase, das Scheinwesen, die didaktische Hyperbel, den Encyklopädismus; den erhitzten Redensarten gegenüber preist er die opferfreudige patriotische That; an wenigen einfachen und edlen Gegenständen des Lernens Kraft und Lust für alle zu erwecken, bezeichnet er — und ich denke, der so üppig jetzt ins Kraut schießenden didaktischen Hyperbel und dem triumphierenden Encyklopädismus gegenüber mit großem Recht — als die eigentliche Aufgabe unserer höheren Schulen. Und hier werden wir noch zu erwähnen haben, daß er diesem Programm, diesen Grundanschauungen Geltung zu verschaffen wußte auf die natürlichste und wirksamste Weise — nicht durch Erlasse

und Berichtseinforderungen, sondern durch seine persönliche Einwirkung, wobei er ohne Umschweife und ohne Prüderie auch sich selbst als warnendes Exempel aufstellte und mit der ganzen Unbefangenheit seines Wesens von dem, was er selbst verkehrt gemacht, redete: „diese Dummheit bin ich auch erst spät losgeworden.“ Seine Personalkenntnis war erstaunlich: aber er hatte sie auf dem natürlichsten und ehrlichsten Wege von der Welt erworben, nämlich dadurch, daß er sich wirklich für die Personen interessierte.

In jenem selben Zusammenhang, dem Zirkular, das ich eben erwähnte, spricht er auch von der Erziehung der Jugend zu einfältiger Gottesfurcht, die an ihren Früchten zu erkennen sei: und ein Wort muß ich also auch noch sagen über die Stellung, welche Landfermann zu den religiösen Fragen eingenommen hat. Man liebt es bei solchen Gelegenheiten, wie die gegenwärtige ist, diesen Dingen aus dem Wege zu gehen, mit kluggestellten Worten nichts zu sagen; das würde nicht in dem Sinn des Verewigten sein. Landfermann war Christ und zwar protestantischer Christ von hoher und von freier Gesinnung: noch auf seinem letzten Krankenlager sind ihm zornige Worte auf die Lippen gekommen gegen gewisse Strömungen in der evangelischen Kirche, die ihm einst in den bösen 50er Jahren schon schwere Stunden genug bereitet hatten. Dabei aber war er voll tiefen Respekts vor dem geschichtlich Gewordenen und wußte die erziehende Macht fester kirchlicher Ordnungen nach ihrem vollen Werte zu würdigen, er war, wie er einmal in seiner Weise ernsthaften Scherzens es aussprach, durchaus der Mann der „gesunden Vorurteile“, welche er den ungesunden Vorurteilen der Halbbildung auf religiösem und politischem Gebiete gegenüberstellte. Wenn ich aber sage, daß er einen tiefen Respekt vor dem historisch Gewordenen gehabt habe, so ist damit nicht gesagt, daß er nicht auch dieses Historische mit freiem Sinn beurteilte, und ein Wort ist mir im Gedächtnis geblieben, das er zu einem jüngeren Lehrer äußerte, als dieser ihm gegenüber seine Skrupel aussprach, ob er wohl bei den Überzeugungen, die sich ihm gebildet, noch im stande sein werde, fernerhin den evangelischen Religionsunterricht zu erteilen. Landfermann, welcher für Skrupel dieser Art ein sehr feines Verständnis hatte, redete dem jungen Mann, dessen ernsten Wahrheitssinn und pädagogischen Takt er schätzte, zu, den Unterricht ruhig weiter zu geben, das Evangelium seinen Knaben zu erklären, es ihnen ins Herz zu pflanzen: „es handelt sich um das Evangelium,“ setzte er hinzu, „nicht um das, was im sechszehnten oder siebzehnten Jahrhundert die Fürsten mit ihren Hofpredigern aufgestellt haben.“

Was sein Verhältnis zur katholischen Welt betrifft, so wird man sagen dürfen, daß dasselbe von einer weitherzigen und positiven Auffassung bestimmt gewesen sei. Er betrachtete den Antagonismus der

Konfessionen nicht als eine Schädigung unseres nationalen Lebens, sondern war eher geneigt, diesen Gegensatz als einen seiner Reichtümer anzusehen, weil er sich sagte, daß gerade in der Reibung der Gegensätze, in der Notwendigkeit, über große ideale Dinge in unaufhörlicher Geistesarbeit sich auseinanderzusetzen, selbst ohne Hoffnung einer Verständigung, doch etwas liege, was die Nation vor Fäulnis bewahre. Eine der tiefsten Freuden seines Lebens war es, daß er mit vielen Männern katholischen Glaubens nicht bloß was man ein gutes Verhältnis im gesellschaftlichen Sinn nennt, unterhielt, sondern in sehr wichtigen Berufs- und Lebensfragen sich mit ihnen in vollem Einverständnisse fand. Er freute sich der Erfahrung, die auch wir hier an dieser Stelle seit zwanzig Jahren machen dürfen, daß ernste und ihrer Pflicht lebende Männer, Katholiken und Protestanten, welche ja nicht bloß dies, sondern auch Deutsche, Preußen, Lehrer und noch manches andere sind, in weit mehrerem weit einiger sind, als für gewöhnlich im Hader des Tages angenommen wird. Daß unter den Photographieen, welche ihm im Jahre 1872 bei seinem Scheiden aus dem Amte in einem Album übergeben wurden, die Bilder einer ansehnlichen Zahl katholischer Schulmänner sich befanden, war ihm eine große Genugthuung und Freude: er nahm es mit Recht als ein Zeichen, daß er auch in diesem Kreise verstanden worden war.

Ja, meine verehrten Herren und Freunde, hier war ein Mann, der Ernst gemacht hat mit der Idee der unsichtbaren Kirche — jener christlichen Idealgemeinschaft, in welcher sich die Anbeter Gottes im Geist und in der Wahrheit aus allen Zeiten, allen Völkern, allen Konfessionen und Vereinigungen begegnen. Ich lege ihm nichts vom Eigenen unter, wiewohl ich freilich auch zu dieser Anschauung mich freudig bekenne, ich finde in seinen Gedichten eine Stelle, welche diese Anschauung mit allem Nachdruck ausspricht, und zwar ist das Gedicht in der Citadelle zu Magdeburg im Jahre 1825 entstanden, also aus seinen jungen Jahren, und Landfermann gehörte zu denen, welche ihren Jugendidealen treu blieben; sie heißt:

„Und fragt ihr nach des Sängers Herzen,
Dem Quell für seine Lust und Schmerzen,
Wofür er lebt, wofür er wirbt,
Vielleicht einst freud'gen Todes stirbt; —
Die Kirche ist es unsichtbar,
Der Heil'gen Rüsthaus hell und klar,
Wo sich aus aller Zeit und Landen
Die Frommen froh zusammenfanden —
Der will er einmal angehören,
Will's Gott, ihr Reich in Treuen mehren — —"

Damit will ich schließen: doch liegt mir fast wie ein Vermächtnis ob, von seinem Lebensende hier in diesem Kreis noch kurz zu reden. Vielleicht ist es nicht allen bekannt, daß Landfermann den Wunsch

hegte, seine letzten Tage dem wieder an Deutschland zurückgebrachten Elsaß zu widmen, zu dessen Wiedergewinnung auch er durch den Tod seines Sohnes etwas von seinem Herzblut hingegeben hat. „Ihr bleibt jetzt deutsch," hat er einem Elsässer gesagt, „wenn ich sechs Söhne hätte, dafür würde ich sie hingeben," wobei er freilich die Thränen um den einen nicht bemeistern konnte. Es war ein Gedanke, seines patriotischen Idealismus würdig, und ein schönerer Schluß dieses edlen tapfern deutschen Manneslebens hätte sich freilich nicht denken lassen, — vielleicht auch nichts, was man im Interesse einer wichtigen und guten vaterländischen Sache mehr hätte wünschen müssen: es ist nicht dazu gekommen. In dem stillen Bergstädtchen, das er sich zum Ruhesitz erkoren, ist er gestorben: eines freudigen Todes, wie er dort gesagt — tapfer in den Schmerzen der letzten Krankheit, umgeben von der Liebe der Seinen, am Anblick frisch heranblühender Enkel sich erfreuend, mit denen er wohl noch ein vaterländisches Lied aus den Tagen seiner Jugend, den Tagen des Befreiungskriegs, angestimmt hat: ich füge hinzu, daß er oft noch jene Sammlung rheinischer Ansichten, welche ihm seine Lehrer bei seinem Scheiden aus dem Amte zum Andenken überreicht hatten, sich an sein Bett bringen ließ und sich an ihnen erfreute. Denn sein Herz blieb dem rheinischen Lande zugekehrt, das ihm, dem westfälischen Mann, zur eigentlichen Heimat geworden war.

Ja, werte Freunde, er war unser. Sein Andenken hoch zu halten, hat vor allem dieser unser Verein die Pflicht und das Recht; denn er hat diesem unserem Verein von Anfang an eine warme Sympathie gewidmet, und zwar hauptsächlich deswegen, weil nicht er, der Schulrat, ihn gegründet hat, sondern weil er frei aus der Mitte des rheinischen Lehrerstandes hervorgegangen ist, und er hat ihn lange und noch über sein Scheiden vom Amte hinaus durch seine regelmäßige Beteiligung gefördert. Indem wir uns der Sitte gemäß — *τόδε γὰρ γέρας ἐστὶ θανόντων* — zu seinem Gedächtnis von unsern Sitzen erheben, wünschen wir uns nichts anderes, als daß diese Vereinigungen auch fernerhin getragen sein möchten von seinem Geiste — dem Geiste eines patriotischen Freimuts und Geradsinns, der, ohne nach rechts oder nach links zu sehen, zu finden sucht, was wahr ist und was der vaterländischen Jugend frommt, der dieses starken Mannes Herz geweiht war, und der auch wir unser Leben angelobt haben.

Bei Enthüllung des Landfermann-Denkmals.

(Coblenz, 10. Juli 1884.)

Indem wir dieses Denkmal an der Stätte, wo Dietrich Landfermann den längsten und bedeutungsvollsten Teil seines Lebens ver-

bracht hat, aufrichten, lassen Sie mich, ehe wir uns noch einmal die eindrucksvolle Gestalt des Mannes vergegenwärtigen, allen Denen danken, welche uns bei diesem Werke der Pietät unterstützt haben: Ihnen vor allem, hochzuverehrender Herr Oberpräsident, und den geehrten Mitgliedern des königl. Provinzial-Schulkollegiums, sowie den nächsten Angehörigen des Verewigten, welche aus der Ferne herbeigekommen sind, um unserer Feier an Tiefe der Empfindung zu ersetzen, was ihr an äußerem Glanze abgehen mag.

Vor den hier Versammelten bedarf es keiner langen Rechtfertigung, weshalb wir dieses Denkmal aufrichten. Jeder von uns weiß, was ihm Landfermann gewesen ist. Auch muß eine Feier im Sinne des zu Feiernden sein, wenn sie nicht ihren Lebensnerv, die fromme Gesinnung selbst zerstören will, und ein Grundzug im Charakter Landfermanns war jene Wahrhaftigkeit, welche bescheiden macht; nichts würde weniger in seinem Sinne sein, als eine jener Prunkreden, welche im besten Falle nur den Ausdruck einer für den Augenblick gesteigerten Empfindung bilden.

Aber die Einweihung eines Denkmals ist immerhin ein öffentlicher Akt und wenn wir nun diese Feier der Menge, dem großen Publikum beifallswert machen wollten, welches seine Männer nach dem Aufsehen erregenden, dem Sensationellen mißt, und das etwa auch hier nach organisatorischen Thaten, nach schriftstellerischen oder rednerischen Leistungen fragte, so würden wir in der That in einiger Verlegenheit sein. Er hat zur Feder gegriffen, — einigemale — wo ein wichtiges Interesse des vaterländischen Schulwesens es ihm als Pflicht erscheinen ließ oder wo ihn das Herz drängte, einem weiteren Kreise, aber doch keineswegs dem großen Publikum, kurz das Bild eines hochgesinnten Patrioten zur Erbauung und Nachahmung vorzuführen, wie in dem schönen kleinen biographischen Denkmale, das er einem unvergessenen Manne, dem General Karl Moritz Ferdinand von Bardeleben, gesetzt hat. Litterarischen Ruhm hat er nicht damit gesucht; auch die Sammlung seiner Gedichte war ausdrücklich nur für Freunde gedruckt. Dem parlamentarischen und öffentlichen Leben hat er sich nicht entzogen, wo die Gefahr den mutigen Mann auf seinen Posten rief, aber er hat nicht nach dem Beifall gestrebt, der den Redner in öffentlichen Versammlungen, zu dem ihn gewiß vieles vor anderen befähigt hätte, zu belohnen pflegt; und gerade mit den Organisationsfragen im Schulwesen hat er sich nicht mit Vorliebe beschäftigt, wenn er auch eine sehr bestimmte Stellung zu ihnen nahm. Seine pädagogischen Grundsätze endlich könnten sehr kurz sich zusammendrängen lassen. Die erste Frage für ihn war hier immer: wo und wie sind die ausführenden Menschen; und so lag in der That, wenn wir es mit einem Worte sagen sollen, seine Kraft im Persönlichen, in den vertrauten Briefen, durch welche er, wie oft! einem Menschen-

leben für eine lange Zukunft die Richtung gab, im kurzen, knappen, blitzartig einschlagenden Wort, in der wuchtigen Rede, vor einem kleinen Kreis zu ganz bestimmtem Zweck. Und so vollständig gehörte seine Persönlichkeit zu dem, was er sagte, daß jeder, der eines jener zündenden Worte wiedererzählte, unwillkürlich den tiefen Klang seiner Stimme nachzuahmen versucht war, die seine Rede so eigenartig charakterisierte.

Aber worin lag denn das Mächtige, der Zauber dieser seiner Persönlichkeit? Wie wäre es möglich, den Reichtum dieses Manneslebens, das mit dem Jahrhundert begann, und dessen bewegten und so oft stürmischen Gang 82 Jahre lang begleitete, in kurzer Stunde vor Ihnen zu entfalten. Ich müßte davon sprechen, wie die Zeit des großen Unabhängigkeitskrieges noch seiner frühen Jugend die ersten Eindrücke gab; — wie dann der feurige Geist und das hochgespannte Deutschtum der burschenschaftlichen Kreise auch in ihm die patriotischen Phantasien weckte, und er dann in 5jähriger Festungszeit zu der Erkenntnis reifte, die unserem jetzigen überreichen Geschlecht freilich zu billigerem Preis gegeben zu werden pflegt, daß die ungeheure Aufgabe, aus dem großen Kulturvolke der Deutschen wieder ein Volk im politischen Sinne, eine Nation zu machen, nicht mit dem Idealismus der studentischen Begeisterung in wenigen Jahren und bis zum nächsten Sonntag erflogen, sondern in schwerer und langer Arbeit von Generationen, in treuer Arbeit vieler Millionen von einem Tag zum anderen vorbereitet werden mußte, um dann vielleicht, wenn es Gott gefiel, durch kühne That vollends mit einem mächtigen Schlage gelöst zu werden; — ich müßte davon sprechen, wie er nunmehr sich zu dieser Arbeit anschickte und in immer weiteren Kreisen als Lehrer, als Direktor, als Schulrat in jenem Sinne, das Große durch treue Vollbringung des Kleinen vorzubereiten, gewirkt hat. Die Zeit eilte rasch, es kam die furchtbare Krisis des Jahres 1848, wo Deutschland „ein Schiff ohne Sterne in großem Sturm“, wie einst das Italien seines Lieblingsdichters Dante, schwankte, Abgründe zur Rechten und zur Linken; ich müßte erzählen, wie ein Leitstern, den manche nicht mehr sahen, das preußische Königtum und dessen deutscher Beruf, klar vor seiner Seele blieb; wie dann die schwerste Stunde in der Geschichte unseres Volkes, die Krisis von 1866, ihn zwar wie uns alle heftig erschütterte, aber entschlossen fand, und wie dann das große Jahr 1870 seinen vollen Glanz auch auf diese edle Greisenstirn ergoß — der Traum seiner Jugend sich erfüllte. Freilich, wie die Dinge hier auf Erden sich erfüllen: das schwerste aller Opfer ward auch ihm abverlangt wie so vielen: wen Gott so hoch begnadigt, daß viele nach seinem Beispiel schauen in der Stunde häuslicher oder vaterländischer Not, der muß in den Feuergluten schwerer Trübsal gestählt und geläutert sein. Allein ich hätte damit nur eine Seite seines Wesens geschildert; ich müßte auch zu Ihnen reden von dem tiefen Zwiespalt,

der in unseren Tagen sich dem ernsten Manne auf die Seele legt — den religiösen Fragen. Ich meine nicht die konfessionellen Kämpfe, sondern die furchtbar ernste Aufgabe, den Gegensatz zwischen der verstandesmäßigen, wissenschaftlichen und kritischen Betrachtung der Dinge und dem überlieferten Glauben in sich zu überwinden, zu versöhnen. Landfermann hat die Harmonie auf dem Wege gefunden, wo sie jeder Redliche suchen muß — indem er sich an das hielt, was er in den Versen, die wir unter das Bild gesetzt, Gottes lebendiges Wort in mutiger Brust nannte, und eben dieses, nichts anderes, machte ihn auch tolerant. Er besaß nicht jene leichte Art von Toleranz, welche die weltbewegenden Gegensätze einfach dahin gestellt sein läßt, sie ignoriert, an ihnen vorübergeht, sondern er fand sie auf eben jenem Wege des Persönlichen, Positiven; wo er sah, daß der Glaube, den ein Mensch bekannte, wie immer er heißen mochte, eine veredelnde Wirkung auf ihn ausübte, da hielt er sich an dieses Edle, ihm und seiner frommen Natur Wahlverwandte, und so ist er ein rechtes Muster jener tiefen Art von Toleranz gewesen, die, wenn meine Vorliebe für unseres rheinisches Land mich nicht täuscht, eben auf unserm Boden, dem Boden der rheinischen Beamtenwelt meine ich, häufiger ist als irgendwo sonst.

Endlich müßte ich auch noch reden von der edlen deutschen Häuslichkeit, die er sich auferbaut hat, und an der so viele sich erbaut haben, müßte reden von dem Geist dieses Hauses, vor dem wir stehen — von dem Sichversenken dieses weit und hoch blickenden Geistes in die Dichtung mehr als einer Zeit und mehr als eines Volkes und schließlich noch davon, wie alle diese Kräfte zu einer eindrucksvollen Wirkung versammelt waren in der heroischen Gestalt, der mächtigen Stirne, dem unter buschigen Brauen hell und durchdringend blickenden Auge, dem feinen Mund — deren vereinte Kraft der Künstler so gut wiederzugeben gewußt hat.

Diese verschiedenen Kräfte, die wir eben im flüchtigsten Überblick uns vergegenwärtigt, waren in ihm zur Vollreife entwickelt; sie hätten manchen andern zu ehrgeizigem Streben und Wagen gereizt. Allein — und dies ist es, was w i r von dieser Stätte vor allem mitnehmen wollen — die ganze Kraft dieser Persönlichkeit, — gebildet in den Strömungen der Welt nach des Dichters Wort u n d in der Stille des Hauses und sinniger Betrachtung des Schönen und Wahren — diese ganze Kraft hat er bethätigt, lebendig, wirksam gemacht in den scheinbar engen Grenzen seines schulmännischen Berufs. Dieser deutsche Mann war vor allem ein preußischer Beamter — sagen wir nicht von der alten Schule — meine verehrten Versammelten, der Geist, der aus dem Born des Gesamtlebens unserer Nation die Kraft schöpft für seinen preußischen Beamtenruf und wäre er noch so bescheiden — dieser Geist lebt auch jetzt und wird, will's Gott, immer

leben! Er lebt auch — warum sollte ich es nicht sagen? — in den Männern, welche jetzt an Landfermanns Platze zu wirken berufen sind. Nun redet man in der Welt viel von Freiheit und spricht mit einer gewissen Nichtachtung von der Abhängigkeit des Beamten; gewiß auch Landfermann hat sich beschränkt, sich gebunden, wie jeder, der auf dieser verworrenen Welt etwas Ernsthaftes schaffen will: aber doch wüßte ich nicht, daß mir auf meinem Lebensgange ein freierer Mann begegnet wäre, als der königlich preußische Provinzialschulrat Landfermann. Man redet wohl von der Prosa des Berufs und gar des schulmännischen Berufs, von der starren Bureaukratie, von den trockenen amtlichen Formen: wohlan, dieser Mann hat in diesen starren trockenen prosaischen Formen das Beste was der Mensch dem Menschen geben kann, lebendigen Teil am eigenen Geistesleben, an viele Hunderte, ja Tausende gegeben. Er hat Schwankenden Halt und Richtung gegeben — hier einen Zaghaften ermutigt, dort einem allzukühn Vorstrebenden ein warnendes Wort zugerufen; er hat ein und das andere Mal die Gemeinheit mit herbem Wort in ihre Winkel zurückgescheucht; als Lehrer, als Direktor, als Schulrat das heilige Feuer des patriotischen Idealismus und der strengen ernsten Pflichterfüllung zugleich in zahlreichen Schülern, Lehrern und wer immer sonst mit ihm zusammenkam, entfacht. Gott hat ihm die Gnade gegeben, daß er seine Kraft in diesem seinem Beruf voll hat ausleben, und das tiefe Glück des Lehrerberufs auf allen seinen Stufen voll hat empfinden dürfen. Mit diesem Eindruck — daß uns in Landfermann ein Muster gegeben war, wie man in sehr bescheidenen Formen seine Pflicht gegen sein Vaterland in hohem Sinn erfüllen kann, das Muster eines frommen, vaterlandsliebenden, pflichttreuen Mannes, — Schulmannes — lassen Sie uns von dieser Stätte scheiden, indem wir das Denkmal den schützenden Penaten dieses Hauses übergeben. In jenem Sinn hat Landfermann ein lebend Denkmal sich erbaut, und nicht bloß wie dort der Dichter sagt, im Gefühl der Edelsten und Besten, sondern auch im Gefühl der Mittelmäßigen, Bescheidenen, Gewöhnlichen: so wird er uns leben — und ich zögere nicht, auf ihn ein noch stolzeres Dichterwort anzuwenden, welches die führenden Geister unter den Menschen charakterisiert — er wird leben, nicht vielleicht in weitesten Kreisen, wonach er nie gestrebt, wohl aber in seinem Kreise, der rheinischen Schulwelt, unendlich Licht an seinem Licht entzündend.

5. Bemerkungen zu den neuen Lehrplänen von 1882 für die höheren Schulen Preußens.

(Neue pädagogische Jahrbücher 1882.)

Unter dem 31. März dieses Jahres ist eine langerwartete Ministerialverfügung doch plötzlich und überraschend erschienen, welche das ganze Mittelschulwesen des preußischen Staates neu regelt, der Schulpraxis eine Menge neuer didaktischer und pädagogischer Aufgaben stellt und mithin auch den Fachblättern die Pflicht eingehenderer Würdigung auferlegt. Die Lehrpläne, welche die Verfügung ins Leben ruft, erstrecken sich auf alle Schulorganisationen, welche zwischen den Volksschulen und den Hochschulen liegen, mit Ausnahme der eigentlichen Fachschulen: sie unterscheiden Gymnasien, Realgymnasien mit ihren Trabanten, den Progymnasien und Realprogymnasien — Oberrealschulen, Realschulen und höhere Bürgerschulen, und sie geben den letzteren zum erstenmale eine gleichmäßige Einrichtung.

Zunächst ist die definitive Konstituierung dieser letztgenannten wichtigen Schulen mit Freuden zu begrüßen. Ihr Kursus ist sechsjährig und enthält kein Latein: diese Schule ist mithin für diejenigen Kreise bestimmt, welche man vorzugsweise als die erwerbenden bezeichnen kann, und sie ist beherrscht von dem Prinzip unmittelbarer Vorbereitung für die Praxis des Lebens. Sie orientiert ihre Schüler in einigen wichtigen Wissensgebieten, vermittelt ihnen neben der Handhabung der eigenen Sprache die Kenntnis der beiden wichtigsten Sprachen modernen Verkehrslebens und giebt ihnen in Geschichte, Geographie, Naturkunde u. s. w. diejenigen Kenntnisse mit, ohne welche auch der Handwerker und Gewerbetreibende mittleren Standes heute nicht mehr sein kann und sein soll; sie verzichtet aber von vornherein auf den wissenschaftlichen Charakter im strengen Sinn — sie will nicht Studieren lehren wie diejenigen Anstalten, welche man als wissenschaftliche Vorbereitungsschulen zu bezeichnen pflegt. Der Lehrplan der Bürgerschule ist durch deren unzweideutigen Zweck und Charakter klar vorgezeichnet, und er erscheint uns in jener Verfügung diesem Zweck und Charakter verständig angepaßt, so daß er der ihm beigefügten Erläuterungen kaum bedarf — die gleichwohl nicht überflüssig sind, weil manchmal sehr vernünftige Regulative sehr unvernünftig ausgeführt werden. Diese lateinlosen Bürgerschulen sind uns die eigentlichen Realschulen, „die Realschule“, und wir freuen uns schon darüber, daß wir einer Zeit entgegengehen, wo man sich über diesen letztern Ausdruck wieder versteht, während man seither, wo in

der Diskussion der Name Realschule gebraucht wurde, sich immer erst fragen mußte, in welcher seiner Gestalten — ob als Realschule erster oder zweiter Ordnung, als höhere Bürgerschule, Gewerbeschule, Realparallelklassen oder als „Realschule an sich“ — dieser Proteus gemeint sei. Man muß diesen Schulen, der wiederhergestellten eigentlichen und ursprünglichen Realschule, alles Gedeihen wünschen und darf ein solches Gedeihen auch mit Sicherheit erwarten, wenn ihre Lehrerkollegien und Patrone sich resignieren, nützliche Schulen zu sein, und nicht darauf aus sind, vornehme Schulen werden zu wollen. Dazu gehört denn freilich, daß auch die Eltern sich resignieren, nicht invita Minerva einen Knaben das Gymnasium besuchen zu lassen, bei welchem sich herausgestellt hat oder sicher zu erwarten ist, daß für ihn zwei resp. drei fremde Sprachen in der streng wissenschaftlichen Behandlung, wie das Gymnasium sie verlangen muß, eine zu starke Belastung sind. Wie unwirtschaftlich vielfach hier geistige Kräfte vergeudet werden, weiß jeder Gymnasiallehrer und Direktor. Schüler, welche mit 16 Jahren nützliche Glieder der menschlichen Gesellschaft hätten sein können, wenn man ihnen zugemutet hätte, was sie wirklich tragen konnten, haben mühsam und ohne Gewinn sich durch die Klassen des Gymnasiums oder der Realschule erster Ordnung hindurchgedrückt, um mit 20 Jahren endlich das berühmte Zeugnis für den einjährigen Dienst — auch dies häufig nur um Gottes Willen — zu bekommen,

Opfer fallen hier,
Weder Lamm noch Stier,
Aber Menschenopfer unerhört.

Aus dem Kreise unserer nächsten Erfahrungen glauben wir schon feststellen zu können, daß die Zahl der Eltern im Zunehmen begriffen ist, welche nicht mehr in erster Linie fragen, wo die Schule für hübscher Leute Kinder ist, sondern welches die den zufällig nur mäßigen Fähigkeiten ihres Sohnes angemessene Schuleinrichtung sei. Freilich dauert es bekanntlich am längsten, bis den Menschen das Selbstverständliche einleuchtet. Die Fälle sind nicht selten gewesen und sie werden auch noch nicht so bald aufhören, in denen Väter, welche selbst keine andere Schule als eine Bürgerschule besucht hatten, es sehr übel aufnahmen, wenn man ihnen riet, ihre Söhne, mit denen es auf dem Gymnasium nicht recht vorwärts ging, der Bürgerschule zu übergeben; sie waren verblüfft, wenn man sie fragte, ob es denn so schlimm wäre, wenn aus ihren Söhnen geachtete Bürger würden wie sie selber seien.

Mit diesen Bürgerschulen also und ihrer definitiven Organisation ist einem klaren Bedürfnis zweckmäßig genügt: weit schwieriger, naturgemäß, gestaltet sich die Frage, wie den weit minder einfachen Bedürfnissen derjenigen Gesellschaftsklassen, die man die l e i t e n d e n zu nennen sich gewöhnt hat, genügt werden kann und wie ihnen durch die neuen

Lehrpläne genügt worden ist. Hier haben sich bekanntlich drei verschiedene Anstalten herausgebildet — Gymnasien, Realschulen mit Latein und Anstalten, welche den Anspruch erheben, ohne Latein aber wie jene zuerst genannten in längerer Zeitdauer eine wirklich wissenschaftliche Bildung zu vermitteln — Gewerbeschulen oder was immer für Namen sie seither getragen haben. Hier bringt nun der neue Organisationsplan insofern eine Änderung, als er zwei Gymnasialanstalten schafft oder setzt — ein Gymnasium schlechtweg und ein Realgymnasium, und daneben eine Anstalt, welche er Oberrealschule getauft hat und der wir, wie der Bürgerschule, einige Worte widmen müssen — nicht um ihren Unterrichtsplan zu kritisieren, wozu uns die Sicherheit eigner Erfahrung mangelt, sondern nur, um uns die Wirkung zu vergegenwärtigen, welche diese, in dieser Form neue, Schule auf die Wirksamkeit der älteren Organisationen wahrscheinlicherweise ausüben wird. Der Kursus ist wie bei diesen ein neunjähriger; die Abiturientenprüfung wird in völlig analoger Weise behandelt wie bei den beiden „Gymnasien"; der unterscheidende Punkt ist der Wegfall des Lateinischen. Mit anderen Worten: die wissenschaftliche Bildung, welche diese Anstalten ihren Schülern vermitteln, trägt nicht den historischen Charakter. Französisch, Englisch, Mathematik, in den oberen Klassen Physik und Chemie, sind hier die beherrschenden Fächer, und daß der wissenschaftliche Charakter des Unterrichts an diesen Anstalten von vornherein ein völlig anderer sein wird, als bei den Anstalten mit Latein, geschweige mit Latein und Griechisch, das ist klar: indes ihm darum den wissenschaftlichen Charakter absprechen zu wollen, würde sehr verkehrt sein. Es ist diesen Anstalten ein sehr ernsthaftes Ziel gesetzt, und den Fächern, welche für dieses Ziel heranbilden sollen, ist reichliche Zeit zu gründlicher Behandlung zugemessen: es wird sich, denken wir, bei den Schülern dieser Oberrealschulen bald eine gewisse Tradition herausbilden, wie sie bei den Gymnasien — den Schülern ihrer oberen Klassen mindestens — sich zeigt, welche den Schülern, und zwar mit größerem Nachdruck als der einzelne Lehrer es vermöchte, die Wahrheit nahelegt, daß, wer die Theorie nicht ehrt, der Praxis nicht wert ist. Sehr zahlreich, möchten wir vermuten, werden diese Schulen nicht sein. In den größeren Städten oder den größten Städten werden solche sich finden, sie werden weder das Gymnasium verdrängen, noch werden sie je so zahlreich werden, als die seitherigen Realschulen erster Ordnung. Die Lehrer für diese Anstalten werden sehr tüchtig — sie werden zum Teil Spezialitäten in ihrem Fach sein müssen, wenn diese Schulen wirklich den Charakter wissenschaftlicher Anstalten tragen und behaupten sollen: — und mag mir der Sieger von Sadowa, der Schulmeister, der dort gesiegt haben soll, meine ich, verzeihen, aber wir haben in der That nicht so viele über

das Mittelmaß hinausgehende „Lehrkräfte“, als wir auf dem Papier vorauszusetzen pflegen. Diese Schule ist zum Teil noch Experiment: sie wird vorzugsweise für solche Schüler aus den mittleren und höheren Gesellschaftsklassen bestimmt und von solchen gesucht sein, bei denen die Begabung von vornherein nach der praktischen Seite geht, die mehr oder früher mit dem Auge als mit dem Verstande lernen, und denen man seither im Gegensatz zu dem Gymnasium die Realschule erster Ordnung eben darum empfohlen hat, weil diese darauf angelegt sei, ihre Schüler vor allem beobachten zu lehren. Für den Augenblick werden diese Anstalten, welche zum Teil mit der Liquidation ihrer Vergangenheit zu thun haben, mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen haben: indes scheinen uns die Fundamente ihrer Organisation gesund, und so kann man hoffen, daß die Schwierigkeiten überwunden werden. Diese Oberrealschulen halten sich, nach der Organisation vom 31. März, durchaus in der Richtung dessen, was Realschulen überhaupt ursprünglich haben sein wollen, ehe die unglückliche Organisation aufkam, welche bis zu diesem Termin Realschule erster Ordnung hieß: es ist uns deshalb aufgefallen, daß in der Verfügung, die wir besprechen, unter I der Lehrplan für Gymnasien (und Progymnasien) für sich aufgestellt und erörtert wird — während unter II die Lehrpläne für Realgymnasien und Oberrealschulen nur mit Unterscheidung von A B zusammengenommen, auch in den „Erläuterungen“ zusammen, je an seinem Orte natürlich mit Hervorhebung des unterscheidenden, abgehandelt werden. Die Ansicht scheint demnach zu sein, daß Realgymnasium und Oberrealschule sich näher stehen, innerlich verwandter seien, als Gymnasium und Realgymnasium: nach den Einzelheiten ihrer Organisation können wir dies nicht finden. Davon sogleich: im übrigen giebt es hier noch Realprogymnasien, welche sich zum Realgymnasium verhalten wie das Progymnasium zum Gymnasium — sowie Anstalten, welche analog sich zur Oberrealschule verhalten und welche man Realschulen schlechtweg nennt, weil man freilich der Sprache, welche mit dem Namen Realprogymnasium schon an der Grenze ihrer Leistungsfähigkeit angelangt sein dürfte, nicht eine Oberprorealschule oder Prooberrealschule hat zumuten können.

Sehr einschneidend sind die Änderungen im Lehrplan des seitherigen Gymnasiums und der seitherigen Realschule erster Ordnung. Finis mundi: es giebt keine Realschule erster Ordnung mehr. Der Lieblingswunsch eifriger Vorkämpfer der seitherigen Realschule erster Ordnung, ihre Anstalten als Realgymnasien bezeichnet zu sehen, ist erfüllt. Ob sie sich zu diesem Siege Glück wünschen können, wird sich in diesem Augenblicke noch nicht sagen lassen. Die Verfügung scheint, wie eben bemerkt, zwei Realschulen anzunehmen — das Realgymnasium und die Oberrealschule: es giebt aber vielmehr

jetzt zwei Gymnasien, das Realgymnasium und das Gymnasium schlechtweg, und wenn wir die neuen Lehrpläne für die letzteren beiden Anstalten vergleichen, sind wir geneigt, einfach zu sagen, es giebt künftighin Gymnasien mit Griechisch und Gymnasien ohne Griechisch.

Zunächst nun sind Gymnasium und Realgymnasium in den drei unteren Klassen so weit sich angenähert worden, daß während dieser Zeit, also bis zur Versetzung nach Untertertia, der Übergang von einer dieser Anstalten zur andern unbedenklich ist, wie dies auch die Verfügung ausdrücklich ausspricht: dieser praktische Grund ist bei der Feststellung des Lehrplans offenbar und mit Recht von großem Einfluß gewesen. Und man verzeihe uns die dumme Frage: warum hat man denn den Unterricht in diesen drei oder wenigstens in den zwei unteren Klassen nicht ganz identisch gemacht? Religion, Geschichte und Geographie, Naturkunde, Schreiben, Zeichnen sind identisch: Deutsch VI 3 Stunden G., 3 R.; V 2, 3: IV 2, 3; — Lateinisch VI 9 (G.), 8 (R.); V 9, 7; IV 9, 7; — Französisch V 4 (G.), 5 (R.); IV 5, 5; Rechnen VI 4 (G.), 5 (R.); V 4, 4; IV 4, 5: der Unterschied scheint in der That ganz unerheblich — sehr viel unerheblicher, als der Unterschied zwischen den unteren Klassen des Realgymnasiums und der Oberrealschule, bei welchen der Übertritt von der einen zur anderen Anstalt schon nach Absolvierung der Sexta nicht ohne Opfer und große Schwierigkeiten bewerkstelligt werden kann. Und wir müssen gestehen, daß selbst für die besonderen Zwecke des Realgymnasiums uns der Gymnasiallehrplan mit seinem stärkern Latein in den unteren Klassen richtiger erscheint, wenn ja doch S. 33 der Erläuterungen ausdrücklich gesagt wird, „die Aufgabe durch den grammatischen Unterricht in einer fremden Sprache die Grundlagen sprachlich-formaler Bildung bei den Schülern herzustellen, ist an den Realgymnasien im wesentlichen durch den lateinischen Unterricht zu erfüllen“: auch sehen wir angesichts der spätern Aufgabe des Realgymnasiums nicht ein, weshalb die Grundlagen sprachlich-formaler Bildung — ein Ausdruck, mit welchem für uns übrigens die spezifische Aufgabe des lateinischen Unterrichts ganz und gar nicht erschöpft ist — hier weniger breit und tief gelegt werden sollten, als im Gymnasium.

Bedeutender sind die Änderungen in den höheren Klassen. Das Lateinische ist vermehrt in III um 1 (6), in II um 1 (5), in I um 2 Wochenstunden (5), so daß der Gesamtunterricht in diesem Fache von 1660 Stunden der seitherigen Realschule erster Ordnung im jetzigen Realgymnasium auf 2160 Stunden erhöht ist.

Die Kosten hat wesentlich die Mathematik bestritten, welche in IV und III, und da an vielen Realschulen erster Ordnung auch in II und I 6 Stunden Mathematik angesetzt waren, auch in II

und I je eine Wochenstunde eingebüßt hat. Die Differenz gegenüber dem Gymnasium gestaltet sich jetzt so, daß dieses in 1360, das Realgymnasium in 1880 Stunden Mathematik und Rechnen lehrt: wie das Verhältnis der Leistungen in beiden Anstalten sich jetzt gestalten wird, bleibt abzuwarten. Das Französische und Englische bleibt wie bisher: vom englischen Aufsatz ist für das Abiturienten-Examen Abstand genommen, was uns als ein Fortschritt erscheint, wogegen im Französischen ein Aufsatz und ein Skriptum verlangt wird. Im allgemeinen möchten wir glauben, daß die Verstärkung des Lateinunterrichts den Leistungen im Französischen und Englischen, namentlich der Sicherheit im Übersetzen und Verständnis der Schriftsteller zu gute kommen werde; und dies würde noch mehr der Fall sein, wenn man, wie eben gesagt, sich entschließen könnte, den Lehrplan für die drei unteren Klassen identisch mit dem des Gymnasiums zu gestalten. Die naturwissenschaftlichen Fächer sind um vier Stunden geschmälert, was uns nicht als ein Nachteil erscheint, da der propädeutische Zweck dieses Unterrichts auch so erreicht werden kann. Die Fähigkeit des Beobachtens zu entwickeln, sollten wir denken, wird nicht schwerer, sondern leichter sein, wo die Denkkraft der Schüler stärker in Bewegung gesetzt worden ist, und dies letztere scheint uns die angeordnete Verstärkung des sprachlichen Unterrichts zu bedeuten und zu bezwecken. In Geschichte und Geographie ist die Stundenzahl dieselbe geblieben. Dem in den Erläuterungen Bemerkten wird man zustimmen können: nur scheint uns der Satz, daß „die vaterländische Geschichte im Mittelpunkte stehe und die Geschichte der anderen europäischen Staaten nur in Betracht komme, soweit sie für die erstere von Bedeutung sei", in dieser Fassung gar zu radikal: die Geschichte von 1517—1871 für Primaner — von der alten Geschichte ganz abgesehen — zum mindesten ist Geschichte von Europa und deutsche Geschichte unter dem europäischen Gesichtspunkte, nicht vaterländische Geschichte. Dem vaterländischen Gedanken wird man beim Unterrichte an einer wissenschaftlichen Vorbereitungsanstalt am besten dienen, wenn man sich bestrebt, das Vaterländische in seinen Beziehungen und im Vergleich zum Fremden zu würdigen, und dazu ist doch ein freierer und höherer Standpunkt nötig, als der in jenen Worten bezeichnete: wobei wir, nicht den Erläuterungen, wohl aber solchen, welche jenen Ausdruck für einen echauffierten Teutonismus auszubeuten geneigt sein möchten, gegenüber nicht verhehlen, daß wir nicht in der Lage sind, einen besondern Patriotismus darin zu finden, wenn man den Geschichtsunterricht, sofern er deutsche Geschichte zum Gegenstand hat, „Unterricht in vaterländischer Geschichte" nennt, wie wir es immer als eine unnötige Ziererei angesehen haben, wo man sich darin gefiel, die deutschen Stunden „Unterricht in der Muttersprache" zu nennen. Der Satz auf S. 35, daß in Sekunda da, wo der

geschichtliche und geographische Unterricht in einer Hand liegen, es unbenommen sei, die drei wöchentlichen Stunden abwechselnd auf eins der beiden Fächer zu verwenden, kann, wie wir beiläufig anmerken wollen, zu verschiedenen und möglicherweise sehr unrichtigen Auffassungen führen: er wird wohl sagen wollen, daß es dem Lehrer unbenommen sei, zuweilen einen wichtigen geographischen Gegenstand in 3, 5, 6, 7 Stunden hintereinander abzuhandeln und während dessen den geschichtlichen Unterricht cessieren zu lassen und umgekehrt.

Wer in den letzten Jahrzehnten sich irgendwie mit der berühmten Realschulfrage praktisch zu befassen gehabt hat, wird an dieser Stelle einen Augenblick stille stehen und sich seufzend fragen, ob denn nun mit dieser Neuorganisation diese Frage erledigt oder wenigstens so weit geführt sei, daß diese Erledigung in absehbarer Zeit gehofft werden könne. Er wird diese Frage schwerlich bejahen dürfen, wenn er auch die Verbesserungen, welche die neuen Lehrpläne dem Organismus der alten Realschule erster Ordnung bringen, nicht verkennt. Bis III einschließlich wird dem Lateinischen jeden Tag eine Stunde und darüber eingeräumt, und man wird wenigstens darüber beruhigt sein können, daß nicht der lateinische Unterricht, wie seither an der Realschule erster Ordnung geschehen, indem er mit einer gewissen Notwendigkeit den Schüler und zwar namentlich den Schüler der höheren Klassen zum Raten zwang, den wissenschaftlichen Unterricht geradezu s c h ä d i g e. Aber schon von V an tritt das Französische annähernd gleich stark neben das Lateinische, und von III an haben wir wieder drei Sprachen mit 6, 4, 4, von II an mit 5, 4, 3 Stunden nebeneinander, also wiederum kein eigentliches zentrales Fach, und somit die Buntheit wieder so groß wie früher. Die Anstalt hat aufgehört eine übelorganisierte Realschule zu sein; ein gutorganisiertes Gymnasium ist sie nicht geworden, es ist noch immer ein doppeltes Gesetz in ihren Gliedern, und dabei ist jetzt ihre Annäherung an das Gymnasium so stark, daß man an ziemlich vielen Orten mittlerer Größe, wo seither ein Gymnasium und eine Realschule erster Ordnung nebeneinander bestanden haben und wo die Klassen beider Anstalten nur mäßige Frequenzziffern zeigen, stutzig werden und die Gemeindevertretungen sich fragen werden, ob jetzt, wo die Anstalten einander im Lehrplan so nahe gerückt sind, ihre Stadt sich den Luxus zweier Gymnasien ferner werde gönnen dürfen? Daß sie in vielen Fällen zu der Lösung kommen werden, ein Gymnasium und daneben eine höhere Bürgerschule zu halten, und daß sie dabei in der Regel die humanistische Form des Gymnasiums vorziehen werden, scheint uns unzweifelhaft.

Wer also die „Realschule“, d. h. die seitherige Realschule erster Ordnung als Selbstzweck betrachtet hat, und ihre Erhebung zum Range einer für die Universitätsstudien vorbereitenden Anstalt als

höchsten Lebenszweck sämtlicher Realschulangehörigen, Lehrer, Kuratorien u. s. w. anzusehen gewohnt war, der wird schließlich von ihrer Umwandlung in ein Gymnasium, ein Realgymnasium, aber doch immer ein Gymnasium, vielleicht wenig befriedigt sein, und es ist möglich, daß ihm die Erfahrung bevorsteht, daß der Schwerpunkt auf den zweiten Teil des Wortes, nicht auf den ersten, zu liegen kommen wird. Wer aber nicht an Namen hängt, der wird einstweilen sich freuen können, daß die Annäherung der Lehrpläne, die wir auch noch vom gymnasialen Standpunkte zu betrachten haben werden, zunächst wenigstens wieder eine größere Annäherung der Lehrer dieser Anstalten herbeiführen wird. Ich weiß nicht, wer die abgeschmackte Phrase erfunden hat, daß durch die Scheidung von Realschule erster Ordnung und Gymnasium ein „Riß durch die Nation" gehe: dergleichen verkehrte Übertreibungen sind des Aufwandes an Polemik gar nicht wert, den die Realschuleiferer dagegen gerichtet haben: das aber ist allerdings wahr, daß ein Zwiespalt in der Lehrerwelt war und daß die Neueinrichtungen der Lehrpläne vom 31. März geeignet sind, diesen Zwiespalt zu beseitigen.

Der Preis, den die Gymnasien — die humanistischen — nach den neuen Lehrplänen für diese Annäherung zu bezahlen haben, ist sehr hoch: und wir kommen damit zu demjenigen Teil der neuen Ordnungen, welche das Gymnasium betreffen und den wir für den wichtigsten halten, weil diese Anstalten noch immer auf die leitenden Klassen unseres Volkes den überwiegenden Einfluß besitzen und noch lange besitzen werden. Wir bedauern, daß wir — und so weit unsere Wahrnehmung reicht, haben wir unter Gymnasiallehrern überall dieselbe Anschauung gefunden — hinsichtlich der Modifizierung des Gymnasiallehrplans die neuen Ordnungen in einigen Punkten für höchst bedenklich erklären müssen.

Die augenfälligste Änderung ist zunächst die Anordnung, nach welcher der griechische Unterricht künftig in Tertia anstatt wie seither in Quarta beginnt und nun mit 7, 7, 7, 7, 6, 6 Wochenstunden von III inf. bis I sup. betrieben werden soll. Die Änderung ist motiviert durch die längst beklagte und verurteilte Überlastung der Quarta, welche einem Lebensalter, in welchem kaum zwei fremde Sprachen neben einander bewältigt werden können, deren drei aufnötigte: und da nun vier Jahre hindurch, in den beiden Tertien und Sekunden, dem griechischen sieben Wochenstunden gegönnt sind (unter obligatorischer Trennung der Unter- und Obertertia), so nehmen die Erläuterungen und Motive an — und wir sind derselben Ansicht — daß im ganzen ebenso viel bei dem Unterricht herauskommen könne, als seither: die zwei Stunden Verlust gegenüber der bisherigen Organisation werden ausgeglichen durch ein Moment, das bei didaktischen Ertragsberechnungen in der Regel viel zu wenig in Anschlag gebracht

wird: wir meinen den Arbeitszins. Wer vier Jahre hindurch in sieben Wochenstunden Griechisch gelernt hat, wird am Ende des Kursus nicht bloß um die eine Wochenstunde reicher sein als der, welcher in der gleichen Zeit nur sechs Stunden griechischen Unterricht genossen hat, sondern auch um die Zinsen der aufgewendeten Mehrarbeit; denn wenn irgend etwas, so sind Kenntnisse ein werbendes Kapital. Die Änderung schließt allerdings die Forderung ein, daß man mehr als bisher den Schwerpunkt auf die Lektüre d. h., in unserm Sinne, die genaue Übersetzung der Schriftsteller legen solle. Ich weiß wohl, daß vielleicht auch der im Augenblick dreister als je auftretende Dilettantismus diese Forderung aufstellt und Wunder was mit seinem „nur möglichst viel lesen" gesagt zu haben glaubt, gleich als wenn Lektüre ohne volles und selbsterarbeitetes Verständnis fruchtbar und ein volles Verständnis ohne gründliche Kenntnis des Grammatischen möglich wäre. Aber ein anderes ist es doch, ob ich mir als Ziel setze, daß der Sekundaner oder Primaner die in der Lektüre vorkommenden Formen und sogenannten unregelmäßigen Bildungen mit voller Sicherheit erkenne und zu bestimmen wisse, oder ob ich eine Virtuosität erzielen will, kraft deren er im stande ist, ex tempore und stans pede in uno schriftlich oder mündlich Formen wie *καταπληχθήτω*, *περιβεβηκότες* u. s. w., Dutzende solcher Formen rasch hintereinanderweg zu bilden — aufzusagen oder niederzuschreiben. Ich habe wackere Lehrer gekannt, die, weil dies in Sekunda schlecht gelang und weil in Prima bei gelegentlicher Aufforderung ein Konjugations- oder Deklinationsexempel nicht mehr gleich fehlerlos zu Tage kam, an ihren Schülern und, wie es dem gewissenhaften Lehrer wohl ansteht, zunächst an ihrem eignen Unterricht irre wurden: wenn ich nun zusah, ob zu solcher Verzweiflung Grund sei, fand ich in den einschlägigen Fällen doch eine wohlunterrichtete Klasse, die ihren Xenophon mit ganz befriedigender Sicherheit, nicht tastend und ratend, sondern mit Nachdenken zu übersetzen gewöhnt war und deren meiste Schüler auch was an Formen nicht gewöhnlichster Art vorkam, richtig zu bestimmen wußten. Jene Extemporierübungen sind wichtig für das erste Erlernen der Sprache: ob sie in den höheren Klassen sehr fruchtbar sind, möchte ich bezweifeln: man zwinge nur — und namentlich zwinge sich der Herr Lehrer — genau zu übersetzen und übersetzen zu lassen, so wird die Sicherheit nach und nach schon kommen. Verlangt man ja doch auch im botanischen Unterricht z. B. nicht, daß der Schüler in jedem Augenblick im stande sein soll, die Blume mit ihren Staubfäden und sonstigen Eigentümlichkeiten zu zeichnen, wenn er sie nur da, wo man sie ihm vorlegt, wo sie in der Natur — bei der Lektüre der Natur, wenn man sich das Gleichnis gefallen lassen will — ihm vorkommt, mit Sicherheit bestimmen kann.

Diese Änderung des Lehrplans also können wir uns gefallen

lassen, und wir dürfen sie sogar in mancher Hinsicht mit Freude begrüßen, wenn sie nicht eine Voraussetzung hätte, die uns unerläßlich scheint, und wenn ihr nicht eben diese Voraussetzung in dem neuen Lehrplan entzogen worden wäre: und zwar entzogen, müssen wir hinzusetzen, ohne daß wir dafür einen irgendwie ausreichenden Grund zu entdecken im stande wären.

Diese Voraussetzung ist, daß die Basis des wissenschaftlichen Unterrichts überhaupt und des wissenschaftlichen Sprachunterrichts insbesondere eine hinlängliche Breite und Tiefe habe. Diese Basis giebt dem Gymnasialschüler in erster Linie das Lateinische. Der neue Lehrplan hat diesen Unterricht, indem er ihn während der ersten fünf Jahreskurse um je eine, im sechsten und siebenten um je zwei Wochenstunden kürzt, in empfindlicher Weise geschädigt und dadurch, wie man sich nicht verhehlen darf, das Prinzip des Gymnasialunterrichts selbst erschüttert.

Wir haben hier nach bestem Wissen die Wahrheit zu sagen und müssen es ohne Umschweif thun. Die preußische Unterrichtsverwaltung würde irren, wenn sie glaubte, daß sie bei diesem Punkte die Mehrheit oder auch nur eine sehr erhebliche Minderheit der Schulmänner des Gymnasiums hinter sich habe[1]). Die große Mehrheit dieser Lehrer, denken wir, war seither der Ansicht, daß die Anzahl Lehrstunden, welche der seitherige Normalplan dem Lateinischen zuweist, das Minimum dessen sei, was nötig ist, wenn die schwere Aufgabe, die dem lateinischen Unterricht aufliegt und deren Lösung zugleich seine Pflicht und seine Legitimation bildet, in einigermaßen befriedigender Weise gelöst werden soll: sie werden sich der Pflicht nicht entschlagen können, Zeugnis abzulegen, daß mit einem Minus von neun Stunden, also mit 3080 gegen 3440 Stunden dieses Ziel sich in befriedigender Weise nicht mehr erreichen läßt: denn mit den Nürnberger Trichtern und den methodologisch-sublimierten Kraftgesundheitspillen, welche in sechs Stunden zu lehren verheißen, was wir gewöhnlichen Leute seither in zehn Stunden mit Mühe fertig gebracht haben, wollen wir für heute wenigstens uns nicht abgeben. Man kann den Pelz nicht waschen ohne ihn naß zu machen, ist eine gemeine Rede unter den Menschen — ihn naß machen ohne ihn zu waschen, das kann man wohl: wir haben aber nie gehört, daß dies den Pelzen besonders zuträglich sei.

Unsere Gegner aus dem realistischen Lager haben uns oft, ich weiß nicht welchen Aberglaubens an die magische Kraft der lateinischen Sprache beschuldigt. Sie sind im Irrtum: wir glauben nur an die natürliche Kraft einer intensiven Beschäftigung mit derjenigen Sprache,

---

[1]) Es ist einer der Fälle, wo wie wir heute, 1893, gegenüber dem weiteren Verfolgen des falschen Wegs, aussprechen müssen, Schweigen nicht Zustimmung bedeutet. Man schweigt, weil man augenblicklich der force majeure, der Thatsache gegenüber doch nichts machen kann.

welche auf das Kulturleben der westeuropäischen Völker seit 2000 Jahren den größten — nicht relativ, sondern absolut größten — Einfluß gehabt hat. Wir glauben ferner, daß diese Beschäftigung mit einer unter sehr besonderen Verhältnissen zu ganz besonderer Klarheit und Kraft ihrer Ausdrucksmittel entwickelten und zu besonders tiefgreifender Wirkung unter den Menschen gelangten Sprache nicht bloß die oftgerühmte formale Bildung gebe, sondern noch sehr viel mehr, nämlich historische Bildung, und zwar die wirksamste von allen, weil verschiedene Sprachen, eine moderne und eine schon vor 2000 Jahren ausgebildete vergleichen verschiedene Denkweisen, verschiedene Lebens- und Kulturgestaltungen vergleichen heißt — verschiedene Denkweise vergleichen aber selbst zu einem sehr nachdrücklichen, und darum auch sehr lohnenden Denken zwingt. Wir glauben weiter, daß, wo eine solche Beschäftigung lange Zeit jahraus jahrein als Hauptaufgabe mit Ernst, auch mehr und mehr mit dem Bewußtsein ihrer Wichtigkeit, getrieben wird, sie mit Notwendigkeit dahin führt, auf diesem einen Gebiete Sicherheit zu schaffen und die Dämonen der Unwissenschaftlichkeit — das Stümpern, das Raten, das Halbwissen, das Dilettieren und wie sie alle heißen — zu verscheuchen, wodurch sie erfahrungsmäßig auch auf allen andern Gebieten gebändigt werden: und wir glauben endlich, daß gut Ding Weile haben, daß also diesem Unterricht die nötige Zeit — nein, daß ihm reichliche Zeit, nicht bloß die knapp für besonders fähige Köpfe ausreichende Zeit — eingeräumt werden muß. Der neue Lehrplan, müssen wir leider sagen, behandelt die Sache mit Horaz zu reden ratione ruentis acervi. Der Haufe betrug seither zehn Stunden von Sexta bis Obersekunda. Nun sagt der neue Lehrplan 9, 9, 9, 9, 9, 8, 8 ist auch noch genug, ist auch noch ein Haufe: in einiger Zeit wird jemand kommen[1]) und sagen 6, 6, 6 u. s. w. ist wohl auch noch ausreichend, man darf nur die menschliche Natur ein klein wenig verändern — eine neue Methode nennt man das — genug, es gilt hier um das Prinzip selbst, dem wir uns entgegenzustellen haben, weil uns in Wahrheit das Gymnasium hier an einem Lebensteile geschädigt erscheint.

Ich bin so frei, mir darüber ein Urteil zuzutrauen, nachdem ich 16 Jahre lang den lateinischen grammatischen Unterricht an einer Oberprima erteilt und in diesen 16 Jahren etwa 12000 lateinische Skripta und 3000 lateinische Aufsätze von ungefähr 400 Schülern durchgearbeitet habe: im allgemeinen glaube ich sagen zu dürfen bei normalen Verhältnissen und durchgängig gutem Willen der Schüler.

---

[1]) Er ist bekanntlich jetzt, 1892, gekommen, und die neue Methode, mit welcher die menschliche Natur verändert wird, liegt gleichfalls in mancherlei Ausprägungen vor.

Ich habe dabei weder die Fehler noch die Tugenden in der Art wahrgenommen, wie sie in den öffentlichen Diskussionen mit der landesüblichen Übertreibung und mit der unsere didaktisch-pädagogischen Aufstellungen neuerdings auszeichnenden Unfehlbarkeit geschildert werden. Ich habe bei der Mehrzahl in der Prima ein ernstliches Bestreben, dem deutschen Text gerecht zu werden, gefunden, beziehungsweise erzielen können, von Zeit zu Zeit bei sehr vielen noch grobe — doch mehr Nachlässigkeits- als Unwissenheitsfehler wider die Grammatik gefunden, zugleich aber einige Fähigkeit, auch schwierige deutsche Ausdrücke wie auswärtige Politik, historischer Klatsch, diplomatische Verhandlungen u. s. w. so zu übersetzen, daß ein Leser aus Ciceros Zeit verstanden hätte, was der junge Barbar hat sagen wollen und was er zuweilen gar nicht übel gesagt hat: in den Aufsätzen war die Unbeholfenheit des Ausdrucks größer als die so oft behauptete Phrasendrescherei, die man denn doch mit einiger Wirkung bekämpfen kann. Grobe Germanismen, auch plumpe Fehler grammatikalischer Art fanden sich hier in nicht ganz geringer Zahl, auch viel unschmackhaftes Zeug, denn Geist kann man nun einmal nicht lehren, nicht eintrichtern, namentlich wenn man ihn selbst nicht hat: im allgemeinen aber habe ich auch hier, in den Aufsätzen, den Willen, die Aufgabe gut zu erledigen, überwiegend gefunden, und ich brauche dem pädagogischen Leser nicht zu sagen, daß dieser Wille nur da zu Tage tritt, wo auch das Bewußtsein des Könnens vorhanden ist. Diesen Arbeiten entsprach im wesentlichen das Verständnis der Klassiker nach dem normalen Verhältnis, wo der genügenden Leistung im Feld der grammatischen Übungen eine gute in der Lektüre, der guten dort eine recht gute hier entspricht: das vermaledeite Raten konnte mit ganz wenig Ausnahmen im letzten Halbjahre als definitiv beseitigt gelten. Ein eigentlicher Überschuß aber über das im strengeren Sinne genügende — also etwas was man mit wirklichem Recht Eleganz und Leichtigkeit des Ausdrucks nennen könnte, hat sich in den Aufsätzen nur bei sehr wenigen, über das mittlere Maß hinaus begabten Schülern gezeigt, in den Skriptis etwas mehr, gelegentlich auch bei mäßig Begabten: bei der ganz überwiegenden Anzahl der Arbeiten erkannte man noch überall die Mühe, welche sie gekostet hatten. Ich möchte daraus den dünkt mir unanfechtbaren Schluß ziehen, daß die auf dieses Fach bis jetzt verwendete Zeit eben ausreichte, um dasjenige zu erreichen, was die intensive Betreibung des Lateinischen und seine Stellung als die vornehmste und zentrale wissenschaftliche Hebelkraft rechtfertigt, und daß also, wenn diese Zeit geschmälert wird, jenes Minimum des Wünschenswerten nicht mehr erreicht wird. Konkret ausgedrückt: ich erwarte nach dem neuen Lehrplan, daß die wirklich und in feinerem Sinn lateinischen Arbeiten noch seltener, die Germanismen und Grammatikalfehler häufiger werden; daß das Raten wieder einiges

von dem ihm mühsam abgestrittenen Terrain erobere; und vor allem daß mit abnehmender Sicherheit die Freude an der Arbeit schwinde. Das letztere fürchte ich namentlich auch für die Lektüre und zwar deshalb, weil eben in Sekunda, wo der Schüler der Früchte seiner Arbeit in der Lektüre froh zu werden beginnt, die Schmälerung am schonungslosesten eingegriffen hat.

Welches die Motive sind, die zu einer so tiefgreifenden und bedenklichen Schmälerung des grundlegenden wissenschaftlichen Sprachunterrichts bestimmt haben, können wir nicht sagen. Es mögen Gründe »de haute convenance« gewesen sein: mit solchen hat der gegenwärtige Aufsatz nichts zu thun, da sein Verfasser nicht zu den diplomatischen Schulmännern gehört und von Schulpolitik nichts versteht.

Zunächst finden wir keinen Grund zu der Herabsetzung von zehn auf neun Stunden in den drei unteren Klassen. War der Grund der, daß Gymnasium und Realgymnasium einander näher gebracht werden sollten, so würde man freilich nach einem sehr einfachen Rezept verfahren sein. Man hätte zu diesem Zwecke das Reallatein etwas verbessert und das Gymnasiallatein entsprechend verschlechtert. Wenn man sich nun umsieht, wem denn eigentlich diese Wochenstunde, welche dem Lateinischen entzogen ist, zunächst in VI, und weiterhin zu gute kommt, so findet man in den beiden unteren Klassen die Geographie je mit einer Mehrstunde, drei statt zwei bedacht. Dies hat, soviel uns bekannt, kein Schulmann verlangt, außer denen, die immer für den Gegenstand, über den sie gerade reden, Mehrstunden verlangen: es ist ein Geschenk, über welches niemand mehr betreten sein wird, als der Lehrer der Geographie in diesen Klassen. Ja die Erläuterungen selbst scheinen einigermaßen in Verlegenheit zu sein, was sie mit dieser dritten Geographiestunde anfangen sollen, indem sie Seite 24 kurz bemerken: „die dritte Lehrstunde in VI und V ist biographischen Erzählungen zu widmen". Biographische Erzählungen — woher soll sie, kann sie der Lehrer entnehmen? Biographieen berühmter Reisender etwa, von Hanno bis auf Livingstone? — das ließe sich hören, aber das hat der Lehrer, sofern er nämlich des Gegenstandes so weit mächtig war, auch schon seither thun können. Oder aus der Geschichte? Wir wollen nicht fragen, wo die Lehrer sind, welche die Biographieen aus der Geschichte für Sextaner und Quintaner, die uns ganz und gar keine leichte didaktische Aufgabe scheinen, nur eben aus dem Ärmel schütteln: selbst wenn sie vorhanden wären, so wüßten wir nicht, was eine solche zusammenhangslose Stunde Besonderes bezweckte. Soll sie eine bloße Unterhaltungsstunde sein, so perhorreszieren wir diese an und für sich, obgleich auch wir verlangen, daß ein Unterschied gemacht werde zwischen den Stunden strenger Anspannung der geistigen Kräfte und

den mehr anregenden als anstrengenden, z. B. den deutschen, geographischen, naturwissenschaftlichen. Soll es aber eine wirkliche Lehrstunde sein, so müssen wir sagen, daß eine solche uns vielmehr geeignet scheint, dem ernsthaften geschichtlichen Unterricht späterer Zeit vorzugreifen und dessen Wirkung zu beeinträchtigen.

Warum ist also diese Stunde in VI und V dem Lateinischen entzogen worden?

Noch auffälliger ist uns die Reduktion in Quarta. Hier hat man doch in der That nach dem Wegfall des Griechischen Zeit im Überfluß gehabt. Man hat der Geographie — Geschichte und Geographie — eine Stunde zugelegt, vier statt drei — gut; dann war die Vermehrung des geographischen Unterrichts in VI und V um so unnötiger; man hat die Naturkunde mit zwei Stunden bedacht — gut; dem Rechnen eine zugelegt, vier statt drei, auch gut; und man hat endlich das Französische mit fünf Stunden (gegen zwei früher) in Quarta zu einem Hauptfach gemacht: mit vier Stunden in V beginnt dieser Unterricht und wird in IV mit fünf fortgesetzt. Eine Reform, welche in der Berliner Oktoberkonferenz 1873 eben der ausgezeichnete Schulmann, der an der Neuorganisation des 31. März hervorragenden Anteil hat, Geheimrat Bonitz, vorgeschlagen und aufs einleuchtendste begründet hat — das Französische erst in III, dann aber mit drei Stunden beginnen zu lassen, hat sich nicht durchführen lassen: denn, sagt die Verfügung (S. 5), das Gymnasium ist allen seinen Schülern, nicht bloß denen, welche etwa schon aus den mittleren Klassen abgehen, die zeitigere Einführung in diese für unsere gesamten bürgerlichen und wissenschaftlichen „(? wirtschaftlichen?)“ Verhältnisse wichtige Sprache unbedingt schuldig. Wir lassen dies dahingestellt: zeitiger als bisher erfolgt diese „Einführung“ übrigens nicht: es mag ja sein, daß Verhältnisse des praktischen Lebens sich der Durchführung des an sich richtigen, wie Bonitz dort es dargelegt, in den Weg stellen: das aber behaupten wir mit aller Entschiedenheit, daß, wenn man dem Lateinischen in VI und V seine zehn Stunden gelassen hätte, die Quartaner in vier Stunden Französisch mehr gelernt haben würden, als sie jetzt mit fünf lernen werden, und wir behaupten ebenso, daß sich aus dieser Kombination VI neun Stunden Latein; V neun Stunden Latein, vier Stunden Französisch; IV neun Stunden Latein, fünf Stunden Französisch weitere Schwierigkeiten für das schon geschmälerte Latein ergeben werden, deren erste Spuren wir in den bereits am Horizont auftauchenden allerneuesten Quartanerschnitzern mondus die Welt, victoriam remportare, eorum in numeraux u. s. w., der preußischen Unterrichtsverwaltung hiermit pflichtschuldig signalisieren wollen.

In III sahen wir, beginnt nun das Griechische mit sieben Stunden und eine Beschränkung des Lateinischen auf neun Stunden

hat sich in dieser Klasse, Unter- und Obertertia, ohne Zweifel aufgezwungen. Nun scheint uns nichts klarer als dies: daß, je sicherer der Schüler in seinem Latein ist, er um so leichter die zweite historisch verwandte Sprache, die griechische, wird bewältigen können. Wir halten also die Herabsetzung der Zahl der Lateinstunden in den drei unteren Klassen auch in dieser Hinsicht für völlig unrichtig: sie wird der Erlernung des Griechischen eine Erschwerung bereiten, die durch keinen zwingenden Grund geboten war.

In Sekunda, Unter- und Ober-, hat das Lateinische von seinen zehn Stunden zwei Stunden eingebüßt: die eine hat es an das Griechische (sieben Stunden) abgeben müssen und so bleibt diese eine Stunde Gott sei Dank wenigstens in der Familie; die andere an die Physik, die sich vielleicht einigermaßen wundern wird, plötzlich zu so hohen Ehren und Reichtümern emporzusteigen, — vier Jahre hintereinander je zwei Stunden zu bekommen. Unsertwegen immerhin: denn wir wissen sehr gut, daß, wenn wir im Jahre 1882 die Ansicht aussprächen, daß es genüge, von Obersekunda bis Oberprima zwei Stunden wöchentlich während drei Jahren der Physik einzuräumen, und so für das Lateinische, d. h. für die gründliche sprachlich-historische Schulung eine Stunde zu retten, alsbald nicht bloß eine Phalanx naturwissenschaftlicher Facheiferer, sondern auch die weit gefährlicheren leichten Truppen der mitsprechenden Dilettanten wider uns sich vereinigen würden. Wir vermessen uns nicht, wider die Geister in der Luft zu streiten: aber könnte nicht — wir sprechen contra domum — die Geschichte (man nennt es Geschichte und Geographie) von ihren drei Stunden und zwar in Unter- wie in Obersekunda eine hergeben? Wir glauben in der That, daß je ein Jahreskursus von zwei Stunden griechischer, zwei Stunden römischer Geschichte in II vollkommen ausreicht, da dieses Geschichtsgebiet den Schülern ja auch sonst nahegebracht wird und wir hier nur die Vorliebe mancher Lehrer für die vorsolonischen Zeiten und die römischen Verfassungszustände des Hypothesenzeitalters etwas beschränken dürften, um für das wirklich Geschichtliche genügenden Raum zu haben: ganz abgesehen davon, daß wir ganz ernstlich der Meinung sind, daß eine lateinische Lektürestunde gleichfalls zwar keine Geschichts-, wohl aber eine historische Bildungsstunde ist. Aber freilich die Geographie! Was diese Wissenschaft betrifft — ich erinnere mich, daß ihr in der Berliner Oktoberkonferenz diese Eigenschaft — Wissenschaft zu sein — von einer sehr bedeutenden Autorität (Bonitz) bestritten wurde — so sagen wir einfach, daß für das Notdürftigste geographischer Kenntnisse und Anschauungen gesorgt ist, wenn man den Bestand von Tertia erhält — daß dafür ein bescheidenes Quantum Zeit sich finden kann und wird: — und daß man nun einmal nicht alles lernen kann. Lehren freilich kann man alles und noch einiges dazu.

Wir glauben damit im wesentlichen unsere Bedenken ausgesprochen zu haben und enthalten uns, auf die einzelnen Fächer näher einzugehen, und das didaktisch und pädagogisch Bedeutungsvolle und Wahre zu rühmen, das, wie nicht anders zu erwarten, in den Erläuterungen und der Verfügung in reicher Fülle niedergelegt ist. Nur eine Einzelheit müssen wir noch erwähnen: die Beseitigung der Kenntnis der mittelhochdeutschen Sprache und der Lektüre einiger mittelhochdeutschen Werke. Die Erläuterungen meinen, daß die Schüler aus guten Übersetzungen mittelhochdeutscher Dichtungen einen Eindruck von der Eigentümlichkeit der frühern klassischen Periode unserer Nationallitteratur gewinnen „mögen": die eigne Übersetzung des Schülers bei ungenügender Kenntnis der Sprache würde nicht mehr als ein ungefähres Raten sein, das der Gewöhnung zu wissenschaftlicher Gewissenhaftigkeit Eintrag thun „könne". Wenn dies letztere der Fall sein sollte — wenn man fürchtet, durch solche Beschäftigung mit dieser Litteratur den wissenschaftlichen Sinn zu schädigen, dann beseitige man auch die Lektüre der Übersetzungen: denn das ist doch das unwissenschaftlichste von allem, daß Gymnasialschüler, welche den Homer im Urtexte lesen, vom Nibelungenlied nur ein quidproquo, eine Übersetzung, kennen lernen. Dies ist ein, sagen wir es nur gerade heraus, ganz unerträglicher Gedanke, und wir glauben nicht, daß eine Regierung in Deutschland mächtig genug ist, es durchzuführen.[1]) Ist es denkbar, daß unsere Gymnasialschüler, welche den christlichen Adel deutscher Nation zu bilden bestimmt sind — daß unsere künftigen Theologen, Ärzte, Richter, Lehrer u. s. w. ihre eigne Sprache nur in ihrer gegenwärtigen Ausprägung kennen sollen? und zu Übersetzungen greifen müssen, um eine ungefähre Vorstellung von der Eigentümlichkeit der Litteratur des 13. Jahrhunderts zu gewinnen? — ganz abgesehen davon, daß die eigentümlichste Eigentümlichkeit dieser Litteratur denn doch ihre Sprache ist. Ob es unwissenschaftlich ist, das Nibelungenlied oder Walther von der Vogelweide u. s. w. ohne genügende Kenntnis der mittelhochdeutschen Grammatik zu lesen — das weiß ich nicht, das aber weiß ich, daß ich so frei war, bin und sein werde es zu thun — weil ich als geborener Deutscher ein Recht dazu zu haben glaube, dasselbe Recht, welches auch die Schüler unserer Gymnasien besitzen. Die Erläuterungen verlangen vom L e h r e r, der diesen Übersetzungsunterricht geben soll, und den wir im voraus von ganzem Herzen bedauern, Kenntnis dieser Litteratur in der „Ursprache" — Kenntnis des wirklichen also, nicht des übersetzten Nibelungsliedes, und daß er der mittelhochdeutschen Grammatik mächtig sei (für Zuhörer in den germanistischen Vorlesungen an unseren Universitäten wäre somit gesorgt): was soll der

[1]) Er ist in den Lehrplänen von 1892 so ziemlich wieder zurückgenommen.

Gymnasiallehrer aber im Unterricht mit dieser Weisheit machen? Im übrigen ist zwischen Wissenschaft und Wissenschaft ein Unterschied: es giebt Fächer, wo die Wissenschaft zwar nicht an der Schwelle zurückbleiben soll — denn Wissenschaft ist uns identisch mit Wahrhaftigkeit, Aufrichtigkeit, Ehrlichkeit und diese soll überall mit dabei sein — wo sie aber allerdings eine ganz andere Gestalt hat als im Lateinischen, Griechischen, der Mathematik, — die Religion meinen wir und das Deutsche.

Für diesen sehr wichtigen und sehr schwierigen Gegenstand, den Begriff des Wissenschaftlichen für den Gymnasialunterricht in seinen einzelnen Fächern erbitten wir uns vielleicht ein andermal die Geduld der Leser. Wir bemerken nur noch, daß wir seither geglaubt haben, ein Spezifikum gegen die Unwissenschaftlichkeit unserer Schüler zu besitzen in der strengen Zucht des Geistes, welche die alten Sprachen und die Mathematik ihnen auferlegen und die auch der mäßige Lehrer mit diesen Disziplinen handhaben kann: dieses Spezifikum ist durch die Neuordnungen in seiner Kraft, wir wollen nicht sagen, gebrochen, aber erschüttert und geschwächt: gehen wir einen Schritt weiter auf diesem Wege, dann werden wir allerdings bei den „Übersetzungen“ und zwar nicht bloß bei denen des Nibelungenliedes angelangt sein.

6. Nach der Niederlage.

(Rede bei Eröffnung der 29. Versammlung rheinischer Schulmänner, 9. April 1892 im Isabellensaal des Gürzenich zu Köln.)

Indem ich, verehrte Herren und Freunde, um die Erlaubnis bitte, die freien Besprechungen dieses Jahres mit einigen Worten einzuleiten und einige Andeutungen zu geben über die Frage, welche Pflichten die Neugestaltung des höheren Schulwesens in Preußen den Lehrern auferlege, werden Sie es gerechtfertigt finden, wenn ich mich dabei vorzugsweise auf das Gymnasium beschränke. Die Realschule wird prinzipiell von den neuen Schulplänen weit weniger berührt: sie, die Realschulen, sind gewissermaßen als Sieger aus dem Kampf, bei dem sie eigentlich gar nicht ins Gefecht gekommen sind, hervorgegangen, das Prinzip der Realschule, der echten, alten, lateinlosen, hat ein breites Terrain gewonnen oder zurückgewonnen und wir vom Gymnasium — vom humanistischen meine ich — freuen uns dessen aufrichtig: denn von uns ist stets die Förderung lateinloser Schulen für die Volksklassen, welche wir vorzugsweise als die erwerbenden bezeichnen dürfen, verlangt und begünstigt worden. Über das Realgymnasium glaube ich nicht sprechen zu sollen, weil man noch gar nicht zu übersehen vermag, wie sich die Zukunft dieser Anstalten gestalten wird zwischen dem neugestalteten humanistischen Gymnasium einerseits und der erweiterten Wirksamkeit der lateinlosen Schulen, der Real- und der Oberrealschule andererseits. Nur das kann ich sagen, daß die Wendung, welche das Schicksal des Realgymnasiums genommen hat — von einer Entwickelung kann man nicht mehr sprechen — von uns keineswegs mit großer Freude begrüßt wird; die guten Worte, die man seinen Vertretern jetzt gelegentlich zu hören giebt, sind wie Tröstungen und Hoffnungsworte, die man Todkranken spendet, und ich kann in der That nicht begreifen, wie die Vertreter des Realschulmännervereins neuerdings in dieser Wendung ihres Geschicks einen Anlaß dafür gefunden haben, höheren Ortes einen besonderen Dank niederzulegen: man fühlt sich etwas an einen Vorgang aus der russischen Geschichte erinnert, wo Zar Iwan einem Bojaren zum Vergnügen das Ohr abschneidet und dieser sich lächelnd für den gnädigen Scherz bedankt.

Um also von dem Gymnasium zu reden: so haben wir, die wir an der Schule wirken, die in jedem Fall die prinzipiell bedeutungsvollste Stelle unter den höheren Lehranstalten einnimmt, jetzt vor allem die Pflicht, daß wir den Dingen fest ins Auge sehen und uns

keine Täuschung machen über die Tragweite der Veränderung, die vor sich gegangen ist. Meine Herren, es ist wie dort in Rom, als am Tage nach der Schlacht am trasimenischen See, nachdem die ersten Nachrichten angelangt waren, am Abend der Prätor Pomponius aus dem Senatsgebäude heraus vor das Volk trat und ihnen die schwere Zeitung mitteilte: Pugna magna victi sumus. Das alte Gymnasium ist durch die neue Wendung der Dinge in seinen Grundfesten erschüttert. Den alten Namen einer Gelehrtenschule verdient es nicht mehr. Wenn wir die Lehrpläne durchmustern, so finden wir zunächst eine Schmälerung des Griechischen und Lateinischen zu Gunsten der encyklopädistischen Elemente. Wir sehen, daß dasjenige Fach — denn unter diesem Gesichtspunkt waren die beiden alten Sprachen nur ein Fach — das seither das Centrum wissenschaftlichen Arbeitens bildete, auf einen so kleinen Raum beschränkt ist, daß es nur mit äußerster Mühe und schwerlich mehr überhaupt das leisten kann, was es dem Prinzip nach leisten soll — nämlich auf einem großen und wichtigen Gebiet, dem grundlegenden sprachlichen, ein sicheres Wissen und zugleich — sonst wäre es kein Wissen — ein sicheres Können zu schaffen. Wir finden auf Schritt und Tritt jetzt das Wort vom Sparen, von der thunlichsten, möglichsten, weisen Beschränkung u. s. w., womit man das Hauptproblem nicht löst, sondern nur umgeht. Auf dem Boden wissenschaftlichen Könnens den doch nur negativen Begriff der Ersparung zu einem positiven Prinzip zu erheben, halte ich für äußerst gefährlich — für grundverkehrt. Wir finden ferner den Lehrplan der sechs unteren Klassen durchaus zugespitzt auf diejenigen, welche das Gymnasium nicht absolvieren wollen, während man seither der Ansicht war, daß die größere und schwerere Aufgabe, für das akademische Studium zu erziehen, die kleinere und leichtere, die sich auf die 75 oder 80 % Nichtabsolvierender bezieht, einschließe: jetzt wird es umgekehrt sein, die leichtere Aufgabe schließt die richtige Lösung der schwereren aus und jene Nichtabsolvierenden, über welche als Fahnenflüchtige noch im Jahre 1873 Bonitz so herbe Worte sprach, sind es, welche dem Gymnasium das Gesetz diktieren. Es ist ferner eine Schmälerung der Stundenzahl überhaupt eingetreten und man wird nicht umhin können, darin eine sehr bedenkliche Konzession an das was man höflich den Zeitgeist nennt und was ich für meinen Teil die verächtliche Weichlichkeit gewisser zahlreicher Elternhäuser zu nennen grob genug bin zu finden — ein Zurückweichen von dem Gedanken, der doch bei unseren gegenwärtigen sozialen Verhältnissen sich zwingender als je aufdrängt — daß diejenigen, welche dereinst in die leitenden Stellungen eintreten sollen und wollen, mehr und intensiver arbeiten und mithin arbeiten lernen müssen als alle übrigen.

Weiter finden wir, indem wir die der Änderung zu Grunde liegenden Gedanken oder Halbgedanken aufsuchen, ein gewisses mate-

rialistisches Betonen der Lektüre, bei der man dem Schüler nicht mehr zumutet, daß er sich seinen Schriftsteller mit Einsetzung aller seiner Kräfte erobere, sondern die man ihm mit Anwendung von allerlei Mittelchen leicht und wie sie sagen, interessant zu machen sucht. Auch in den neueren Sprachen, dem Französischen namentlich, kann man eine gewisse Betonung des Marktwertes der Sprache erkennen, wobei allerdings das geistig bildende Element der Sprache auch noch betont ist, man sich aber doch, besonders nach der ersten Fassung der Lehrpläne des Bedenkens nicht erwehren kann, als ob es zwar nicht allein, aber doch vorzugsweise auf das Sprechen und Schreiben, — mehr auf jenes, als auf dieses — also auf die Handhabung der Sprache zu praktischen Zwecken ankomme.

Als Symptom endlich führe ich noch die sehr erhebliche Erleichterung des Abiturientenexamens an, welches — und das ist von erheblicher prinzipieller Bedeutung — künftig nicht mehr die große Aktion sein wird, die seither den Schluß des 9jährigen Gymnasialkursus bildete, sondern daß ich so sage, ein trivialer Klassenabschluß wie andere sein wird.

Und schließlich noch finden wir ein beinahe ironisches Element — wir haben zum Schaden noch den Spott: — für das mathematisch-naturwissenschaftliche Lehramt wird die Kenntnis des Lateinischen und Griechischen, welche doch das Prinzip historischer Bildung repräsentiert, nicht mehr für unbedingt notwendig erachtet. Es wird also wenigstens in der Theorie künftighin Gymnasiallehrer geben, Naturkundige, die, wenn etwa der Anstalt des Kopernikus Werk de orbium coelestium revolutionibus geschenkt wird, bei ihren Kollegen oder ihren Schülern, dem Primus oder Ultimus der Tertia etwa, Erkundigungen einziehen müssen, was mit jenen rätselhaften Worten gemeint sei. Doch trösten wir uns: für den Eintritt in die Gärtnerlehranstalt zu Potsdam ist noch immer Kenntnis des Lateinischen bis zu Stufe der Quarta erforderlich.

Wir dürfen uns keine Illusionen machen, verehrte Herren und Freunde, daß wir, die Lehrer an den Gymnasien, in der Lage einer geschlagenen Armee uns befinden. Dies führt mich auf die zweite der Aufgaben, welche diese Lehrpläne uns stellen.

Eine geschlagene Armee hat noch viel ernsthaftere Pflichten als eine siegreiche und die erste ist die: wir, die Besiegten, dürfen keinen Pessimismus aufkommen lassen. Wir müssen uns sagen, daß es zum Verzweifeln noch immer Zeit ist. Mir selbst ist gelegentlich auch wohl in diesen Versammlungen mein Optimismus zum Vorwurf gemacht worden. Nun meine Herren, man kann sehr pessimistisch in der Beurteilung der Dinge sein, aber wo es ums Handeln gilt, da ist nur die optimistische Anschauung am Platze. Wir müssen, wo es sich um Fragen auf einem so heiligen Gebiete handelt, wie es das

unsere ist, Glauben haben — und wäre es nur Glaube „als ein Senfkorn“ — dürfen nicht mehr fragen, was verloren, sondern was noch gerettet ist. Und gerettet aus der schweren Niederlage ist wenigstens die Fahne, das Palladium des Gymnasiums. Dieses ist nicht, Lateinisch und Griechisch zu lehren, sondern die Schüler vermittelst intensiver selbsterarbeiteter Kenntnis des Lateinischen und Griechischen Einsicht in die Aufgaben der Gegenwart und Kraft für ihre Lösung gewinnen zu lassen. Schärfer als bisher müssen wir diesen historischen Charakter, die Kontinuität mit der Vergangenheit betonen, sie uns selbst und unsern Schülern immer wieder gegenwärtig halten. Wir müssen brechen mit dem, was man die alte Methode genannt hat, die glaubte oder verfuhr als glaubte sie, daß Cicero um Zumpts willen und Demosthenes um Buttmanns willen geschrieben oder geredet habe. Mit voller Klarheit müssen wir das erfassen, daß wir die alten Sprachen lernen und lehren, um das Geistesleben längst vergangener Zeiten kennen zu lernen, und an diesem Geistesleben, das sich in jedem Worte ausspricht, Geistesleben überhaupt und das unseres deutschen Volks im neunzehnten Jahrhundert insbesondere verstehen zu lernen.

Es wird neuerdings das betont, was man die sprachlich-logische Schulung nennt, aber es ist damit unendlich viel weniger gesagt, als das Studium der lateinischen und griechischen Sprache wirklich bedeutet. In der Sprache haben die Völker ihr Denken und Empfinden niedergelegt, und wer die Sprache eines großen Volkes, das ausgelebt, aber mehr als ein Jahrtausend die Welt beherrscht hat, und die jenes anderen Volkes, das diesem weltbeherrschenden Volke durch seine überlegene Kunst und Wissenschaft den Geist geweckt und alle tieferen Beziehungen des Menschendaseins erst erschlossen hat — wer diese Sprachen kennt, kennen lernt, der lernt an ihnen Logik, Psychologie, Ethik, logische, ethische, psychologische, rechtliche u. s. w. Beziehungen und Begriffe, kurz alle Versuche des Menschen, sich über die bloß animalische Sphäre zu erheben. Dies müssen wir der ungeheuren Oberflächlichkeit des mitsprechenden Dilettantismus gegenüber uns gegenwärtig halten: es ist vielleicht doch möglich, mit dieser tieferen und wahreren Auffassung den Einfluß des seichten Reformdemagogentums in unserem Volke, das in der That für die Afterweisheit dieser Demagogen zu gut ist, wirksam zu bekämpfen.

Verkennen wir aber nicht, daß wir auf eine letzte Position gedrängt sind: diese letzte Position, jenes knappste, unvernünftig knappe aber doch nicht ganz unfruchtbare Maß, was uns von Latein und Griechisch und alle dem, was durch Latein und Griechisch repräsentiert wird, noch geblieben ist, müssen wir bis aufs äußerste verteidigen, dürfen uns keinen Schritt weiter zurückdrängen lassen: wie dort im Jahre 1866 im Walde bei Masloved die thüringischen Regimenter müssen wir aushalten, „hier sterben wir.“

Eine weitverbreitete Dilettantenanschauung verwirft die Übersetzungen aus dem Deutschen in die alten Sprachen: diese Dilettantenanschauung teilen die neuen Lehrpläne freilich nicht, sie machen ihr aber bedenkliche Konzessionen. Auch hier gilt es, das Vernünftige solcher Übungen darzuthun, indem man sie vernünftig betreibt. Auch haben wir die Pflicht, jetzt, wo wir wie unser Staat nach der Schlacht bei Jena in die peinliche Lage versetzt sind, eine gewaltige Aufgabe mit den dürftigsten Mitteln zu lösen, in unserem Unterricht alles Exkursartige, allen Luxus, alles was aussieht wie Luxus zu meiden, müssen überall nach leitenden, beherrschenden, bindenden Punkten suchen, müssen insbesondere den deutschen Aufsatz verwerten, und dabei auf die Kenntnis des Altertums uns stützen in dem Sinne, daß es uralte Gegenwart sei, wie Goethe von Homer gesagt hat. Überhaupt aber: wir werden als Besiegte — oder als Geschlagene, aber wills Gott nicht Besiegte — unsere eigene Kraft als Lehrer steigern müssen: sollen wir zurückgewinnen, was wir notwendig brauchen, so ist unbedingt nötig, daß sich jeder von uns durchdringe mit dem Gefühle persönlicher Verantwortlichkeit und zwar in einem sehr viel höheren als dem bloß amtlichen Sinn. Mit der Forderung der Kraftsteigerung im Unterricht meine ich nicht das, was man jetzt die verbesserte oder die neue Methode nennt: die Zeit scheint vielmehr gekommen, wo man von dem Übermaß pädagogischen und didaktischen Schreibens und Redens wieder mehr zum pädagogischen Handeln wird übergehen müssen. Ein guter Geschichtslehrer z. B. ist in erster Linie der, welcher Geschichte von Grund aus kennt, nicht der, welcher die vielen Folianten über die beste Methode des Geschichtsunterrichts gelesen hat.

In diesem Zusammenhange möchte noch ein Wort zu sagen sein über eine Pflicht, deren Erfüllung eine wichtige Vorbedingung jedes Erfolgs auf unserem Gebiete bildet. Es ist in den letzten Jahren so viel von Hebung des Standes die Rede gewesen, und in der That verfolgen wir nicht bloß private oder persönliche Zwecke, sondern einen Gedanken des öffentlichen Wohls, wenn wir, dankbar für das was geschehen, doch fortfahren, die Gleichstellung der Lehrer mit dem Richterstande zu verlangen. Diese Forderung ist nicht bloß pekuniärer oder äußerlicher Art. Die Richter, die Ärzte, die Theologen, die Techniker haben in einem viel höheren Grade als wir die Selbstständigkeit ihres Berufs. Uns pfuscht jeder ins Handwerk, und mehr als irgend ein anderer Stand sind wir dem ausgesetzt, in den Zeitungen von jedem nächsten Besten, der von der Sache nichts oder nur die Hälfte, also weniger als nichts versteht, über die Dinge uns zurechtweisen lassen zu müssen, in denen wir täglich leben. Diesem Unheil gegenüber, das sehr ernsthafter Art geworden ist, müssen wir eine stärkere Position erringen. Nun, meine Herren, wie erringt man

diese Unabhängigkeit des Sachkundigen auf seinem Gebiete, wie sie z. B. der Arzt hat, oder der Richter? Man erringt sie, indem man sie beweist. Man erringt sie, indem man unumwunden ausspricht, was man denkt, und nicht darauf sieht, was diese und jene Instanz, was der in unserem Staate allwissende und allmächtige Jurist, was das Publikum, was die Zeitung, was die Parlamente dazu sagen. Es fällt mir nicht ein, mit dem was ich sage, diese freie Vereinigung von Fachgenossen verpflichten zu wollen: aber meine eigene Ansicht frei und offen auszusprechen soll mich niemand und keine Rücksicht hindern.

Gern und ohne Hintergedanken erkenne ich an der neuen Lehrordnung als einen Fortschritt, wenngleich nicht als eine Reform im eigentlichen Sinn, das ernsthafte Bestreben, Zusammenhang in die verschiedenen Fächer zu bringen, einen Organismus des Gymnasialunterrichts herzustellen, den zur Wirklichkeit zu machen den lebendigen Kräften der Anstalt jederzeit als Hauptaufgabe bleiben wird. Ich acceptiere ferner die Betonung des Sachlichen gegenüber dem bloß Formalen; ich acceptiere die in den neuen Lehrplänen durchleuchtende klare Erkenntnis, die freilich weder mir noch der Mehrzahl unserer Freunde neu und fremd ist, daß aller Unterricht dem Deutschen zu dienen bestimmt ist, d. h. dem auf klarem und richtigem Denken beruhenden klaren und richtigen Reden und Schreiben in unserer Sprache. Gern acceptiere ich ferner das fakultative Englisch mit den nötigen Kautelen, für das ich in einer unserer Versammlungen schon vor 20 Jahren damals unter Widerspruch der Herren von der Realschule I. O. eine Lanze gebrochen habe: ich begrüße dieses fakultative Englisch um so lieber, als ich vor dem obligatorischen bange war — dann wäre das Resultat gewesen, daß eben wieder ein neuer Unterrichtsgegenstand eingeführt und eine neue Quelle der Überbürdung angebohrt worden wäre. Mit Freude wird man die Verschiebung des Französischen von V auf IV und seine Fortsetzung in den drei folgenden Klassen mit drei statt zwei Stunden begrüßen. Ebenso die Rücksicht, die man in dem Pensum der Geschichte II inf. auf diejenigen genommen hat, die mit Absolvierung dieser Klasse die Anstalt verlassen wollen, obgleich man es als einen Verlust, als ein nicht leichtes Opfer ansehen muß, daß man die alte Geschichte nicht mehr mit der Gründlichkeit und günstigen Wirkung wie früher betreiben kann. Loben möchte ich auch das Dringen auf die letzten Erziehungszwecke und endlich die Anregung, ja ich will selbst sagen Aufregung, welche durch die Neugestaltung in unser Volksleben auf diesem hochwichtigen Gebiete getragen worden ist.

Dagegen bekämpfe ich auf das Entschiedenste die Herabsetzung der Stunden überhaupt und besonders der für den lateinischen und griechischen Unterricht bestimmten als eine Schmälerung der ernsten

wissenschaftlichen Arbeit — als eine Schmälerung des Prinzips ernsten wissenschaftlichen Arbeitens — zu Gunsten eines falschen humanitären Wesens, das man auch einfach Weichlichkeit nennen könnte. Ich gebe zu, daß eine Überbürdung der Schüler infolge der bunten Vielheit der Fächer möglich und mithin auch da und dort wirklich ist, aber ich bestreite, daß diese Gefahr sich zu einem allgemeinen Not- oder Mißstand gesteigert hat, gegen den man mit einem so gefährlichen Mittel vorzugehen nötig gehabt hätte: wir, die Männer des Fachs, waren, ohne daß man nötig gehabt hätte, nach deutscher Weise die Polizei zu Hilfe zu rufen, längst bestrebt, das für die Entlastung Erforderliche zu finden.

Ich bekämpfe ferner die falsche Stellung, die man neuerdings und auch in den Lehrplänen dem Turnen gegenüber einzunehmen im Begriffe ist. Eine viel höhere Bedeutung lege ich dem Turnen und dem Spiele bei, als durch die neuen Lehrpläne geschieht, obgleich der Schein gegen mich ist. Denn die neuen Lehrpläne scheinen nur eine höhere Bedeutung für das Turnen zu proklamieren, indem sie ihm eine dritte völlig überflüssige Unterrichtsstunde zuweisen, dabei aber das Element der Freiheit, ohne welches das Turnen — nicht zu reden vom Spiele — seine hohe bildende Kraft nicht entfalten kann, ignorieren oder unterdrücken: das Turnen ist mir sehr viel mehr, als bloß ein Unterricht wie andere. Und endlich bekämpfe ich den Schein, der sich aus der Neuordnung des Gymnasial-Unterrichts erheben könnte — als ob irgend eine menschliche Kunst, irgend eine wohlausgesonnene oder geschickt gehandhabte Methode in den grundlegenden Fächern mit $40 \times 62 - 15$ Stunden ebenso viel leiste, als man bisher mit $40 \times 62 + 15$ Stunden geleistet habe. Unverzüglich, gleich bei dieser ersten Gelegenheit, wo über diesen Punkt in einer größeren Versammlung von Fachgenossen gesprochen werden kann, will ich mit allem Nachdruck nicht mich, sondern uns dagegen verwahren, daß man uns oder, wie man zu sagen liebt, dem Gymnasium wieder die Folgen zuschreibe, wenn auf der Universität die jungen Leute — aller Fakultäten ohne Ausnahme — weniger gerüstet an die Wissenschaft herantreten als bisher. Die Universität — sagen wir es nur ganz konkret — die Hochschullehrer Deutschlands haben uns in diesem schweren Kampfe der letzten Jahrzehnte nicht oder so gut wie nicht unterstützt: für die Folgen, welche unsere Niederlage für die Universitäten haben wird, sind nicht wir verantwortlich.

Zum Schluß noch eines. Man liest jetzt häufig, namentlich in Vorreden zu deutschen Lesebüchern, indem man ein Wort des Kaisers, das diese Tragweite nicht haben konnte und nicht haben sollte, mißbraucht, daß wir nicht junge Römer und Griechen, sondern junge Deutsche erziehen sollten und schon länger hört man die großen Worte von der nationalen Erziehung. Einigermaßen erinnert mich das wohl

an eine Erscheinung, die man zuweilen auf Jahrmärkten zu sehen bekommt: mit großen Lettern steht „Germanisches Nationalmuseum“, „großes germanisches Nationalpanorama“ über der Bude: tritt man hinter den Vorhang, so bekommt man einige bluttriefende Bilder, einige bunte Muscheln oder Steine, eine lebende Schlange oder ein ausgestopftes Krokodil u. dgl. zu sehen. Wir haben mit unserem Latein und Griechisch niemals etwas anderes gewollt als deutsche Jünglinge heranbilden: nicht, indem man der Jugend vorredet, vorsingt, vordeklamiert, wie herrlich unser Vaterland sei, — nicht, indem man sie mit sogenanntem Gesinnungsstoff aufpäppelt, macht man sie patriotisch und deutsch, sondern vor allem dadurch, daß man alle ethischen Keime und dadurch die Triebe erweckt, die in der Zugehörigkeit zu einer großen Nation liegen, — dadurch, daß man diese Knaben und Jünglinge lehrt, und wo nötig, sie n ö t i g t, die ernsthaften Pflichten ihrem Volk und Staat gegenüber, denen sie entgegenreifen, ernst zu nehmen —: indem man sie zu diesem Zwecke an strenge, unablässige, unerbittliche Arbeit gewöhnt, erzieht man sie zu nationalgesinnten Männern, und das ist's, was wir mit der großen Hebelkraft des Lateinischen und Griechischen gethan haben, haben thun wollen: dies und nichts anderes.

So treten wir, verehrte Herren und Freunde, in die neue Arbeit ein: nicht mit resigniertem, auch nicht mit freudigem, aber mit entschlossenem Mute. Mit dem Entschluß meine ich zu thun was möglich ist auf der neuen Basis, die Pflichten, die uns obliegen und die uns der neue Lehrplan erheblich erschwert, nach besten Kräften zu erfüllen, aber auch mit dem Entschluß, wenn es sich herausstellen sollte, wie ich allerdings fürchte, daß es sich herausstellen wird — daß mit der geschmälerten Zeit und Kraft die Aufgabe des Gymnasiums und anderer ähnlicher höherer Lehranstalten, durch Wissenschaft zur Wissenschaft zu erziehen, die Knaben zu stählen für die Kämpfe des Lebens und für das heiße Ringen nach Erkenntnis, sich nicht genügend erfüllen läßt, mit dem ganzen Nachdruck der Sachkenntnis und des guten Gewissens von dem übel unterrichteten an den besser zu unterrichtenden Zeitgeist zu appellieren und dasjenige zurückzufordern, was unumgänglich notwendig ist, um unsere Mission und Aufgabe an der Jugend unseres Volkes zu erfüllen.

7. Vergängliches und Bleibendes am humanistischen Gymnasium.

(Pädagogische Sektion der allgemeinen deutschen Philologenversammlung zu München 1891.)

Thesen.

1. Das humanistische Gymnasium kann seine Aufgabe als Vorbereitungsanstalt für akademische Studien nur dann lösen, wenn in seinem Lehrplan ein zentraler Unterrichtsgegenstand, auf allen Klassenstufen mit überwiegender Stundenzahl ausgestattet, vorhanden ist.
2. Die Gefahr, durch ein Vielerlei nebeneinander hergehender Unterrichtsgegenstände die geistige Kraft der Schüler zu zersplittern und dadurch zu schwächen, ist für das humanistische Gymnasium in hohem Grade vorhanden. Sie ist durch die gegenwärtigen Reformbewegungen, auch durch einzelne Beschlüsse der Berliner Dezember-Konferenz, erheblich gewachsen.
3. Eine Vermehrung der deutschen Unterrichtsstunden wird den nationalen Geist ebensowenig stärken, als Vermehrung der Religionsunterrichtsstunden den religiösen, oder Vermehrung der Geschichtsunterrichtsstunden den historischen Sinn stärken würden.
4. Der Betrieb des Lateinischen und Griechischen auf den deutschen Gymnasien unserer Tage leistet der Jugend mehr und Besseres, als er den Generationen früherer Jahrhunderte geleistet hat: dieses Studium bindet die verschiedenen Unterrichtsfächer zusammen, indem es für ihren wissenschaftlichen Betrieb die historische Grundlage und die psychologischen Voraussetzungen schafft.
5. Kenntnis des Französischen, Englischen, naturwissenschaftliche Kenntnisse sind jederzeit und für alle Kreise sehr wichtig gewesen und sind es heute nicht in höherem, aber in gleichem Grade, wie zu Goethes oder Lessings Zeit. Aber selbst wenn sie es in höherem Grade wären, so würde daraus nicht folgen, daß sie für die Vorbereitung zum akademischen Studium Knaben und Jünglingen vom 9. bis zum 18. Lebensjahre das Studium der lateinischen und griechischen Sprache und Litteratur ersetzen könnten.

Ich habe mir erlaubt, Ihnen einige Thesen vorzulegen, die vielleicht an und für sich sehr trivial erscheinen können; die gesamte schulpolitische Lage aber — denn so müssen wir leider zu sagen uns gewöhnen — verlangt gebieterisch, ὥσπερ φωνὴν ἀφιείς, wie Demosthenes sagte, daß diese Versammlung zu den schwebenden Fragen, von denen die wichtigste, die Lebensfrage für das humanistische Gymnasium seit Dezember vorigen Jahres in Berlin anhängig ist, irgendwie Stellung nehme.

Ursprünglich hatte ich die Absicht, in etwas ausführlicherer Weise zu Ihnen zu sprechen von dem, was als das Vergängliche und was als das Bleibende am humanistischen Gymnasium sich erwiesen hat; ich wollte Ihnen zeigen, was in den verschiedenen Lehrplänen dieses Jahrhunderts hinsichtlich der einzelnen Unterrichtsfächer in den verschiedenen deutschen Staaten sich geändert, und was sich als das Beharrende in diesem Wechsel erwiesen hat; ich wollte zu demselben Zwecke die jetzt geltenden Lehrpläne der deutschen Gymnasien in den Bundesländern vergleichen und mir so den Weg bahnen zu den tiefer liegenden Beziehungen der Frage — z. B. dem Verhältnis der humanistischen Gymnasien zu den Realgymnasien in Preußen und den möglichen Folgen einer Aufhebung der letzteren für die ersteren. Da es aber viel wichtiger ist, daß über einige grundlegende Sätze in dieser Versammlung eine Debatte stattfinde, als daß irgendwelcher einzelne ausführlich eine abgerundete Darlegung seiner Ansichten vortrage, so möchte ich mich auf einige Hauptmomente der großen Frage: „Vergängliches und Bleibendes am Gymnasium", welche zugleich die ganze Reformfrage in sich schließt, auch hier die Gegensätze mehr andeutend als ausführend, beschränken.

Wir fassen die Stellung ins Auge, welche das humanistische Gymnasium in diesem seinem Ende entgegeneilenden Jahrhundert zu gewissen Mächten des Lebens — der Kirche, dem gesellschaftlichen Leben, der Politik — eingenommen hat. Was hat sich dabei als vergänglich gezeigt und ist vergangen, was ist geblieben oder soll bleiben?

Das erste, was wir hier berühren müssen, ist das Verhältnis des Gymnasiums zur Kirche, worunter ich der alten Sitte gemäß die verschiedenen christlichen Kirchen und das, was in ihnen allen gleichartig ist, verstehe; denn eine Kirche im Singular in anderem Sinne giebt es für absehbare Zeiten nicht. Es ist bekanntlich unrichtig, daß das humanistische Gymnasium eine Schöpfung der Kirche ist in dem Sinne, als wenn es zu irgend einer Zeit eine eigentliche kirchliche Institution gewesen wäre: aber richtig ist, daß es lange Zeit, und noch in unserem Jahrhundert, in einer sehr engen Verbindung mit den Kirchen — von den sichtbaren Kirchen spreche ich — gestanden

hat und daß die Zeit — von früheren Epochen zu schweigen — noch nicht allzulange vergangen ist, wo so gut wie sämtliche Lehrer Theologen, Kleriker waren: in Württemberg ist, wie bekannt, noch heute die Verbindung von Theologie und Lehrfach so enge, daß die ganz überwiegende Anzahl der Gymnasiallehrer durch das theologische Studium hindurch ihren Weg zum Gymnasiallehramt findet. Das ist im allgemeinen ein der Vergangenheit Angehöriges, mithin Vergängliches; in manchen Orten, in einzelnen Bräuchen lebt allerdings diese unmittelbare Verbindung noch fort, und ganz ohne Fühlung mit der kirchlichen Sitte werden nur sehr wenige Gymnasien sein: im ganzen und großen gesprochen besteht sie nicht mehr, der Lehrer ist nur zufällig auch Kleriker, und das Gymnasium bildet überall eine in sich geschlossene, den Kirchen gegenüber selbständige Gemeinschaft oder, wie ich lieber sagen möchte, Gemeinde. Ich weiß wohl, daß dies von manchen Seiten beklagt wird und man die Dinge so darstellt, als wenn an unseren Gymnasien nichts mehr christlich, geschweige denn kirchlich wäre, als die „paar Religionsstunden". Die Bestrebungen, wohlgemeinte, aufrichtige, wie ich nicht bezweifeln will, sind deshalb zunächst auf eine Vermehrung dieser Religionsstunden gerichtet, so noch jüngst von vier westfälischen Synoden, wo mit vielem leeren Bombast der höheren Schule der größere Teil der Schuld an der Verbreitung des Unglaubens unter dem Volke zugeschrieben und deshalb — wirklich deshalb — eine Vermehrung der Religionsstunden verlangt wurde; auch in der Berliner Konferenz sind sporadisch ähnliche Anschauungen hervorgetreten. Eine Vermehrung des Religionsunterrichtes und was sonst in jenen Synodalbeschlüssen und analogen Kundgebungen verlangt wird, würde, glaube ich, eine nur äußerliche und also eine dem guten Wollen der Betreffenden entgegengesetzte Wirkung haben. Und, meine Herren, wenn die unmittelbare — wenn eine bestimmte Art der Verbindung des humanistischen Gymnasiums mit den Kirchen vergangen ist, giebt es deswegen in der That in dieser Richtung nichts, was ihm geblieben ist und bleiben muß? Hier muß ich nun freilich Ihnen mit einem Soll oder Sollte kommen: aber weiter als ein Soll können doch auch jene Stimmen nicht aussagen. Der Lehrer, wie freilich jeder in seinem Stande, soll sich als Glied der Kirche Gottes ansehen, und es ist nicht bewiesen und ist, soweit meine Wahrnehmung irgend reicht, thatsächlich unrichtig, daß diese Anschauung in unserem Stande weniger verbreitet und weniger wirksam sei, als in irgend einem anderen; ist der Gymnasiallehrer nicht mehr Theologe, so hat er doch das christliche Recht, sein Amt als Priestertum anzusehen, und wohl ihm, wenn er es thut, ohne darüber viel Worte zu machen. Bleibend am Gymnasium muß sein, daß zwischen allen seinen Angehörigen eine Lebensgemein-

schaft, ein stillschweigendes innerliches Geben und Nehmen besteht, das nicht aus Worten, und wären es auch Worte Platos und aller anderen großen Geister der vorchristlichen Zeit, sondern aus dem Lebensquell des Evangeliums seine Kräfte zieht, und bleiben muß überhaupt die Kraft des Persönlichen, die, wie ich freilich hier nicht ausführen kann, in ihrem tiefsten Grunde immer auf dem Religiösen beruht. Ich lebe seit bald drei Jahrzehnten in einer von starken Gegensätzen der Konfessionen und Parteien bewegten Stadt und wirke an einer paritätischen Anstalt, und ich bin sehr davon durchdrungen, daß menschliche Schwachheit nirgends mehr als in unserem schweren und unendlich vielseitigen Berufe sich geltend macht: aber das habe ich doch keinen Augenblick zu vermissen gehabt, daß die Gemeinschaft, in der ich lebte, eine christliche war — ein christliches Gymnasium geblieben ist. Pflegen wir denn diesen Geist fernerhin, aber pflegen wir ihn mit seinen eigenen Mitteln und Kräften, und rufen wir um Gottes willen nicht den Staat und die Polizei zu Hilfe.

Ein anderer Punkt ist die Stellung und Geltung des Gymnasiums in der Gesellschaft überhaupt. Es ist nicht mehr bloß die Pflanzstätte für Theologen und Diener des Staates oder, wie man früher sagte, des Fürsten: es ist auch nicht mehr, wie vor vierzig Jahren Männer wie C. L. Roth es definieren wollten, ausschließlich die Schule für die künftigen Geistlichen, Richter, Ärzte, Lehrer: es ist jetzt, wie jedermann weiß, auch die Schule für zahlreiche Industrielle, Verwaltungsbeamte aller Art, Offiziere, Kaufleute u. s. w. geworden, und wie oft hat man uns vorgerückt, daß von hundert Sextanern nur allemal fünfundzwanzig oder wie viele später das Abiturientenexamen machten. Es mag sein, daß durch Herstellung und Ausgestaltung der reinen Realschule, wie die Kaiserliche Rede vom 4. Dezember v. J. und die Berliner Konferenz sie verlangt, darin einige Änderung eintritt: im wesentlichen aber wird es doch bleiben, wie bisher: das Gymnasium wird auch fernerhin die Schule für alle diejenigen sein, welche von ihren Eltern für das, was sie sehr mit Unrecht die höheren Stellungen nennen und vielmehr die verantwortungsvollsten Stellungen nennen sollten, bestimmt werden.

Indem nun das humanistische Gymnasium sich dieser Thatsache, daß viele es besuchen, welche nicht akademische Studien machen wollen, fügt, hat es doch daran festzuhalten, daß allen seinen Schülern, ohne Ausnahme, diejenige strenge Schulung zu teil werde, welche strebt, durch Wissenschaft zur Wissenschaft zu erziehen, mit anderen Worten, es muß so organisiert bleiben, und zwar von seiner untersten Klasse an, als wenn alle, auch jene 75 % Nichtakademiker, die Universität besuchen sollten. Ich kann in diesem Prozentsatz ein so großes Übel nicht

erkennen und den Worten von der unabgeschlossenen Bildung u. s. w. kein großes Gewicht beimessen. Ich gönne und wünsche der Realschule, ohne Latein und Griechisch, alles nur mögliche Gute; es ist unbedingt notwendig, daß die große und größere Zahl aus den vorzugsweise erwerbenden Ständen auf Real- und Bürgerschulen ihre Vorbildung finde, ohne Latein und Griechisch, mit Bildungsstoffen, die eine unmittelbare Beziehung zum gegenwärtigen Leben haben: es ist unsäglich thöricht, solche Anstalten nicht für ebenbürtig, für minder vornehm, minderwertig u. dgl. zu halten: aber es ist, scheint mir, ebenso ein nationales Interesse, daß ein starkes Element da sei, welches die strenge wissenschaftliche Schulung, die das humanistische Gymnasium kraft seiner ursprünglichen Bestimmung giebt, auch in den Gesellschaftsklassen vertrete, welche keine Universitätsbildung aufsuchen können oder wollen. Eben von diesem Gedanken ausgehend, daß auch diesen Gesellschaftsklassen etwas von jener tieferen historischen Erkenntnis, welche das Lateinische vermittelt, gesichert bleiben müsse, hat ein so ausgezeichneter Gelehrter, wie Fr. Paulsen, auf der Berliner Konferenz das preußische Realgymnasium mit Wärme und Geschick verteidigt: auf diese Frage darf ich hier nicht eingehen: aber ich würde es für eine große Schädigung ansehen, wenn man die Kenntnis des Lateinischen und Griechischen, die in schwerer methodischer Arbeit gewonnene Erkenntnis der antiken Gedankenwelt, nur für Ärzte, Theologen, Juristen, Philologen gelten lassen wollte.

Im Zusammenhang damit steht ein drittes, bei dem es mir besonders fruchtbar erscheint, die Vergangenheit des humanistischen Gymnasiums und seine Gegenwart zu vergleichen und daraus ein Bleibendes, ein Soll für seine Zukunft abzuleiten: fast möchte ich darin den Kernpunkt der kaiserlichen Reformgedanken und der Rede vom 4. Dezember erblicken: ich meine sein Verhältnis zur Politik. In dieser Beziehung ist eine große Änderung eingetreten — sehr natürlich, da unser ganzes Volksdasein sich verändert hat. In meiner Jugendzeit war von einer Beziehung des Gymnasiums zum Staate überhaupt kaum jemals die Rede. Wir Schüler hatten, vor der großen Krisis des Jahrhunderts, 1848, das Gefühl, daß Politisieren ungefähr ebenso sündhaft sei, wie ins Wirtshaus gehen. Man hörte wohl von Vaterlandsliebe im allgemeinen und vernahm oder sprach auch wohl selbst dann und wann einige echauffierte Phrasen darüber: daß man aber dereinst in einem solchen wirklichen Vaterlande Wahlrechte oder Wahlpflichten im Tumulte aufgeregten Parteilebens werde auszuüben haben, politische Reden hören oder gar selbst werde halten müssen — davon war keine Ahnung. Wenn eine völlige Fernhaltung des Lehrstoffes vom wirklichen Leben Idealismus ist, so war das humanistische Gymnasium damals sehr ideal. Dies hat sich gründlich

geändert: von allerhöchster Stelle ist es den höheren Schulen in der ersten kaiserlichen Rede — ich untersuche nicht, ob mit Recht oder Unrecht — geradezu zum Vorwurfe gemacht worden, daß sie den Kampf gegen die sozialistische Thorheit nicht aus sich selbst begonnen hätten. Allerdings, meine Herren: das humanistische Gymnasium von heute muß sich fest auf den Boden der Wirklichkeit stellen; unsere Schüler müssen mit dem Gedanken erzogen werden, daß sie ein Vaterland haben, das sie nicht bloß im allgemeinen lieben, sondern dem sie dienen sollen, in dem sie hohe Bürgerpflichten nach Gewissen und Überzeugung auszuüben haben werden; diese Gegenwart soll ihnen aus der Geschichte klar werden, — woraus folgt, wie ich beiläufig bemerken will, daß man nicht den umgekehrten, den verkehrten Weg einschlagen darf, Schülern die Geschichte aus der Gegenwart erklären zu wollen, die sie eben noch nicht kennen, sondern bloß erleben. Und, meine Herren, auch hier giebt es etwas Bleibendes, was wir aus dem alten Gymnasium herüberretten müssen, ich meine das Tendenzlose, Ruhige, die Rücksicht auf das Schlichte, Jugendliche, das man nicht frühzeitig abstreifen darf, auch nicht einmal zu einem so löblichen Zwecke, wie es die Bekämpfung einer kultur- und freiheitsfeindlichen Irrlehre ist. Es giebt nur einen Zweck, *εἷς οἰωνὸς ἄριστος* — und er ist das Bleibende in dem Vergänglichen und Wechselnden und dem alten Gymnasium mit dem heutigen gemein: die Pflege des Wahrheitssinns: damit wird auch der Politik und dem Vaterlande am besten gedient sein.

Wie aber? wollen wir die Prätention erheben, daß nur wir diesen Wahrheitssinn pflegen? sollte der Beschäftigung mit der griechischen und lateinischen Sprache allein diese magische Kraft innewohnen? Wir stehen hier an dem Schlüsselpunkte unserer Stellung: wenn wir nicht mit vernünftigen und einem ehrlichen Verstande einleuchtenden Gründen erweisen können, daß das Gymnasium durch das Mittel jener Sprachen die Wissenschaft, d. h. den selbständigen Wahrheitssinn, den Trieb nach wirklicher Erkenntnis, in einem besonderen Sinne weckt und stärkt, dann ist es in der That Zeit, diese Schule zu schließen. Soviel nun, sollte man denken, müßte doch jedem einleuchten, daß die Fähigkeit wirklich zu erkennen, ausgebildet werden muß an einem Gegenstande, der von vornherein den Geist zu schaffender, nicht bloß empfangender Thätigkeit ruft; auch das, daß dieser Gegenstand eine Sprache sein muß, weil in der Sprache die Menschen, die Völker ihr Denken, Empfinden, Begehren u. s. w. niedergelegt haben und mithin hier überall der Geist dem Geiste begegnet; daß diese Sprache nicht die eigene sein kann, so wenig als der Mensch — der Knabe meine ich — Naturgeschichte an seinem eigenen Körper studieren kann; daß ferner diese Sprache nicht eine

solche sein darf, bei welcher sofort der Nützlichkeitszweck, der Marktzweck, sich zwischen die wissenschaftlichen drängt, also keine moderne europäische; daß die grundlegenden Sprachen eine oder zwei historische Sprachen sein müssen, die nicht bloß eine von der unseren verschiedene lebende Nationalität, sondern eine längst vergangene Gedankenwelt repräsentieren, die wir nachdenkend in uns wieder lebendig machen, neu in uns erschaffen. Man hat nun, was das Latein betrifft, gesagt: ja früher, wo das Latein noch eine lebende Sprache war, die Sprache der Wissenschaft, der Diplomatie, der Kirche, als die Nationallitteraturen der modernen Völker ihre Früchte noch nicht gezeitigt hatten, da konnte man sie zur Hauptsache machen: aber sie kann uns jetzt nicht mehr dasselbe sein, wie unseren Vätern. Nein, meine Herren, nicht dasselbe, sondern viel mehr, als sie unseren Vätern gewesen ist. Sie ist, vom Griechischen ganz zu schweigen — für uns Wissenschaft in viel reinerem Sinne, als sie für den Lernenden vor ein, zwei Jahrhunderten und selbst noch in meiner Jugend war. Bekanntlich hat uns jene verkehrte Behandlungsweise, die den Wahn erweckte, als hätten Cäsar und Cicero um der Zumptparagraphen willen geschrieben und besäßen ihren Hauptwert als die Jagdgründe für die Phrasen in lateinischen Exerzitien, den ganzen Dilettantismus auf den Hals gezogen und jene große Weisheit des Tages hervorgerufen, die das Kind oder viel mehr ein halbes Dutzend Kinder mit dem Bade ausschüttet, daß die Lektüre überall die Hauptsache sei gegenüber der hölzernen, dürren, toten, verknöcherten Grammatik. Gewiß, die Lektüre — aber doch wohl die verständnisvolle Lektüre ist die Hauptsache, und jene Art des Studiums ist längst überholt: der sehr äußerliche und im Grunde abgeschmackte Ausdruck „formale Bildung" drückt nicht den zehnten Teil von demjenigen aus, was das Gymnasium jetzt mit seinem Latein und Griechisch will. Aber eins ist uns doch vom alten Gymnasium geblieben und muß es bleiben: damit eine Sprache uns Erziehungsmittel zu wissenschaftlichem Erkennen werde, muß man sie können. Wissen ohne Können ist eben nicht Wissenschaft. Eine Sprache kann man nur dann, wenn man in ihr Gedachtes in die eigene Sprache, d. h. Denkweise umdenkt und umgekehrt, in der eigenen Sprache Gedachtes in die fremde andere historische umsetzt. Dieses Um- und Nachdenken, eine Sache schwerer, langer, aber wesentlich schaffender, produktiver Arbeit, muß das Zentrum bleiben: und wenn dies, so folgern wir weiter, so muß diese Beschäftigung reichliche Zeit haben, und es muß auch das Lateinische die erste fremde Sprache sein, bleiben, welche den für den wissenschaftlichen Tempeldienst bestimmten Knaben bildet. Wir verwerfen also unbedingt und ohne Kompromiß jene seltsamen Vorschläge, mit Französisch, Englisch oder Italienisch den fremdsprachlichen Unterricht zu beginnen,

und wir verwerfen ebenso jene heillosen Kompromisse mit dem sogenannten Zeitgeist, welcher dem Lateinischen und Griechischen Stunde nach Stunde abfordert, um dann jene Vorwürfe von dem geringen Erfolg der klassischen Studien zu erheben, welche jetzt allerdings noch dreiste Unwahrheiten sind, aber wenn man dieser Koalition zweifelhafter Kräfte gegenüber, die sich selbst den Zeitgeist nennt, in einer feigen Rückzugstaktik verharrt, es nicht lange mehr sein werden.

Und doch, wenn man den Blick auf Sonst und Jetzt derjenigen Fächer richtet, die man nicht etwa Nebenfächer — denn in einem Organismus giebt es nichts Unnötiges, Nebensächliches — sondern etwa Fächer der Peripherie nennen kann, so könnte man und könnte auch jener Zeitgeist wohl zufrieden sein: hier ist vieles Verkehrte vergangen und wesentliche Fortschritte scheinen gesichert. Die Mathemathik ist auch da, wo sie früher stark zurücktrat, wie z. B. in den Seminarien meiner Heimat Württemberg, in ihr Recht, das ihr ihre Stelle neben den alten Sprachen anweist, eingesetzt; den Naturwissenschaften ist die Lösung der Aufgabe möglich gemacht, die sie im humanistischem Gymnasium allein haben können: den Sinn für das, was wir Natur im Unterschied von Geist, und Naturwissenschaft im Unterschiede von den Geisteswissenschaften nennen, zu wecken, zum Beobachten der sichtbaren, meßbaren, wägbaren Thatsachen anzuleiten. Der Vorwurf, daß hier zu wenig geschehe, wird nur von solchen erhoben, die meinen, ein zehn-, zwölf-, vierzehnjähriger Kopf könne alles auch lernen, was gelehrt werden kann, und die sich den Unterschied nicht klar gemacht haben zwischen allgemeiner Geistesbildung und Vorbildung für ein besonderes Fach. Das Französische, das noch 1816, noch 1829 vom „Kreise der öffentlichen und notwendigen Lektionen“ ausgeschlossen war, wird jetzt, wenn man nur darauf verzichtet, sechzehnjährige Jünglinge fertig sprechen lehren zu wollen, so weit gelehrt und gelernt, daß, wer es weiterhin zu bestimmten Lebenszwecken weiter lernen muß oder will, es leicht und rasch weiter lernen kann. Der Unterricht im Deutschen ist gleichfalls sehr viel fruchtbarer geworden, weil man, und seit Jahrzehnten immer mehr, den fremdsprachlichen Unterricht für die Handhabung der deutschen Sprache ganz anders ausnützt als früher; wer unseren Abiturienten in dieser Richtung, dem deutschen Aufsatze, besondere Vorwürfe macht, der beweist, daß er keine entsprechenden Schülerarbeiten der Zeit vor fünfzig Jahren kennt. In Litteratur und Geschichte ist man mindestens sehr eifrig bemüht zu vereinfachen, den Stoff psychologisch angemessener zu behandeln: namentlich aber ist man den Fächern des Zeichnens, Schreibens, Singens, Turnens mehr und mehr gerecht geworden, weil man den Begriff des Erziehens im

Unterrichte, des erziehenden Unterrichts tiefer und universaler aufzufassen und in diesem Zusammenhang die Bedeutung dieser Fächer für die Gesamtbildung des jugendlichen Menschen zu begreifen gelernt hat.

Man wäre mitunter versucht zu wünschen, daß einiges von diesen Fortschritten zu dem Vergänglichen gehöre: daß man z. B. in einiger Zeit nichts mehr von den obligatorischen Spielstunden und der durch die Ordinarien weise geregelten häuslichen Lektüre u. s. w. höre: auch der Patriotismus wird hoffentlich bald wieder als etwas Natürliches und Selbstverständliches behandelt und betrachtet werden können: aber im ganzen wollen wir das gern als ein Bleibendes hinnehmen, daß nach der heute vorwaltenden Betrachtungsweise das Lehren und Erziehen eine Kunst und meinetwegen eine Wissenschaft sei, und wollen deshalb auch die Veranstaltungen, jüngeren Genossen diese Kunst zu lehren, soweit sie lehrbar ist, mit Freuden begrüßen. Allein, meine Herren, möchten wir dabei eines nicht vergessen: kein großer und überhaupt kein wirklicher Künstler ist je gewesen, der nicht neben dem Studium der Methode, neben der Reflexion ein Element in sich gehabt hätte, das ich die Naivetät des Schaffens nennen möchte. Alle Methodik in allen Ehren, aber eines, denke ich, könnten wir von unserem alten Gymnasium doch lernen und womöglich beibehalten: Sie müssen mir schon ein unedles Bild gestatten: es legte seine Eier, ohne viel zu gackern. Hoffen wir, daß nach all dem Lärm, der jetzt die Luft erfüllt, wieder eine Zeit komme, wo der edelste aller Berufe wieder schlicht geübt werden darf, wo der Lehrer nicht an das zu denken braucht, was die hohen Behörden, das Publikum und die Zeitung sagen werden, sondern nur an seine Verantwortung vor Gott, an die Sache, der er in fleißiger Arbeit mächtig geworden ist, an die lebendigen Menschenseelen, denen er die geistige Nahrung zu reichen hat: eine Zeit endlich, wo auch der Name humanistisches Gymnasium wieder in seinem einfachen und tiefen Sinne verstanden wird. Er bezeichnet nicht, daß diese Anstalten ein Geheimmittel besitzen, humane Gesinnung etwa zu erzeugen: es wäre schlimm, wenn dazu der Umweg über Griechenland und Rom nötig wäre und wenn die realistischen Anstalten dies nicht auch könnten. Nein, der Name, wie immer er entstanden sei, besagt nichts anderes als dies: daß eine Anstalt, welche Menschen für schwere, verantwortungsreiche, leitende Stellungen ausbildet, dieselben den Menschen und die Menschheit kennen lehren, und dazu das feinste, was der Mensch hervorgebracht, die Sprachen zum Ausgangspunkte nehmen muß; daß sie ihren Schülern nicht bloß von den Thaten und Verirrungen, den Leiden und Kämpfen, den Tugenden oder Verbrechen von sechs Jahrtausenden etwas vorerzählen darf, sondern sie lehren und gewöhnen muß,

diese Dinge zu erforschen, aus ersten Quellen kennen zu lernen, damit sie die Gegenwart nicht bloß erleben, sondern auch verstehen, — vor allem aber sie durchdringen muß mit dem Gedanken, daß nicht die Lebenden allein die Menschheit bilden, sondern wir, sie, alle als Glieder einer sittlichen Gemeinschaft, welche die Jahrhunderte umfaßt, sich anschließen. Diesen Gedanken, den Gedanken der Menschheit als eines ethischen Ganzen mit gottgewollten Aufgaben und Zielen, der den Menschen, auch den unmündigen, zugleich erhebt und bescheiden macht, bei seinen Schülern und Gliedern zu einer Wahrheit zu machen, indem es denselben in täglicher Arbeit sich einwurzeln läßt — dieser Humanitätsgedanke, meine Herren, der, meine ich, zugleich auch ein christlicher und ein deutscher ist, er ist Grundlage und Ziel, Wappenschild und Adel des humanistischen Gymnasiums und muß es bleiben.

Druck von E. Buchbinder in Neu-Ruppin.

Jäger, Oskar,

Pro domo Reden und Aufsätze

Berlin 1894